







Deutsche Rundschau.

Berausgegeben

pon

Julius Rodenberg.



Band XXX.

(Januar - Februar - Märg 1882.)

Berlin.

Berlag von Gebrüder Paetel.

Micrandrien, Jerd. Heft, — Amsterdam, Sehsjards's Buchhanblung. — Athen, Karl Wilberg. — Balel. Chr. Meyrt. — Prüsel, E. Munardt's Hosbuch. — Bundpacht, C. Erills Hofiduch. — Buenoskires, L. Jacoben & So. — Watarest, Soliget & Co. — Capetown, J. Hosbuch. — Dorpat, Theodor Jodhe. — Christodich. — Buenoskires, Christiania, Albert Cammermeher. — Cincinnati, Philiph A. Theodold. — Dorpat, Theodor Hope, E. J. Karow's Universitäs Buch. — Konstantinopel, Corenz & Keil. — Kobenhagen, Andr. Heedor Hope, E. J. Karow's Universitäs Buch. — Konstantinopel, Corenz & Keil. — Kobenhagen, Andr. Heedor Hope, E. J. Kobenhagen, Andr. Herbool, Charles Scholl. — Pondon, Dulan & So. D. Rutt. A. Siegle. Tribner & Co. Williams & Aorgate. — Luzern, Doteschal's Buchhanblung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulric Hopeli. — Mitan, Fr. Lucas. — Wonstevideo, K. Jacobien & Co. — Wosłan, J. Leubner. Alexander Lang. Suithossis de Buchhanblung. — Reweyort, Cossed. — Siethert. — Theisen. — Petersburg, Ungust Deubner. Garl Kider. H. S. Hisbacher. Haar & Steinert. H. Bieweg. — Petersburg, Ungust Deubner. Carl Kider. H. S. Hisbacher. Haar & Steinert. Hisbacher. Hard. — Kondelphia, G. Schaefer & Rorab. — Big, Mitro Hopeli. — Porto-Wieger, Ere Brüggen & Co. — Ming. Heiben. — Konsterdam, dan Henels Buchhanblung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Konsterdam, dan Henels & Gelies. — Can Francisco, Fr. With. & D. Aarthaus. — Stockholm, Samfon & Wallin. — Tanunda (Scho-Unitalien), F. Safedow. — Tistis, G. Baerenkamm. — Valparalio, G. Riemeher & Inghirami. — Warfham, G. Wened & Co. — Birn, Withelm Braumüller & Sohn. Withelm Frid. D. Mang. — Veddo, H. Abrens & Co. – Bürlih, C. W. Edell.



Inhalts-Verzeichniß

311III

Dreifigften Bande (Januar — März 1882).

		Gette
I.	Der Schulmeister von Labiau. Gine altpreußische Siftorie	Othe
	bon Ernst Wichert	1
II.	Das fundamentale Problem der Phyfiologie. Von	
	Professor Dr. 3. Reinke in Göttingen	44
III.	Geheime Dentichrift, betreffend ben Proceg der Wera	
	Saffulitsch	62
IV.	Die Fortschritte bes Staatsbahngebantens	87
V.	Aus dem efthnischen Bolksleben. I	101
VI.	Irland. Bon Sir Roland Blennerhaffett. Bart M. P.	120
VII.	3 wei Werte von Georg Brandes. Bon Otto Brahm	145
VIII.	Reuere deutsche Lyrik. Bon Adolf Eren	147
IX.	Laster's linguiftische Schriften	152
X.	Literarische Notizen	156
XI.	Literarische Renigkeiten	157
XII.	Die Unverftandene auf dem Dorfe. Novelle von Marie	
	von Ebner-Eschenbach. I	161
XIII.	Berlins ftadtifche Selbstverwaltung. Bon A. Lammers .	180
XIV.	Aus bem efthnischen Bolksleben. II. (Schluß.)	204
XV.	Die Anfänge der Republik in Frankreich (1848). Bon	
	Karl Gillebrand. I	221
XVI.	Indische Reisebriefe. Bon Ernft haechel. I. Gine Boche	
	in Bombay	246
XVII.	Heber die Berlangerung des Lebens. Bon W. Preper	
	in Jena	264
VIII.	Der Bergweifelte. Aus eigenen und fremden Erinnerungen.	
	Bon Iwan Turgénjew	289
XIX.	Runft und Runftgeschichte. Bon B. A. S	306
XX.	Ebers' "Fran Burgemeifterin". Bon Adolf Srey	309
	(Fortiekung umflehend.)	

		Geite
XXI.	Der zweitaufendfte Band der Tauchnit-Edition. Bon	
	Inlius Rodenberg	311
XXII.	"Berichtigung." Bon Constantin Graf v. d. Pahlen, Staats-	
	Secretar Sr. Majestät des Raisers von Rufland	314
XXIII.	Literarische Notizen	315
XXIV.	Literarische Renigkeiten	319
XXV.	Die Unberftandene auf dem Dorfe. Rovelle von Marie	
	von Ebner-Eschenbach. II. (Schluß.)	321
XXVI.	Bur Geschichte ber romischen Frage und des Garan=	
	tiengesetzes. Bon Staminio	359
XXVII.	Sector Berliog in feinen Briefen und Memoiren.	
	Bon Eduard Hanslick	369
XXVIII.	Indische Reisebriefe. Bon Ernft haeckel. II. Unterwegs	
	nach Indien	386
XXIX.	Die Anfänge der Republik in Frankreich (1848). Von	
	Karl Hillebrand. II. (Schluß.)	409
XXX.		
	Augen von M. M. von Weber	420
XXXI.	and the state of t	
	Dr. Johann Kelle	431
XXXII.	Raren. Stigge aus Jutland von Alexander Kielland	445
XXXIII.	Die Berliner Theater. Bon Karl Krenzel	450
XXXIV.	Berthold Auerbach von Otto Brahm	464
XXXV.	Runft und Runftgeschichte. Bon B. A. S	468
XXXVI.	Volkswirthschaftliche Literatur	471
XXXVII.	Zwei Trauerspiele von Heinrich Kruse	473
XXXVIII.	Literarische Notizen	475
XXXIX.	Literarische Reuigkeiten	479

Der Schulmeister von Sabiau.

Eine altpreußische Siftorie

nad

Ernft Wichert.

I.

Un einem Maitage des für das Ordensland Preußen so gar denkwürdigen Jahres 1525 begegneten die Landleute, die zu Fuß und Wagen Vormittags vom Markt zu Labiau zurücktehrten, auf der Landstraße, die über die Kirchdörfer Legitten und Kahmen schräge durch das Samland in der Richtung auf Königsberg führte, zweien Keitern mit undekannten Gesichtern und in auffallender Tracht, die ihnen meist des ausmerksamen Zuschauens werth schienen.

Der vordere faß auf einem hohen, ftarkknochigen Klepper, der einmal ein recht muthiges Ritterpferd gewesen sein mochte, jett aber vorsichtig mit seinen ziemlich steifen Beinen die Pfüten und schlüpfrigen Löcher zu vermeiden suchte; Sattel und Saumzeug konnte, aus der Art des Beschlages zu schließen, an dem Pflocke eines Ordensftalles gehangen haben. Der Reiter mußte felbst ein ftatt= licher Mann fein, aber des Reitens wenig gewohnt; denn die vom Stragentoth bespritten Stiefel fteckten bis jum Blatt in den hochaufgezogenen Bügeln und der Kopf hing ein wenig vornüber auf die eingedrückte Bruft, auch hielten beide mit großen Lederhandschuhen bekleideten Sände die Zügel, mahrend die Reitgerte unter den rechten Arm geklemmt war. Er trug ein Wams von schwarzem Tuch gang ohne Schligen und Befat, um den hals einen weißen, glatten Rragen, über der Bruft ausgespitt, und auf dem Ropfe eine Mütze von fcwarzem Sammt mit zwei Schirmen fur Stirn und Naden, auf die fich ber breite, ringsum gefältete Boben legte. Dergleichen Müten pflegten die Gelehrten gu tragen, und das hagere Geficht darunter mit der scharfgeschnittenen Rafe, den schmalen Lippen und den lebhaften großen Augen hinter der vorgewölbten Stirn ließ auch zu allem lebrigen auf diesen Stand schließen. Der Mantel von ichwarzem Filz war um die Schultern gehängt, schützte aber wenig gegen den vom furischen Saff her eifig webenden Nordwind, da der Reiter feine Sand übrig hatte, ihn über der Bruft ausammen zu halten.

Der Andere, der sich halb seitwärts oder hinter ihm hielt, sah mit seinem robusten Gesicht und kräftigem Schulterbau einem alten Kriegsknecht ähnlich. Er war in gemeines Tuch gekleidet und trug ein ledernes Koller von unbestimmter Farbe. Born am Sattelknopf hing ein kurzes Schwert und eine Blechhaube, auf der anderen Seite ein vollgestopfter Ledersack. Auch hinter seinem Rücken war eine Tasche aufgeschnallt. Er schien dem Schwarzen zu Schutz und Dienst zugesellt zu sein. Jetzt ermunterte er von Zeit zu Zeit dessen Gaul durch ein Berühren mit der Reitpeitsche oder psiff zwischen den Zähnen durch. Seine Liebhaberei war's sicher nicht, so Schritt vor Schritt den Weg hinter sich zu bringen.

"Haltet Euch rechts, Herr Doctor, auf den Fußsteg," rieth er an einer vom Regen besonders tief aufgeweichten Stelle der Landstraße, "damit wir ein wenig austraben. Mir fallen die Augen schon zu vor Schläfrigkeit, zumal ich gestern erst spät zur Nachtruße gekommen din. Der Pfarrer Balentin in Legitten hat einen guten Borrath von Bier in seinem Keller, und mit dem edlen Getränk zu knausern, scheint nicht seine Art zu sein. In der Gesindestube gings hoch her mir zu Ehren, und der Glöckner, der zu Gast kam, war so vollgetrunken, daß wir ihn hinausrollen mußten wie ein Faß. Darum hat er auch heute früh die Glocken nicht geläutet und die ganze Zeit in Unordnung gebracht. Ja, im Keller hab' ich meine Visitation abgehalten, Herr Doctor, und nichts zu erinnern gesunden. Das will ich Sr. Ehrwürden mit Brief und Siegel besscheinigen."

Er lachte derb. Dem Herrn schien aber der Spaß nicht sonderlich zu gefallen. Er zog die Stirn in Falten und sprach vor sich hin: "Wollte Gott, daß es in Kirche und Schule so gut bestellt wäre! Großmäulig ist er auf der Kanzel schon genug, aber gut Beispiel gibt er im Hause nicht der Gemeinde. Thut's dem Adel rundum zuvor im Fressen und Sausen und ist allerorten der Herr Gevatter; wo er aber seinen Psalter hinverlegt hat, das ist ihm aus dem Gedächtniß kommen." Der Knecht, der ihn wohl nicht verstand, mahnte nochmals wegen des Fußsteges. Run wandte er den Kopf zu ihm zurück und sagte vernehmlich: "Es ziemt uns nicht, Lude, mit unsern Gäulen die Fußgänger ab und in den Koth zu drängen. Bleiben wir auf der Straße."

"Habt Ihr so viel Kespect vor dem lumpigen Bauernpack?" fragte der Knecht höhnisch. "Man merkt's, daß Ihr erst kurze Zeit im Lande seid und aus Schloß und Stadt noch wenig hinausgekommen. Schlagt mit der Peitsche zu, wenn der Hund nicht ausweichen will, dann weiß er, daß er nach Gebühr behandelt wird. Aber ich wette, er drückt sich fünfzig Schritt vorher. Das Bolk ift gut eingesuchst von den Herren. Soll ich mit meinem Gaul nicht mehr Mitleid haben, als mit so einem Bauernlümmel? Lenkt nur auf den Weg, hochwürdiger Herr, und die ganze Bagage wird demüthiglich durch den Lehm trotten."

"Das sind übermüthige Reden," verwies der Herr. "Man soll den armen Mann nicht drücken und mißachten, oder gar unter das Thier stellen. Wer das thut, versündigt sich schwer. Sind wir nicht nur dem Namen nach Christen, so sollen wir auch christlich Werk üben an unseren Nächsten." "Ei was!" rief ber Knecht, "ich bin in des Herrn Herzogs Dienst, und der Bauer ist mein Nächster nicht. Der schlechteste Troßbube stößt ihn ungestraft mit dem Fuß, und wie's hier zu Lande Sitte ist, so behandl' ich ihn, damit er mich nicht auslacht. Seht nur, wie die Euch mit ihren Schafsgesichtern angrinsen, weil Ihr Euch mit dem Gaul auf der Landstraße müht."

Eben kam ein Haufe Bauern vorüber, Männer und Weiber. Einige davon, die besser gekleidet waren, mochten von dem Wagen abgestiegen sein, der sich, nur von einer alten Frau gelenkt, durch den zähen Lehm qualte. Der Doctor wich aus, das ärgerie den herzoglichen Anecht augenscheinlich: er meinte sich in seiner Würde beweisen zu müssen, blieb einige Schritte zurück und ließ absichtlich sein Pserd dicht am Fußstege in eine Psütze treten, daß das Schmutzvasser nach allen Seiten hoch aussprag und die Fußgänger über und über bespritzte. Es machte ihm Spaß, daß die Weiber ausschen und die Burschen sich die Augen auswischten.

Einer von den älteren Männern blieb stehen und hob drohend den Stock. "Der Teusel soll Euch in den Leib sahren!" rief er. "Könnt Ihr ruhige Leute nicht ungeschoren ihres Weges gehen lassen?"

Lube kehrte sich auf dem Sattel guruck und warf ihm einen verächtlichen Blick zu. "Halt's Maul, Lümmel," befahl er.

"Ich bin fein Lümmel," war die Antwort.

"Was feid Ihr denn?"

"Ich bin der Müller von Kahmen, wenn Ihr's wiffen wollt, und erkenne Euch nicht für meinen Herrn. Sab' fcon genug an dem einen zu Hause."

Lube wandte sein Pferd. "Soll ich die Beitsche auf Eurem Rücken tanzen lassen, Müller?" rief er. "Heiliges Kreuz und Leiden! Wird das Bolk schon so frech hier draußen!"

Die Weiber redeten dem Müller zu, sich des Streits zu begeben und mit ihnen zu kommen; aber er machte sich frei und schien den Angriss abwarten zu wollen. "Schlagt doch zu," sagte er trozig. "Jeder Schlag, der den Bauer trifft, ist gezählt. Es geht nicht mehr, wie vordem. Der Bauer weiß, daß er jetzt auch einen gnädigen Herrn hat im Schloß zu Königsberg, der ihn nicht so übermüthig treten lassen wird. Der Herr Herzog ist für uns Alle und Gottes Wort muß bleiben."

Der Reiter sprengte schimpsend zu und warf ihn mit dem Gaul zu Boden. "Nun klage, Du Kröte," schrie er. Wahrscheinlich hätte er ihn noch mit der Reitpeitsche tractirt, wenn ihn sein Herr nicht ernstlich zurückgerusen hätte. "Ich leid's nicht," sagte derselbe streng, "daß Ihr in meinem Dienst solchen Unsug treibt. Bedenkt mein geistliches Amt! Führt Ihr Euch in der Folge nicht besser auf, so muß ich selbst bei Seiner fürstlichen Gnaden dem Herrn Herzog über Euch Klage führen. Halte Euch bescheiden hinter mir."

Der Reitknecht murrte in den Bart, fügte sich aber. "Es gehen solche Reden auch anderswo um," sagte er nach einer Weile. "Sie meinen, weil nun der Orden abgeschafft ist und ein Fürst sie regiert, daß nun Alles anders werden soll. Und wenn sie erst das Evangelium haben —"

"Das versteht Ihr nicht," unterbrach der Doctor. "Allerdings joll's anders

und besser werden in der Welt, dafür wollen wir redlich arbeiten, Jeder an seiner Stelle. Haben wir einen Herrn, der Gott sürchtet und sein Wort in Chren hält, so wird auch im Lande ein christlich Regiment walten, Hoch und Gering zum Besten."

Die hohen Mauern des Schlosses Labiau waren schon lange über der flachen Landschaft sichtbar gewesen. Auch die Kirche mit ihrem Spihdach und Thurm hob sich seitwärts über den Kranz von niedrigen Gebäuden hinaus, aus denen der Marktslecken bestand. Ueber die Wiesen hin auf dem Deimesluß ließen sich die weißen Segel der Kähne blicken, die den guten Wind benutzten, heute noch eine Strecke landeinwärts zu gelangen. Wo das Flüßchen an dem Ort selbst hinzog, hoben sich überall die Masten der Fischerkähne mit ihren kleinen Wimpeln. Es war ein freundliches Bild, zumal nun die Sonne siegreich das sinstere Gewölk durchbrach, das sich über dem kurischen Haft thürmte und das ganze Mittelfeld mit den hochragenden Baulichseiten schaft beleuchtete. Nun schimmerten auch die Weiden und Pappeln an der Landskraße grün und die Tropfen auf den im Winde zitternden Blättchen glänzten in allen Farben des Regenbogens.

Der Marktslecken war ringsum offen, ein Thor hatten die beiden Reiter nicht zu passiren. Die kleinen Häuser, meist mit Stall und Scheune hinter sich, lagen vereinzelt an der ungepflasterten Straße; erst gegen das Schloß hin verdichteten sich und bilbeten hier einen Ring um den kreissörmigen, tiesen, mit Feldsteinen ausgemauerten Graben, dessen der Mitte hin ausgeworsene Erde auf künstlicher Erhöhung das seste Haus trug, das schon vor Jahrhunderten die Ritter vom Deutschen Orden hier zum Schutz des Ausstussels der Deime in das Haff erbaut hatten. Denn hier vorüber mußten die mit Salz und Heringen beladenen Kähne der Königsberger Kausteute und andererseits die Wittinnen und Holzslöße, die von Littauen den Memelsluß hinab kamen und in der großen Handelsstadt ihr Ziel hatten. Eine Zugdrücke führte über den Graben.

An dieser angelangt, schien der Herr Doctor unschlüssig, wohin er sich zunächst wenden solle. Er maß mit einem flüchtigen Blick den Stand der Sonne
und sagte dann: "Es ift am besten, wenn ich hier absteige und gleich an mein
Geschäft gehe. Reitet Ihr indessen voran in's Schloß, Lude, und vermeldet
dem Herrn Amtmann Hans Röber meinen respectvollen Gruß mit Bitte, mir
im Hause ein Nachtlager zu verwilligen, da ich in des gnädigsten Herrn Herzogs
Auftrag reise. Sagt ihm, daß ich ihm mit solchem Anliegen nicht beschwerlich
fallen würde, wenn ich im Pfarrhause ein Unterkommen sinden könnte. Es sei
mir aber wissenlich, daß der alte Pfarrer gestorben und die Stelle noch unbeseht.
Für die Pferde wird reichlich Plat sein im Stall des Schlosses."

Er warf dem Knecht die Zügel zu und stieg etwas steisbeinig, aber ohne doch seine Würde zu vergessen, vom Gaul ab. Lude trabte über die Brücke, die bei Tage schon längst nicht mehr gesperrt zu werden pslegte. Der Herr, indem er das schwarze Wams glatt zog und den Mantel auf der Schulter zurecht rückte, fragte die Leute, die sich neugierig gesammelt hatten, nach der Schule. Man wies ihn nach einem Hause unter Ziegeldach, nicht weit von der Kirche. Nun er hochausgerichtet darauf zuging, merkte man erst, ein wie stattlicher Mann er war.

Das Schulhaus mußte, nach der ganzen Bauart und dem Braunroth der Wände zu schließen, schon ein hohes Alter haben. Das Dach war reparaturbedürftig, und auch sonst zeigten sich sehr merkliche Spuren des Verfalls. Aber das Gärtchen daneben war in bester Ordnung und der Flur, in den der Gast durch die offen stehende Thüre trat, weiß gescheuert und mit Sand bestreut. Hinter der Thüre links ließ sich eine laute Stimme vernehmen, die eintönig kurze Sähe sprach, worauf viele Kinderstimmen schlagsertig und ebenso eintönig, jedes Wort scharf abgeseht, mit der Wiederholung antworteten. Es waren die einzelnen Keihen eines Liedes aus dem Wittenberger Liederbuche, das erst im Jahre zuvor im Druck ausgegeben worden; und nun der ganze Vers so im Gedächtniß sestzusigen schien, begann der Gesang:

"Es ist das Heil uns kommen her von Gnad' und lauter Güten; Die Wert' helfen nimmer mehr, sie mögen nicht behüten; Der Glaub' siehet Jesum Christum an, der hat gnug für uns alle gethan, er ist der Mittler worden."

Dem Manne draußen schien das Lied wohl zu gefallen. Er beugte den Kopf der Thüre zu, mit aufmerksamem Ohr lauschend, und gab sein Einderständniß durch Nicken zu erkennen. Die großen Augen leuchteten und die rechte Hand hob sich nach der Brust. "So ist es doch eine gute Saat, die wir ausgestreut haben," sprach er vor sich hin. "Sie verweht nicht im Winde, sondern er trägt sie weithin über Wasser und Land, und sie fällt auf fruchtbaren Boden und gedeiht. Gelobt sei der Herr!" Ehe dann aber der zweite Vers anhub, klopste er kräftig an die Thür, um sich zu melden. Er hatte unbemerkt genug gehört, um zu wissen, weß Geistes der Unterricht da war.

Das kleine hölzerne Schiebefenster in der Thür öffnete sich. Eine spize Nase und ein kaum weniger spizes Kinn wurden sichtbar und ein paar graue Augen lugten hinaus. "Wer stört uns durch so unziemlich lautes Geklopse?" fragte die scharse Stimme hinaus. "Wisset Ihr nicht, daß wir Schule halten?"

"Thut mir auf, lieber Schulmeister," antwortete der Fremde, "einem Abgeordneten unseres durchlauchtigsten Herrn Herzogs und seiner Räthe. Gerade weil ich erwartete, daß Ihr um diese Zeit Schule halten würdet, kam ich so frühzeitig. Denn es ist mir aufgegeben, Kirchen und Schulen im Lande zu bereisen, um meinem gnädigen Herrn zu berichten, in welcher Ordnung ich sie fände. Mein Beglaubigungsschreiben soll Euch dessen versichern und mir hoffentslich gute Aufnahme verschaffen." Er zog es aus der Tasche innen am Mantel.

Das spise Gesicht war schon verschwunden, das Fensterchen in der Eile offen geblieben. Nun wurde die Thür aufgeklinkt und auf die Schwelle trat mit tiesem Bückling ein kleines, unscheinliches Männchen in bäuerlicher Kleidung, über die aber ein schwarzes, verschlissens Männeken mit kurzem Kragen geworsen war. Eine weiße Krause saß lose um den dünnen Hals und wippte nun hinten auf, die untere Hälfte der kahlen Platte deckend. In der einen Hand hielt er ein Haselstöcken, in der andern ein kleines Buch. Ueber seinen

Rücken weg lugten neugierig die frischen Gefichter der Buben und Mädchen von den Banken ber in den Flur hinaus.

Wie nun aber der Schulmeister sich langsam wieder aufrichtete und den Fremden, der sich so vornehm ankündigte, forschend anblickte, schien ihm ein plöglicher Schreck in die Glieder zu fahren. Er riß die Augen weit auf, der Spihbart am Kinn kam in zitternde Bewegung und alle Farbe verlor sich aus dem hageren Gesicht. "Gütiger himmel," rief er, "blendet mich nicht des Teufels Arglist? Seid Ihr's ... Spretten!"

Auch der Fremde war verwundert einen Schritt zurückgetreten, offenbar von etwas ganz Unerwartetem im Augenblick verwirrt. "Martinus —1" murmelte er, "Du ..." Er gewann aber bald seine Fassung wieder, hob die Hand mit ausgestrecktem Zeigesinger, Schweigen zu gebieten, und sagte ernst: "Lasset uns später vergangener Zeiten gedenken, lieber Magister. Der hier vor Euch steht ist der Doctor Paulus Speratus, Hopprediger Seiner fürstlichen Durchslaucht, und zur Visitation der Schule abgevrdnet. In solcher Gigenschaft wollet mir Einlaß gewähren."

Das bünne Männchen sperrte die Augen noch größer auf. "Doctor — Speratus — Ihr?" zitterten die Lippen. Die Geftalt bewegte sich eiligst rückwärts bis zu einem Holzgestell in der Ecke, das als Ratheder diente, und machte

fo den Weg frei. "Derfelbe Paulus Speratus —"

"Dessen Lied Ihr soeben die Kinder singen lehrtet," ergänzte der Doctor eintretend. Er wandte sich an die Jugend, die ganz verschüchtert dreinschaute. "Grüß Gott, Kinder! Ich hab' draußen schon ein wenig gelauscht und mit Freuden gehört, wie sest und frästig Ihr singt. Wahrlich! in mancher Landschule bin ich schon gewesen, seit ich letzen Herbst hier in Preußen einwanderte, durch den Herrn Herzog berusen, das reine Wort Gottes zu predigen, aber aus dem Wittenberger Liederbuch hat man mir bisher nicht vorgesungen. Ich will's mit Nächstem an Dr. Martinus Luther berichten, lieber Magister; es wird seinem Herzen wohlthun."

Der Schulmeister hatte sein Gesicht in Falten gelegt und die schmalen Lippen zusammengepreßt, als ob ihn gar beschwerliche Gedanken beschäftigten. Nun erhellte sich zwar seine Stirn ein wenig, aber er beugte nur den Kopf zum Dank und antwortete nicht.

"Setzet nur den Unterricht fort, lieber Magister," bat deshalb der Hofprediger, "und erlaubet, daß ich ein Stündlein bleibe und zuhöre, damit ich ersahre, was die Kinder wissen und können."

"Fraget sie selbst aus, Herr Doctor," sagte Martinus daraus, "so ist mir's lieber, nicht meinetwegen, sondern Euretwegen. Denn es kann überall geschehen, daß die Kinder auf des Lehrers Fragen Einiges antworten, was ihnen mühsam eingebläuet worden, sonst aber gar unwissend und kopslos sind. Wollet Ihr sie und mich prüsen, so nehmt selbst das Wort; ich hoffe, wir werden bestehen."

Dr. Speratus nickte bestiedigt. "So sagt mir denn zunächst, worin man in dieser Schule unterrichtet," bat er.

"Vor Allem in Gottes Geboten und im apostolischen Bekenntniß, im Singen und Beten," berichtete der Lehrer. "Mit dem Gebet halt' ich's aber schon lange nicht mehr, wie in älterer Zeit. Von den langen Vitten an die Heiligen wissen die Kinder nichts, sondern der Herr Jesus Christ ist ihr Mittler allein. Hab' auch wenig Fleiß darauf gewandt, daß sie große Stückerplappern lernen, wovon nichts in ihren Verstand geht, vielmehr auf den Sinn und rechten Begriff gehalten. Mit den übrigen Gegenständen ist's hier wie überall ein recht ärmliches Wesen. Lesen lernen nicht Alle, und Schreiben noch wenigere, denn es sehlt an Büchern und am Papier zu rechter lebung, und die Schule wird nur im Winter gehalten, knapp bis Ende Mai. Ein Büchelchen geht reihum und geschrieben wird an der Tasel mit Kreide. Im Rechnen bring' ich den Kindern bei, was der Kopf sesskaten will, nicht viel mehr, als zum täglichen Gebrauch ersorder-lich. Danach wollet Euch freundlich bei Euren Fragen richten."

"Und wer hat diese Schule begründet?"

"Man sagt der ehrwürdige Hochmeister Winrich von Kniprode, unter dem auch das Haus gebaut worden, vor nun mehr als anderthalb Säculis. Zur Schule gehört ein Garten und ein Stücklein Acker. Den Wirthen liegt ob, zu des Lehrers Nothdurft ein Bestimmtes an Getreide, Gemüse, Giern und Flachs zu steuern, ist doch wenig genug, auch sollten von Alters her aus der Ordenstasse jährlich seins ungarsche Gulden an den Lehrer gezahlt werden, ist aber in letzter Zeit oft in Vergessenheit kommen in diesen Landesnöthen, und alles Mahnen vergeblich."

"Babt Ihr keinen Gehilfen bei der Schule, Meifter?"

"Rein. Aber meine älteste Tochter steht mir treulich bei, dort unter den Kleinsten gute Ordnung zu halten und ihnen die Elemente beizubringen. Steh' auf, Magdalena!"

Bon der Bank im Winkel erhob fich ein junges Mädchen, wohlgestaltet und von hübschem Angesicht. Die Wangen waren glühendroth und die Augen senkten fich zu Boden. Dr. Speratus reichte ihr die hand, worauf fie fich rasch buckte, fie zu fuffen. Er ftreichelte ihr die Wange und fagte: "Guer Bater und ich waren einmal in der Jugend gute Gesellen. Schenkt mir daher Bertrauen." Da er sie nun aber aus der Nähe genauer betrachtete, schien er betroffen zu fein; "Ihr erinnert mich . . . " bemerkte er leife und brach ab. Er ftrich mit der hand über die hohe Stirn, warf einen fragenden Blid auf den Schulmeifter, der aber seitab nach dem Fenfter fah, und begann sogleich die Knaben und Mädchen in der Religion zu eraminiren. Zu dem 3weck knupfte er an das Lied an, das fie eben gefungen hatten, und fragte nach jedes Sages Bedeutung. Als die Rinder fich erft ein Berg gefaßt hatten, gaben fie meift klare und bundige Untworten, wußten auch Spruche aus der Bibel paffend heranzuziehen und Luther's Lieder durch alle Berje herzusagen und zu erklären. Zulett maren fie ihres guten Biffens felbft fo froh, daß fie alle Schüchternheit vergagen und einander Die Antworten von dem Munde fortzunehmen trachteten, fo daß der Schulmeister mit dem Saselstock aufschlagen und fie fo zu gesetztem Wefen mahnen mußte.

"Ich bin mit euch wohl zufrieden," sagte Dr. Speratus. "Und da ihr so trefflich bestanden habt, will ich euch zum Lohn noch etwas aus Königsberg und von unserem gnädigen Herrn Herzog erzählen, was ihr zu Eltern und Geschwiftern nach Sause mitnehmen möget." Und er erzählte nun umftandlich, wie Herzog Albrecht, nachdem ihn das Reich trot aller Bitten verlaffen und der Babft ihn immer mehr in feinem Gewiffen bedrängt, ju Rrakau mit dem König von Polen einen ewigen Frieden gefchloffen und bas bisherige Ordenstand als erbliches Leben angenommen habe, fodaß nun der Orden abgethan fei und er als ein Fürst regiere gleich anderen Fürsten. Dann sei er nach vierjähriger Abwesenheit nach Preußen plöglich beimgekommen und sei gar prächtig empfangen worden von den Städten Königsberg, die ihm wegen seiner Anhänglichkeit an die reine Lehre wohlgeneigt. Dann fuhr er fort: "Bei der feierlichen Ginholung bin ich felbst zugegen gewesen und kann euch Alles nach der Wahrheit beschreiben. Bürgermeifter und Rathe von Altstadt und Aneiphof ritten am neunten Tage diefes Monats Mai dem Herrn Herzog entgegen bis Haffftrom mit zweihundert Pferden, dann ward der Bug geordnet. Boran ritten die Altstädter, in der Mitte Seine Gnaden und das Hofgefinde, hintennach die Kneiphöfer. Der Berr Bergog ritt insonderheit zu Jedem und gab ihm die Sand. Als Seine Fürstlichen Gnaden an den Aneiphof kamen, da ging etlich Geschütz ab. Ich aber ftand mit vielen ichongeschmudten Jungfrauen und Frauen beim Grunen Thor, und da der Herr Herzog nun in die Langgaffe einritt, durft' ich ihn im Namen berfelben ansprechen und als unsern Landesfürften begrußen. Beim Ginreiten in die Altstadt wurde wieder von den Thoren und vom Rathhaus etlich Geschüt gelöft, in allen drei Städten läuteten die Blocken; auf dem Wege, den der Berr Herzog nahm, brannten Freudenfeuer, Teppiche wurden aus den Fenftern gehängt, die Straßen mit Gras bestreut. So führten sie ihn mit Jubel auf's Schloß. Als er aber da hinauftam, gingen bei zweihundert Stuck Geschutz ab, an Karthaunen, halben Schlangen und dergleichen. Es war ein Lärm, daß man fich die Ohren zuhalten mochte. Wer das erlebt hat, vergift's bis zum Ende seiner Tage nicht. Nun hat der Herr Herzog zu Ende des Monats einen Landtag ausgeschrieben, auf dem ihm feierlich gehuldigt werden foll. Sind auch von den alten Ordensrittern noch einige widerhaarig, die werden sich wol begeben muffen. Dann foll auch ein Schreiben in's Land gehen wegen Menderung der Religion. Ift aber an den meiften Orten ichon tapfer vorgesorgt und mit dem römischen Wesen aufgeräumt, wie auch hier. Bald wird fich bas gange Land Preußen der evangelischen Freiheit zu erfreuen haben."

Die Kinder hörten aufmerksam und mit bligenden Augen zu. Die dreisteren hielten Fragen nicht zurück, wie der Herr Herzog gekleidet gewesen und ob die Herren aus Polen ihn begleitet hätten und ob beim großen Schießen kein Unglück geschehen. Dr. Speratuß gab Allen Auskunft, wennschon immer noch nicht genug, und entließ die Kinder endlich nach Hause, da die Schulzeit schon vorüber war. Ginander das Gehörte wieder erzählend, polterten sie sehr aufgeregt aus dem Schulhause und trugen die Reuigkeiten durch den ganzen Ort.

Martinus hatte seine Tochter herangewinkt und ihr etwas in's Ohr geflüstert, worauf sie die Stube verließ; da die beiden Männer nun dort allein zurücklieben, kam sie zurück mit einem weißen Mützchen und einer Schürze geschmückt, knizte vor dem Doctor und bat ihn zu einem Imbis hinüber in die Wohnstube; zu ihrem Later aber sprach sie etwas heimlich. Dort standen in der Ecke am schwarzen Kachelofen noch zwei Kinder des Schulmeisters, ein Bube von vierzehn Jahren und ein kleines Mädchen, das mit der älteren Schwester wenig Aehnlichkeit hatte. Der Tisch war mit einem weißen Linnen belegt. Es stand darauf eine Schale mit Milch und eine Kanne mit Bier, ein Jinnteller mit Brod und ein anderer mit geräucherten Flundern. Auch Butter und Honig sehlte nicht. Speratus zögerte zuzugreisen. "Ich vermisse Eure Hausestrau," sagte er.

"Wollet sie wegen Schwachheit des Leibes entschuldigen", bat Martinus finster; "sie ist unwohl und mag ihre Schlaskammer nicht verlassen. Nehmet

aber vorlieb. Ein armer Schullehrer hat nicht mehr zu bieten."

Er schob ihm einen Stuhl mit Lederkiffen hin und sehte sich gegenüber. Dem Doctor schien's zu schmecken, er selbst aß wenig und schien Mühe zu haben, die Brodbissen hinunterzubringen. Magdalena betheilte die Geschwister, nahm sie dann bei der Hand und führte sie hinaus.

"Nun laßt mich aber meiner Berwunderung Worte geben," begann nach einer Beile Speratus, "Guch hier in Preußen wiederzufinden, Bruder Martinus."

"Als Schulmeifter auf dem Dorfe —" sette der Angeredete bitter hinzu.

"Wahrlich! Ich hätte Euch auf den ersten Blick kaum erkannt, wenn Ihr nicht meinen Batersnamen genannt hättet, bei dem ich mich als junger Student in Erfurt noch rufen ließ", fagte der Doctor.

"Es entsuhr mir so in der Ueberraschung," versicherte Martinus wenig freundlich. "Sonst hätt' ich mich wohl gehütet, den hochberühmten Dr. Paulus Speratus, Hosprediger Seiner Fürstlichen Durchlaucht, an den Ersurter Stubengenossen zu erinnern, der's so wenig weit in der Welt gebracht und an den er auch sonst wohl ungern zurückdenken mag."

Speratus setze den Bierkrug aus der Hand, von dem er eben wieder seinen zinnernen Becher füllen wollte. "Ich habe also doch wohl recht gesehen," sagte er, "daß Euch diese Begegnung unlieb war. Seit wir uns in Ersurt trennten —"

"Ihr gingt ohne Abschied."

"Nun wohl — ich mochte meinen Grund haben. Seitdem sind viele Jahre vergangen und wir haben große Erlebnisse hinter uns, vielleicht noch größere vor uns. Alle meine Gedanken sind reichlich damit beschäftigt, und so sollte es auch bei Guch sein. Warum an ein Zerwürfniß zurückbenken, bei dem viel Jugendthorheit mitwirkte?"

Der kleine Schulmeister schreckte von seinem Stuhl auf und richtete zugleich mit zwei scherenartig gespitzten Fingern den Haarbüschel in die Höhe, der ihm auf der kahlen Stirn stehen geblieben war. "Wollet Ihr auch dies Jugendthorheit nennen," fragte er mit schneidigem Ton, "daß wir einander gelobt hatten, Freunde und Genossen für's Leben zu bleiben und mitsammen den Drachen der Lüge und boshafter Gewalt zu bekämpsen? Freilich — Ihr der Heru Paulus von Rotweil, aus dem adligen Geschlecht derer von Spretten, wohlbegütert, ich saft zehn Jahre älter, eines armen Dorfschneiders Sohn, aus der Lehre entstaufen, lang umgetrieben in deutschen Landen als ein armer Scholar, ärmer als eine Kirchenmaus!"

Dem Doctor schien diese Rede großes Unbehagen zu verurfachen, aber er

schluckte seinen Aerger herunter und sagte mild: "Hab ich Guch je diesen Untersichied der Geburt und des Wohlstandes empfinden lassen, Martinus? Fragt Guch doch ernstlich. Damals, als ich Euch an der Landstraße liegen fand, von den Bauern jämmerlich zerschlagen, halb verhungert und verdürstet —"

"Ich war mit einer Schaar Bacchanten und Schützen über Land gezogen," fiel der Schulmeifter ein, "weil ich mich in Erfurt, der Burg der humaniften, nicht länger halten tonnte. Wollten uns bis Breglau durchichlagen, wo es billig fein follte zu leben, und in der Schul im Dom zum heiligen Rreuz oder zu St. Elisabeth Unterkunft suchen, ich als ihr Praceptor, denn ich war ihnen in den Wiffenschaften weit voraus. Da hatten wir vom Sunger getrieben einen Bauernhof überfallen und ausgeplundert. Die Bauern im Dorf rotteten fich aber auf das Silfegeschrei zusammen, fingen uns ab und bedrohten uns mit Knütteln und Dreschflegeln. Die andern schlüpften durch; ich aber hatte wunde Buge von der Wanderung und konnte nicht laufen. Sie fielen über mich ber, der ich ihnen am wenigsten Leides gethan und gar nun den Bacchanten abge= rathen hatte, und schlugen mich, daß ich wohl meint', es fei mein Ende, und ließen mich liegen. Da famt Ihr des Weges geritten, ein junger Student, und wolltet auf Erfurt. Ihr erbarmet Guch meiner, nahmt mich auf und fettet mich auf Guer Pferd, erquicktet mich auch mit Speise und Trank aus Eurem Ranzen. Das meint ich Euch nimmer vergeffen zu können! Sab's auch nicht vergeffen bis auf den heutigen Tag."

"Seid aber deshalb nicht in meiner Schuld geblieben," fagte Speratus lächelnd. "Kramen wir denn die alten Geschichten vollends aus, da Ihr damit begonnen habt. In Erfurt brachtet Ihr mich in das haus Gures früheren Wirthes, des maderen Tuchscheerermeifters henneberg, hieltet mein Stubchen in guter Ordnung, schafftet mir Bucher an, wie ich fie brauchte, führtet mich bei den hochberühmten Professoren Maternus Bistoris, Mutianus Rufus und Johannes Benatorius ein und faget bei mir in den Collegien. Hutetet mich auch bor ichlechter Gesellschaft, da ich noch ein leichtfertiger junger Fant war und ein ziemlich Stuck Geld im Beutel hatte, wofür ich Guch allezeit dankbar bleibe. Zu Hause laset Ihr mit mir Griechisch und Hebräisch, auch die schwereren Lateiner und stärktet meine Lust zu den Wissenschaften. Vor allem aber machtet Ihr mich bekannt mit den Zeitschriften der humaniften, besonders huttens, des theuern Mannes, der fo tapfer gegen die Pfaffen losichlug. Bis in die fpate Nacht fagen wir bei ber Lampe, manchmal auch in Gefellschaft des jungen Cobanus Heffus, der dann ein großes Licht und als Boet gefront worden ..., und Ihr habt Recht: im beiligen Gifer gelobten wir einander zu feinen Fahnen zu halten als gute Rampfgenoffen."

"Hattet aber doch den rechten Muth nicht, redlich zu brechen," bemerkte Martinus. "Euer Oheim, der Euch unterhielt, saß im Rath zu Rotweil und wollte nicht Ungelegenheiten haben, schrieb deshalb eifrig, Ihr solltet bei der Theologie bleiben und Euch von allen keherischen Neuerungen fern halten. Da ward ich Euch ein gefährlicher Geselle, nicht wahr? Ihr sagtet aber nicht: Martinus, geh! ich bin andern Sinnes worden; in Armuth, wie Du, kann ich nicht leben, und so thu' ich, was man mich von Hause heißt. Sondern es war,

als hätt' ich unehrlich gegen Euch gehandelt und Ihr müßtet mir Eure Spur ganz verwischen. So machtet Ihr Euch heimlich auf die Flucht."

"Nennt's nur fo!" rief Speratus. "Gine Flucht war's wirklich, und ich will Euch nicht leugnen, daß ich aus einiger Schwachheit fo handelte, ba ich meines Oheims und Vormundes Zorn fürchtete, wenn ich mich von Guch zu unbedachten Schritten brangen ließ, da doch meine Jugend noch unerfahren war und in der Welt nicht bestehen konnte. Aber das war's doch nicht allein. Ich sah auch in Vielem heller, als Ihr, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, und ertannte mein unreifes Wefen und unselbständiges Wiffen. Wer die Pfaffenburg sprengen wollte, der durfte nicht draugen vor der Mauer fteben bleiben und fie mit gelehrten Schriften bombardiren. Nein, der mußte junachft felbft hinein und all ihr Ruftzeug kennen lernen zu fpaterem gedeihlichen Ungriff von innen her. Darum meint ich meine Mittel gut nuten ju muffen, ging über die Alpen nach Italien und ließ mich dort auf Universitäten einschreiben. In Padua und Bologna ftudirt' ich Theologie und dann in Rom selbst blieb ich länger als ein Jahr, mit eigenen Augen der Kirche Berfall durch des Papftes und feiner Cardinale Migwirthschaft zu beobachten. Nimmer war' ich geworden, was ich bin, wenn ich folden Grund nicht gelegt hatte. Darum gurnet mir nicht ob Diefer frühen Ginficht."

Martinus schüttelte den Kopf. "Ihr legt's Euch nun so zurecht," sagte er. "Nebrigens — — "Er verzog die Muskeln des Gesichts, als ob er einen grimmen Schmerz zu verbeißen hätte, schlöß die Augen und strich mit der Hand darüber hin. "Es muß einmal heraus," suhr er sort, "damit Ihr merkt, daß Euch kein Verstecken hilft. Was Ihr mir dis dahin angethan habt, hätt' ich leicht versichmerzt und Eurer Zaghaftigkeit wenig gezürnt. Aber es blieb auch ein Mägdlein zurück — "

Speratus zuckte zusammen. "Ihr wißt das —?"

"Wie sollt' ich's nicht wissen? Hatt' ich doch selbst des Meisters Hennebergs hübsches Töchterlein in mein Herz geschlossen, schon als er dem armen Scholaren aus Mitleid ein Kämmerchen in seinem Hinterhause überlassen hatte und ich Miethe und Kost durch schwere Arbeit in seiner Werkstätte und auch durch Unterrichten der Kinder abtrug. Marie schien mir auch wohlgeneigt und wollte warten, dis ich ein Amt erlangt hätt', das mich nährte, und darum hauptssächlich war ich von Ersurt ausgezogen, wo ich doch mit meiner Armuth immer auf berselben Stelle hätt' bleiben müssen."

"Das wußt' ich nicht, Martinus," sagte der Gaft und streckte ihm die Hand über den Tisch hinüber.

Der Schulmeister aber schlug nicht ein, sondern fuhr haftiger fort: "Da Ihr mich nun auf Eurem Gaul trant nach der Stadt zurückbrachtet, meint' ich nicht anders, als daß es eine Schickung des himmels sei, rieth Euch also selbst zu Hennebergs Haus und war frohen Muthes, als eines Junkers Famulus wieder in des lieben Mädchens Nähe zu sein. Hatt' aber schlecht bedacht, daß ich mir ein Kuckucksei in's Nest legte. War ich doch klein von Wuchs und häßlich im Gesicht, niederer Geburt und schlecht gekleidet — mein Geselle aber jung und wohlgestalt, groß und stattlich, ritterlich geboren und erzogen, zier-

licher Rebe gewachsen. Kein Wunder, daß die Augen des Mädchens mehr Gefallen an ihm hatten als an mir. Und doch hätte die Treue nicht gewankt, wenn Ihr Euch nicht in Mariens Herz eingedrängt hättet mit Schmeichelei und eitlen Bersprechungen."

"Martinus — !" wollte der Doctor unterbrechen.

Der aber bedeutete ihn mit zitternder Hand zu schweigen und ihn anzuhören. "Da ich nun wohl merkte," suhr er sort, "daß sie sich mir ganz abwandte, in den jungen Gesellen blind vernarrt, that mir's weh. Aber ich überlegte, daß mir's doch nicht nühen könnte, wenn ich Lärm schlüge. Und ich liebte das Mädchen aufrichtig und wünschte ihm das Beste, der junge Geselle aber, der es ihr angethan hatte, war mein Retter in großer Noth gewesen und nun mein geschworener Bruder. Da kämpst' ich's still mit mir aus, und trat dann eines Abends, als Ihr wieder Heimlichkeiten gehabt hattet, zu Guch, nahm Eure heiße Hand und sagte: Paulus, ich weiß, was Du mit dem Mädchen treibst. Meinst Du's als ein ehrlicher Mann? Darüber erschrafst Du ein wenig, und wurdest roth, drücktest mir aber die Hand und gabst zur Antwort: wahrlich, ich mein's als ein ehrlicher Mann! So nahm ich's nun auch sütr wahr."

"Und ich sprach damals gerade wie ich's fühlte," versicherte Speratus. "Es war zum ersten Male, daß mich eine solche Leidenschaft erfaßt hatte. Zu mächtig wurde sie bald, daß ich mich ganz darin verloren sah. Was sollte daraus werden bei meiner Jugend und Unsertigkeit? Aber an dergleichen denkt Niemand, wenn es in seiner Brust stürmt. Später erst —"

"Wenn es zu spät ist," ergänzte Martinus und zog sein Mäntelchen über Schultern zusammen, als ob ihn fröre.

"Ich habe einen schweren Kampf ausgekämpft," fuhr Speratus fort, "dessen ist Gott mein Zenge. Meines Unrechts gegen das Mädchen war ich mir wohl bewußt, aber der Geist trieb mich, grausam zu sein gegen mein Herz und ihrer Leiden nicht zu achten. Blieb ich, das war vollends ihr Verderben und das meinige auch. Ich will nichts entschuldigen, Martinus, hab' auch lange Jahre kein ruhig Gewissen gehabt — nur daß Ihr mich nicht zu schwer anklaget, sag' ich's, wie es gekommen. Daß Ihr Guch mir damals ehrlich erschlossen hättet!"

Der Schulmeister stützte den Kopf in die Hand. "Meint Ihr, daß Ihr den Muth gehabt hättet abzustehen," fragte er, "da Ihr doch hinterher nicht den Muth hattet Guer Wort zu halten? Als Ihr auf und davon waret, gad's großen Jammer. Ihr hattet alle Vorsicht vergessen gehabt. Die Nachbarn hatten Euch oft im Gärtchen gesehen, die Mägde zischelten am Brunnen, die Gesellen fragten spöttisch: wann giebt's Hochzeit? Nun wußte Jedes, weshalb Ihr gesgangen wart. Marie aber —"

"Marie - ?!"

"Man zog sie aus dem Waffer —"

"Heiliger Gott!"

"Erschreckt nicht. Es war nicht Ihr Ende. Gott hat's anders beschloffen

gehabt. Aber ihr Bater wollt' sie zu Hause nicht leiden, weil sie ihm Schande gebracht. Und ba . . . "

Er schwieg und schluckte heftig und rieb die knöchernen Sande in einander, als wollt' er die Saut herunterreißen.

"Was ist aus Marie geworden?" fragte der Doctor leise nach einer Weile. "Nehmt an — sie sei in ein Kloster gegangen," autwortete Martinusstumps. "Was kümmert's Euch?"

In diesen Augenblick öffnete sich die Kammerthür seitwärts und Magdalena trat ein, das Geschirr abzuräumen. Hinter ihr aber blickte das Gesicht einer älteren Frau in das Zimmer hinein und bedeckte sich sogleich mit den Händen. Gin Laut wurde vernehmlich wie ein erstickter Ansschie. Der Gast schaute um und stutzte wieder merklich, da er des Mädchens ansichtig wurde. Er stand auf und trat abgewandt an's Fenster. Martinus aber winkte, daß die junge Magd sich beeile. Da nun wieder alles still war, kehrte der Doctor zum Tisch zurück, seste sich jedoch nicht, sondern stellte sich an die Seite des Schulmeisters, beugte sich nieder und klüsterte: "Seh' ich Gespenster? Das ist . . ."

Martinus erhob sich rasch, stellte sich aufrecht, so hoch er konnte, faßte ihn mit einem strengen, gebieterischen Blick und sagte mit scharfer Betonung: "Mein Kind!"

Dem Doctor schien der Muth zu sinken weiter zu fragen. Er ging einige Schritte auf und ab, legte dann die Hand auf des Schulmeisters Arm und sagte: "Ich nehme von Euch noch nicht Abschied, Martinus. Wahrlich auf dieses Begegnen war ich nicht gefaßt, und in solcher Unruhe des Gemüths mag ich nicht das lette Wort zu Euch sprechen. Lebt wohl indessen."

So verließ er das Zimmer.

Martinus trat einige Minuten später in die Kammer ein.

Vom himmelbett erhob sich eine bleiche Frau, deren Gesicht ganz verstört war. Sie streckte ihm die hand entgegen und lehnte den Kopf auf seine Schulter, als er sie an sich zog. "Darum wolltest Du nicht..." sagte sie kaum vernehmlich.

"Du haft ihn gesehen, Maria?"

"Durch die offene Thur — und sogleich erkannt. Beiß er . . . ?"

"Rein, und foll's nimmer erfahren."

"Ich danke Dir. Nimmer — nimmer! O Du guter, treuer Mann!"

"Still!" bat er. "Es ift abgethan. Die Kinder dürfen nichts merken."

Sie küßte seine Hand. Er ließ es freundlich geschen, führte sie zu ihrem Lager zurück und ließ die blau- und rothstreifigen Borhange darüber fallen. --

Dr. Speratus aber begab sich auf's Schloß, nicht räscher ausschreitend, als er's beim Gange nach der Kanzel pflegte, ganz in Gedanken vertiest. Es war schon bekannt geworden, welchen Gast der Flecken beherbergte, und so blieben die Leute stehen, zogen Mützen und Hite und schauten ihm nach. Er hatte heut keine rechte Freude daran, hielt den Kopf gesenkt und grüßte nur mit stillem Nicken.

Herr Hans Röber, der Amtmann, hatte ihn schon lange erwartet. Er empfing ihn in dem wohnlichsten Gemach, das wahrscheinlich das alte Ordens-

haus zu bieten hatte. Ueber der wurmstichigen Holzverkleidung an den Wänden herum hingen einige verblichene Teppiche; die kleinen Scheiben in dem tiesen Bogensenster waren nicht sämmtlich unversehrt, aber die Lücken verklebt oder verstepft, auch lagen auf den Steinbänken in den Nischen rothe Polster. Im Kamin brannten mächtige Scheite Holz, doch war die Lust noch immer kellerartig. Der Tisch in der Rähe war gedeckt. "Seid nicht unwillig, hochwürdigster Herr Doctor, wenn die Suppe kalt geworden ist," entschuldigte der Amtmann mit seiner derben Stimme; "aber Mittagszeit ist sast vorüber und ich konnt' mir's nicht vorstellen, daß Euch der Baculus mit seinen A= B= C-schützen so lange aufhalten würde."

Speratus versicherte, daß er zur Noth gegessen und nicht hungrig sei. "Dann erlaubt," rief der Amtmann, "daß ich's für mein Theil nachhole, da ich aus Höslichkeit gesastet habe. Vielleicht kommt Euch die Lust, wenn Ihr seht, daß es mir schmeckt." Eine große Schüffel mit Hühnersuppe und Klößen wurde aufgetragen, darauf ein Gericht setten Aals. Er aß reichlich sür zwei und unterließ

nicht, in turgen Abfaten Bier nachzufpulen.

Dann brachte er das Gespräch auf die Zeitläufte. Speratus mußte erzählen, wie es an dem neuen Hose herging. "Es wäre alles schon gut," meinte Röber, "und würde sich wol mit der Zeit ein freundliches Einvernehmen zwischen der neuen Herrschaft und dem Lande finden, wenn der Herr Herzog einen großen Beutel voll Geld mitgebracht hätte. Nun heißt's aber, er komme mit übermäßigen Schulden, könne sich auch seiner Gläubiger kaum noch erwehren und wolle gleich dem nächsten Landtag mit Bitten lästig fallen. Das ist sehr besberklich."

"Aber doch besser," antwortete Speratus, "als wenn er die Bucherzinsen noch höher anwachsen ließe. Das Land muß es ja doch einmal hergeben, was er zu des Landes Bestem aufgewendet hat, erst im Aricg, dann auf den langen Keisen im Keich und endlich bei der Belehnung in Krakau. Es ist löblich, reinen Tisch zu machen, wenn die neue Wirthschaft gedeihen soll."

"Ja, ja!" stimmte der Amtmann zu und kratte den Kopf. "Wenn er's nur klug anfängt. Es sollte mir leid thun, wenn er sich dadurch täuschen ließe, daß nun die Bürger in den Städten und die Bauern auf dem Lande ihm zu-jauchzen, als ob er der Heiland wäre. Was sie begehren, kann er ihnen doch nicht gewähren. Verspricht er ihnen jett, was dem Abel nicht genehm ist, so wird er bald unruhige Tage haben. Denn reicht er ihnen den Finger, so werden sie ganze Hand haben wollen, der Abel aber wird verstimmt sein und des Herzogs Verlegenheit ausnuhen, ihn unter seine Macht zu bringen, ohne ihm doch zu helsen. Er seht's gegen den Abel nicht durch, besonders jeht, wo wir an Polen stets einen Kückhalt haben. Ich sag danz wohlmeinend als des Herrn Herzogs getreuer Diener. Kenn' ich doch meine Leute! Den Abel muß er auf seine Seite bringen und warm halten; der hilft ihm dann zu eigenem Vortheil aus dem Bürger und Bauer herausdrücken, was der Hoshalt und das Regiment braucht."

"Es ist aber ein groß Wehtlagen überall im Lande," bemerkte der Hofprediger, "daß der Adel sich seiner Rechte übernommen und seine Privilegien willfürlich ausgedehnt habe, nicht nur zum Schaben der Herrschaft, sondern auch der Unterthanen. Aus allen Aemtern laufen die Beschwerden vom Bürger- und Bauernstande ein, daß die ihm aufgedürdeten Leistungen, Frohnarbeiten und Dienstlaften schier unerträglich geworden. Scharwert und Zins sind überall gemehrt, verdriefte Freiheiten nicht geachtet; durch den Krieg und ansteckende Seuchen sind ganze Dörser ausgestorben und die Hufen liegen wüst; ihre pflichtigen Leistungen müssen aber von den andern aufgedracht werden, sodaß nun vier oder fünf Ortschaften an Dienstlasten tragen müssen, was früher fünfzehn. Und ist da nirgends Barmherzigkeit zu sinden bei den Machthabern, sondern wer zu besehlen hat, der besiehlt ohne Kücksicht, drückt die Bauern mit Jagddienst und läßt ihnen nicht einmal Ruhe während der Ernte- und Saatzeit, daß sie für die eigenen Aecker sorgen können. Was sie dann bauen, das frist ihnen das übermäßige Wild fort, und dürsen sie's doch bei hoher Strafe nicht tilgen. Wäre das Alles aus der Luft gegriffen, edler Herr?"

Der Amtmann lachte. "Ihr wollt in eines Bauern Kittel nicht stecken," antwortete ex, "obschon es uns in unserm Wams auch nicht immer behaglich ist. Was wollt Ihr? Der Abel hat seine Privilegien und es ist nun einmal so Gottes Ordnung, daß der Adel dem Bauer den Fuß auf den Nacken setzt."

"Das ist nicht Gottes Ordnung," eiserte Speratus, "sondern es soll auch dem Schwachen geholsen werden, daß er sein Recht nicht verliere und nach Billigkeit gehalten werde. Auch ihm ist das Evangelium verkündet."

Berr Sans Rober gudte die Uchfeln. "Es ift in der gangen Welt nicht anders, und hier foll man keine unvorsichtige Neuerung machen. Was aber das Evangelium betrifft, zu dem ich mich von Herzen bekenne, so hütet Guch, es auf weltliche Dinge in Anwendung zu bringen. Es ziehen ichon allerhand verlaufene Mönche im Land herum und predigen dem Bolk, was ihm gefällt, um fich defto beffer mit milden Gaben den Rangen zu füllen. Machen den armen Leuten aus der Bibel große Bersprechungen, die doch nur auf's himmelreich gemeint find, verwirren ihnen die Köpfe. Waren da neulich einige Herren aus der Rachbarschaft bei Gregor von der Trenck zusammen; da hättet Ihr von mancherlei Unfug sprechen hören können, wie er jett im Schwange ist. Der gefährlichsten einer scheint der Müller aus Kahmen zu sein. Andreas Rippe, fein Amtmann, hat ihn feten laffen muffen, weil er ihm aus Bosheit ein Wehr zerbrochen, dafür wiegelt er nun die Bauern gegen ihn auf, die in feiner Mühle ein Geschäft haben, und es fehlt ihm nicht an Sprüchen aus der heiligen Schrift, seiner Begerei ein vornehm Unsehen zu geben. Auch find die Schullehrer meift gang und gar vom Teufel befeffen, daß fie fich ploglich für wichtige Leute halten, die alle Weisheit Salomonis gepachtet haben, da doch viele von ihnen kaum nothdürftig ichreiben können, kaufen Schmähichriften und lefen fie den Leuten im Rruge bor, wenn die Ropfe erhitt find. Geht das fo fort, fo feh' ich nichts Gutes tommen, und die Teinde der reinen Lehre werden Aufwasser haben."

"Ich hoffe, daß Ihr gegen Martinus nichts llebles auszusagen wisset," forschte der Hofprediger in guter Meinung; "seine Schule hab' ich in löblicher Ordnung gefunden."

"D ber!" rief ber Amtmann und schnappte mit den Fingern in ber Luft. "Ohne Zweifel ein fehr gelehrter Mann, weit über das Maß. Sätt' gar gut ein Pfarr aus ihm werden können, und weiß ich nicht, warum er sich mit der Schulmeisterei begnügt hat. Sind auch immer einige feinere Scholaren bei ihm. benen er für ein Geringes Lateinisch und Griechisch beibringt, so viel wenigstens, daß fie hinterher auf der Domschule zu Königsberg gut bestehen. Im Glauben ift er auch eifrig genug, und gegen feine Chrenhaftigkeit wußt' ich nichts ein= zuwenden. Aber sonft ift er auch von benen, die ihre spite Rase in alles stecken muffen, was sie nichts angeht. Wo er irgend ein Unrecht zu sehen meint, da treibt's ihn auf zu helfen, zu vertheidigen und anzugreifen. Es ift fein Unglück, alaub' ich, daß er schreiben gelernt hat. Denn nun schreibt er für die armen Leute Berichte an die Aemter und herren hauptleute und an die fürstliche Kanglei mit Alagen und Beschwerden und wehmuthigen Bitten, nimmt aber nie einen Seller dafür an, fodaß ihm das handwert fchwer zu legen ift." Er blinzelte mit den Augen. "hat übrigens ein Madel, das aussieht wie ein Fräulein. Weiß Gott, wie er zu dem Kinde gekommen. Sab' mich ichon närrisch um das hubsche Ding bemuht, ift aber ein Fisch, der nicht an die Angel geht - ha, ha, ha!"

So setzte sich das Gespräch noch eine Weile fort, und Dr. Speratus merkte wohl, daß sie in vielerlei Dingen nicht einer Ansicht wären und sich schwerlich würden vereinigen können. Was Herr Hans Röber an Martinus tadelte, schien ihm eher ein Lob zu sein; aber er hütete sich wohl, dies laut zu sagen. Zuletzt erkundigte er sich, wo er einen Kahn mit einigen sicheren Bootsleuten miethen könnte, darauf er am andern Tage über das kurische Haff nach dem Fischerdorf Gilge übersetzen könnte, auch in der Niederung Kirchen und Schulen zu besichtigen. Sein Pferd wollte er so lange in des Amtmanns Stall lassen. Der sagte ihm zu, selbst den Fischerkahn besorgen und ausrüften zu wollen, ihm auch einen Tolke mitzugeben, der des Deutschen und Littauischen kundig, damit er sich durch diesen Dolmetsch mit den Leuten drüben verständigen künne. "Werdet da noch viel heidnischen Aberglauben sinden", setzte er hinzu.

Der Hofprediger dankte ihm schon im Boraus für solches Bemühen, besichtigte dann noch Kirche und Pfarrhaus und trat gegen Abend wieder bei Martinus ein. Dessen Bube wies ihn die Treppe hinauf in des Baters "Bücherstammer", und dort fand er den Schulmeister auch so recht bei sich zu Hause. Um das kleine Giebelfenster hatte er sich einen Berschlag hergerichtet, in dem recht unter dem Licht seine Schreibtisch stand. Dahinter an der Wand waren Holzgestelle postirt, die seine Bücherschäße, darunter manchen Folianten und Quartanten in schweinsledernem Einband, trugen. Für einen Gast stand noch ein zweiter Stuhl mit hoher Holzlehne bereit.

"Ich komme diesmal nicht zu dem Schulmeister," redete Speratus ihn an, "sondern zu dem alten Freunde, und meine freundliche Bitte geht dahin, daß er mir einen besseren Abschied gebe, als am Vormittag. Wahrlich es beschwert mein Gemüth, daß ich Euch gekränkt habe und nun in schlechtem Andenken bei Euch bleiben soll, da ich Euch doch viel verdanke. Hättet Ihr Euch mir ehrlich eröffnet, Martinus, als Ihr mich in Henneberg's Haus einführtet! Ich glaube,

ich wäre vor Bersuchung bewahrt gewesen. Doch will ich dem jetzt nicht nachsforschen. Der Jugend heißes Blut wallt leicht über, und Niemand mag sich verschwören, daß er das Feuer rechtzeitig gebändigt hätte, wenn ihm die Gefahr angezeigt wäre. Aber das ift geschehen vor zwanzig Jahren und ich habe jetzt das doppelte Alter. Wollt Ihr mir's noch immer nachtragen? Vergesset als ein Christ."

Der Schulmeister deutete auf den Stuhl, daß er sich seise. Aber sein Gesicht blieb strenge. "Könntet Ihr Euch selbst verzeihen!" sagte er, das Buch zu= schlagend, in dem er gelesen hatte.

"Wer darf sich selbst verzeihen?" fragte der Doctor. "Will Gott uns begnaden, das ist in seiner Hand. War ich doch selbst der sündige Mensch, von dem ich fang:

Richt Raft findt er auf Erd, wie fast er sucht, fein Macht will ihn doch retten. Sein Last ihn als der Höllen Gast verslucht: ach Gott, hilf ihm aus Nöthen!

Sott aber hat mir aus Nöthen geholsen, da er meinen Muth gestärkt, sein Wort zu verkünden mit Gesahr Leibes und Gutes. All' meine jugendliche Hoffart und gelehrter Dünkel ward ausgelöscht wie ein jämmerlich Lichtlein, als der neue Geist mit gewaltigem Hanch ausging von Wittenberg. Zu groß' Anseh'n und Shren hätten mich die Römischen bringen mögen, wenn ich die Wahrheit verleugnet hätte. Aber fraget nach in der freien Reichsstadt Dinkelsbühl und in Würzburg und in Salzburg und in Wien und aller Orten, wo ich lehrte, ob ich aus Menschenfurcht mich gebeugt habe, oder vielmehr den Glauben treu bekannt. Weit sei es von mir, daß ich mich dessen vor Gott rühme, Euch aber darf ich daran erinnern, daß Ihr mich recht kennet."

"Eure Schriften bezeugen es," antwortete Martinus mit freudiger Bewegung. "Ich habe mir's am Munde abgespart, daß ich sie mir verschaffte, und der muthige Mann, der sein Rüstzeug so scharf brauchte gegen allen Wißbrauch kirchlicher Gewalt, ist meinem Herzen theuer worden. Ahnt' ich doch nicht, daß Dr. Paulus Speratus jener Junker von Spretten wäre, den ich in Erfurt gekannt."

"Und nun Ihr's wisset," sprach der Gast mit gehobener Stimme, "wollet Ihr nicht von dem Manne, den Ihr liebgewonnen, zurückkehren zu dem Jüngling, der Eure Freundschaft gewonnen, und vergessen, was von Irrniß und Kummer dazwischen liegt? Sind wir doch einig in der Liebe zum Evangelium. Laßt uns nicht mit unwilligem Hexzen scheiden!"

Er reichte ihm die Hand, und Martinus zögerte nicht länger, einzuschlagen. "Guer Weg ift voll Dornen," sagte er bewegt, "ich mag sie nicht schärfen. Gehet denn mit Gott und lehret alle Heiden. Viele werdet Ihr in diesem Lande sinden, die mit dem Munde bekennen, aber im Herzen verstockt bleiben. Viele unter den Vornehmen und Mächtigen, die von der Liebe Gottes nichts

wissen! Der junge Herzog selbst — ich weiß nicht, ob es ihm schon rechter Ernst ist mit dem Bekenntniß des reinen Glaubens. Ein weltlich Fürstenthum hat er sich erworben durch den Absall von Kom; nun soll sich's zeigen, ob er's Willens ist, christlich zu regieren. Die Armen und Gedrückten schreien zu seinem Thron — wird er sie hören? Vergesset Eures Amtes als Hosprediger nicht! Kühret ihm das Gewissen, wenn er schwach wird! Dann will ich sagen: das Leid war nicht umsonst, es half Euch zur Freiheit, Großes zu vollbringen."

Das Männlein schien zu wachsen, da die Begeisterung es so hob. Speratus hielt seine Hand, beugte das Haupt tief und drückte sie stumm. Er fühlte die ganze Schwere der Last, die er auf sich genommen hatte, aber sein Herz war doch frei und froh. So nahm er denn auch einen stummen Ubschied. Martinus aber rief ihm nach: "Mit Gott!"

II.

Herzog Albrecht durfte nicht lange im Lande verweilen. Nachdem er die Hulbigung der Stände eingenommen, das Regiment vorläufig geordnet und sich in einem Mandat offen zur Reformation bekannt, reifte er im August zum Bergog Friedrich von Liegnitz ab, der zwischen ihm und dem Kaiser vermitteln follte. Bu feinem Statthalter fette er den Bifchof von Samland, Georg von Bolent ein, der freiwillig auf seine landesherrlichen Rechte im Bisthum verzichtet hatte. Der war ein gottesfürchtiger Mann, aber auch wohlbewandert in welt= lichen Praktiken, eifrig der Reformation ergeben und abhold allen den unruhigen Beiftern, die fich nicht zügeln und leiten laffen wollten, wie ihnen von Dr. Martin Luther und seinen Erwählten Mag und Richtung gegeben wurde. Der reifte nun in des herrn herzogs Abwesenheit durch die entfernteren Aemter, überall für ihn die Huldigung einzunehmen und den gereinigten Gottesdienft in ben Kirchen durchzuführen. Dem Fürsten erstattete er treulich Bericht und unterließ nicht, über mancherlei Unordnung zu klagen, die er vorfand und die dringend Abhilfe forderte. Es war in den letten Zeiten unter des Ordens Regiment viel gefündigt worden und alle Befchwer nicht fogleich abzuftellen mit gutem Willen.

Unter den kleinen Herren im Lande, die auf ihren Gütern saßen, war auch nicht viel freundliches Entgegenkommen anzutressen, zumal die meisten selbst in wirthschaftlicher Bedrängniß waren und kümmerlich genug lebten. Was ihnen an Rechten nach ihren Verschreibungen und langer Uebung zustand, davon wollten sie kein Titelchen sallen lassen, meinten vielmehr, als des Herzogs Getreue noch besser gestellt werden zu müssen. Saßen sie doch im Landtag und konnten mit ihm pactiren. Für die armen gedrückten Bauern aber sprach dort Niemand, wenn nicht — zu eigenem Vortheil, um den Adel nicht übermüthig werden zu lassen — die Städte sich ihrer gelegentlich annahmen, die doch selbst nur mit Müse ihre Gerechtsame wahrten. Da war's kaum verwunderlich, wenn sie in ihrer Verlassenden von deren zusselen, die ihnen alles Heil versprachen, wenn sie sich selbst helsen wollten.

Einer von denen, die fich fo des gemeinen Mannes Noth schwer zu Herzen

nahmen, war der Müller von Kahmen, Valentin Moldenhauer geheißen. Er meinte, daß ihm felbst Unrecht geschehen sei, da ihm Undreas Rippe, sein Umt= mann, seiner Wiesen und Fischerei wegen ein Wehr in den Teich gestellt hatte, das der Mühle das Waffer benahm. Da der nun allen Klagen taub war, ent= fernte er es mit Bewalt, mußte dafür aber harte Strafe erleiden. Deshalb und anderer vermeinter Unbill wegen war fein Berg voll Groll und Migmuth, und als er nun im Thurm faß, kamen ihm auch alle die Klagen in Gedanken, die er von den Bauern in seiner Mühle gehört hatte, und die Thränen der Weiber, die über den harten Dienst jammerten. Da hatte er vollauf Zeit, sich ein rechtes Strafgericht auszudenken, wie er's halten wollte an des Herzogs Statt, und er redete fich's gern ein, daß der anädige Burft um Jesu Chrifti willen ficher dem armen Manne beifteben würde, wenn er nicht felbst vom Abel gebrückt und niedergehalten würde. Der Müller war fonft ein gang ungelehrter und einfältiger Mann, aber von grublerischem Befen, ftets in der Bredigt und tonnte auch ein wenig lesen, was er fleißig in den Flugschriften übte, die ihm jur Sand ftanden, konnte nur immer nicht genug davon an fich bringen. Da er aber erfahren hatte, daß der Schulmeister von Labiau damit wohl versorgt fei und auch fonft viel gute Bucher besitze, aus denen ein Chrift sich über das echte Bort Gottes unterrichten tonne, icheute er ben weiten Beg nicht, besuchte ihn öfters und bemühte fich, in fein Vertrauen zu tommen.

Martinus merkte wohl, daß sein Kopf verworren war und das meiste von dem, was er gelesen hatte, unverstanden blieb; erkannte aber auch sein mit-leidiges Gemüth und wollte ihn nicht hilflos lassen. Darum ließ er sich gern vortragen, was jenen bedrückte, legte ihm das Evangelium aus und las ihm aus allerhand Schriften vor, mit guter Erklärung des Sinnes und redlicher Ermahnung, sein Bertrauen auf Gott zu sehen. Dafür sagte der Müller ihm Dank. In seinem Kopf jedoch ging's nun erst recht herum wie ein Mühlrad und er saß bis spät in die Nacht hinein auf, grübelte in sich hinein und dachte auf einen Plan, wie sich die Welt bessern ließe. Tags ging er schweigend umher, das Haar wirr über der Stirn, sprach zu seinem Gesinde nur das Nöthigste und gab selbst seinem Weibe kein gut Wort auf alle besorgten Fragen. Keinem erschloß er sich, als allein dem Schulmeister zu Zeiten; doch sagte er auch ihm seine letzten Gedanken nicht.

Im Sommer bei der Kornernte gab es wieder viel Beschwerden über den Amtmann. Er hatte das Getreide gegen den Kath ersahrener Leute mit Scharwert der Bauern naß einsahren lassen. Da es sich nun in den Scheunen naß erhitzte, mußten sie wieder heran, es nochmals aus's Feld bringen, ausspreiten und trocknen, darauf aber von Neuem einsahren, wobei sie ihre eigene Arbeit arg versäumten. Darüber bekümmerte der Müller sich mit großer Unzuhe seines Herzens, berichtete auch Martinus davon und verhielt ihm nicht, daß ihm in der Nacht ein alter Mann erscheine, der ihm zuruse: "Auf, auf Müller! Liegst hier und schläfft! Siehst du nicht, wie der arme Bauersmann unterdrückt wird? Wie lange will man den Muthwillen und Stolz des Abels leiden? Ist denn kein Mann auf Samland, der sich der Sache annehmen will? Es ist zeit, daß der Armuth geholsen werde." Darüber erschraft der Schuls

meister und mahnte ihn, bemüthig zu sein. Wie wolle er sich so großer Dinge überheben? Aber der Müller antwortete, der alte Mann habe ihm auch gesagt: "es ist nichts daran gelegen, wie gering und schwach du seist. Nur frisch und getrost daran! Dir wird Hilse und Beistand genug zusallen. Willst du aber nichts thun, so sieh zu, was dir begegnen wird."

Martinus machte dazu ein bedenklich Gesicht und schlug ihm verschiedene Bücher auf, daraus zu entnehmen, daß solche Bission vom Teusel kommen könne, gegen den er auf der Hut sein wolle. Ob er schon selbst herzlich des armen Mannes trauriges Loos beklage und helse, wie er könne, wolle ihm solche aufrührerische Rede doch höchst versänglich erschienen, rathe daher zu Gebet und Buße, den Versührer sern zu halten. Nun glaubte der Müller auch ihm nicht mehr trauen zu können und verschloß sich ganz in sich; denn es war ihm gewiß, daß Gott zu ihm spräche und ihn zur That sorderte.

Als er nun meinte, daß die Zeit gekommen sei — in den ersten Tagen des Septembers selbigen Jahres — nahm er heimlich Drei zu sich, die er zum Werke für tauglich hielt, redete mit ihnen alle Dinge ab und schickte sie eilends zu Rosse in die nächstumliegenden Dörfer, dort ernstlich anzusagen, daß alle sich bei Strase Leibes und Gutes um Mitternacht bei dem Kreuz an der Kirche zusammensinden sollten, Besehl und Gebot des neuen Landesfürsten daselbst anzuhören. Aus diesen Dörfern sollten wieder je Zwei weiter ausgeschickt werden, dieselbe Botschaft zu melden unter Drohung des Brandes, wenn sie nicht gehorchten. Um Mitternacht kamen an der bezeichneten Stelle wirklich einige tausend Bauern zusammen, Preußen und Deutsche, so in Ansehen war ringsum der Müller, und als sie nun das Kreuz umstanden, stellte er sich auf den Fuß besselben und hielt folgende Ansprache:

"Lieben Brüder, Nachbarn und Freunde! Dieses eilende Zusammenkommen geschieht nicht anders, denn aus dem Willen Gottes des Allerhöchsten, welcher hat zu Herzen genommen Eure schwere Bedrückung, Kummer, so Ihr über alle Gerechtigkeit von dem Adel habt leiden müssen. Nun will sich Gott über Euch erbarmen und Euch hiervon frei machen. Solches geschieht auch nicht ohne Wissen und Zulaß des Landesfürsten, denn er selbst hat ein herzlich Mitleiden mit Euch. Es kann Euch aber durch keine andern Wege solche Freiheit kommen, denn wir jett angesangen. Denn Gott spricht selber: Du sollst Gott deinem Herrn gehorchen und gehorsam sein, und deiner weltlichen Obrigkeit und Niemand anders. Was soll uns nun der Ebelmann? Wer hat ihn uns zum Herrn gegeben? Können sie doch nichts anders, als allein den armen Bauersmann plagen. Gott spricht: ich will selbst auf sein und lösen die Gesangenen!"

So ging's noch eine Weile fort, und den Deutschen gefiel seine Kede wohl. Die Preußen aber, die wenig davon verstanden, stutten. Dessen hatte der Müller sich schon im Boraus versehen. Er zeigte einen alten Zeise-Brief vor, an dem ein Siegel hing. Darauf wurden sie schnell gläubig, denn sie waren gewohnt, zu allen Geschäften aufzuspringen, wenn auch nur der geringste Stallbube von der Herrschaft ihnen einen Zettel zeigte.

Und nun hub der tolle Tanz an. Auf des Müllers Geheiß zogen die Bauern ganz früh des Morgens nach Schloß Kahmen. Er felbst mit sieben

andern drang ein bis in des Amtmanns Schlafgemach. Der Sohn des Schulzen von Braschdorf faßte Andreas Rippe bei den Haaren, warf ihn unter sich und nahm ihn gefangen, da er ganz wehrlos war. Die Bauern bemächtigten sich seiner Kleider und Waffen, so viel zu finden waren. Der Müller aber führte sein bestes Pserd aus dem Stall und setzte sich darauf.

So zog der Haufe vor des Pfarrers Thür. Der Müller rief hinein: "Auf, auf, Herr Pfarrer, Ihr sollt der chriftlichen Gemeinde das reine Wort Gottes predigen. Und seid kein Heuchler wie vor, sondern ein evangelischer Prediger, und predigt das Wort Gottes lauter und klar."

herr Paul Sommer, der Pfarrer, war ein Mann mit grauem haar. Der erhob Einwendungen, aber es half ihm nichts. Bor der Schule bildeten fie einen Ring, stellten eine Tonne in die Mitte und den Pfarrer darauf und riefen ihm zu: "Auf, auf, Pfaffe, und mach's nicht lang; willft Du nicht, so mußt Du!" Der Müller gab ihm auf, die Stelle aus dem erften Buche Mose zu lefen, wo Jehovah den Menschen gebietet: "Füllet die Erde und macht fie euch unterthan und herrschet über die Fische im Meere und die Bögel unter dem Simmel, und über alles Thier, das auf Erden freucht." Er war aber noch nicht weit gekommen, als die Bauern den Amtmann, den fie in einem ichlechten Filzmantel herbeigebracht hatten, höhnten: "Börft Du, Strohjunker, Gott hat alles wohl und frei gemacht." Die feine Rleider angezogen hatten, sprangen um ihn herum und riefen: "Lieber Junter, feiner Junter, nun lang genug Junker, feid Ihr nun Bauer, wir wollen auch Junker fein. Wir haben Guch fo lange gescharwerkt, Ihr follt uns nun wieder scharwerken." Des alten Pfarrers Ermahnungen fruchteten wenig, die Rottmeifter wollten die Waffen nicht abgeben.

Dann brach der Hause auf und bewegte sich auf der Straße nach Labiau fort. Unterwegs nahmen sie Hans Gögen gesangen, der eben nach Kahmen zur Kirche sahren wollte, banden ihn, setzten die beiden Edelleute auf einen Wagen und nahmen sie mit.

So gelangten sie vor das Dorf Legitten. Pfarrer Valentin war eben bei der Predigt, bekam Wind und machte ihr bald ein Ende, warnte auch die Edel-leute, daß sie noch zur rechten Zeit ihre Pferde erreichen und nach Labiau reiten konnten. Er selbst mußte mit und fügte sich in das böse Spiel, nahm selbst eine Hellebarde in die Hand und zog dem Hausen voran. "Wie der Bischof," sagte er, "so hat er auch einen Stab."

Thomas Reimann und Gregor von der Trenck wurden auf ihren Höfen gesucht, aber nicht gesunden. Dafür mußten nun Kammern und Keller hergeben, was sie konnten. Bald waren die Bauern so betrunken, daß sie Andreas Rippe im Teich ersäufen wollten, was noch zur Noth abgewendet wurde. Den langen Jörgen in Briezen, der den Tag Kindelbier gab, überfielen sie und nahmen ihn gesangen.

Dann wählten fie Hauptleute, den Müller obenan, und zogen nach Labiau. Dorthin war durch die gestüchteten Goelleute die Kunde von dem Aufruhr schon vorausgeeilt. Die Hausbesitzer, die Plünderung befürchteten, hatten sich eingeschlossen, das Gesinde aber und anderes gemeines Bolk tummelte sich auf

den Straßen und zog den Ankommenden mit hellem Geschrei entgegen. Als sie nun vor das Schloß kamen, fanden sie die Brücke aufgezogen. Herr Hans Röber, der Amtmann, erschien in Rüstung über dem Thor und fragte, was ihr Begehr sei. Da schrieen sie, er sollte die Edelleute herausgeben, die sich auf's Schloß gestücktet hätten, sonst würden sie alle Gebäude umher abbrennen. Der Amtmann ermahnte sie, daß sie sich an Sr. Durchlaucht Amt und Leuten nicht vergriffen. Das wollten sie auch nicht, antworteten sie, aber von den Edelleuten könnten sie nicht ablassen. Da nun mehrere von den Bauern Kienholz ansteckten, wurde ihre Drohung sür ernst genommen, und die Herren Gregor von der Trenck und Georg Barck, um den Brand zu verhüten, gingen muthig hinaus, die Bauern zu beschwichtigen. Das gelang aber nicht, Trenck wurde gefangen, Barck mit einem Side gebunden, daß er sich ihnen stellen wollte, wenn sie ihn begehrten. Köber, der den Haufen nur schnell los sein wollte, hatte Brod und Bier hinausgeschickt, damit sie das Amt nicht schädigten. So unternahmen sie denn auch gegen ihn nichts Gewaltsames.

Indessen hatte der Müller sich in das haus des Schulmeisters begeben und Wachen davor aufgestellt, die auf Thüren und Fenster Acht haben sollten, daß Niemand entwische. Er fand Martinus in der Wohnstube bei Frau und Kindern, grüßte ganz freundlich und sagte: "Nun sehet Ihr doch, lieber Magister, daß Gott dem armen Bauersmann helsen will. Bei viertausend sind schon beisammen und auf allen Wegen mehrt sich die Schaar. Bald tritt uns ganz Samland bei, und die auf der andern Seite des Pregels in Natangen werden nicht zögern. Dann soll man auf unsere Klagen wohl hören, die Ihr längst als gerecht erkannt habt."

"Weichet von mir," schrie das Schulmeisterlein erschrocken. "Hab' ich Euch gerathen, Aufruhr zu erheben, Guch gegen Eure Obrigkeit zu sehen, friedliche Leute gesangen zu nehmen und ihre Häuser zu plündern? Wie die Rotte Korah kommt ihr und droht mit Gewalt und Brand. Fordert Ihr so Guer Recht, da könnt Ihr's leicht am Galgen haben. Das bedenket bei Zeiten und richtet Euch danach."

"Lieber Martinus," antwortete der Müller ruhig und mit fast schwermüthiger Stimme, "zu bedenken ist da nichts weiter, als wie wir die Sache, die einmal angefangen, zum guten Ende führen. Es bekümmert mich selbst schwer, daß gleich am ersten Tage so große Unordnung entstanden und vieles geschehen ist, was besser unterlassen wäre. Aber der gerechte Unwille der armen Leute ist zu groß, und ich kann ihren Zorn nicht bändigen. Wie sollen wir denn auch bei dem Herrn Herzog zu unserm Recht gelangen, wenn wir vorher den Abel nicht zwingen? Und wie kann das anders geschehen als mit Gewalt und Drohung. Aber ich sürchte nun selbst, es kommt zu arger Ausschreitung, Mord und Todschlag, wenn die Sache nicht in die richtigen Wege geleitet wird. Dazu wollet mir beistehen."

Martinus streckte die Hand vor und entgegnete: "Apage! Ich will mit Eurem sündhaften, gottesläfterlichen Treiben nichts zu thun haben. Laßt die Bauern eilends in ihre Dörser zurückfehren, daß nicht noch mehr Unheil geschieht.

Was wollt Ihr benn? Sengen und brennen, plündern und rauben durch's ganze Land? Erschreckt Ihr nicht in Eurem Gewissen vor solcher Missethat?"

"Lieber Gevatter," sagte der Müller und drückte mit der Hand das Haar tieser auf die Stirn, "ich hosse, Ihr kennt mich gut genug als einen friedsertigen Menschen und guten Christen, dem solcher Greuel nicht nach dem Sinn ist. Aber ich habe gethan, wozu der Geist mich gedrängt hat, und kann nun nicht zurück. Will's auch nicht, denn ich baue auf Gottes Gerechtigkeit. Habe ich nun die armen Leute berusen, so muß ich auch ihr Führer sein, es komme wie es wolle."

"Und was gedenkt Ihr nun anzufangen, Müller," fragte der Schulmeifter, "da Ihr in Eurem Unverstande diese Massen aufgeboten habt. Was nun weiter?"

Der Müller sah verlegen zur Erde. "Das ist's eben," sagte er, "ich bin mir dazu nicht gelehrt genug. Ich weiß nur, daß wir's schleunigst an den Herrn Herzog bringen müssen."

"Dazu habt Ihr die Zeit schlecht gewählt," fuhr Martinus zu schlechen fort, "da er außer Landes ift. Seine Räthe werden ohne ihn nichts beschließen, und wenn Eure Sache vor den Landtag kommen soll, wer soll sie dort andringen? Ohne Beistand der Städte Königsberg seid ihr Bauern ganz ohnmächtig."

"Da trefft Ihr das Rechte," rief der Müller, mit dem schweren Kopf nickend, "die Städte Königsberg müssen uns beistehen, so hab' ich's auch gedacht. Aber wir Bauern sind zu einfältig, solche Dinge zu verhandeln, und es müssen dazu auch Briefe geschrieben werden an die Herren Bürgermeister und an die Gemeinden, zugleich an des Herrn Herzogs Käthe und schließlich an den Herrn Herzog selbst. Es muß ihnen darin ganz ordentlich außeinandergesetzt werden, zu was Ende wir's angesangen haben, mit beweglicher Bitte auf unsere Seite zu treten und uns zum Kecht zu helsen. Darum nicht zum Wenigsten wend' ich mich nun an Euch, Martinus; denn Ihr seid der Schrift kundig und gewandt in Geschäften."

Da wurde der Schulmeister sehr bleich im Gesicht, zog das Kinn lang und reckte an seinem Spizbart. "Sucht Euch dazu einen Andern," bat er, "ich bin des Herrn Herzogs getreuer Unterthan und will Euren Aufruhr nicht vertheidigen. Es gibt noch viel andere Leute, die schreiben können."

"Aber keinen, zu dem wir so gutes Bertrauen haben," sagte Moldenhauer. "Denn Ihr kennt des gemeinen Mannes Noth und Beschwer und habt ein Herz für ihn, seid auch dem Evangelium aufrichtig ergeben. Und zugleich haltet Ihr die Obrigkeit in Ehren. Wenn Ihr nun unter die Bauern tretet, rathet zum Besten und schreibt mit klaren Worten, wie die Sache steht und daß wir nichts Unrechtes wollen, so kann sich noch alles gut wenden und viel Blutvergießen gehindert werden. Ueberlaßt Ihr aber die Bauern ihrem Unverstand, so sehet zu, was daraus entsteht. Ein wildes Psexd, das dem Zügel nicht gehorcht, tritt nieder, was seinem Lauf hinderlich ist."

Martinus wurde nachdenklich. "Nein," entschied er nach einer Weile, "ich will mich barauf wagen, es zu bändigen."

Der Müller sah ihn traurig an. "Lieber Gevatter," sagte er ganz kleinlaut, "es kann Euch nichts helsen. Wir brauchen einen Schreiber. Und wenn Ihr nicht willig nachgebet, so muß ich Euch mit Gewalt zwingen. Die da draußen warten nur auf meinen Wink."

Darüber erhob die Frau ein großes Geschrei und die Kinder weinten kläglich. "Das wolle Gott nicht," rief die Schulmeisterin, "daß Ihr mir meinen Mann zu der wilden Kotte entführt. Seht ihn an, er ist von schwächlicher Gestalt und ängstlich in seinem Wesen. Mit den Kindern weiß er wohl gut umzugehen, aber nicht mit betrunkenen Bauern. Sie werden ihn mißhandeln, wenn er nicht thut, was sie wollen, und ich weiß es, gegen seinen gnädigen Herzog unternimmt er nichts. Laßt Euch erbitten und steht ab davon!"

"Laßt Euch erbitten," flehten auch die Kinder und hingen sich an Martinus. Der Müller aber zuckte die Uchseln und blieb beharrlich bei seinem Willen, rief auch die Bauern an die Thür. "Wir können Eurer Hilfe nicht entbehren," sagte er, "und so haltet mich nicht für hart."

Den Schulmeister hatte anfangs ein Zittern befallen, daß er sich kaum auf den dünnen Beinen erhalten konnte. Nun er aber einsah, daß sein Weigern doch vergebens sein würde und immer mehr Bauern mit wüstem Geschrei vor das Haus rückten, richtete er sich muthig auf, verwies den Seinigen das Geplärre und sagte: "Nun wohl denn! Gott sieht, daß ich dem Zwang solge. Läßt er dies zu, so muß ich's für seine Schickung nehmen, daß er mir dieses Kreuz aufstegt zu seines Namens Ehre. Kann ich den Frieden stiften helsen, so will ich Euch dazu dienen. Amen!"

Die Frau mußte ihm in der Eile ein Känzel packen, auch seineSchreibzeug und Papier hineinstecken und etwas Mundvorrath hinzuthun. So ausgerüftet nahm er beweglichen Abschied.

Die Bauern zogen nun weiter, in der Richtung auf das Städtlein Tapiau, quer durch das Samland. Unterwegs machten fie ein Rachtlager auf freiem Felde und gundeten viele Teuer an. Martinus war ihnen anfangs mißmuthig und in schweren Sorgen gesolgt. Da man sich aber zu ihm drängte und seine Meinung hören wollte, redete er sich bald den Aerger vom Leibe, fing auch mit lauter Stimme ein geistlich Lied an zu fingen, ob fie ihn hören wollten oder nicht. Dauerte auch nicht lange, so sammelten fich um ihn die Rüchternen und Befonnenen, fielen mit ein und fangen traftig, ihrer immer mehrere und mehrere, fodaß man schlieglich hatte benten mogen, einer Ballfahrt zu begegnen. Darüber freute sich Martinus in seinem innerften Gemuth und meinte nicht anders, als daß er doch berufen sei, die wilde Horde zu bandigen und vor der boseften Ausfcreitung zu bewahren. Dafür wollte er Gott bankbar fein und aller Leiden vergeffen. Ihm wurde nun recht muthig um's Herz und er hob den Kopf wieder hoch. Und wie er fich zu Gedanken führte, daß doch nicht llebermuth und tolle Laune diefe Taufende angetrieben habe, Saus und hof zu verlaffen und fich ausammenzurotten, sondern Berzweiflung, daß ihrer gerechten Beschwerde nicht abgeholfen werde, wenn sie nicht mit den Fäusten drohten, da wuchs in ihm felbft wieder der Trot, und fehlte nicht viel, daß er den Bauern allerhand Ge= schichten aus dem grauen Alterthum erzählte, die ihm durch den Ginn gingen und in benen auch fo bergleichen paffirte. Der Meffenier gedachte er und dann des Spartatus. Bei den Beiden tonnte die Gerechtigkeit nicht fiegen, überlegte

er; uns aber ist das Evangelium der Liebe verkündet und Freiheit verheißen. So sei es denn doch ein Gott wohlgefälliges Werk, den Armen und Unterdrückten beizustehen, auch wenn sie vom rechten Wege in der Noth abgekommen. Wär's einmal so weit, so müßt' es jeht auch zum guten Ende gebracht werden! lleber solchen trösklichen Gedanken verlor er alle Furcht und gelobte sich, als ein standshafter Christ auszuharren.

Als die Bauern Nachmittags Halt machten, forderte ihn der Müller zu einem Rath der Sauptleute. Den Rottmeiftern war angesagt, daß fie ihre Saufen in guter Ordnung zusammenhielten. Wollte einer feige entwischen, der follte mit Brand bedroht werden. Im Rath war auch der Pfarrer Valentin und der Schulmeifter von Kaymen, denen fie doch fo viel nicht trauten. Sie tamen in einem Bauernhause zusammen, das leer ftand. Da wußten nun die Sauptleute nicht aus noch ein und verlangten der gelehrten Manner Meinung zu hören. herr Valentin, der Pfarrer, schmeichelte ihnen mit großen Worten, baß fie alle Macht in Sanden hatten, wenn fie nur wollten, und fein Edelmann vor ihnen Stand halten könnte; Martinus aber schlug einen ganz anderen Ton an, schalt die Bauern wegen ihres wuften Treibens und fagte: "wenn 3hr's fo fortsett mit Plündern und Brandschaten, werdet Ihr bald am Ende fein. Gin wildes Thier läuft herum, brullt und zerreißt, was ihm unter die Zähne tommt. Gine turze Beile verurfacht es zwar Schrecken, dann aber maffnet fich Mes bagegen, und wer feines Leibes und Gutes ficher fein will, ruft: schlagt die Beftie todt! Wollt Ihr Gure Sache mit dem Abel ausmachen, das muß anders geschehen. Sollen die Städte Königsberg Guch Beiftand leiften, jo muffen fie überzeugt werden, daß Ihr in guter Ordnung geschlossen daftehet, nicht als eine Bande von Blünderern und Mordbrennern, fondern als eine Streitschar Gottes, ju dem Ihr ruft!" Da murrten einige laut und fagten: "Schlagt den Schulmeifter auf das Laftermaul!" Der Müller aber nahm fich feiner an und rief: "Was wollt Ihr? Er hat doch recht." Er rieth nun, Martinus felbst folle fogleich einen Brief an die Magiftrate und Gemeinden der drei Städte ichreiben und in freundlicher Weise auseinandersetzen, um welcher gerechten Ur= fachen willen die Bauern aufgeftanden waren und wie fie fich des Beiftandes der Städte verhofften, um die Sache ohne Blutvergießen jum guten Ende ju bringen. Danach follte er ihnen den Brief vorlefen. Das gefiel. Sie zogen fich deshalb auruck und ließen ihn allein.

Martinus schob also eine große buntgemalte Lade unter das Fenster, die ganz ausgeräumt und deshalb nicht zu schwer sür seine Krast war, kramte auf dem Deckel sein Schreibzeug aus und begann seine Arbeit. Nicht seufzend, sondern mit gutem Muth. Er gedachte der Exempel, die in den alten Scribenten zu sinden und bediente sich ihrer Wendungen und Sentenzen. Als er dann den Brief vorlas, waren sie wohl damit zusrieden, denn die Worte hatten einen vollen Klang. War aber nun die Frage, wer das Schreiben nach Königsberg bringen sollte. Denn an der bloßen Abgabe dort war es noch nicht genug. Es mußte auch gesorgt werden, daß es in die rechten Hände käme, und daß die Herren, wenn sie fragten, mündlich geschickte Auskunst erhielten. "Da hilst nichts anderes, Martinus," sagte der Müller, als daß Ihr selbst gehet. Ihr werdet Euch an

die richtige Stelle finden und versteht auch zu sprechen." Davon wollte der Schulmeister ansänglich nichts wissen; sie drängten ihn aber sehr und befahlen es ihm an. So war sein Weigern vergeblich. Zur Seite gaben sie ihm den Bauer Krause aus Braschdorf, auf den sie sich meinten ganz verlassen zu können, den instruirten sie auch noch heimlich, er solle auf den Schulmeister aufpassen, daß der "keine Sprünge mache." Denn so ganz unbedenklich waren sie nicht, daß er auch Stand hielte.

Die Beiden brachen also noch denselben Abend auf. Einige Meilen wurden fie zu Bagen geschickt, dann aber mußten fie zu Fuß geben. Um Montag früh langten fie bor Königsberg an, gingen über den Rofgarten und Unger und begehrten Ginlaß an dem Thor jur alten Stadt. Dorthin war schon unbestimmte Runde von dem Aufstand gelangt. Wem fie nun fagten, daß fie von den Bauern geschickt seien, der suchte fie sich schnell abzuwehren. Man wies fie von dem einen zum andern und Niemand wollte ihnen den gefährlichen Brief abnehmen. So kamen fie bis jum Rathhause am Markt. Dort fanden fie Peter Schart, Oberftendiener der Altstadt, dem meldeten fie, was geschehen mit Begehr, por den Bürgermeister geführt zu werden. Herr Nicolaus Richau — derfelbe, der auch die Städte in Krakau vertreten hatte, als dort der Friede gemacht wurde - las das Schreiben und wurde sehr beunruhigt, fragte fie auch aus, wie ftark der Haufe sei und wo er sein Lager hatte. Bei ihm war gerade Herr Jacob Alexwangen, Burgermeifter von Elbing, jum Besuch; mit dem berieth er, was zu thun. Er wußte, daß auch in der Stadt unter den handwerkern und gemeinen Leuten viel Unzufriedenheit herrschte wegen der Bierziese gur Berichtigung der herzoglichen Schulden, und daß die neue Lehre viel Röpfe erhitt hatte, meinte daher nicht anders, als daß ichon ein geheimes Einverftandnig mit den Bauern sei, etwas gewaltsam gegen den Herzog durchzuseten, und mochte fich deshalb nicht gern die Finger verbrennen. Schiefte also die beiden Boten auf's Schloß mit dem offenen Zettel. Sollte zur Beilegung des bofen Streites etwas geschehen, das könnte nur dort verhandelt werden.

Darüber erschraken sie sehr, mußten aber boch gehorchen. Als sie zu Schloß kamen, fanden sie wenige von den herzoglichen Käthen einheimisch, nur Herrn Cleophas Breuer, den alten Kentmeister, und Herrn Caspar Frehberger, den neuen. Die fragten sie in großer Aufregung aus; wußten sich ansangs wenig zu helsen. Sie zogen Dr. Speratus, den Hosprediger zu, der im Schloß Wohnung hatte, seizer auch Christoph Gattenhofer, des Herzogs Secretär, in Kenntniß, damit er zum Schreiben bereit sei.

Als Speratus den Schulmeister sah, verwunderte er sich und sagte: "Wie kommt es, Martinus, daß Ihr, als ein ruhig denkender und wohlmeinender Mann bei den Aufrührern und Berächtern der Ordnung anzutreffen seid? das bekümmert mich sehr Euretwegen."

"Wisset," antwortete Martinus, "daß ich mich solches nicht freiwillig unterfangen habe, sondern von den Bauern gezwungen bin, ihnen zu dienen. Das muß Euch mein Kumpan hier bezeugen."

Krause, bem es gar nicht wohl war in den gewölbten Zimmern des Schloffes,

die ihm wie Kerker erschienen, richtete nur wenig den Kopf auf und murmelte etwas wie eine Bestätigung.

"Wiffet aber auch," suhr der Schulmeister sort, "daß ich zwar gezwungen mit den Bauern gegangen bin und gezwungen diese Botschaft ausrichte, daß ich aber, da der Herr es mir einmal so bestimmte, nicht mit halbem Herzen oder gar mit Widerwillen der armen Leute Recht vertrete." Da winkte ihm der Hosprediger zu schweigen; er aber ließ sich nicht hindern und beendete seine Rede. "Mit rechtem Bertrauen haben sie mir ihre Sache vorgetragen, und mit Gottes Hilfe will ich ihnen auch gerecht werden. Darum mahne ich Euch, Ihr hohen Herren, daß Ihr mit christlicher Liebe und barmherzigem Mitleid dieser armen Menschen Noth ansehet, die gern in Frieden leben und billig ihre Schuldigkeit thun wollen, aber von ihren Beinigern täglich und stündlich vergewaltigt werden. Wahrlich, das Bieh in ihren Ställen wird besser gehalten, als der Bauer, der doch auch Gottes Geschöpf ist. Zumal Ihr, Herr Hosprediger, lehrt nicht auf der Kanzel die Freiheit der Menschen, hier in der Rathsstube aber deren Knechtschaft, sondern versechtet allerwegen mit Freimuth, was Ihr sür das Rechte haltet. Das ist, wie mich in aller Bescheichenheit bedünket, Euer geistlich Umt. Beweist dem Abel aus Gottes Wort, daß er von seinem ungerechten Drängen ablassen müsse, und es wird balb wieder Eintracht im Lande sein."

Dr. Speratus war es nicht lieb, so aufgefordert zu werden, fürchtete in Berdacht der Mitwissenschaft und gehässiger Gesinnung gegen den Adel zu kommen, wagte aber doch nicht den allzu eifrigen Mann scharf anzulassen und wegen seiner Mahnung zu schelten. Da er nun die Stirn in Falten zog und schwieg, rief Herr Cleophas: "Tretet ab, wir wissen genug," und dem Stadtbiener, der sie geleitet hatte, sagte er: "Sie dürsen nicht entweichen, die wir die Erlaubniß dazu geben." So wurden sie in Gewahrsam genommen, aber nicht schlecht gehalten, denn man wollte in der jezigen Bedrängniß die Bauern nicht noch mehr erzürnen.

In derselben Stunde aber schrieb Gattenhofer an den Bischof von Samland und an des Herrn Herzogs Räthe, Heinrich von Kittlit, Fabian von Lehndorf, Melchior von Kreut und Georg von Kunheim, sendete auch Boten mit den Briefen ab. Als auf solche Art vorgesorgt war, wurden am andern Morgen Martinus und Krause hinausgeführt und entlassen. Die Bauern sollten sich kurze Zeit gedulden, hieß es, dann werde man ihnen Antwort zugehen lassen.

Sie fanden den Haufen bei Waldau gelagert, die meisten jetzt schon bewaffnet mit Spießen, Heugabeln, Sensen und Dreschslegeln. Mehrere Edelleute, die nicht schnell genug hatten entsliehen können, waren gefangen, ihre Keller außgeräumt. Dorthin kam darauf auch Lazer, der Stadtdiener, mit einem Schreiben der Bürgermeister, um freies Geleit zu einer Zusammenkunft zu werben. Es war nämlich den Tag der Sache wegen in den Städten und auf dem Schloß in großer Unruhe viel hin und her verhandelt worden. Ein ernstlicher Angriff der Bauern schien nicht ohne Gesahr. Die Magistrate waren ihrer Gemeinden nicht sicher und auf dem Schloß lagen nicht mehr als zwanzig Lanzenknechte zur Vertheidigung. So riethen der Bürgermeister, einen friedlichen Ausgleich zu versuchen, und die beiden Kentmeister, die vor allem Zeit gewinnen

wollten, stimmten zu. Dann wollte es aber jeder Theil auf den andern schieben, zu den Bauern hinauszugehen, zuleht mußten sich doch die Bürgermeister dazu verstehen. Kun wünschten sie, daß wenigstens Herr Cleophas sie begleite; aber er entschuldigte sich mit seinem hohen Alter und seiner Gebrechlickeit.

Lazer traf die Bauern bei ihren Feuern an, wenig Wachen ausgeftellt, viele betrunken. Er brachte sein Gesuch an und wurde vor den Pfarrer Valentin geführt. Der ließ auf der Hauptleute Besehl durch Martinus den Städten Königsberg in aller Form ein sicher und christlich Geleit ausfertigen, am Donnerstag Mittag mit zwanzig Pferden nach Schloß Neuhausen, eine Meile von der Stadt, zu kommen. Da würden die Bauern auch sein.

Es wurden nun in den Städten die Bürgermeister und ihre Kumpane, auch etliche von der Gemeine abgeordnet, die suhren und ritten am Donnerstag auß, sanden aber die Bauern in Neuhausen nicht mehr und reisten deshalb weiter, dem Geschrei nach. Der Hause war abgezogen, um sich mit einem zweiten Hausen zu verbinden, der sich im Gebiet von Schaaken unter der Hauptmannschaft des Hans Gericke, eines verwegenen Menschen, gebildet hatte und mit Plündern und Verderben argen Unsug trieb. Die beiden Haufen suchten einander in Kreuz- und Querzügen auf und stießen endlich bei dem Ort Zinkenhof zusammen. Sie verständigten sich und schießten, da sie von denen auß Königsberg Kunde erhielten, ihren bewährten Schreiber Martinuß zu ihnen, um ihnen den Ort anzusagen.

Der Schulmeister ermahnte die Hauptleute ernstlich, jetzt alles Aergerniß zu meiden, was sie auch versprachen, und entledigte sich seines Auftrages bei den Herren mit aller Würde. Indessen er sie nach Zinkenhof geleitete, war bei den Bauern ein Pauker und ein Pseiser herumgeschickt, sie sämmtlich zu einer Bersammlung zu berusen. Als nun die Abgesandten von Königsberg in die Nähe kamen, sahen sie Tausende von Bauern in einem großen Ning zusammensstehen, in der Mitte aber bei den Hauptleuten den Pfarrer Valentin, der ihnen eine Predigt hielt. Sie traten von einander und machten den Abgesandten Platz. Dann gingen sie in kriegerischer Ordnung im Felde umher und führten die gesangenen Geelleute hinter sich auf. Andreas Nippe und Hans Götze saßen auf einem Reitwagen, die Kücken zusammengekehrt. Darauf hielten sie eine Berathung, wählten Gericke zum obersten Hauptmann und beauftragten ihn mit der Verhandlung. Pfarrer Valentin und der Schulmeister Martinus wurden ihm beigegeben.

Hans Gericke hielt nun eine Rebe im Felde. Herr Nicolaus Richau, Bürgermeister der Altstadt, antwortete ihm, machte bewegliche Vorstellungen und mahnte von dem Werk des Friedensbruchs abzustehen.

Nach Verständigung mit dem Kinge entgegnete Gericke, er danke den Herren und erkenne an, daß sie in guter Meinung gerathen hätten. Die Bauern hätten bei diesem Werk aber nichts vor, denn die Ehre Gottes und die Liebe des Nächsten zu suchen. Gott habe ihnen durch seinen heiligen Geist in's Herz gegeben, die Armen von ihrer Bedrückung und schwerem Scharwerk zu erlösen. "Darum," so suhr er fort, "wollen wir die Nester zerstören, daß die Krähen keine Jungen mehr darinnen ziehen sollen. Und ist uns der Landesfürst für

einen Herren genug, bedürfen den Abel für keine Obrigkeit, denn er hält nicht, was er zusagt, verbietet die Bögel in der Lust und die Fische im Wasser, die doch Gott einem jeden frei geschaffen." Doch wollten sie die Bermittelung der Städte annehmen und sich mit dem Abel stellen bis auf Zurücklunst des Fürsten. "Habt Ihr mir solches auch zu reden besohlen?" fragte er hinter sich und der ganze Haufe schrie: "Ja, ja!"

Man kam nun überein, daß zwischen den Bauern und dem Adel am ansberen Tage früh auf dem Berg zu Quednau, nahe bei Königsberg, ein Gespräch gehalten werden sollte. Die Herren reisten nach der Stadt zurück, gingen noch spät auf's Schloß und berichteten. Es wurde eilends nach Fischhausen geschickt, wo sich der flüchtige Adel gesammelt hatte: sie sollten nach Quednau kommen.

Dort trasen denn auch wirklich die Bauern mit dem Adel zusammen, auch von den fürstlichen Käthen waren einige erschienen, Hans von der Gabelentz und Michael von der Drahe nebst den beiden Kentmeistern. Die Bauern bildeten einen King, darin wurde verhandelt. Man wurde einig, daß der Fürst entsicheiden solle. Der Adel mußte schwören, Brief und Siegel zu geben, daß er sich nicht rächen wolle, weder mit Worten noch mit Werken, bis auf des Landesfürsten Zurücktunft. Die Bauern gaben darauf die Gesangenen frei und erstatteten alle Kleinodien zurück.

Martinus stimmte an: "Nun bitten wir den Heiligen Geift." Alle sangen das Lied bis zu Ende.

Dann gingen die Bauern von einander, jeder in fein Dorf.

III.

Es war große Freude im Schulhause zu Labiau, als Martinus heimkehrte. An schlimmen Nachrichten hatte es dort keinen Tag gesehlt, und wenn alle die Schlösser und Gutssitze ausgeraubt und verwüstet worden wären, von denen das Gerücht ging, so hätte ganz Samland dazu nicht ausgereicht. Nun schien es eine rechte Gnade von Gott, daß der Mann unversehrt geblieben war, der sich mitten im tollsten Gewühl befunden haben mußte. Frau und Kinder trugen ihn sast auf ihren Urmen in die Stube hinein und schluchzten vor Freuden.

"Wie viele Sorge hab' ich Deinetwegen ausgeftanden," jagte Frau Maria; "nun weiß ich erft, wie lieb Du mir bift, Du guter Mann."

Er drückte ihr die Hände und zog sie wiederholt an sich. "So war dies gewißlich ein Segen von Gott," antwortete er. "Gelobt sei der Herr in Ewigkeit!"

Bor der Hausthür sammelten sich viele Kinder aus dem Marktslecken und riesen: "Unser Herr Schulmeister ist wieder da!" Er nahm sie alle hinein in die Schulstube und auch sonst von älteren Leuten, so viele sich eingesunden hatten, ihn zu begrüßen, und sprach mit ihnen ein Gebet aus bewegtem Herzen. Dann überkam ihn nach diesen schweren Tagen und unruhigen Nächten die Müdigkeit so sehr, daß er sich völlig entkleiden und zu Bett bringen ließ. Zwölf Stunden schlief er, ohne sich nur einmal auf die andere Seite zu kehren.

herr hans Röber ließ ihn auf's Amt bitten und fragte ihn nach allem,

was geschehen, tüchtig aus. "Ihr seid ja, wie's heißt, überall voran gewesen," sagte er lachend, "da wird man doch von Euch am besten erfahren, wie die Dinge verlaufen sind."

Martinus bat ihn zu glauben, daß er nach Kräften bemüht gewesen sei, Unfug zu hindern, auch zuletzt noch bei der Verhandlung mit den Königsberger

Herren ernftlich zur Unnahme des Bergleichs gerathen habe.

"Ja, ja!" sagte der Amtmann, "aber von Euch sind alle Schriften auß= gegangen. Hätten die Bauern Euch nicht gehabt, so wären sie bald ganz rathlos gewesen."

"Es steht in den Briefen nichts, was ich nicht verantworten kann," ent= gegnete der Schulmeister. "Gebe Gott, daß der Adel sich daraus seine Unbillig=

feit au Herzen nähme."

"Ihr wißt," rief der Amtmann, "ich bin der Schlimmsten einer nicht, und mit meinem Wissen und Willen hab' ich noch Niemand Unrecht gethan, ob ich schon manchmal gegen Säumige streng sein muß, wie es die Pflicht in des Herrn Herzogs Dienst gebietet. Gönne auch den Bauern das Leben und will nicht bestreiten, daß ihnen da und dort übel mitgespielt worden. Aber daß diese Sache auf dem Berge zu Quednau zu einem guten und schicklichen Ende gediehen, das soll man mir doch nicht sagen. Eine rechte Lumpenkomödie ist da aufgeführt worden."

"Ich will hoffen, daß der Abel seinen Pact halten wird," äußerte sich

Martinus.

"Was, Pact!" schrie Röber ihn an. "Die ihn eingegangen sind, müssen sich in ihren Hals hinein schämen. Gesteht es nur ein, die Bauern waren schon mürbe, gehorchten den Führern nur noch unwillig. Zwei Tage noch, und sie wären von selbst außeinander gelaufen. Was ist das auch für ein Pact, den die da geschlossen haben? Wer hat sie ermächtigt? Wen bindet er? Sich selbst aber haben die Bauern eine Ruthe ausgebunden, denn der Tag bleibt ihnen unvergessen."

"Sie verlaffen fich auf den Herrn Berzog," meinte Martinus.

Da schnippte Hans Köber in die Luft. "Wollen sehen! Haltet Cuch nur still, daß man Euch nichts am Zeuge flickt, Schulmeister. Es sollte mir leid thun." Damit entließ er ihn.

Martinus meinte mit seinem guten Gewissen wohl auszukommen. Gegen Ende des Monats sing er wieder an, Schule zu halten und hatte nun vollauf zu thun, den Kindern in Erinnerung zu bringen, was ihnen von dem mühsam Erlernten den Sommer über in Vergessenheit gekommen war. Auf dem Lande ging's im Ganzen friedlich her, denn der Adel nutzte seine Ersahrungen und mied den Streit, da er sich noch schwach fühlte. Was er den Bauern zugedacht hatte, ließ er sich wenig merken, und so konnte einer, der außen stand, sich einzreden, eine gute Ordnung der Dinge werde nicht ausbleiben.

Da lief im October die Kunde durch's Land, der Herr Herzog habe seine Geschäfte abgekürzt und wolle zurückkehren. Darüber war bei allen Theilen viel Freude, denn jeder hielt diese rasche Wendung seiner Sache für günstig. Es

hieß auch, daß er den Streitfall untersuchen und als ein gerechter Richter entsichen wolle. Das hatten ja die Bauern nur gewünscht.

Die freilich eingeweiht waren, hatten Grund sich andere Hoffnung zu machen; ber junge Herzog hatte von seinem Secretär Gattenhoser und von dem Statthalter Bischof Polenh Berichte empfangen, die ihn in große Bestürzung und Born gegen die aufrührerischen Bauern versehten. Er dachte nicht anders, als daß auch hier in seinem neuerwordenen Lande ein Krieg im Andruch sei, wie er kürzlich ganz Süddeutschland mit Schrecken erfüllt hatte. Seine Berlegenheiten mußten gemehrt werden, wenn man ihm vorwerfen durste, er selbst habe solches Unheil angestistet, weil er durch Ausstösung des Ordens und Siddruch den Unterthanen böses Beispiel gegeben und durch die Aenderung der Religion die Gemüther verwildert und die Gewissen verstört habe. Hatte doch Luther selbst gegen die aufständischen Bauern am hestigsten geeisert und die Obrigkeit in allen Landen aufgesordert, dem Drachen auf den Kopf zu treten. Darum tehrte der Herzog nun eilends um und reiste nach Preußen zurück, strenges Gezricht zu halten.

Allerdings war es keineswegs seine Absicht, ungehört zu verdammen. Er wußte gar wohl, daß dem armen Bauersmann seit langen Zeiten viel Ueberlaft geschehen war und mancher Gutsherr auf ein Privileg pochte, das er doch nicht vorzeigen konnte. Auch wollte er sich den Adel nicht über den Kopf wachsen lassen, bevor er sich als des Landes Fürst noch recht aufgerichtet. Darum sollte auch nach der anderen Seite untersucht werden, was etwa der Abel sich ansgemaßt, und in Zukunft eine gerechte und hristliche Ordnung im Lande sein. Da er nun aber nach Preußisch Holland kam, wo er auf dem Pfarrhose Quartier nahm, zogen die großen und kleinen Herren in Hausen zu, erhoben ein gewaltiges Geschrei gegen die Bauern und beschuldigten auch die Städte Königsberg des Einverständnisses mit ihnen. Seine Herrschaft müsse bald ein Ende haben, stellten sie ihm vor, wenn ein solcher Geist des Aufruhrs von ihm gelitten werde, und die seine Getreuesten wären, würden dann nicht helsen können.

Das that seine Wirkung. Die Städte beeilten sich, ihre Bürgermeister, Rathmänner und Schöppen zu ihm zu schicken, um ihn anders zu berichten. Er empfing sie wenig gnädig und sagte ihnen, daß er sich von Polen tausend Reiter erbeten habe; mit denen werde er kommen, die Ungerechten und Schulbigen zu strasen. Das war ihnen wegen der kostbaren Ginquartierung sehr beschwerlich und baten deshalb, seine Fürstliche Gnade wolle sie mit dem fremden Bolk verschonen, die Städte könnten selbst tausend Mann aufbringen. Der Herzog lehnte diese Filse aber ab und zog weiter, zunächst nach der alten Ordenssburg Balga am frischen Haff.

Nun ersuhren die Bauern, die in Königsberg verkehrten, wie der Abel beflissen war, den Herrn Herzog für sich zu stimmen, und geriethen in große Unruhe und Besorgniß deshalb. Gines Tages kam der Müller von Kahmen auf
seinem Bägelchen nach Labiau gefahren und hielt vor dem Schulhause. Er sah
recht niedergeschlagen aus, als er eintrat, drehte seine Filzmütze in den Händen
und sagte: "Wie wird es uns armen Bauern nun ergehen? Der Herr Herzog
kommt in's Land um einen Richttag zu halten zwischen uns und dem Abel.

Aber die Partie steht ungleich. Der Abel hat des Herrn Herzogs Ohr und schreit ihm täglich und stündlich hinein, verhetzt uns und verdächtigt die Städte, auf die wir uns meinten stützen zu können. Wir aber müssen von Ferne stehen und haben Niemand, der für uns spricht und uns vertheidigt gegen solche Angrisse. Gnad' uns Gott!"

Darüber betrübte Martinus sich sehr, der wohl wußte, daß des Müllers Klagen nicht umsonst waren: denn Herr Hand Röber hatte öfters, auch in der letzten Zeit, mit ihm gesprochen und seine Freude verrathen, daß der Adel bei dem Herrn Herzog einen Stein im Brett habe. Er tränkte und erboßte sich über solche Reden viel mehr, als wenn seiner eigenen kleinen Person eine Unbill geschehen wäre; denn ihm schien's ein schreiendes Unrecht, daß der Adel seinen Bertrag nicht hielt und seinen Gegner verlästerte. Ob er nun auch in seiner Antwort gegen den Müller in Worten vorsichtig war, hörte dieser doch leicht seine Meinung heraus und suhr fort: "Helfet uns nur noch einmal, lieder Martinus, auf die Weise, wie Ihr könnt, ohne Schaden zu nehmen. Wie soll der Herr Herzog entscheiden, wenn er nicht unsere Beschwerden und Bitten vernimmt? Schreibet also für uns einen Brief an Seine Fürstliche Gnaden, unterwürsig und demüthig, damit es klar werde, daß wir nicht trohig das Gericht erwarten, sondern des Herrn Herzogs Inade vertrauen, Kinder und Kindeskinder werden es Euch danken."

Der Schulmeister bebachte sich lange, meinte, er hätte auch ungezwungen schon genug gethan für Leute, die ihn eigentlich nichts angingen; war ihm aber boch kein rechter Ernst mit der Weigerung, da das gute Herz ihn trieb und die Galle ihm in's Blut gelausen war. Der Müller redete ihm noch kräftiger zu. "Könnt' ich's für alle büßen, " sagte er wehmüthig und aufrichtig, "was bei diesem Ausstand etwa Unrechtes geschehen ist und das ich doch, wie Ihr mir zeugen könnt, am wenigsten verschuldet habe, gern wollt ich mein Haupt vor dem Herrn Herzog auf den Block legen. Nun würde solches Erbieten doch nichts nühen. Schreibet also sleißig, damit das Unheil von den armen Leuten abgewendet werde, die an mein Wort geglaubt haben.

Da wurde Martinus bewegt, nahm ihn in sein Stübchen hinauf und schloß sich mit ihm ein. Es war empfindlich kalt dort und die Finger steisten sich bald; aber er schrieb mehrere Stunden lang mit sauberer Schrift, wie es der Müller verlangte, und sein Herz zitterte so wenig als seine Hand. Er ließ die Bauern bitten, der Herz herzog möchte sie von der schweren Besorgniß der Ungnade besreien, auch zwei aus sedem Kammeramt, als Gehorsame zu Berhör und Berantwortung vor sich erscheinen lassen. Um Schluß hieß es: "Wir hossen und vertrauen, Gott wird Euer Fürstlichen Gnaden hierin seinen Geist geben, daß Ew. Enaden solch ernstliches Gemüth von uns Armen abgewendet werde zu gnädigem Frieden und Abtrag."

Der Brief wurde auch in Balga abgegeben, es folgte aber darauf keine Antwort.

Dafür sandte Albrecht, dem nun auch die Bischöse von Samland und Pomesanien, George von Polent und Erhard von Queis, zur Strenge riethen, damit die Religion nicht in Gesahr komme, seinen Landhosmeister Heinrich von

Miltiz nach Königsberg voraus, das Nöthige vorzusorgen. Dort besanden sich acht Deputirte aus der Bauernschaft, die ließ er sogleich ausheben und gesangen seinen. Kümmerte sich auch nicht um die Aufregung, die deshalb in der Stadt entstand. Der Herzog solgte bald nach mit einer Schar polnischer Reiter, die ihm der König zu Hilse geschickt hatte, im Ganzen mit fünshundert und dreiund-vierzig Pserden.

Noch denselben Abend gingen vom Schloß Boten nach allen Aemtern ab. Die Amtleute sollten allen Bauern und die zu ihnen gehörten, ansagen, daß Mann bei Mann auf folgenden Montag mit ihrer Wehre und mit ihren Hauptleuten auf dem Felde zu Lauth, eine halbe Meile von Königsberg, ersicheinen sollten: da wollte Se. Fürstl. Gnaden in eigener Person auch sein.

Herr Hans Röber ließ den Schulmeister Martinus auf's Schloß rufen, zeigte ihm das Mandat und sagte: "Das geht auch Euch an. Der Herr Herzog weiß, daß Ihr in dieser Sache viel geschrieben und auch sonst geholsen habt, nun will er Euch hören."

Das fuhr dem Schulmeifter schwer in's Gemüth. "Weiß der Herr Herzog das," antwortete er, "so weiß er's durch Euren Bericht."

"Was wollt Ihr?" fragte der Amtmann. "Ich hab' meine Schuldigkeit gethan. Was habt Ihr für Bedenken, Mann? Ihr verlangtet ja selbst alleweile, die Sache solle liegen bleiben bis zu des Herrn Herzogs Zurücktunft, und habt ihn zum Richter begehrt mit großem Geschrei. Nun ist er da und will richten. Vergeht Euch da der Muth, ihm unter die Augen zu treten?"

"Nein, nein und aber nein!" rief Martinus, "ich vertraue seiner Gerechtigkeit bis zum Letzten. Was ich gethan, dessen brauch' ich mich nicht zu schämen vor Gott und den Menschen. Will seine Gnaden mich hören, so will ich sprechen ohne Furcht. Gott helse mir — Amen."

Da nun Frau Maria ersuhr, was auf dem Schloß verhandelt war, fing sie kläglich an zu weinen, umfaßte ihn und sagte: "Ich lasse Dich nicht fort. Der Herr Herzog ist gegen Euch erzürnt und hat gewiß nichts Gutes im Sinn."

Er suchte ihr's auszureden, aber die besorgte Frau kam immer wieder auf ihr erstes Wort zurück. "Geh nicht," bat sie, "geh nicht? Was können sie Dir anhaben, wenn Du bleibst? Setze Dich auf ein Boot und verstecke Dich den Fischern in der Niederung, warte ab, bis der Zorn des Mächtigen verraucht ist. Geh nicht!"

Mit diesem Borschlag, so gut er gemeint war, traf sie aber am Wenigsten das Rechte. "Hab' ich ein Unrecht begangen," fragte er, "daß ich mich durch die Flucht dessenheitigen soul? Nein, so schandbar will ich vor mir selbst nimmer werden. Hab' ich so lang mein Leben unsträslich geführt, so will ich mich für meine alten Tage nicht um den Frieden bringen. Mag man mich aber hier im Lande nicht leiden, so bin ich noch nicht zu alt, nochmals den Wanderstad in die Hand zu nehmen. Einen Schulmeister mag man auch andersewo brauchen."

Ihr Bitten war ganz vergebens: noch nie hatte sie ihn so hartnäckig gesehen. Nun mußte er wenigstens versprechen, seinen Sohn, den Winrich, mit-Deutsche Kundschau. VII, 4. zunehmen — er hatte ihn auf den Namen des großen Hochmeisters tausen lassen, der die Schule gegründet — damit der sofort berichten könne, wenn ihm etwas begegne, auch die Reisetasche abwechselnd trage. "Zu Deiner Beruhigung, Du Du Gute," sagte er. "Und ich will mir diesmal ein trefslich Büchlein einstecken, daß ich eine tröstende Beschäftigung habe, wenn sich die Berhandlung wider Erwarten länger hinziehen sollte." Er reichte ihr vom Bücherbrett ein paar dünne Quarthestchen mit Schristen des Philosophen Seneca zu, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Leipzig im Druck erschienen waren. "Da ist eine Schrist über die Ruhe des Gemüths, man kann sie nicht genug lesen, eine andere de beata vita, heißt zu deutsch: wie man das Leben glücklich erhalte."

Frau Maria schob auch das Wittenberger Liederbuch in das Känzel. "Ich vertraue Deinen alten Heiden nicht so viel," sagte sie, "der Herr Christus bleibt

der befte Nothhelfer und Tröfter."

"Amen," antwortete er.

Beim Abschied geleitete sie ihn vor die Hausthür, umarmte ihn nochmals und nochmals mit hellen Thränen in den Augen und sagte: "Mein Herz ist mir so schwer bedrückt. Ich hab' eine böse Ahnung: wir sehen Dich nicht wieder."

Er lächelte und grußte noch einmal zurück. Ihm war das Serz warm, da ihm so viel Liebe von seinem Weibe zu Theil wurde, als er sich vor Jahren nicht verhofft.

Winrich wollte das Känzel nicht von der Schulter laffen; er hielt fich tapfer im Gehen. Abends rafteten sie in Kahmen beim Müller, der über des Schulmeisters Kommen nicht wenig erfreut war. Bor Sonnenaufgang noch brachen sie zusammen auf. Moldenhauer hatte sein Wägelchen anspannen lassen und gab den Beiden den besten Plat. Die letzten Meilen gingen sie wieder mitsammt zu Fuß. In dichten Scharen zogen die Bauern auf der Landstraße dem Lauther Felde zu, alle mit den Wassen versehen, die sie in den Tagen des Aufruhrsgetragen hatten, wie es ihnen besohlen war. Sie meinten nicht anders, als daß der Herr Herzog sie habe gegen den Abel ausbieten wollen, wenn der sich nicht autwillig seinem Spruch fügen würde.

Aber es kam nicht so, wie fie sich's erwarteten. Dieses Tages hatten fie

noch lange mit schwerem Kummer zu gedenken.

Bei dem Dorfe Lauth nicht weit vor dem Thor der Borstadt Sackseim lag ein Teich, den man den Kupserteich nannte. Auf dem weiten Feld daneben sammelten sich die Bauern, wohl an viertausend Mann, in guter Ordnung. Die Rottenführer standen vor dem Haufen. Der Müller ging umher und ermahnte sie, sich in des Herrn Herzogs Gegenwart ruhig zu verhalten; er selbst und Hans Gericke wollten für sie sprechen. Daß sie dann nur mit lautem "Ja" ihre Rede zu bestätigen hätten.

Vom Sonntag auf den Montag war in Königsberg auf dem Schloß Herr Achatius von Czemen angelangt, Pommerelischer Unter-Kämmerer, und mit ihm Herr George von Bahsen, Wohwode von Marienburg. Mit denen berieth der Herzog, was zu thun. Der Abel drängte sich zu ihnen und mahnte sie, ihn zu einem scharsen Vorgehen gegen die Bauern zu bestimmen. Käme solche Rebellion hier im Herzogthum auf, so möge man sich auch im Königlichen Preußen vor-

sehen. Albrecht war geneigt die Bauern zu hören. Hätten sie gerechte Beschwerden, so dürste man ihnen nicht den Mund schließen. Das verdroß die polnischen Herren und die herzoglichen Räthe, von denen sich einige ihrer früheren Nachzgiebigkeit zu schwen hatten. Die Bauern dürsten nicht zu dem Glauben kommen, daß sie ein berechteter Stand seien. Habe der einzelne Klagen und Beschwerden gegen einen vom Abel, die möge er später vordringen; im Landtage würden sich Lingegriffenen verantworten. Dem hatten auch die beiden Bischse zugestimmt, die selbst dem Landesadel angehörten und das Werk der Resormation ihren Standesgenossen nicht verdächtigen wollten. Der junge Herzog, dem der Fürstenhut noch nicht sessähligen wollten. Der junge Herzog, dem der Fürstenhut noch nicht sessähligen wollten. Der junge Herzog, dem der Fürstenhut noch nicht sessähligen wollten.

So gog er benn am Montag fruh mit feinen Gaften und Rathen, vielen vom Abel und ben Burgermeiftern ber Stabte hinaus. Bon ben Burgern folgten viele zu Roß und zu Jug. Die vierhundert polnischen Langenreiter, über die er gebot, wurden in vier haufen geordnet; fie ruckten in der Ordnung neben dem Feldgeschütz auf das Lauther Feld. Da fie nun der Bauern anfichtig wurden, machten fie ihnen gegenüber Salt und ftellten fich in die Reihe. Sie meinten nun, daß es auf dem Blan zwischen beiden Saufen zur Berhandlung tommen folle. Der Fürst aber, wie es ihm gerathen war, schiefte zu ihnen und ließ fie fragen, ob fie eine Schlacht liefern ober alle ihr Bewehr auf einen Saufen ablegen und auch alle die Ihrigen herausgeben wollten, die man von ihnen fordern würde. Darüber kam ein großer Schrecken unter fie; hatten fich beffen nicht berschen, daß man fie wie einen Teind in Waffen behandeln wollte. Es buntte fie auch wie Sohn, daß man ihnen zumuthete, gegen die Lanzenreiter und Geschühe einen ungleichen Kampf zu wagen, und fo bestürzt machte sie dieje Berausforderung, daß fie ihrer gleich rathlofen Ruhrer Beifung gar nicht abwarteten, sondern ihre schlechten Waffen von sich warfen und um Gnade baten.

Bald darauf schiefte der Herzog seinen Troß mit einem Schreiber vor, der tas von einem Blatt ab alle, die aufgeschrieben waren und aus der Menge gesordert wurden. Da schlug vielen das Herz, ob ihr Name genannt würde, weil sie sich einiger Gewaltthat schuldig wußten. Obenan stand Hand Hand Gans Gericke und Valentin, Moldenhauer nebst mehreren Rottensührern, Krause von Braschborf und des Schulzen Sohn von daselbst. Martinus, der sich mit seinem Sohn hinter dem Hausen hielt, horchte gespannt auf. Da hörte er den Schreiber ganz deutlich lesen: "Martinus, der Schulmeister von Labiau". Das Blut stockte ihm im Herzen, aber er faßte allen Muth zusammen und rief mit lauter Stimme: "Hier bin ich!"

Die Schergen warteten nicht, bis die ganze Liste gelesen war, sondern fingen an, Einzelne vorzuziehen, zu binden und neben dem Hausen auf die Kniee niederzuwerfen. Als nun die andern sahen, daß es diese Meinung haben wollte, erschraken sie, nahmen die Flucht und wollten seldeinlausen. Der Herzog gab aber den Lanzenreitern Besehl, die Schar zu umzingeln und die Flüchtigen zurückzutreiben. Keiner entkam. Ihrer siedenundachtzig wurden gebunden, die der Abel angegeben hatte.

Als sie an Martinus tamen, widersette er sich nicht. Rugte seinen Sohn zum Abschied und hieß ihn, alles unnütliche Alagen und Jammern einstellen.

"Grüße die Mutter," rief er ihm zu, da fie ihn fortstießen, "diesmal ist sie boch klüger gewesen, als ich. Gott, der Herr, sei mit Guch!"

Die Bauern, die nicht gebunden waren, mußten in einen King treten. Der Herzog ritt hinein mit seinem Gefolge, hielt ihnen vor, was sie verbrochen hätten, da sie sich so freventlich mit Gewalt gegen ihre Herren und Obrigkeit auslehnten, ließ sie auch einen Eid leisten, allen andern, die heut nicht erschienen, anzusagen, daß sie ihr Gewehr auf Allerheiligen Tag zur selben Stelle brächten. Ganz wehrloß sollte der Bauer fortan gemacht werden.

Darauf ritt der Herzog ab, einer von seinen Räthen aber kam zurück und kündigte seinen Willen, einige von den Rädelssührern sosort vor aller Augen strafen zu lassen. Auf seinen Wink traten drei Scharfrichter in rothen Mänteln heran, griffen aus dem Hausen der Gebundenen jeder einen, nicht einmal die schuldigsten, schleppten sie in den Ring und schlugen ihnen die Köpfe ab.

So hatten nun die Bauern eine blutige Warnung exhalten und wurden darauf in ihre Heimath entlassen, halb todt vor Angst und Grimm im Herzen. Es war ihnen wenig Trost, daß man ihnen zu hören gab: wenn ihnen etwas sehlen oder gebrechen würde, so sollten sie zu Sr. fürstl. Gnaden kommen und klagen; er wollte einem jeden, zu dem er Recht hätte, wohl Rechts verhelsen. Den Fürsten hat's später oft genug gereuen müssen, daß er dem Abel so nachsgiedig gewesen und seine besten Freunde selbst niedergeworfen. Damals aber, als er mit seinem stattlichen Gesolge wieder in's Schloß einritt und alle die Herren nicht müde wurden, ihn wegen seiner Festigkeit zu loben, dünkte er sich ein Sieger und mächtiger Fürst.

Die Gefangenen wurden nach Königsberg geführt; alle Thürme und Keller waren mit ihnen gefüllt. Viele Wagen mit Spießen, Schwertern und anderen Waffen fuhr man vom Lauther Felde auf's Schloß. In der Stadt war große Bestürzung. Hatte man's mit den Bauern angesangen, konnte man's leicht mit den Bürgern fortsehen. Nun mußten sie selbst bei den Gesangenen Wache halten, ihren unterthänigen guten Willen zu bezeigen.

In der Stadt Aneiphof nahe dem Waffer ftand ein Thurm, der hieß wegen feiner Farbe der blaue Thurm. Er hielt die Ece zwischen den Mauern und war zur besseren Bertheidigung derselben angelegt worden. Darin befanden sich viel enge gewölbte Räume mit tleinen Tenfterlöchern nach dem Alug bin. Diefer Thurm diente den Kneiphöfern als ein Gefängniß, und dahin wurden viele von den Bauern geworfen, auch Martinus der Schulmeister. Sie waren in manchen Rlaufen so enge bei einander, daß sie sich nicht alle zugleich am Boden nieder= legen konnten. Es wurde ihnen auch wenig Stroh gereicht und nur die nothdürftigste Rost. Den Tag und die nächste Racht verbrachten fie in dumpfer Berzweiflung. Dann hofften fie jum Berhor geführt zu werben, aber es geschah nichts der Art. Run fingen fie an zu jammern und wehklagen, fragten ihre Wächter, was man mit ihnen im Sinn habe, und flehten fie um ein Fürwort bei dem herrn Burgermeifter an, daß man fie aus diefer qualvollen Lage befreie. Wurde ihnen aber geantwortet, daß alle Befehle ihretwegen bom Schloß kämen und man ohne des Herrn Bergogs Genehmigung nichts handeln fönne.

Martinus war am übelften baran. Man hatte ihn in eine Zelle zu bem roheften Bolt gesteckt, und wegen Schwachheit seines Leibes mußte er fich ftogen und treten laffen, daß da bald kein Fleckchen von eines Guldens Größe war. das ihn nicht schmerzte. Aber er trug fein Schickfal gebuldig und mit Gleich= muth. Seine Benoffen drängten ihn gegen den Mauerichlit, weil bon dort eine cifiqe Zugluft fich zu dem Raum ergoß; er freute fich des mehreren Lichtes, jog feinen Seneca heraus und vertiefte fich in die Troftschriften des Stoiters, felbft ein des Troftes bedürftiger und im Ungluck ftandhafter Mann, gedachte auch feiner Jugend, wie er da in seiner Armuth oft lange Tage gehungert und gedürftet und Frost gelitten, boch aber den Wiffenschaften nicht untren worden. Beil er nun gar nicht klagte, verwunderten fich die Bauern darüber und meinten, er mußte da ein Zauberbuch in Sanden haben, alles Ungemach zu bannen. Darauf theilte er ihnen daraus mit, was fie allenfalls verstehen konnten, und als nun noch einen Tag weiter ihre Gemuther gang bedruckt und ihre Bergen gerknirscht waren, fagte er: "Ich hab' noch ein anderes Büchlein bei mir, das hat meine fromme Haußfrau zugefügt, und mag wohl gar zauberkräftig wirken." So öffnete er das Wittenberger Liederbuch und fing an mit heller Stimme zu fingen: "Ein feste Burg ift unser Gott" und die andern schönen Lieder, auch die von Baulus Speratus. Sie knieeten nieder und falteten die Sande und riefen: "Berr, hilf uns armen Sündern!"

Nächsten Morgen brachte der Thurmwächter die Nachricht, es seinen in der Allsstadt ihrer acht auf den Markt geführt und enthauptet, darunter auch der Krause von Braschdorf, der die Botschaft zuerst nach Königsberg brachte, und des Schulzen Sohn von daselbst, der den Amtmann Andreas Rippe angesaßt und niedergeworfen. Auch heiße es, der Müller solle nach seimer Heimen gebracht und dort zu einem schrecklichen Exempel mit allen Qualen gerichtet werden.

"So gebe Gott ihm Muth und Standhaftigkeit in seiner letzten Stunde," sagte Martinus. "Ich aber weiß nun auch, woran ich bin. Denn, wenn Krause so hart bestraft worden, der bei jenem Botengang mein Geselle war, weshalb sollten sie mich schonen? Bin ich doch in ihren Augen der Schuldigsten einer. Daß ich wenigstens noch einmal Weib und Kinder sehen und an's Herz drücken könnte! Aber Gott fügt's vielleicht gut so, daß es nicht geschieht, der Abschied wäre allzuschwer."

Deffelben Tages noch wurde er aus der Zelle herausgezogen und meinte schon, es sollte gleich zum Richtplatz gehen. Aber man warf ihn mit drei andern, die auch solcher Art ausgesondert waren, in ein anderes Gemach. Da merkte er, zu weß Ende das geschah und verhielt es auch seinen Gefährten nicht. Er kündete ihnen das Evangelium, so gut er's verstand, und sang mit ihnen die ganze Nacht. — Sein Sohn Winrich aber, als er den Vater gesangen sah, war in Aengsten davongelausen und hatte seinen Kückweg nach Labiau fortgesetzt, dis er vor Müdigkeit am Wege liegen blieb. Mit wunden Füßen kam er nach Hause und konnte vor Schluchzen kaum sprechen. Es hatte ihn so suchtbar entsetzt, wie die drei im Kinge der Bauern von den Scharfrichtern abgeschlagen wurden, mischte auch dieses Schreckliche gleich in seinen Bericht ein, sodaß Frau Maria

meinen mußte, Martinus sei darunter gewesen, und um ihren Mann zu wehsklagen begann. Als sich's dann aufgeklärt hatte, siel sie auf die Kniee und slehte Gott an, daß er ihn retten wolle. Und als sie nun so durch Gebet gestärkt war, trocknete sie die Thränen, stand auf und sagte: "ich will zu ihm! Kann ich ihm nicht helsen, so kann ich doch in seiner Nähe sein und vielleicht das Schlimmste abwenden. O du mein Gott! hab ich denn Niemand, der für mich bei den großen Herren sprechen kann?"

Da schien ihr ein Gedanke zu kommen. Sie winkte Magdalene zu fich und fagte ju ihr: "begleite mich! Es kann fein, daß ich einen fcweren Bang thue, dazu brauche ich Deinen Beiftand. Die beiden Kinder werden fich einige Tage ohne uns behelfen." Aus ihrer Lade nahm fie einen Rock, den fie noch im Elternhause getragen hatte, und gab ihn bem Madchen zum Anziehen, für sich felbft aber ein Mäntelchen von braunem Tuch, mit Belg gefüttert, und eine Belgmuge - auch von jener Zeit her bewahrt - fich gegen die kalte Witterung au schützen. Dann machten Mutter und Tochter fich auf die Reise nach Ronigs= berg. Dort klopfte Frau Maria an vielen Thuren vergeblich an. Bei den herren Bürgermeiftern wurde sie gar nicht vorgelaffen. Man könne in der Sache nichts thun, hieß es überall, muffe fie auf's Schlof verweisen. Der herr Bergog fei fommer ergurnt und man wolle der aufrührerischen Bauern wegen ber Stadt keine Berlegenheit bereiten. Bor dem Schlofthor draufen lagen die Bauernweiber, die auch ihrer Männer wegen gekommen waren, jammerten und schrieen. Die Thorwächter trieben fie mit Schlägen fort. Die arme Frau konnte nicht einmal erfahren, wo Martinus eingesperrt war. Bei der Grecution auf dem Altstädtischen Markt ftand fie auf einer der hohen Treppen in furcht= baren Aengsten und redte fich, ju feben, wer von den Gefangenen aufgeführt werden würde. Gottlob! Martinus war barunter nicht. Un den meisten der Thurme und Reller, in denen Bauern eingesperrt sein follten, hatte fie ichon umfonft angefragt. Endlich, als fie in der Stadt Kneiphof am Waffer unter bem blauen Thurm hinging und zu den Luken in der Mauer hinaufschaute, borte fie von dort her einen geiftlichen Gefang. Wie ihr das Berg gitterte! Das war ihres Mannes Stimme.

Der Wächter wollte sie nicht zu ihm lassen, es sei ihm strengste Wachsamteit anbesohlen. "Und nun gar zu dem!" setzte er hinzu. "Es ist vom Schloß die Weisung gekommen, ihrer vier zu morgen bereit zu halten, darunter ist auch der Schulmeister von Labiau. Das Singen mag ich ihm nicht wehren, aber in andern Dingen darf ich da keine Nachsicht üben. Bereitet Euch auf das Schwerste vor, Frau." Sie war einer Ohnmacht nahe, saste aber alle Krast zusammen, nicht umzusinken, und bat den Wächter, ihrem Manne wenigstens einen Gruß zu überbringen, daß er sich nicht ganz verlassen wüßte. Das versprach er zu besorgen. "Run muß das Letzte versucht werden," sagte sie zu Magdalene, auf die sie sich stützte. "Es gilt sein Leben."

Sie eilte auf's Schloß und fragte nach Dr. Speratus, dem Hofprediger.

Speratus hatte auf des Herzogs Geheiß im ehemaligen Krankenhause des Ordens Wohnung angewiesen erhalten. Wegen seines geistlichen Amtes mußte er jedem zugänglich sein. Die Schulmeisterin fand ihn in seiner Schreibstube

unter Büchern. Was ihm aus des Ordens Liberey nütlich sein konnte, hatte der gelehrte Mann zu seinem Gebrauch zusammengetragen, auch Rechnungsbücher vieler Jahre, daraus zu ersehen, welcher Kirchen Patron die Landesherrschaft sei und welche Berpstichtungen ihr oblägen. Als nun die Thür knarrte, blickte er um und suhr wie von einem jähen Schreck zusammen. "Hilf, Jesus Christ!" rief er, ganz bleich im Gesicht.

"Kennet Ihr mich noch, Herr Paul von Spretten?" fragte die Frau mit fanster Stimme, einen Schritt vortretend und das Mädchen an der Hand nach

fich ziehend.

"Maria!" sagte er; "Ihr . . . "

"Ich bin's."

"Wie kommt Ihr hieher nach Preußen? Ich hörte . . . Ihr wäret in ein Kloster gegangen —"

Sie schüttelte den Kopf. "Und diese — " Sie zog das Mädchen vor —

"tennt Ihr fie?"

"Magdalene! — Des Schulmeisters Martinus . . ."

"Meine Tochter", fiel sit zitternd ein. Ueber ihre fahlen Wangen zog ein rother Schein, um gleich wieder zu verfliegen. "Und ich — bin des Schulmeisters Martinus Weib."

Speratus exhob sich vom Sessel und starrte die Frauen wie abwesend an. "Thx — sein Weib . . . und dieses Kind —"

"Ich sollte Magdalena heißen und sie Maria," sagte die Frau leise, während das Mädchen auf ihn zueilte, vor ihm niedersank und seine Hände füßte. Er bückte sich, füßte ihre Stirn und suchte sie aufzurichten. "Was willst Du von mir?" fragte er ganz verwirrt.

"Rettet uns den Bater!" flehte Magdalene.

"Den Bater . . . "

"Ja, den guten Bater, meinen Mann," rief die Schulmeisterin. "Wisset Ihr nicht, daß Martinus mit den Bauern gesangen ist? Er soll gerichtet werden wie ein llebelthäter. Gott fennt sein unschuldiges Herz. Nicht hat er sich vergehen wollen gegen seine Obrigkeit, sondern aus barmherzigem Mitleid hat er sich der armen Leute angenommen. Wenn er Euch je ein Freund war, wenn ich . . . v! verlasset ihn nicht in der Noth."

Der Doctor schien sehr beängstigt durch diese Rede. "Er hat sich schwer vergangen," sagte er mit halber Stimme. "Ich — was kann ich für ihn thun?"

Die Fran sah ihn mit einem slehentlichen Blick aus ihren traurigen Augen an. "Ihr könnt helsen," antwortete sie, "wenn Ihr den rechten Willen habt. Seid Ihr doch als ein Hofprediger bestellt und, wie Jedermann weiß, in großem Ansehen. Man kann Guch den Zutritt zu dem Herrn Herzog nicht wehren: bittet Martinus los von Seiner Fürstlichen Gnaden."

"Wie kann ich -?"

"Euch wird er nichts abschlagen. Sprecht ihm mit dem Wort Gottes in's Gewissen! Könnt Ihr Euch nicht verbürgen für seine Chrlichkeit und Treue? Ist's nicht ein Schimps des Landes, daß diese Männer bluten, ohne Verhör und Gericht, weil der Adel sie haßt? Will das der Herr Herzog? Weiß er daß? Ihr seib sein Seelsorger. Sorget, daß seine Seele rein bleibt von dieses Unschuldigen Blut!"

Speratus bebeckte seine Augen; ihr Anblick schien ihn zu schmerzen. "Er ist nicht unschuldig," sagte er, "Martinus ist sehr strafbar vor dem Gesetz — wenn er auch in guter Meinung geholsen haben mag. Ich habe ihn vergeblich gewarnt. Ihr glaubt, ich hätte Einfluß auf des Herrn Herzogs Entschließungen. Nicht in weltlichen Dingen. Und wenn ich ihn in geistlichen behalten, wenn ich dem Evangelium in diesem Lande dienen will, muß ich vorsichtig sein, ihn nicht mit Mißtrauen zu erfüllen, als hielte ich mich für seinen geheimen Rath. Auf der Kanzel ist mein Platz. Kann ich da sein Herz erweichen und sein Gewissen misselnen bei ihm sprechen —"

"Aus Freundschaft!" fiel die Schulmeisterin ein.

"Er kann das nicht verstehen," wehrte Speratus ab. "Wenn ich mich den Freund dieses Mannes nenne, der für einen der gesährlichsten dieser Aufrührer gilt, muß ich mich nicht selbst dem Herrn Herzog schwer verdächtigen? Er kann auch nicht wie er will. Ich glaube, diese Strenge kommt ihm nicht aus dem Gemüth; aber er muß dem Adel hier nachgeben, um seines Beistandes in wichtigeren Tingen versichert zu sein. Es muß ihn kränken, wenn ich ihn nun mit christlicher Mahnung bestürme und von ihm fordere, was er nicht gewähren kann, ohne in eine schieße Lage zu gerathen. Er wird mich's entgelten lassen."

"Und Ihr zaudert, folde Ungnade auf Such zu nehmen, um ein theures Leben zu retten? O Herr, Herr! fasset Muth. Aus Dankbarkeit —"

"Ihr qualt mich. Seht Ihr denn nicht, wie sein Schicksal mich bekümmert? Aber ich habe die Macht nicht, ihm zu helsen. Ich sagte Euch schon, Maria, er gilt für einen der Schuldigsten."

Die Augen der Frau leuchteten im Zornfeuer. "Und wenn er einer Todfunde fculdig mare," rief fie, "Ihr mußtet den Berfuch magen, ihn loszubitten." Sie trat nahe an ihn heran und raunte ihm zu: "Muß ich Euch sagen, was er für Euch gethan hat? Als ich in Berzweiflung wegen Eures Berraths den Tod im Waffer suchte, hat er mir das Leben gerettet. Das Leben! Wie tvenig ware das gewesen. Aber die Chre! Er zauderte nicht, mir die hand zu reichen und zu fagen: es foll Alles vergeffen fein, werde mein Beib! Ihr wurdet untreu, um frei zu bleiben in Guren gelehrten Studien; er grub all' feinen ehrgeizigen Soffnungen ein Grab, um nur treu sein Wort halten zu tonnen. Meinetwegen ward er ein Dorfichulmeifter in Breugen. Bon Gurem Bewiffen hat er die Schuld genommen, Herr Hofprediger. Das hatt' ich Cuch ju fagen. Und nun - handelt, wie Ihr konnt." Die Stimme erftickte ihr. Sie wandte fich zum Wehen und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Speratus war erschüttert. Er faltete die Sande, hob fie zur Decke auf und ließ fie niederfallen auf fein Geficht. Reines Wortes mächtig, zog er Magdalena an fich. die wieder vor ihm niedergesunken mar, und fußte ihr haar und Stirn. "Wollt Ihr's versuchen um Gotteswillen?" fragte das Madchen.

"Ich will's," rief er. "Aber geht nun, geht — ich werde allzu schwach. O, Menschenschicksat!" Er sank in den Sessel zurück. Die beiden Frauen verließen das Gemach, Frau Maria, ohne noch einmal umzusehen. Ihr schlich der Tag peinvoll hin. Bis zum späten Abend wartete sie in der Nähe des Thurmes auf eine tröstliche Nachricht vom Schloß; sie kam nicht. Gereute Dr. Speratus nachträglich doch sein Versvergen? War der Herzog unerbittlich?

Welche entsetzliche Nacht! Auf dem Domplatz wurde von Brettern ein Gerüft aufgeschlagen. Es war ihr kein Zweisel, zu welchem Zweck. Sie fragte die Werkleute, wann es gebraucht werden solle. "Nicht vor morgen früh," war die Antwort. Es war ein junger Mensch darunter, der schien Mitleid mit der armen Frau zu haben. "Geht in Eure Herberge," sagte er, "ich will Euch rusen, wenn's Zeit ist." Sie ging, hielt's aber nur wenige Stunden in ihrer Kammer aus. An den Häusern hin schlich sie bis zum Fluß und näherte sich dem blauen Thurm. Der Schnee siel in großen nassen Flocken und der scharfe Wind vom Wasser her trieb sie ihr in's Gesicht; sie achtete nicht darauf. Da stand sie nun und horchte gespannt. Schläft er? Nein. Eben setze seine helle Stimme ein mit des Speratus' Lied:

"His ift Gott, Wie ift der Menschen Noth So groß, Wer kann es ANS erzählen! Sanz todt Liegt er ohn' allen Rath, Weiserlos, Er kennt auch nicht sein Elend."

Andere Stimmen begleiteten leise und unsicher. Bald sang Martinus nur noch allein. Seine Kraft schien zu wachsen und der Schlußvers erscholl, jedes Wort laut vernehmlich:

"Es ift sein Wort, barauf steh' hart, es mag uns nicht ausweichen, sein' Kraft ist also reiche: Wem.er's beschert, da wird's gemehrt; nur glaub daran, laß' Zweisel stahn, hoff in den, der ist da oben; D. Herre Gott, von uns sei dir ewig Lobe!"

"Wachet, wachet," murmelte die Frau, "daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Nein, nein! Speratus kann ihn nicht verlaffen."

So kämpften Furcht und Hoffnung mit einander; aber die Hoffnung ward mit jedem Stundenschlage schwächer und wollte sast ganz zusammenbrechen, als die herzoglichen Trabanten vom Schloß anmarschirt kamen, die Delinquenten in Empfang zu nehmen und nach der nahen Richtstätte zu führen. Ihr Hauptsmann hatte keinen Gnadenbrief erhalten.

Biel Bolks drängte nach. In die engen Gassen unter den Wasserthoren wurde aber Niemand eingelassen. Als nun die schwere Thür des Thurms sich öffnete und die Bier unter Trommelschlag hinausgeführt wurden, sprang Frau

Maria mit einem gellenden Schrei aus ihrem Mauerversteck vor, drängte die Spieße, die sich vor ihr kreuzten, mit starken Armen zurück und warf sich an ihres Mannes Brust. Er war gebunden und konnte sie nicht umfassen, aber er sah sie mit einem innigen Blick an und sagte mit bewegter Stimme: "Ich danke Gott, daß er mir dies in der letzten Stunde schenkt. O mein Weib, mein Weib! Viel Bitteres und Süßesk haben wir im Leben ersahren, dieses aber ist das Bitterste und Süßeske zugleich. Vergieb mir, was Du zu vergeben hast. Wenn ich lange zweiselte, ob Du mit ganzem Herzen bei mir seist, dessen bin ich durch Deine Liebe und Treue seit vielen Jahren gewiß worden. Sorge sür die Kinder! Und nun — Leb' wohl, leb' ewig wohl!"

Er wollte weiter schreiten mit dem Zuge, da die Wachen schon ungeduldig wurden und ihn mit den Schäften der Spieße anstießen. Aber sie hing sich sester an seinen Hals und rief: "Nein, ich lasse Dich nicht fort. Habt Erbarmen! Wartet noch kurze Zeit. Es ist nicht möglich, daß dies geschieht. Der Bote muß unterwegs sein, der die Begnadigung bringt."

"Erschwert ihm nicht den letzten Gang durch Guer unfinniges Geschrei, Frau," sagte der Hauptmann der Trabanten. "Ihr hört, es ist des Herrn Herzogs Besehl. Wir können darin Nichts ändern."

"So schleppt mich mit zur Richtstätte," rief sie, "laßt mich mit ihm

fterben."

"Trennt fie," befahl der Hauptmann den Stadtdienern.

Sie legten Hand an sie und rissen sie fort. "Gehorche!" sagte Martinus. "Gott sei mit Euch!"

"Aufschub — Aufschub," flehte das arme Weib.

"Der Schulmeister kommt zuletzt an die Reihe," rief ihr der Hauptmann zu. Die Trommel wirbelte unter dem gewöldten Thor und dann auf dem Domplatz. Dort stand die Menschenmasse dicht gedrängt um das Gerüft. Der Büttel mit seinen Knechten legte Hand an seine Opfer und führte sie die Stusen hinauf. Die Schulmeisterin war niedergesunken, ihrer Sinne nicht mehr mächtig. So war ihr doch keine Hilfe geworden von dem Manne, auf den sie ihr Vertrauen gesetzt hatte. Sie war ganz verlassen.

Drei Mal blitte das Richtschwert durch die Luft und folgte darauf ein dumpfer Fall. Da — als der Büttel Martinus schon gesaßt und auf die Kniee geworfen hatte, tönte von dem Gäßchen an der Brücke her ein lauter Schrei über die Köpfe der Leute hin: "Haltet ein — haltet ein! Um Gottes-

willen, haltet ein! Ich bringe des Herrn Berzogs Pardon."

Maria fuhr auf aus ihrer Ohnmacht. "Er ift's," schrie fie, "er ift's — Speratus!"

"Der Hofprediger," murmelte die überraschte Menge. "Weicht auß — macht Plat." Athemlos ftürzte er an das Gerüft, mit erhobenem Arm ein Schreiben haltend, auf dem das herzogliche Siegel sichtbar. "Martinus, der Schulmeister, ist begnadigt," rief er mit letzter Krast. "Lebt er noch?"

"Er lebt," antwortete des Schulmeisters Stimme vom Gerüft. "Und Christus lebt!"

Seine Feffeln wurden gelöft. "Lauft," fagte der Büttel, "Ihr feid frei.

Aber kommt mir nicht zum zweiten Male!" Er gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter, als einen Denkzettel gleichsam, und schob ihn die Treppe hinab. Das Volk rundum fand biesen Spaß ganz nach seinem Geschmack und lachte.

Martinus wußte gar nicht, wie ihm geschehen. Er umarmte wieder und wieder sein vor Freude schluchzendes Weib und drückte Speratus die Hand. "Aur fort, fort von dieser Stätte," mahnte derselbe. Er führte das Paar nach der kleinen Seitenpforte im Dom, die offen stand, und ließ es eintreten.

Der Schulmeister sank auf die Kniee nieder und dankte Gott für seine wunderbare Rettung. Frau Maria aber hob des Herrn Hospredigers langen Rock und küßte den Saum. "So hab' ich mich in diesem Freunde nicht ge=

täuscht," fagte fie, "er ift ein Muthiger im Dienfte bes Berrn."

Dr. Speratus lächelte. "Dankt's nach Gott Eurem Weibe," wandte er sich zu Martinus. "Warum verschwiegt Ihr mir das? Aber ich frage nicht. Ihr wolltet in Eurer Bescheidenheit nicht rühmen, was Ihr Gutes gethan. Ist Euch nun das Leben lieb, so freue ich mich des Ersolges meiner Fürditte. Bald wäre sie umsonst gewesen. Der Herr Herzog war gestern schon willig, schob aber die Entscheidung den Käthen zu, wie ich erwartet hatte. Sie versammelten sich heute früh bei ihm, und ich bat wieder um Einlaß in meinem Amtskleide. Der Herr Herzog sagte: Gebt nach! der Mann kann uns noch nüglich sein. Die Käthe aber brachten Bedenken vor und zögerten. Ich drängte mit beweg-lichen Worten; da sertigten sie endlich den Gnadenbrief aus — es geschah wohl nur, weil sie glaubten, er käme doch zu spät zur Richtstelle. Sie wollten auch einen Boten damit senden, aber ich gedachte Eurer Gesahr und des treuen Weides Angst — da lief ich selbst, so wenig es sich für mein geistliches Kleid schieft. Gott sei gelobt, ich kam noch zur rechten Zeit."

"Mein Leben ift ein Gnadengeschent," sagte Martinus. "So will ich's benn mit noch größerem Eiser dem Dienst des Höchsten widmen immerdar, daß ich ihm und seinem heiligen Evangelium die jungen Scelen gewinne, die mir

anvertraut find."

Der Hofprediger schüttelte seine Hand. "Und weil ich Euch so treu in Eurem Beruf erkannt habe," sprach er, "so wünsch' ich Eure Arbeit an anderer Stelle, als dort im Dorf. Der lateinischen Schule hier am Dom sehlt ein Conrector, und wir brauchen einen gar tüchtigen Mann, weil hier die Saat gestreut werden muß, die für eine tüchtige Universität ausgehen soll. Wollt Ihr das schwere Amt annehmen, so schlagt ein. In Jahr und Tag, hoss ich, ist dies vergessen."

Martinus blickte dankbar zu dem Kreuz über dem Altar auf. "Herr," murmelten seine Lippen, "wie find deine Wege so wunderbar!"

Das fundamentale Problem der Physiologie.

Von

Profeffor Dr. 3. Reinke in Göttingen.

Die Physiologie ist die Wissenschaft vom Leben. Was Leben ist, weiß Jedermann, er glaubt wenigstens, eine sichere Vorstellung davon zu haben; nur die Physiologie weiß es nicht. Als Wissenschaft, die unser Wissen zu bereichern strebt, stellt sie die Erkenntniß dessen, was man Leben nennt, als letztes und

höchstes Ziel an den ihrer Forschung sich öffnenden Horizont.

Raum gibt es ein beredteres Beispiel für den Unterschied zwischen alltäglichem und wiffenschaftlichem Wiffen, als es in diesem paradoxen Sate hervortritt, welchen wir an die Spige unserer Betrachtungen stellen. Uns Allen steht flar vor Augen, daß Leben eine Function ift, ein Ausdruck complicirter Bewegungen und Arbeitsleiftungen, ausschließlich geknüpft an eine in fich geschloffene Gruppe von Körpern, die Organismen. Wenn Waffer im Reffel über der Berzeliuslampe zu brodeln beginnt und fich langfam verflüchtigt, wenn der Dampf= wagen keuchend über den eisenbelegten Weg dahinbrauft, wenn der Bulcan feine Pforten öffnet, glühende Schlacken und Dampfe emporschleudert und feurig, Aluthen über die zerriffenen Hänge seines Regels ergießt: so find das alles Functionen forperlicher Systeme, die in eigenthümlichen Bewegungsvorgängen jum Ausdruck gelangen, und doch wiffen wir alle, daß hier kein Leben waltet. Im Wachsthum der Pflanze, im Fluge des Bogels, im freundlichen Anschmiegen eines hundes tritt uns das leben unzweideutig entgegen; am vertrautesten ward es uns in der täglichen perfonlichen Erfahrung, in der Sorge für die eigene Existenz, in den taufenderlei Freuden und Leiden, welche dieselbe mit sich bringt, in der Hartnäckigkeit, mit der wir das Leben lieben, in dem Schrecken und dem Schmerz über den Tod eines uns nahestehenden Wefens.

Aber was ift nun das Leben? Wie unterscheidet es sich von den Functionen der unorganischen Natur? — Darauf sehlt zur Zeit noch die befriedigende Antswort. Sollte es nicht einer Anstrengung des menschlichen Geistes werth sein, diese Frage genau zu studiren, tieser in die Einzelvorgänge des Lebensprocesseinzudringen, als es der alltäglichen Wahrnehmung möglich ift, um über jene elastischen Definitionen hinauszukommen, wie sie auch heute noch von Männern

der Wissenschaft in Bezug auf das Leben geliesert werden? Ift doch das Leben der ums persönlich nächstliegende materielle Proces in der Welt; er ist verbreitet, wie kaum ein anderer, sein Dasein reicht in die sernste Vorzeit hinauf.

Und was wir bis jest vom Leben wissen, erhebt es sich auch im Rahmen wissenschaftlicher Betrachtung erheblich über allgemeine, zum Theil verschwimmende Borstellungen, deren Summe lautet: ein großes Käthsel? —

Ī.

"Das Leben ift ebensowohl die wunderbarfte als unbegreiflichste Erscheinung. Es zeigt fich nicht nur in der verschiedenften Weise, sondern wohnt auch zu gleicher Zeit in uns und außer uns. Das Leben erzeugt den Gedanken, und nichtsbeftoweniger unternimmt diefer auf fich felbst zurücktehrende Gedanke die Erforschung des Lebens, deffen einzelne Triebfedern er wißbegierig untersucht. Das Leben wird auf diese Beise ebenso wie die gange Aufenwelt ein objectives Phanomen. Wie der Raum, die Zeit und die Schwertraft, fcheint das Leben in den Wirkungen, die man ihm aufchreiben kann, durchaus unbegrenzt. Doch befitt es die Gigenthumlichkeit, daß es fich nicht felbst genügen kann, sondern nothwendig fremde Elemente in seinem Nuten verwenden und aus ihnen die Bedingungen feiner eigenen Exifteng ableiten muß. Ueberall hängt es von Bu= fälligkeiten ab und kann nur unter der Herrschaft bestimmter außerer Ursachen bestehen. Dan kann indessen nicht behaupten, daß es eine nothwendige Folge diefer außeren Bedingungen fei. Es ift im Gegentheile gewiß, daß es nicht immer auf unserem Erdballe existirte, wie es andererseits sicher ift, daß es eines Tages aufhören fann. Man muß fernerhin bemerken, daß das Leben, weit entfernt, fich immer felbst gleich zu fein, im Gegentheil außerordentlich verwickelt, progreffiv und bilbfam ift. Es hat fich nach gewiffen Richtungen und bestimmten Regeln entwickelt. Es schreitet einem Biele entgegen, beffen Ende und noch unbekannt ift, und entfernt sich mehr und mehr von feinem ursprünglichen Zuftande. Das Leben ift bewußt oder unbewußt, empfindlich oder unempfindlich; es zeigt alle lebergänge von dem ausgesprochensten 3ch, welches der menichlichen Berfonlichkeit entspricht, bis jur vollständigsten Unempfindlichkeit der Flechte, welche an dem Stein haftet. Auf allen Staffeln diefer ungeheuren Stufenleiter besitzt das Leben immer Elementartheile, die entweder allein ober durch Berbindung mit einander die doppelte Fähigkeit haben, sich zu ernähren und zu vervielfältigen. Das Leben tritt durch die Individuen in die Erscheinung; es existirt nur durch sie, wird geboren und stirbt mit ihnen; aber jedes lebende Individuum ift immer die unmittelbare Fortsetzung eines früheren Individuums und häufig auch der Ausgangspunkt neuer Individuen. Go entsteht eine Rette, beren Ringe durch ungählige Berbindungen mit einander verknüpft find, aber augleich eine Menge von Zwischenräumen und Unregelmäßigkeiten zeigen. Das Leben ift zu gleicher Zeit ein Gines und ein Bielfältiges: vielfältig durch die Individuen, die es reprafentiren und die eine außerordentliche Menge von gleich= zeitigen ober auf einander folgenden Formen zeigen. Ginheitlich wegen ber Bande, welche die individuellen Reihen mit einander verknüpfen und fchlieglich in einem Stamme ober einem gemeinsamen Inpus vereinigen, von welchem fie

ursprünglich alle abgeleitet scheinen. Einheit und Bielfältigkeit find die beiden aroffen Rennzeichen der Lebenserscheinungen."

In diesen Worten zeichnet der französische Naturforscher Gaston de Saporta einen Schattenriß von dem, was zur Zeit den Kern der biologischen Lehren ausmacht. Die Analyse der hier angedeuteten Erscheinungen bildet das Pro-

gramm der Physiologie.

Das Leben ift eine Function aller Organismen. Je nach der Verschiedenheit im Bau der letteren können auch die Lebensvorgange fich verschieden außern, eine gemeinsame, einheitliche und im Wesentlichen identische Grundlage ift bei allen vorhanden, bei der Pflanze wie bei dem Thier, bei dem complicirteften Geschöpfe wie bei der einzelnen, freilevenden Zelle. Wollen wir daher den fundamentalen Erscheinungen nachspuren, welche das Leben zusammensehen, so muffen wir diejenigen Borgange sammeln und aussondern, welche allen Organismen gemeinsam autommen und diejenigen gunächst unberücksichtigt laffen, welche, nur einzelnen Typen eigenthumlich, fpecifische Functionen derfelben ausmachen und an specifische Organe geknüpft zu sein pflegen. So find z. B. für den Menschen das Logische Denken, die Sprache, die Differenzirung der Extremitäten in Sande und Ruge u. f. w. specifisch; fur den Bogel, den Rafer. den Schmetterling die Flügel; für den Fisch die Flossen; für die Pflanze Wurzel, Blätter, Blüthen. Und wie alle diese Organe in eigenartiger Beise functioniren, fo kann es eine Physiologie des Menfchen, des Wiederkäuers, des Bogels, des Frosches, der Pflanze geben, - lauter specifische Disciplinen, in welche die Wiffenschaft vom Leben fich fpaltet. Bu einer allgemeinen Bhpfiologie bingegen gelangt man durch Abstraction von allem Specifischen, wobei dann ein Reft bleibt von Erscheinungen, welche in gleicher Geltung dem Lebensproceft des Wurms wie des Menschen, des Gichbaums wie des Moofes, des einzelligen Aufgußthierchens wie des kleinsten, an der Grenze des felbst mitroftopisch Wahr= nehmbaren ftehenden Spaltpilzes zu Grunde liegen.

Schon in dieser Forderung tritt die Grundaufgabe der Physiologie deutlich hervor; sie bedarf jedoch einer noch schärfer präcifirten Fassung, um praktisch angreifbar zu sein.

Die Organismen sind einsachere und zusammengesetztere, durch alle Stufen der Complication von einander geschieden, was als bekannt vorausgesetzt werden darf. Denn es liegt klar am Tage, daß ein Regenwurm einsacher gebaut ist, als ein Bogel, ein Wassersachen einfacher als eine Tanne; Thiere wie Pflanzen bestehen aber aus Zellen oder Zellenderivaten, die Zellen sind in ungeheurer Anzahl bei den höheren Formen vereinigt, bei den niederen oft nur in geringer Zahl vorhanden, ja es gibt einzellige Thiere und Pflanzen, das heißt isolirt lebende Zellen, welche wir bald dem Thierreich, bald dem Pflanzenreich zurechnen. In diesem letzteren Falle ist die Zelle unzweiselhaft ein Individuum, mithin auch ein selbständiger Organismus, und zwar ein höchst einsacher. Aber auch dort, wo zahlreiche Zellen ein organisches Individuum zusammensehen, können wir die einzelne Zelle als einen Theilorganismus betrachten, weil durch Summirung der Zellenthätigkeit die Function des Gesammtorganismus bestimmt wird.

Diese Thatsachen weisen auf zwei verschiedene Wege hin, auf welchen wir dem uns vorschwebenden Ziele uns nähern können. Es muß einerseits möglich sein, wenigstens einen Theil der das Leben ausmachenden fundamentalen Borgänge durch vergleichen de Beobachtung der Lebensäußerungen höherer Organismen zu ermitteln, wobei wir möglichst zahlreiche und verschiedenartige Typen in den Kreis der Untersuchung hineinbeziehen, z. B. Säugethiere, Frösche, Schnecken, Bäume, Kräuter. Hier gilt es, die dem Leben dieser verschiedenen Geschöpfe gemeinsamen Züge ihren Aeußerungen abzulauschen. Allein diese Aeußerungen sind, aus dem hier angedeuteten Gesichtspunkte betrachtet, verzgleichbar einer Erzählung, die bruchstückweise in einer verworrenen Sprache vorgetragen wird, so daß Vieles davon uns unverständlich bleibt. Um so willkommener muß uns daher die Möglichkeit erscheinen, auch noch einen anderen Weg zu besitzen, der unserem Ziele entgegenführt.

Für die Naturdissenschaft gilt die allgemeine Regel, daß es zweckmäßig ist, erst einsachere, ja möglichst einsache Systeme und Borgänge zu analysiren, ehe man zur Untersuchung der complicirteren vorschreitet. Auch wenn man eine Terrainsläche von beliebigem complicirtem Umriß vermessen will, zerlegt man sie in möglichst einsache geometrische Figuren, d. h. in Dreiecke, berechnet diese und summirt die gesundenen Werthe. Diese Methode werden wir zweckmäßig auch in die Physiologie einsühren. Wir werden, um die Gesehe einer allgemeinen Physiologie sessischen, unsere Studien an einem möglichst einsachen Organismus beginnen, ja wir werden einen elemen taren Organismus aufzusuchen haben, dessen, und welcher, ohne jede Differenzirung in besondere Organe, mit gleichem Recht sowol dem Thierreich wie dem Pstanzenreich zugezählt werden könnte. Bon einem solchen Organismus würden wir erwarten können, daß in ihm die elementaren Borgänge des Lebens unbeeinträchtigt von allen specifischen Besonderheiten zum Ausdruck gelangen.

Um einen Organismus zu finden, welcher diesen Anforderungen genügt, werden wir unsere Gedanken zunächst auf die einsache Zelle lenken. Allein das Studium der allgemeinen Lebenserscheinungen ist z. B. an einer einzelnen Pslanzenzelle nur schwierig durchzusühren. Zunächst ist auch diese, obgleich unbestreitbar zu den einsachsten Organismen gehörend, dennoch ein relativ complicirtes Ding. Gine entwickelte Pslanzenzelle besteht aus dem plastisch weichen, mit einem oder zahlreichen Zellkernen ausgestatteten Protoplasmaleibe, der in eine seste Zellwand eingekapselt ist, und der in seinem Innern einen großen, von wässerzet Flüssigisteit, dem Zellsst, erfüllten Hohlraum einschließt. In diesen differenten Bestandtheilen tritt schon Manches hervor, was für die Pslanzen specifisch ist und den Thieren sehlt, z. B. die aus Cellulose bestehende Schale und der innere Saftraum, wo endlich gar grüne Farbstossschen in der Zelle auftreten, sind

^{&#}x27;) Eine aussuhrliche Darstellung der Pflanzenzelle und ihrer mannigsachen Beziehungen findet sich in dem geiftvollen Aufsaye Ferd. Cohn's im Aprilheft der "Deutschen Rundschau", 1881.

fie und ein Anzeichen bafür, daß auch in ihnen specifische Functionen der Pflanze in Wirksamkeit steben.

Schon diese Umftande laffen es unmöglich erscheinen, die Pflanzenzellen als den von uns poftulirten Elementarorganismus zu verwerthen. Als weiterer Nebelftand kommt ihre Rleinheit hingu, da die meiften Pflanzenzellen erft mit dem Mikrofkop erkennbar find und daher für viele physiologische Experimente fich nicht eignen. Immerhin werden wir an die Belle anknupfen muffen und uns fragen, welcher Beftandtheil den Zellen aller Organismen, der Pflanzen wie der Thiere, gemeinsam ift, den allgemeinen Lebensträger der Zelle darftellend. Es ift dies das Protoplasma, und in der That hat man in neuester Zeit angefangen, das Protoplasma nicht mehr eine "chemische" Substanz zu nennen, die einen Theil des Zelleninhalts ausmacht — eine Auffaffung, welche von großem Nachtheil für die Physiologie gewesen ift, - fondern als einen Organismus zu bezeichnen, eben als den Elementarorganismus in jenem Sinne, wie wir ihn oben angedeutet haben. In der That zeigt bereits die mitroftopifche Betrachtung nicht bloß eine ungemeine Gleichförmigkeit im Ausfehen des Protoplasma bei allen pflanzlichen und thierischen Zellen, sondern wir werden später sehen, daß dieser mifrostopisch erkennbaren Structur ein identisches Berhalten in den wichtigften physikalischen und chemischen Beziehungen entspricht. Allerdings muß auch das Protoplasma jeder einzelnen Thier- und Pflanzenart gewiffe specifische Abweichungen besitzen, weil ohne fie die Berichiedenheit der Arten nicht gedacht werden fann. Allein diese specifischen Unterschiede find meistens derartig, daß sie sich den physikalischen und chemischen Untersuchungsmethoden, mit denen die Physiologie arbeitet, vollkommen entziehen, wir find daher in der Lage, von ihnen abstrahiren und am Protoplasma die wirklich fundamentalen Lebenserscheinungen analysiren zu können.

Wir können somit dem im Gange der Darstellung bereits angedeuteten Problem der Physiologie nunmehr eine concretere Fassung verleihen, wenn wir es definiren als das Studium der Lebenserscheinungen des Protoplasma. Die Physiologie des Protoplasma muß das Fundament sein, auf welchem das Gebäude der Erkenntniß des Lebens stufenweise emporwächst; denn Alles, was lebt, ist aus Protoplasma gebildet. —

Es ist auch für denjenigen, der, ohne selbst Forscher zu sein, nur von den Früchten der Wissenschaft zu kosten wünscht, unerläßlich, einmal die Wege zu betrachten, welche die Wissenschaft zurücklegen mußte, um diese Früchte zu ernten, will er sich ihres Werthes bewußt werden; und ein Maß dieses Werthes läßt sich nur gewinnen aus der Erkenntniß der aufgewendeten Arbeit. Bon Wichtigkeit ist hierbei, die Verwechselung von Ziel und Aufgaben der Wissenschaft zu vermeiben.

In weiter Ferne erblickt der Physiologe in mehr oder weniger deutlichen Umrissen sein Ziel, die vollkommene Enträthselung des Lebens; ob es überhaupt erreichbar ist oder nicht, vermag er noch nicht zu erkennen. Um aber sich diesem glänzenden Kleinod zu nähern, muß er in einem unwirthlichen Landstriche vordringen, der von Hindernissen aller Art angefüllt ist, und denselben urbar, sich dienstbar machen. Die Gewinnung jedes einzelnen Terrainabschnittes, mag sie

groß sein ober klein, bildet für ihn eine Aufgabe, ein Problem. In Wirtlichkeit ist ein Fortschreiten nur aus dem Zusammenarbeiten zahlreicher Pioniere zu ershossen, deren jeder für sich eine kleine Parcelle in Angriff nimmt; ein entsicheidender Sieg über die Natur darf erst aus der Arbeit von Generationen erwartet werden. Wenn aber der Einzelne sich eine Aufgabe absteckt, an welche er die Arbeit seines Zebens zu sehen gedenkt, so wird er auch dieses weitere Problem wieder zergliedern müssen in zahlreiche kleinere; nur durch ungezählte Spatenstiche, deren jeder mit Bedacht gewählt sein will, wird ein Weg gebahnt, der es ermöglicht, eine Frucht nach der andern vom Baume der Erkenntniß zu pflücken. Eiserne Arbeit ist daher die Losung; und gewährte die Arbeit des Forschens selbst nicht eine eigenartige Bestiedigung, so würde sie häusig nur mit Enttäuschungen lohnen, in solchem Missverhältniß stehen nur allzu oft die wirklich errungenen Resultate mit den erhossten.

Sind die Ergebniffe miffenschaftlicher Forschung zunächft ausschließlicher Gewinn und Eigenthum der Junger der Wiffenichaft, jo besitt doch auch die denkende Menscheit im Allgemeinen ein Anrecht auf Theilnahme am wiffenicaftlichen Fortichritt. Die Möglichteit diefer Theilnahme an naturwiffenichaft= lichen Dingen ift für das größere Bublicum freilich eine beschräntte; denn die Popularifirung der wirklich positiven naturwiffenschaftlichen Fortidritte ift eine ichwierige Aufgabe. Während 3. B. in Geschichte, Literatur, Kunft u. f. w. die populare Darftellung der wiffenichaftlichen nahe verwandt fein tann, pflegt eine moderne naturwiffenschaftliche Abhandlung für den Laien meift völlig unverftandlich zu fein, weil fie ftets die Beherrschung einer Menge von wiffenschaftlichen Einzelheiten zur Borausjegung hat. Und diefer Borausjegung fann der Natur= forscher felbst dann nicht gang entbehren, wenn er einmal zu einem weiteren Greife fpricht und sich bemüht, ein objectives und treues Bild von dem Inhalt seiner Wiffenschaft zu zeichnen. Daber kommt es, daß auch in populären naturwiffen= ichaftlichen Auffähen dem einen dies, dem andern jenes unverftandlich zu bleiben pflegt, während die Menge des unvermeiblichen Details den Gegenstand häufig bem Laien trockener ericheinen läßt, als er in Wirklichkeit ift. Nur wenn man fich und das Bublicum über die in der Sache liegenden Schwierigfeiten hinwegzutäuschen sucht - wie es leider oft genug geschehen ift - und, anstatt in ftrenger Conderung das wirklich Sichergestellte von dem Unerwiesenen zu trennen, bie gewagteften Speculationen als Ergebniffe der Wiffenschaft hinftellt, gelingt es, eine naturwissenschaftliche Romanliteratur zu schaffen. Wahre Auftlärung ift aber nur dadurch zu fordern, daß wir uns beffen bewußt bleiben, mas wir wirklich wiffen, und wo die berzeitigen Grenzen unferes Wiffens gezogen find.

Ich muß daher bezüglich der beregten Puntte auf Nachsicht hoffen, wenn ich nunmehr einlade zum Betreten der Werkstatt eines Natursorschers, worunter ich nicht bloß sein Laboratorium verstehe mit Mikrostop, Reagentien und Geräthen aller Art, sondern auch die Quelle seiner Borstellungen, seiner Hypothesen seiner Wünsche und Hoffnungen, seiner Besurchtungen und Entzagungen.

H

Wir haben im ersten Ubschnitt das Grundproblem der Phhsiologie in seinen allgemeinsten Umrissen definirt als die Erforschung der Eigenschaften Deutsche Rundschau, VIII, 4.

bes Protoplasma; wir muffen nunmehr versuchen, demselben eine greifbare Geftalt zu geben, indem wir es auflösen in eine Anzahl besonderer Aufgaben, deren jede sich für einen einzelnen Bearbeiter in absehbarer Zeit als lösbar erweist.

Die Mehrzahl der Thiere und Pflanzen waren uns als complicirte Organismen erschienen; wir können sie betrachten als Compositionen, welche aus Aggregaten organischer Einheiten aufgebaut sind; als die organische Einheit bestimmten wir das Protoplasma.

Um das Leben des Protoplasma zu ftudiren, muffen wir zuvörderst die wichtigsten Factoren untersuchen, von denen die Bewegungsprocesse abhängen, welche das Leben desselben ausmachen.

Diese Bewegungen find erftens abhängig von äußeren Bedingungen; zweitens sind fie geknüpft an innere Factoren, das heißt an gewisse Eigenschaften der Körpersubstanz des Protoplasma.

Zu den äußeren Lebensbedingungen gehört z. B. eine in gewisse Grenzen eingeschlossen Temperatur; ferner die Beschaffenheit des Mediums, worin sich der Organismus befindet, insbesondere das Vorhandensein ausreichender Nährstoffe. Wir wollen an dieser Stelle jedoch von eingehender Vetrachtung der äußeren Lebensbedingungen Abstand nehmen und uns auf die Untersuchung des inneren Zustandes des Protoplasma selbst beschränken.

Hier haben wir in erster Linie seine physikalischen und demischen Qualitäten in das Auge zu fassen, da auf ihren unmittelbaren Wechselwirkungen sich das Leben aufbaut.

Wie die Physik unter den Naturwissenschaften die grundlegende ist und bleiben wird, so wird auch in der physiologischen Forschung die Physik des Organischen stets als Grundlage dienen müssen, ja, wir können als Maßstad des Fortschreitens unseres physiologischen Wissens geradezu den Fortschritt in der physitalischen Kenntniß des Organismus hinstellen.

Eine Physik des Protoplasma wurde u. A. die Dichtigkeit seiner Masse, Die Lichtbrechung derselben, seinen Widerstand gegen die Strömung von Fluffigteiten, feine fichtbaren Bewegungen, feine fpecififche Barme und Berbrennungs= wärme, seine elektromotorischen Eigenschaften u. f. w. in Untersuchung zu gieben haben; wir wollen hier aber nur einen Bunkt berühren, nämlich die Ber= änderungen, welche das Protoplasma erfährt, wenn es aus einem wafferarmen in einen wafferreichen Buftand übergeht, und umgekehrt. Es ift genugfam betannt, daß, wenn eine Pflange Samen entwickelt, wenn g. B. Erbfen in einer jungen Sulfe allmälig heranreifen, die Substanz berfelben anfangs weich und faftreich ift, zur Zeit der Reife dagegen trocken, hart und fprode. Diefe Beränderung des Aggregatzustandes beruht auf einem, während der Beriode des Reifens fortichreitenden Berlufte an Baffer. Wenn man später die reifen Erbfen wieder in feuchte Erde ausfäet, fo quellen fie zunächst auf, d. h. fie faugen fich voll Waffer, ihre Substang wird weich, und dann erft beginnt die eigentliche Reimung. Dies Beispiel lehrt uns einen zweifachen Zuftand des Protoplasma tennen: den ausgetrochneten, in welchem alle Lebensthätigkeit aufgehört hat, ohne daß die Lebensfähigkeit erloschen ist; und den gequollenen, wasserhaltigen, in welchem allein sich das Leben zu äußern vermag.

Da nun auch das Protoplasma in den Zellen der trockenen Erbse immer noch eine geringe Menge an Wasser enthält, so sehen wir, daß ein Mehr oder Weniger von Wasser einen entschedenden Einkluß auf die Eigenschaften des Protoplasma ausübt. Diese Differenz im Wassergehalt können wir aber als eine chemische auffassen, weil das Wasser einen chemischen Artbegriff repräsentirt, einen sogenannten "Körper" im Sinne der Chemiker darstellt. Andererseits bedeutet aber der durch wechselnden Wassergehalt bedingte verschiedene Aggregatzustand eine physikalische Beränderung des Protoplasma, und wir lernen aus diesem Beispiel, wie physikalische und chemische Veränderungen (Vewegungen) mit einander Hand in Hand gehen, untrennbar verknüpft erscheinen; kann man doch auch ganz allgemein die Chemie als Statik und Mechanik der Atome, mithin als einen Theil der Physik definiren.

In der That muß die Kenntniß der chemischen Zusammensetzung des Protoplasma allen weiteren physiologischen Untersuchungen vorausgehen; bevor wir seine chemisch unterscheidbaren Bestandtheile nicht kennen, wird ein planmäßiges Bordringen in die Geheimnisse des Lebensprocesses kaum von Ersolg begleitet sein. Und andererseits können wir schon jetzt voraussehen, daß eine Entzisserung, eine Erklärung der wichtigsten Lebensvorgänge in nichts Anderem bestehen wird, als in einer Zurücksührung auf physikalische und chemische Processe. Denn unter einer naturwissenschaftlichen Erklärung verstehen wir die Analyse eines Phänomens dis auf die zu Grunde liegenden Processe der Molecularmechanik hinab; wobei wir die Boraussehung machen, daß die Vorstellung vom atomistischen Bau der Körper, wie die heutige Chemie sie annimmt, thatsächlich richtig sei. Mehr ist nicht zu erreichen und zu verlangen.

Als erfte Aufgabe, als erfte Staffel unferes Problems wollen wir daher die chemische Analhse des Protoplasma hinstellen, und die nachfolgenden Zeilen

mögen über einen Bersuch zu ihrer Lösung berichten.

Die Inangriffnahme diefer Aufgabe mar allerdings eines der dringenoften Bedürfniffe für den Fortschritt der Physiologie. Zwar sind seit Jahrzehnten über die chemische Beschaffenheit des Protoplasma Angaben in der Literatur porhanden, die mit der Bestimmtheit der dogmatischen Form von einem Buche in das andere, von einer wiffenschaftlichen Abhandlung in die andere hinüber= wandern: allein schon der Umftand, daß diese Angaben längere Zeit hindurch, in einer Beriode, wo die Raturwiffenschaften nach allen Richtungen bedeutende Fortschritte machten, sich ungeandert erhielten, wird uns ihre Genauigkeit nicht gang unbedenklich erscheinen laffen. In den zoologischen wie den botanischen Lehrbüchern lieft man gang allgemein in Bezug auf die chemische Beschaffenheit des Brotoplasma, daß daffelbe eine eimeiß artige Substang sei, d. h. ein Eiweifitoff oder ein Bemenge mehrerer Eiweifitoffe; das ift Alles. Diefe Identificirung des Protoplasma mit den von der Chemie als eiweiffartigen Subftanzen unterschiedenen Körpern, welche soweit geht, daß man in neuerer Zeit Protoplasma geradezu als "lebendes Giweiß" definirt hat, wird fast in allen wissenschaftlichen Untersuchungen als selbstverftändliche Boraussehung acceptirt;

in manchen Schriften werden von namhaften Natursorschern die niedrigsten in der Natur vorkommenden Organismen, welche nur aus nacktem Protoplasma bestehen, "structurlose Siweißklümpchen" genannt, das Protoplasma wird also eine einsache Substanz aufgesaßt, d. h. als ein chemischer Artbegriff, eine Berbindung; und wenn in der Literatur vereinzelte Angaben auftreten, welche dieser Deutung widersprechen würden, so sinden dieselben keine Beachtung.

Wir müssen uns fragen: worauf gründet sich diese, dis auf die Jetzteit herrschende Ansicht? Die bisher über die chemische Natur des Protoplasma angestellten Untersuchungen beschränken sich saft ganz auf gewisse Prüsungen des in mikrostopisch kleinen Zellen eingeschlossenen Protoplasma und stützen sich auf gewisse Farbenreactionen, welche dies Protoplasma unter dem Mikrostop extennen läßt. Wenn man z. B. einen Eiweißstoff mit Salpetersaure behandelt, so färdt er sich gelb; versetzt man ihn mit Zuckersprup und Schweselsaure, so nimmt er eine rosenrothe Färdung an; behandelt man ihn mit Kupsersulfat und Kalilauge, so färdt er sich violett. Alle diese Farbenreactionen läßt auch das Protoplasma unter dem Mikroskop exkennen. Da endlich der in den Eiweißstörpern enthaltene Stickstoff sich im Protoplasma ebenfalls nachweisen läßt, so war der Schluß fertig: Protoplasma ist Siweiß.

Allein die Chemie ftellt boch andere Anforderungen an einen Beweis für die Identität einer Substanz. Durch die angeführten Reactionen war es wohl äußerft wahrscheinlich gemacht, daß Eiweißstoffe in reichlicher Menge am Aufbau des Brotoplasma theilnehmen, und eine weitere Beftätigung wurde dadurch er= halten, daß es gelingt, aus pflanglichen wie aus thierischen Geweben beträcht= liche Quantitäten reiner Giweißstoffe abzuscheiden. Nur konnte durch diefe Thatsachen niemals bewiesen werden, daß das Protoplasma ausschließlich Eiweiß fei, es konnte ebenfo gut nur zur Balfte oder zu einem Dritttheil daraus beftehen. Denn Farbenreactionen treten auch an einem Gemenge von Subftanzen auf, in welchem der färbende Körper der Masse nach nur einen geringen Bruchtheil ausmacht. Wenn wir 3. B. ein Glas mit einem Gemenge verichiebener farblofer Substanzen anfüllen und schließlich ein wenig Stärkelöfung hinzufügen, so wird auf Zusatz von ein paar Tropfen Jodtinctur das Ganze eine tiefblaue Farbe annehmen. Wollten wir daraus ichließen, daß nur Stärkelöfung im Glafe vorhanden war, so würden wir einen argen Miggriff beaehen.

Eine wirkliche Erkenntniß der chemischen Zusammensetzung des Protoplasma ist daher nur von einer wirklichen Unalhse zu erwarten. Für die chemische Analhse einer Substanz oder gar eines unbekannten Gemenges gebrauchen wir aber beträchtliche Borräthe, die von allen fremdartigen Beimengungen natürlich vollkommen frei sein müssen. Hiernach liegt es uns zunächst ob und bildet die Boraussetzung für die Lösung unserer Aufgabe, uns möglichst große Massen von Protoplasma zu verschaffen, welches nicht durch Bestandtheile der Zellwand und des Zellsafts verunreinigt ist. Für diesen Zweck können wir aber die aus Zellengewebe bestehenden Theile höherer Pflanzen, z. B. Kartosselknollen, Rüben, Blätter, nicht verwerthen, weil sich bei Zerkleinerung derselben das Protoplasma von den übrigen Bestandtheilen nicht trennen läßt; selbst dem geschicktesen

Mikrostopiker würde es ichwer werden, auch nur einen einzigen Protoplasmakörper aus einer Zelle frei zu präpariren, und das wäre ein winziges Pünktchen, während wir reines Protoplasma zum mindesten psundweise verarbeiten müssen, wenn wir auf Ersolge hossen wollen.

Glücklicherweise gibt es aber eine Duelle in der Natur, wo frei lebendes, d. h nicht in Zellen eingeschlossens Protoplasma in einer für uns genügenden Menge gebildet wird. Diese Fundgrube bilden einige Organismen aus der Classe der Schleimpilze, einer Gruppe von Geschöpsen, die zu den niedrigsten Pflanzensormen gerechnet werden und die man saft mit gleichem Recht auch den unvollsommensten Thieren beizählen kann. Diese Schleimpilze stellen Gebilde von theilweise beträchtlicher Größe dar, die einen Theil ihres Lebens hindurch nur aus Protoplasma bestehen. Unter den zahlreichen Arten dieser Gruppe ist besonders eine als Protoplasma-Lieserantin für unsere chemischen Untersuchungen in's Auge zu fassen, das Aethalium septicum, welches auf alten Haufen gebrauchter Lohe wächst, wie sie in den Hösen der Gerbereien zu liegen pstegen, und dessen protoplasmatische Zustände den Gerbern unter dem Namen "Lohblüthe" sehr wohl bekannt sind. Die Entwickelungsgeschichte dieses Organismus ist eine so interessante, daß eine Schilderung desselben hier am Plaze sein dürste.

Wenn wir im Winter an einem frostfreien Tage in einem der großen Lohehausen einer Gerberei herumwühlen, so werden wir bald eine Anzahl dunkel goldgelb gesärbter Körperchen finden, die eine wachsartige Consistenz besitzen, und deren Größe bei unregelmäßig gelappter Form zwischen derjenigen eines Senstorns und derjenigen einer Erbse schwankt. Diese Körperchen sind der Tauerzustände des Aethalium septicum, durch welche dieser Schleimpilz in ähnlicher Weise überwintert, wie die Kartosselpsslanze durch ihre Knollen. Von den Votanikern werden dergleichen Gebilde Sclerotien genannt; die mikrossopische Unterzuchung zeigt, daß dieselben ganz wie andere Pstanzentheile aus zahlreichen kleinen, von körnigem Protoplasma erfüllten Zellen bestehen. Wir wollen eine Anzahl dieser Sclerotien sammeln und, so lange die kalte Jahreszeit dauert, an einem kühlen, nicht zu trockenen Orte ausbewahren.

Bringen wir dann im Beginn des Sommers eines dieser Sclerotien mit Wasser oder seuchtem Löschpapier in Verbindung, so beobachten wir nach wenig Stunden die auffallendsten Veränderungen. Zunächst schwillt dasselbe durch Sinsaugung von Wasser auf, dann beginnt es seine Form zu verändern, es streckt nach einer oder mehreren Richtungen Fortsähe aus, es macht den Eindruck, als wolle es sich verstüssigen. Eine eigentliche Verstüssigung sindet jedoch nicht statt, sondern das Gewebe des Sclerotiums verwandelt sich nur unter Austösung der Zellwände in eine breiartig weiche oder rahmartige Masse, in welcher das Mitrostop keine Zellen mehr zu unterscheiden vermag: das Sclerotium hat sich unter Wasseraufnahme in homogenes, nacktes Protoplasma umgewandelt. Sine derartige freie Protoplasmamasse, die einen selbständigen Organismus repräsentirt, nennt man ein Plasmodium. Ein solches Plasmodium zeigt nunmehr die mannigfachsten Bewegungen. Wenn wir es auf eine seuchtgehaltene Glasplatte bringen, so streckt es, immer der Unterlage dicht ans

geschmiegt, aus seiner weichen Körpersubstang Fortfäte aus, und indem es die auf der entgegengesetten Seite befindlichen Urme wieder einzieht, ichiebt es feinen gangen Körper friechend über die Glasplatte hinweg. Sierbei verzweigen fich die ausgeftrecten feinen Protoplasma-Arme in der reichsten Beise, meift baumförmig, und zwischen den feineren Aesten bilden sich nekartige Berbindungen. als augbratzollaroke Alächen der Glasplatte können fo von den zierlichsten Protoplasma-Negen überzogen werden, die in unausgesetzter Formveranderung und Wanderung begriffen find; im' Berlaufe mehrerer Stunden vermag ein Blasmodium über einen Tifch hinwegzufriechen. Betrachten wir den feinen Uft eines Plasmodiums unter dem Mitroftop, fo scheint uns die Wand deffelben aus einer elastisch gahen Substang zu bestehen, in welcher eine an Körnchen reiche Muffigleit fich mit lebhafter Geschwindigkeit stromend fortbewegt, unwillfürlich an die Circulation des Blutes erinnernd; in breiteren Aesten finden fich mehrere Strombetten neben einander, in denen die Strömungen oft eine entgegengesette Richtung einschlagen. Gine weitere Organisation läßt fich aber mit dem Mikroffop nicht nachweisen. Das Blasmodium besteht nur aus Brotoplasma.

Wenn wir an einer geeigneten Stelle, etwa im Hofe unseres Laboratoriums, einen Saufen gebrauchter, aber noch frischer Lohe anfahren laffen, in welchem Aethalium septicum bislang nicht vegetirte; wenn wir dann einige unserer Sclerotien in die hinreichend befeuchtete Lohe hineinlegen, fo verwandeln fich diefelben alsbald in Plasmodien, die in dem Lohehaufen umherkriechen. selben umspinnen einzelne Lohestückchen mit ihren Aesten wie mit Polypenarmen, fie saugen dabei die die Lohe durchtränkende Alüssigkeit auf, welche in reichlicher Menge Substanzen enthält, die in vorzüglichster Weise als Nährstoffe dieses Schleimpilzes dienen. Auf diese Art ernährt, wachsen die Blasmodien rafch, ihre Maffe fann um mehr als das Sundertfache gunehmen, fie konnen fich dabei auch in zahlreichere Individuen zertheilen. Untersucht man nach einigen Wochen einen folden Lobehaufen von neuem, fo findet man denfelben oft gang von den schleimigen, gelben Plasmodien durchzogen. Wenn dann nach Ablauf einer gewiffen Zeit ein schwüler Sommerabend eintritt, fo kriechen die Plasmodien aus dem Innern des Lohehaufens an die Oberfläche empor, hier sammeln fie fich an, die feinen Aeste werden eingezogen und fie verschmelzen zu großen, oft mehr als pfundschweren, soliden Brotoplasmamaffen von rahmartig weicher Beschaffenheit, die auch noch die lebhafteften Bewegungen zeigen können; oft entleert ein ganger Lohehaufen sich in dieser Weise fast feiner fammtlichen Blasmodien auf einmal.

Diese großen Protoplasmamassen bilden nun ein geeignetes Arbeitsmaterial für die chemische Analyse. Sie können zu dem Ende frisch verarbeitet werden, oder nachdem sie eine Zeitlang in Akohol conservirt wurden, je nachdem man die eine oder die andere Prüfung vorzunehmen gedenkt.

Wir wollen aber zunächst noch das weitere Schicksal dieser großen Protoplasma-Unhäufungen versolgen. Wenn man dieselben ein paar Tage sich selbst überläßt, so sindet man sie nicht mehr weich und breiartig, sondern erstarrt, trocken und brüchig: sie haben sich in die Fruchtkörper des Schleimpilzes umgewandelt. Diese Fruchtkörper sind von einer gelblichen, sehr zerbrechlichen

Rinde bebeckt, ihr Inneres besteht aus einer bläulichschwarzen, pulverigen Masse, unter dem Mikroskop zeigt sich die letztere zusammengesett aus einem Flechtewerk seiner Fäden und äußerst zahlreichen, sehr kleinen Zellen, den Keimzellen oder Sporen des Pilzes, die seste Zellwände und im Innern trockenes Protopolasma besitzen.

Diese Sporen vermögen den Pilz zu reproduciren. Wenn man sie in Wasser oder auf eine seuchte Unterlage aussäet, so keimen sie in der Weise, daß zunächst unter Wasserausnahme die Zellwand zerplatt und der protoplasmatische Inhalt aus derselben als kleines Plasmodium hervorschlüpft. Besindet sich dieses in einem Wassertropsen, so vermag es mittelst eines wimpersörmigen Ruderorgans lebhaft darin umherzuschwimmen, während es auf seuchter Unterlage sein Ruder einzieht und in der oben aussührlich beschriebenen Weise umherzukriechen beginnt. Aus geringem Raume können Tausende solcher kleinen Plasmodien durch einander kriechen; wenn mehrere auf einander tressen, so verschmelzen sie und bilden damit die Anfänge der größeren, für das bloße Auge sichtbaren Plasmodien, die unter Nahrungsaufnahme sich weiter entwickeln. Wenn dann die kältere Jahreszeit eintritt, so ziehen sich die noch in einem Lohehausen besindlichen Plasmodien zu Linsen bis Erbsen-größen Körperchen zusammen, ihre Substanz wird sest und nimmt eine zellige Structur an, sie sind zu jenen Sclerotien geworden, welche unserer Betrachtung als Ausgangspunkt dienten.

Die Klasse der Schleimpilze, zu benen Aethalium gehört, ist reich an den verschiedensten, von der hier beschriebenen zum Theil weit abweichenden Formen. Sie alle wachsen an seucht liegendem, moderndem Holze, an alten Baumstümpsen in den Wälbern, manche ihrer Gattungen und Arten sind durch lebhaste Farben und einen überaus zierlichen Bau der reisen Fruchtsörper ausgezeichnet; zu praktischen Zwecken wird sich aber immer Aethalium septicum am meisten als Protoplasma-Lieserant eignen, wir wollen uns daher auch mit der genaueren Beschreibung desselchen an dieser Stelle genügen lassen, sie hat uns ein Vild gewährt von dem Entwickelungsgang eines der einsachsten, dem Grenzgebiete zwischen unvollkommensten Thieren und unvollkommensten Pslanzen angehörigen Organismen, dessen sundamentale Lebensvorgänge doch im Grunde identisch sein müssen, welche sich in den Zellen eines Baumes und in den Geweben des menschlichen Körpers abspielen.

III.

Auch vom Protoplasma der Schleimpilz-Plasmodien wurde auf Grund der bereits erwähnten Farbenreactionen einfach angenommen, daß es aus Giweißftoffen beftehe, obwohl gerade über Aethalium einige Angaben in der Literatur vorliegen, welche das Borkommen anderer Berbindungen darin behaupten.

Wir wollen mit möglichst unbefangenem Auge an die chemische Prüfung und Zergliederung des Protoplasma von Aethalium hinantreten, d. h. wir wollen es als eine Materie von gänglich unbekannter Zusammensehung ansehen.

Die chemische Untersuchung der Bestandtheile eines Organismus gestaltet sich zu einer zwiesachen Aufgabe. Erstens mussen wir seststellen, welche Grund= stoffe oder Elemente (wie Wasserstoff, Stickstoff, Metalle u. s. w.) darin ent=

halten sind, und womöglich in welchen relativen Quantitäten; diese Aufgabe wird von der sogenannten Elementar-Analyse gelöst. Zweitens, und das ist die Hauptsache, muffen wir ermitteln, zu welchen Verbindungen diese Grundstoffe im Organismus zusammentreten, denn erst die Berbindungen bilden die eigent-lichen Baufteine der belebten Materie.

Wir würden uns zu sehr in das Labyrinth der Einzelheiten einer physiologisch-chemischen Analyse vertiesen, wollten wir uns hier von dem ganzen Gange der mühevollen Untersuchung des Protoplasma von Aethalium Rechenschaft geben, welche mehrere Jahre täglicher Arbeit in Anspruch genommen hat 1); allein bei der fundamentalen Wichtigkeit der Sache, um die es sich handelt, dürste es auch für den Laien nicht ohne Interesse seinen Ueberblick über das bei solcher Untersuchung einzuschlagende Berkahren zu erhalten. —

Das Protoplasma ist weich, von Wasser durchtränkt, wie alle lebensthätigen Organismen. Die Menge des darin enthaltenen Wassers wird dadurch annähernd genau bestimmt, daß man das frisch gesammelte Protoplasma wägt, daß man es einer Temperatur von ungefähr 100° C bis zur völligen Austrocknung aussetzt und die ausgetrocknete Wasse dann von neuem wägt. Auf diese Weise ergab sich für das Protoplasma von Aethalium ein Wasserschalt von etwa 75 Procent auf 25 Procent Trockensubstanz. Ebensoviel Wasser enthalten auch die Muskeln des menschlichen Körpers, während der Wasserschalt der grauen Substanz des Gehirns etwa 84 Procent, derzenige der weißen Substanz des Gehirns etwa 70 Procent beträat.

Unsere Ausmerksamkeit hat sich nunmehr auf die dem Gewichte nach hinter dem Wasser zurückstehende Trockensubskanz zu concentriren. Auch sie verwögen wir durch einsache Processe in weitere größere Gruppen von Substanzen zu zerzlegen. Zunächst verbrennen wir eine Portion getrocknetes Protoplasma in einer glühenden Platinschale, wobei es sich schwärzt und verkohlt, endlich aber eine weiße Asche zurückläßt. Es erweist sich hierbei, daß etwa 70 Procent der Trockensubskanz verbrannt, 30 Procent als Asche zurückgeblieben sind. Die Unterzuchung dieser Asche lehrt darin solgende Grundsssehen: Kalium, Natrium, Galcium, Magnesium, Eisen, Chlor, Schwesel, Phosphor, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff; ein reichlicher Gehalt an Stickstoff ergibt sich schon aus dem bei der Verbrennung auftretenden Geruche nach versengten Haaren, dieser Grundsstoff verslüchtigt sich aber vollständig bei der Einäscherung. Ganz die gleichen Grundstoffe sind es, welche auch die Gewebe des menschlichen Körpers zusammenssehen.

Der Stickstoff nimmt von vornherein unsere specielle Ausmerksamkeit in Anspruch. Denn, bestünde die ganze Trockensubskanz des Protoplasma aus Eiweiß, so müßten mindestens 16 Procent Stickstoff darin enthalten sein; nun sind aber höchstens 6 Procent Stickstoff darin nachzuweisen, woraus nach der üblichen Berechsnung nur ein Gehalt von $37^{1/2}$ Procent Siweiß in der Trockensubskanz würde folgen können; und selbst dann aber machen wir bereits die Boraussetzung, daß

¹⁾ Raheres über biese Untersuchungen findet fich in meinem Buche: "Studien über bas Protoplasma", Berlin, 1881.

aller durch die Elementaranalhse constatirte Sticktoff in der Form von Eiweißkörpern vorhanden sei. Es ergibt sich somit aus dieser Sticktoffbestimmung das wichtige Resultat, daß höchstens ein gutes Drittel der Trockensubstanz des Protoplasma aus Eiweiß bestehen kann, und wenn wir die Usche auch auf nahezu ein Drittel veranschlagen, so muß das letzte Trittel aus verbrennlichen, aber nicht eiweißartigen Substanzen gebildet sein.

Wir zerlegen jett die Trockensubstanz weiter dadurch in ihre einzelnen Versbindungen, daß wir sie mit verschiedenen Lösungsmitteln behandeln. Tabei ist zu beachten, daß die Siweißstosse durch den Proceß der Trocknung in einen unslöslichen Zustand übergeführt worden sind; sie sind in ähnlicher Weise erhärtet, wie der Inhalt eines Hühnereies nach längerem Kochen. Aus diesem Grunde werden wir die Siweißstosse nur am frischen, nicht getrockneten Protoplasma untersuchen können; der Zustand der Trockensubstanz bietet aber den großen Vorzug, daß aus ihr nur die nicht eiweißartigen Verbindungen in Lösung gehen.

Zunächst extrahiren wir die Trockensubstanz des Protoplasma mit Aether, es lösen sich darin 5 bis 6 Procent; großentheils ein Gemenge von sestem und flüssigem Fett, dann aber sindet sich darin auch eine in perlinutterartig glänzenden Blättchen krystallisirende Berbindung, das Cholesterin, welches auch im thierischen Körper sehr verbreitet ist und namentlich einen Hauptbestandtheil des Nervenspstems ausmacht; in der weißen Substanz des menicklichen Gehirns sind über 50 Procent Cholesterin enthalten und wahrscheinlich besteht die Hauptmasse des Nervenmarts ebenfalls aus dieser Substanz. Endlich läßt sich im Aetherextract des Protoplasma von Aethalium eine phosphorhaltige Kohlenstossindung nachweisen, welche gleichsalls einen Hauptbestandtheil des menschlichen Gehirns ausmacht und besonders in der grauen Substanz desselben prävalirt, das Lecithin. 1)

Die mit Aether erschöpfte Trockensubskanz wird nunmehr mit Wasser gekocht, die Fluffigfeit abfiltrirt und weiter untersucht. Diefer Wafferegtract enthält eine Reihe ftidftoffhaltiger Substanzen, welche nach dem oben Bejagten teine Ciweifftoffe fein konnen. Dieselben bestehen aus Bepton, einer den Eiweißkörpern nahestehenden Substang, ferner aus Asparagin, einer leicht Eryftallifirenden, im Pflanzenreiche allgemein verbreiteten Berbindung, fodann aus Sartin, Xanthin und Guanin, die wiederum Beftandtheile des thierischen Körpers, namentlich der Muskulatur deffelben find; endlich aus tohlenfaurem Ummoniat. Unter feinen ftickstofffreien Rohlenftoffverbindungen ift junächft das Glycogen zu nennen, welches ebenfalls einen der wichtigften Beftandtheile des thierischen Muskels bildet, in besonders reichlicher Menge jedoch in der Leber der höheren Thiere enthalten ift. Beiter ift eine eigenthümliche Buderart zu ermähnen, fodann Ameifenfäure und Effigfäure, beibe an Kalk gebunden und als Kalkfalze allgemein im Pflanzenreiche verbreitet. Endlich geht in den Wafferertract noch etwas Rochfalz und phosphorfaures Rali über.

¹⁾ Neuerdings ift das Lecithin auch als Bestandtheil der Musteln erkannt worden.

Die mit Wasser behandelte Masse wird dann wieder getrocknet und mit siedendem Alkohol ausgezogen, in welchem ein eigenthümliches Harz, sowie Kalk-verbindungen der höheren Fettsäuren sich lösen.

Alls lettes Lösungsmittel dient verdünnte Salzsäure, welche kohlen = sauren Kalk, oxalsauren Kalk, phosphor=

faure Magnesia u. a. m. auszieht.

Die Untersuchung der Trockensubstanz mußte nun aber ihre nothwendige Ergänzung durch das Studium des frischen Protoplasma finden. hier trat zunächst die Frage in den Bordergrund, ob das Protoplasma als eine gabe Fluffigkeit, oder als Gemenge einer feften Substanz mit einer mafferigen Löfung, welche die erstere wie einen Badeschwamm durchtränkt, angesehen werden durfe. Die lettere Alternative hat sich als die richtige herausgestellt. Es wurde nämlich frisches Protoplasma in feinste Leinwand eingewickelt und dem Druck einer äußerft fraftigen Preffe unterworfen; dabei blieb in der Leinwand ein ziemlich trockener Ruchen zurück, während eine wässerige Flüssigkeit ablief. Somit konnte das Protoplasma auf rein mechanischem Wege in eine feste, aber plaftisch weiche Geruftsubstanz und in mafferigen Saft zerlegt werden. Der Saft enthält außer ben übrigen in Baffer löslichen Beftandtheilen zwei Eiweißstoffe gelöft, das Bitellin, welches 3. B. im Dotter des Suhnereies vorkommt, und das Myofin, welches sich auch in den thierischen Muskeln findet: endlich einen eigenthumlichen Fermentstoff, das Bepfin, welches als Beftandtheil der Magenschleimhaut der höheren Thiere eine wichtige Rolle bei der Berdauung der Fleischnahrung versieht. Die Gerüftsubstanz dagegen besteht neben Cholefterin, Lecithin, festem Wett und Barg aus Ruclein (in geringerer Menge) und Plaftin, welcher lettere eiweifartige aber unlögliche Körper die Sauptmaffe des festen Geruftes im Brotoplasma bildet.

Die hier namhaft gemachten Berbindungen find jedenfalls die wichtigsten und wesentlichsten Bestandtheile des Protoplasma von Aethalium, wenn auch die Analhse, deren Resultate hier mitgetheilt wurden, keineswegs als erschöpfend gelten kann. Ich glaube kaum sehlzugehen, wenn ich annehme, daß das Protoplasma aus nicht viel weniger zahlreichen Berbindungen zusammengesetzt ist, als der Körper eines höheren Thieres. —

Bon besonderem Interesse und hoher Wichtigkeit ist aber der Umstand, daß die bemerkenswerthesten der im Schleimpilz-Protoplasma nachgewiesenen Berbindungen theils identisch sind mit denjenigen, welche den Körper der höheren Thiere wie auch der höheren Pslanze zusammensehen, theils eine den letztern analoge Constitution erkennen lassen, und zwar ist die Stellung des Protoplasma des untersuchten Pilzes auch in chemischer Hinsch eine zwischen beiden großen Reichen vermittelnde. Die mit den im Körper der höheren Thiere enthaltenen übereinstimmenden Substanzen wurden bereits als solche hervorgehoben, und wenn einzelne Bestandtheile austreten, die im Thierreiche nicht nachzuweisen sind, wie z. B. das Asparagin, so sinden sich dafür im Thierkörper Stellvertreter, wie Hanzelsma von Aethalium in Menge vorhandene Glycogen den höheren Pslanzen, dafür sinden sich bei diesen die ähnlich gebauten Körper Dextrin und

Stärke. Im Allgemeinen aber zeigt das Protoplasma aller Pflanzen wesentlich die gleiche Zusammensetzung, wie daszenige von Aothalium. Es besteht sicher aus einem Gemenge von Gerüftsubstanz und Saft, in der Gerüftsubstanz findet sich allgemein Plastin, Nuclein, Lecithin, Cholesterin; der Saft hält in Lösung Eiweißstoffe, Pepton, Asparagin, Zucker, Ameisensäure, Cssigläure, Salze, und Kett ist durch die ganze Masse vertheilt.

Die drei hervorragendsten physiologischen Eigenschaften des thierischen Körpers find nun abgesehen von der Fortpflanzung: erftens die Fähigkeit, Nährstoffe gu verdauen und zu affimiliren, die Function des Magens und Darmkanals; zweitens die Kähigkeit, Bewegungen auszuführen, die Function der Muskulatur; drittens die Fähigkeit, Reize zu empfinden, die Function des Nervensuffems. Diese drei Functionen übt auch das Protoplasma sowohl der Schleimpilze wie der höheren Gewächse, es offenbart sich somit ein gang allgemeiner Bu= fammenhang zwischen dem chemischen Bau der Körpersubstanz und den Lebens= äußerungen, welcher fammtliche Gebilde der belebten Ratur zu umfaffen scheint. hiernach ift taum baran zu zweifeln, daß bas leben die Wechselwirtung einer gewiffen Anzahl chemischer Berbindungen zur Grundlage, zur Boraussehung hat, und daß die Bahl derfelben für die niedrigften Organismen eine taum ge= ringere ift, als für die höchften; feineswegs find aber die Giweißstoffe gur Unterhaltung der Lebensproceffe ausreichend. Der Unterschied in der Structur der thierischen Gewebe und des vegetabilischen Brotoplasma besteht aber hauptsächlich barin, daß in den erfteren überaus feine, gegen einander icharf abgesetzte Mechanismen aus der lebendigen Materie gleichsam auskrystallisirt sind, die als Musteln, Nerven, Gefäße, Drufen u. f. w. unterschieden werden, mahrend im Protoplasma diese Differenzirung unterbleibt, die Functionen von der ganzen Maffe beffelben vermöge ihrer chemischen Zusammensehung ausgeübt werden. Sind doch auch die Gewebe des Thierkörpers alle einmal aus Protoplasma entstanden, und die Zusammensekung von thierischen Giern und Sperma scheint im Wesent= lichen die gleiche zu fein, wie diejenige des Protoplasma von Aethalium. Daß auch die unvollkommenften und kleinften Organismen, die es gibt, die Moneren und Spaltpilze, in entsprechender Weise zusammengesetzt find, daran zweisle ich teinen Augenblick. Rur die grun gefarbten Pflanzenzellen erhalten burch ben Befit ihres Farbstoffes, des Chlorophpus, eine wichtige Auszeichnung.

Wir dürfen nun keineswegs alle, im Protoplasma von Aethalium aufegefundenen Verbindungen als Baufteine seiner Substanz einander gleichsehen. Nur ein Theil derselben, und zwar wahrscheinlich vorzugsweise diesenigen, welche man in der Gerüstlubstanz sindet — wie Plastin, Lecithin, Cholesterin — bilden gewissermaßen das Material der Organe des Protoplasma; die gelösten Substanzen dienen theils zur Ernährung, zum Ersah der Organbildner, theils sind sie Zersehungsproducte dieser letzteren, theils haben sie eine mechanische Bedeutung als Lösungs= und Transportmittel. Wenn in den Geweben des menschlichen Körpers fortwährend Substanzumbildungen vor sich gehen, Zersehung der Organbildner und Wiederergänzung derselben mit einander abwechseln, so geschieht ein Eleiches auch im Protoplasma. Wir können daher eine bildende oder progressive und eine regressive Stoffmetamorphose unterscheiden, von denen die erstere auf die

Bilbung von Eiweißstoffen, Lecithin u. f. w. abzielt, während durch die letzteren die organischen Substanzen schließlich in Kohlensäure und Ammoniak übergeführt werden. Beide Reihen von Stoffbewegungen sind aber zur Unterhaltung jenes verwickelten Spiels der Kräfte, das wir Leben nennen, in gleicher Weise nothwendig.

Aus dem Borstehenden wird erhellen, daß ein erster Schritt zur Gewinnung der Grundlage einer Physiologie des Protoplasma geschehen ist. Ein herrschendes Dogma, die Lehre von der Allmacht des Eiweißes, ist erschüttert oder, wie ich glaube, gestürzt, und damit eine größere Klarheit in die Situation gedracht. Ist es uns gelungen, die Analogie im chemischen Ausbauweisen; wissen mit demzienigen der höheren Thiere und Pflanzen nachzuweisen; wissen wir ferner, daß die Grunderscheinungen des Lebens, Ernährung und Stosswechsel, Bewegungswermögen, Reizbarkeit, bereits dem Protoplasma der Schleimpilze innewohnen, so werden wir nach den Spuren der einzelnen Vorgänge des Stossunsaßen, wie sie den höheren Organismen mit größerer Schärfe sich beobachten lassen, nunmehr auch beim Protoplasma suchen müssen. Darin eröffnet sich aber ein weites Gebiet specieller Aufgaben für die Detailsorschung, auf welches hier nur in ganz allgemeiner Perspective hingedeutet werden soll.

Wenn wir aber die Kette dieser Ausgaben, deren erstes Glied — eine allsgemeine Orientirung über die Zusammensehung des Protoplasma von Aethalium — wir als gelöst gelten lassen wollen, uns im Einzelnen genauer zurecht legen, so ist das zunächst eine Sisuphus-Arbeit, indem wir genöthigt sind, selbst Schwierigsteiten über Schwierigkeiten vor uns auszuthürmen. Allein es ist die erste Pflicht des Natursorschers, nicht vor einer Erschwerung seiner Arbeit zurückzuschrecken, wenn sich diese im Interesse der Wahrheit als nöthig erweist. Gerade der Forscher, der sich selbst eingehend mit der Analyse des Protoplasma beschäftigte, weiß am besten, wie unvollkommenes Stückwerk seine Arbeit geblieben ist; daß der chemische Bau dieses einfachsten Organismus ein weit complicirterer ist, als er ihn aufzubecken vermochte, und daß nur die Hoffnung, den Grund zu weiteren Forschungen gelegt zu haben, sür jene Entsagung zu entschädigen vermag.

Bleiben wir diefer Unvollkommenheit der Früchte unserer Forschungen gewissenhaft eingebenk, ziehen wir es vor, unser Richtwissen einzugestehen, anstatt uns über die unbequemen Schranken der derzeitigen Erkenntniß mit dogmatisch vorgetragenen Phantasiegemälden hinwegzuheben, so werden wir zu dem Ergebniß gelangen, daß nicht sowohl das Wiffen felbst, als der Fortschritt im Wiffen ftets eine Quelle höchfter Befriedigung für uns bilden wird; denn ber im Forschen und Finden liegende Reiz führt uns unwiderstehlich zu immer neuen Bersuchen, den Zusammenhang der Dinge zu ermitteln. Bis zu einem gewiffen Grade werden die Gebiete der Natur wohl immer problematifch für uns bleiben; allein dasjenige, was wir feststellen können und worüber wir uns Borftellungen zu bilden vermögen, welche durch Thatfachen geftütt werden, ift immer ichon wiffenswerth genug. Was ein Atom ift, was wir unter Materie begreifen wollen, was wir Licht nennen, was Schwerkraft, was Glektricität, darüber vermag die Wiffenschaft uns bis jett keine fichere Auskunft zu geben; ob wir einmal genau wiffen werden, was das Leben fei, ift in der Gegenwart noch ungewiß. Unfere Protoplasma-Studie bilbet eine der nothwendigen Borarbeiten für die

Gewinnung dieser Erkenntniß, ein Schritt in der Richtung auf das ferne Ziel. Aber hier gibt es zwei Möglichkeiten. Ich kann von meinem Garten aus durch einen Schritt mich einem am Horizonte sichtbaren Bergesgipfel nähern, und ich vermag denselben durch häufige Wiederholung meines Schrittes zu ersteigen; ich kann aber auch durch einen Schritt mich dem Monde nähern, ohne ihn jemals zu erreichen. Diese Alternative darf uns, den Problemen der Naturwissenschaft, speciell der Physiologie gegenüber, niemals aus dem Bewußtsein schwinden.

Reineswegs soll damit einem Pessimismus in Dingen der Natur-Erkenntniß das Wort geredet sein; nur scheint es mir von großer Wichtigkeit, manchen zu Tage tretenden, sanguinischen Strömungen gegenüber das langsame und mühevolle Fortschreiten des wirklich positiven Wissens immer wieder mit Nachdruck hervorzuheben. Es ist unzweiselhaft richtig gehandelt, an die Ersorschung der Natur mit der Boraussetzung ihrer Begreislichkeit heranzutreten; ob aber diese Boraussetzung selbst in ihrem vollen Umfange richtig sei, ist eine ganz andere Frage. Und so war es mein Bestreben, auf diesen Blättern außer thatsächlichen Mittheilungen auch einen Beitrag zur Geschichte und Kritik menschlichen Erstennens zu liesern. In solgenden beiden Thesen möchte ich zusammensassend die Ueberzeugung formuliren, zu welcher mich semde wie eigene Forschung gesührt hat:

- 1. Alle Organismen, die niedrigsten wie die höchsten, die aus einem Klümpchen nackten Protoplasma bestehenden wie der menschliche Körper sind aus zahlreichen Chemischen Berbindungen aufgebaut, von denen die wichtigeren für alle Thierund Pflanzengruppen die gleichen sind oder sich physiologisch vertreten. Dementsprechend sind die Grunderscheinungen des Stoffwechsels dei allen Organismen identisch.
- 2. In keiner Beziehung können die unvollkommensten Organismen (Schleimspilze, Moneren) als Uebergangsglieder zwischen Thieren und Pflanzen einerseits und der unvrganischen, unbelebten Materie andrerseits gelten; lebende Organismen, auch die einsachsten, sind sundamental verschieden von Aggregaten unbelebter Substanz, das niedrigste Lebewesen ist dem menschlichen Körper chemisch und physioslogisch näher verwandt, als einem unbelebten, structurlosen Eiweißklümpchen.

Geheime Denkschrift, betreffend den Process der Wera Sassulitsch.

Das Zeitalter der politischen Morde und Mordversuche in Rußland ift bekanntlich durch das am 5. Februar 1878 unternommene Attentat gegen den damaligen St. Petersburger Stadthauptmann, General-Adjutanten Trephof (russisch gewöhnlich Trepow genannt), und durch die einige Wochen später (am 1./13. April) erfolgte Freisprechung der Urheberin dieser That, der vielgenannten Wera Sassulisch, eingeleitet worden. Zum Verständniß dieses solgenreichen Vorganges und des auf denselben bezüglichen, nachstehend mitgetheilten Actenstückes wird nothewendig sein

1) die Geschichte dieses Processes und dreier demselben vorhergegangener

politischer Processe in Kurze zu erzählen;

2) die auf die Behandlung politischer Berbrecher bezüglichen Vorschriften ber rufsischen Brocek-Ordnung zu erörtern; endlich

3) die Zeitverhältnisse zu charakterisiren, unter welchen das die Freisprechung der Sassulitsch betreffende Geschwornen-Verdict vom 1./13. April 1878 abgegeben wurde.

Während der Jahre 1869 und 1870 hatte ein aus der Schweiz zurücksgekehrter und daselbst mit Bakunin in Berbindung getretener ehemaliger Student Netschaften in St. Petersburg und Moskau revolutionär-anarchistische Berbindungen zu organisiren versucht, vornehmlich Studenten und jüngere Officiere um sich gesammelt, dieselben in den Wahn gewiegt, daß eine weitverzweigte Berschwörung gegen die Regierung bestehe und das Bertrauen seiner Anhänger wiederholt zu sinanzieller Ausbeutung derselben und zu betrügerischen Schwindeleien benutzt. Einer dieser Anhänger, der Student der landwirthschaftslichen Akademie Iwanow, war gegen Retschafew mißtraussch geworden und hatte in der Stille Beweise für dessen Unredlichkeit gesammelt. Um sich dieses Auspassers zu entledigen, denuncirte Netschafew denselben als Berräther; Iwanow wurde in einen Hinterhalt gelockt und daselbst von dem "Chef der Propaganbisten" und dessen Genossen meuchlings ermordet. Netschafew sich in die Schweiz, wurde indessen nach längeren Verhandlungen als gemeiner Verbrecher ausgeliesert, in Moskau vor Gericht gestellt und im J. 1871 sammt einigen Mitschulbigen

zur Zwangsarbeit in den Bergwerken Sibiriens verurtheilt. Mehrere der Genossen dieses in jeder Rücksicht unwürdigen und verkommenen Mordgesellen waren zusolge des außerordentlichen Geschicks, welches ihr (dafür mit mehrjähriger Internirung in Livland bestrafter) Bertheidiger, Fürst Urussow, entwickelt hatte, freigesprochen, — auf Anordnung der "dritten Abtheilung" indessen internirt und unter polizeiliche Aussicht gestellt, bezieh, nach Sibirien geschickt worden.

Bu diesen nicht verurtheilten, aber "auf administrativem Wege" gemaßergelten Personen hatte die damals 16jährige Wera Sassulisch gehört, der gerichtlich nichts weiter als die Bekanntschaft mit Netschafew nachgewiesen worden war; zwei Jahre lang hatte man sie im Gesängniß gehalten, dann nach St. Peetersburg zu ihrer Mutter entlassen, dann wieder verhastet und in die Gouvernements Nowgorod und Twer versendet, von wo sie nach mehrjähriger Internirung entwichen war, um nach St. Petersburg und später nach Pensa zu gehen.

Bahrend die Saffulitich im Bout. Benfa lebte, waren verschiedene nihi= liftische Berichwörungen entbectt und jum Gegenstande der Untersuchung gemacht worden. Im Mai 1875 hatte die Geheimpolizei mehrere hundert, revolutionären Berbindungen angehörige Individuen verhaften und 193 derfelben unter Unklage ftellen laffen 1); am 10. December 1876 (wenige Monate vor Ausbruch bes türkischen Krieges) war von einer Anzahl der sog Ribilistenpartei angehöriger junger Manner (unter denen fich ein gemiffer Bogoljubow besonders hervorthat) eine revolutionare Demonstration auf dem Plate vor der Kasanischen Kirche in St. Betersburg unternommen worden, der die von dem Bolfe unterftutte Polizei indessen sofort ein Ende gemacht hatte. Da die Angeklagten beider Rategorien während des aufregenden Kriegsjahres in dem St. Betersburger Untersuchungs= gefängniß untergebracht worden waren, und da die Bahl der politischen Berhafteten während dieses Jahres fortwährend junahm, war die Ueberwachung des genannten Gefängniffes mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen. Diefe Schwierigkeiten wuchsen, als Ende October bes 3. 1877 das gerichtliche Berfahren seinen Anfang nahm; nicht nur, daß einzelne Angeklagte fich mit außerordentlicher Leidenschaftlichkeit vertheidigten und einen großen Theil des Publi= cums auf ihre Seite zogen, - die gegen die Mehrzahl der Ungeklagten erhobenen Beschuldigungen ließen fich nicht beweisen und das Gericht fah fich genöthigt, von den erwähnten "193" (die Gefammtzahl der 1875 Berhafteten hatte 770 betragen) vierundneunzig freizusprechen und vierundsechzig der übrigen Un= geklagten die erlittene Untersuchungshaft als Strafe anzurechnen. Diefer Ausgang eines vielbesprochenen, für Sunderte von Menschen verhängnigvoll gemejenen Brocesses machte innerhalb wie außerhalb des Gefängnisses einen gewaltigen Eindruck, welcher dadurch erhöht wurde, daß die Regierung zahlreiche freigesprochene Individuen nicht auf freien Tuß setzte, sondern "auf admini= strativem Wege" interniren ober nach Sibirien verweisen ließ. Die Theil= nehmer an dem Butich vom December 1876 waren bereits früher verurtheilt

¹⁾ Neber diese Berschwörung ist der Anssatz "Eine geheime Dentschrift über die nihilistischen Umtriebe" ("Deutsche Aundichau" 1881, Band XXVII, 5. 351 st.) zu vergleichen.

und zur Strafe gezogen, einzelne Angeklagte dieser Kategorie indessen gleichfalls freigesprochen worden.

Inmitten der Aufregung über diefe Borgange und der Borbereitungen, welche zur Aburtheilung der zahlreichen, während des Jahres 1877 verhafteten Nihilisten getroffen wurden, am 5. Februar 1878, fand das Berbrechen der Saffulitsch ftatt. Inzwischen vierundzwanzig Jahre alt geworden, war diefe "Berdächtige" im September (1877) heimlich von Benfa nach St. Betersburg gekommen, nachdem fie einige Wochen zuvor in einer Zeitung gelesen hatte, der ihr versönlich unbekannte, aber wegen seiner Theilnahme an dem Butsch vom December 1876 vielgenannte Bogoljubow fei wegen Unbotmäßigkeit gegen den Stadthauptmann Trepow am 13. Juni 1877 im Untersuchungsgefängniß körperlich gezüchtigt worden. Durch in St. Petersburg eingezogene Erkundigungen über das Einzelne dieses Vorganges unterrichtet, begab die Saffulitsch sich an einem der für den Empfang von Bittstellern bestimmten Tage in das Sotel bes Stadthauptmanns, "um demfelben ein Gefuch zu übergeben"; während der Stadthauptmann dieses Papier entgegennahm und entfaltete, jog fie einen Revolver aus der Tasche, mit welchem sie den General schwer, aber nicht tödtlich verwundete und den fie fodann zu Boden warf. Sofort verhaftet, gab die Saffulitsch an, "diefer Schuß sei die Rache für die Züchtigung Bogoljubow's gewesen."

Nach längeren Berhandlungen, in welche der damalige Justizminister Graf v. d. Pahlen wiederholt eingriff, wurde beschlossen, daß die von der Sassulitsch verübte That nicht als politisches Berbrechen, sondern als Act privater Rache zu behandeln und daß die Angeklagte demgemäß vor das St. Petersburger Geschworenengericht zu stellen sei. Zum Berständniß der Tragweite dieses Beschlusses wird nothwendig sein, einen Blick auf die Bestimmungen der russischen Gerichtsordnung und auf die Gesehe, betressend die Behandlung politischer Bersbrechen, zu wersen.

In den "Grundzügen" zu der noch gegenwärtig geltenden Gerichtsordnung vom November 1864 war bestimmt worden, daß die Beurtheilung politischer Ver= brechen von der Competenz der damals eingeführten Geschworenengerichte ausge= schlossen, und daß Fälle solcher Urt an besondere, durch ständische Repräsentanten verftartte Gerichtshöfe verwiesen werden follten. Ein im Jahre 1871 erlaffenes Gefet hatte diese Borichrift wie folgt, erganzt, bez. abgeandert: "Politische Processe, bei welchen es fich um Berbrechen handelt, die mit Berluft oder Ginschränkung von Standesrechten belegt find, gehören vor einen besonderen, durch den Senat zu conftituirenden Gerichtshof; handelt es fich um eine Berschwörung gegen die Allerhöchste Perfon, gegen die bestehende Staatsverfassung oder gegen die Thronfolgeordnung, fo wird ein oberfter, vom Raiser selbst zu berufender Criminalgerichtshof mit der Aburtheilung der Angeklagten betraut. — Die Voruntersuchung ift in allen Fällen folder Art durch ein alljährlich vom Juftizminifter zu defignirendes Mitglied des St. Petersburger oder des Mostauer Gerichtshofs unter Mitmirtung des Ge= richtsprocureurs (Oberftaatsanwalts) zu führen. Die Competenzfrage wird durch den Chef der dritten Abtheilung der kaiserlichen Canglei und den Minister des Innern, eventuell den Minister des Auswärtigen entschieden. Der besondere

Senatsgerichtshof befteht aus dem Präsidenten des Senats, fünf alljährlich zu besignirenden Mitgliedern des Senats, einem Adelsmarschall, dem Stadthaupt (Bürgermeister) einer Gouvernementsstadt und dem Aeltesten einer Landgemeinde des Gouvernements St. Petersburg. Die Ernennung dieser Personen, bez. ihrer Stellvertreter geschieht durch kaiserliche Berusung."

Gleiczeitig mit dieser Bestimmung war eine andere, dieselbe Materie betressende Anordnung von noch größerer Tragweite erlassen und, in die Form eines "Allerhöchst bestätigten Reichsgutachtens" getleidet, am 16. Mai 1872 publicirt worden. Diese Berordnung schrieb u. A. vor:

"3) In denjenigen Fällen, in welchen die Procuratur folches für erforderlich hält, find die Procureure (Staatsanwälte) befugt, die Voruntersuchung von Berbrechen der Gensd'armerie (politischen Polizei) zu übertragen . . . 21) Er= mittelungen über politische Berbrecher find im Allgemeinen von Officieren des Gensd'armeriecorps unter Mitwirkung der eventuell mit besonderen Ermittelungs= handlungen zu betrauenden Untermilitärs, in besonderen wichtigen Fällen aber von Berjonen vorzunehmen, welche durch die Allerhöchste Gewalt dazu ernannt werden. 22) Die Ermittelungen über politische Berbrecher geschehen im Allgemeinen unter Aufficht, der Procuratur, in Fällen der letteren Urt dagegen unter der Oberaufficht des Juftizminifters und des Chefs der Gensd'armerie. 24) Die Ermittelungshandlungen können von den Functionaren der Bengd'armerie auf Untrag des Procureurs, aber auch aus eigener Initiative begonnen werden. 25) Die die Ermittelungen vornehmenden Personen (unter Umftanden aljo auch die Untermilitärs des Gensd'armeriecorps) find zur Bornahme aller in den §§ 253, 254, 256 und 257 der Strafprocefordnung vorgesehenen Sand= lungen und außerdem zu Besichtigungen, Bescheinigungsertheilungen, Haussuchungen und Confiscationen befugt. 27) Handelt es sich um Ermittelungen über politische Berbrechen, fo find alle Bolizeibehörden und deren Beamte verpflichtet, gesetlichen Forderungen der die Untersuchung führenden Personen zu entsprechen. Die Gouverneure und alle übrigen Behörden und Beamten haben benfelben jeden von ihnen abhängigen Borichub zu leiften . . . 29) Sind die Ermittelungen beendet, fo hat der Procureur des Gerichtshofs das Ergebnig derselben zur Kenntniß des Juftizminifters zu bringen und dieser nach erfolgter Berftandigung mit dem Chef der Bengb'armerie entweder die Ginleitung eines (gerichtlichen) Unterfuchungsverfahrens anzuordnen ober eine Allerhöchfte Enticheidung über die Ginftellung des Berfahrens einzuholen. Im letteren Falle bleibt die Sache ent= weder ohne weitere Folgen ober fie wird auf dem Berwaltungs= wege entichieden."

Aus dem Borstehenden erhellt, daß die Entscheidung darüber, ob eine Sache als politisches Berbrechen behandelt oder den regelmäßigen Gerichten übergeben werden soll, eigentlich alle übrigen Entscheidungen ein=, und bezieh, jede fernere Einwirfung der Justiz= Organe ausschließt. Thatsächlich hat es auch mit dem Ginsluß des Justizministers ein Ende, sobald dieser aus eine "Berständigung" mit dem Chef der Gensd'armerie angewiesen ist, da diesem herkömmlich das ent=scheidende Wort zukommt. Sollte das Verbrechen der Sassulisch überhaupt

Teutiche Rundichau. VIII, 4

gerichtlich entschieden werden, so hing Ales davon ab, daß dasselbe nicht als politisches behandelt wurde; war die Sache ein Mal der Gensd'armerie übergeben und hatte diese darüber zu erkennen, ob eine Neberweisung an den außerordentslichen Gerichtshof oder eine Erledigung auf dem Berwaltungswege ersolgen sollte, so sprach alle Wahrscheinlichkeit für die letztere Eventualität. Demgemäß mußte es als Sieg des Justizministers angesehen werden, daß dieser die Neberweisung an das Schwurgericht durchgeseth hatte. Wie es hieß, war das dadurch ermögslicht worden, daß Graf Pahlen unter Hinweis auf das Aussehn des Falles dem Kaiser gegenüber die Unrathsamkeit eines Ausnahmeversahrens geltend gemacht und sich persönlich für einen zweckentsprechenden Ausgang der Verhandlung vor dem Schwurgericht verbürgt hatte.

Um 13. (1.) April 1878 fand das schwurgerichtliche Berfahren vor einem zahl= reich bersammelten, zum großen Theil den höchsten Ständen angehörigen Audi= torium statt: außer andern Würdenträgern war auch der Reichskanzler Fürst Gortschakow anwesend. Die Jury bestand aus fieben Bersonen des Beamtenftandes (einem Collegienrath, vier Hofräthen, einem Titularrath und einem Collegienregistrator), je einem Edelmann, Rünftler, Gelehrten, Privatbeamten und einem Raufmanne. Als Bertreter der Staatsanwaltschaft fungirte der Brocureurs-Gehilfe Reffler, als Bertheidiger der Angeklagten der Rechtsanwalt Alexandrow. Nach Vorführung der Angeklagten und nach Verlefung der Anklage wurde zur Bernehmung der Saffulitich geschritten, die die Erklärung abgab, daß fie nach einem vorher gefaßten Plane auf den Stadthauptmann in der Absicht geschoffen habe, die Züchtigung des politischen Berbrechers Bogoljubow zu rächen und daß "es ihr gleichgiltig gewesen sei", ob die Wirkung ihrer That die Tödtung ober nur eine fchwere Berwundung des Berletten zur Folge haben werde: zu der verübten That bekenne sie fich, dagegen halte sie fich für "nicht fculdig". Das Motiv ihrer handlung fei die Emporung darüber gewesen, daß ein politischer Gefangener von der Administration willkürlich gezüchtigt worden und daß diefe Züchtigung von der öffentlichen Meinung und der Breffe unbeachtet gelaffen worden sei. — Rachdem zur Abhörung der Zeugen geschritten und nach Beendigung derselben eine Baufe gemacht worden war, ergriff der öffentliche Unkläger behufs Begründung der Anklage zu einer dreiviertelftundigen Rede das Wort. Unmittelbar darauf begann Alexandrow feine zwei Stunden umfaffende, außerordentlich effectvoll gesprochene Bertheidigungsrede. Er begann mit einer Schilderung des Lebensganges der Angeklagten, die als halbes Rind Netichajem tennen gelernt und aus Gefälligkeit gestattet habe, daß für diesen bestimmte Briefe an fie adreffirt und bei ihr abgegeben wurden. Dafür habe fie eine aweijährige, in der Ginfamkeit verbrachte Untersuchungshaft zu erleiden gehabt, um sodann (eben zwanzig Jahr alt geworden) unschuldig befunden, auf freien Fuß gesett, auf Anordnung der Administration aber sofort wieder verhaftet und in das Städtchen Kreftzy (Gouv. Nowgorod) abgeführt zu werden; völlig mittellos und während der im harten Winter unternommenen Reise nur durch den Belg des fie begleitenden Gensd'armen por dem Tode durch Erfrieren gefcutt, habe die Angeklagte zu Kreftzy in dem Zuftande fo vollständiger Bogelfreiheit gelebt, daß sie allein durch die Mildthätigkeit guter Menschen erhalten

worden. Bon Kreftzy fei die Angeklagte nach Twer, von Twer nach Saligetisch, von dort nach Chartow geschleppt, abwechselnd in's Gefängnig gesteckt und fich felbft überlaffen worden, bis es ihr gelungen nach St. Betersburg und fpater nach Benfa zu entkommen, wo fie auf dem Lande gelebt und in einer Zeitung die Nachricht von der Züchtigung Bogoljubow's gelesen habe. — Auf eine außerordentlich draftische Schilberung diefes am 13. Juni 1877 ftattgehabten Borgangs folgte fodann eine Erörterung bes Gindrucks, ben die Runde von der Mighandlung eines lediglich wegen feiner politischen Anschauungen verhafteten, fouft ehrenhaften Menschen auf die jum Opfer ähnlicher abministrativer Will= für-Acte gewordene Angeklagte gemacht habe. Lediglich in der humanen Abficht, die Wiederkehr derartiger Falle unmöglich zu machen und barauf hinguwirken, daß auch in Rugland Berletzungen der Menschenwürde nicht mehr bor= fämen, habe die Angeklagte den Entschluß gefaßt, Bogoljubow's Rächerin zu werden. Sie fei im September v. J. nach Betersburg gekommen, habe dafelbft die jedes menfchliche Gefühl empörenden Ginzelheiten des Borgangs vom 13. Juni in Erfahrung gebracht und fich bann befinitiv schluffig gemacht. Trepow und Bogoljubow feien der Angeklagten gleich unbekannt gewesen. Diefelbe habe aus rein fachlichen, nicht aus perfonlichen Motiven gehandelt, auch keineswegs bie Tödtung des Stadthauptmanns, sondern nur eine wirksame Demonstration gegen denselben im Auge gehabt. Das Motiv der verübten Sandlung, nicht diefe Sand= lung felbst muffe für die Beurtheilung derselben den Ausschlag geben. Bu hoffen und zu wünschen sei, daß ähnliche Fälle, welche ähnliche Berbrechen zu erzeugen ber= möchten, in Butunft nicht mehr vorkämen. - Auf die wiederholt von fturmischen Beifallsbezeugungen des Bublicums begleitete Rede des Bertheidigers folgte keine Replik des öffentlichen Unklägers. Der Borsigende des Gerichts gab ein kurzes Refumé der Berhandlung und legte den Geschworenen fodann die folgenden drei Fragen vor:

1) Ift Wjera Saffulitsch schulbig, dem General-Adjutanten Trepow eine Schuß= wunde beigebracht zu haben?

2) Wenn "Ja", — hat Wjera Saffulitsch die Absicht gehabt den General= Abjutanten Trepow zu töbten?

3) Wenn "Ja", — welches find die Motive für die Handlung der Angeklagten gewesen?

Rach halbstündiger Berathung beantworteten die Geschworenen die erste Frage mit "Richtschuldig", wodurch die übrigen Fragepunkte in Wegfall kamen. — Das anwesende Publicum nahm das freisprechende Berdict mit Händeklatschen und lautem Beisallsruf auf, gegen welche der Borsitzende vergeblich einzuschreiten versuchte. Als die Angeklagte und der Bertheidiger auf die Straße traten, wurden sie von einer zahlreichen, vor dem Gerichtsgebäude versammelten Mensichenmenge mit stürmischem Zuruf begrüßt, in die Höhe gehoben, im Triumph umhergetragen und die an die nächste Ecke geleitet, wo beide in eine bereitsstehende Kutsche ftiegen. Da auch diese von einer tumultuirenden Menge umzgeben wurde, glaubte die die die dahin passiv gebliebene Polizei einschreiten zu müssen. Es entstand ein ungeheures Gedränge, aus welchem drei Shüsse sielen; der erste Schuß hatte eine Studentin am Knie verleht, der zweite einem Gensd'armen

ben Helm vom Kovie geriffen, mit dem dritten Schusse hatte der Schießende ein Erelmann Sidorazfi, in welchem ein Bruder des Schwagers der Sassulitich ertannt wurder dem eigenen Leben ein Ende gemacht, wahricheinlich weil er den Genst armen getodtet zu haben glaubte. Die Sassulitich war verichwunden und ift auch in der Folge von der Polizei nicht mehr aufgesunden worden.

Einige Lemerkungen über die volitische Lage zur Zeit dieses Processes und über das Verhalten der russischen periodischen Presse zu demielben werden dem Leser für das Verständniß der Lenkschrift, welche zu der vorliegenden Publication die Veranlassung gegeben hat, von Nugen sein.

Die biffentlichen Berhandlungen gegen die "193" und gegen zwei andere Rategorien volitiider Berbrecher fanden mahrend des ruiflicheturfiichen Krieges und in Mitten ber allgemeinen Entruftung über die Unfälle ftatt, welche mahrend ter Sommer : und Berbitmonate des 3. 1877 die ruffiiche Urmee getroffen hatten. Uniang September jenes Jahrs, jur Beit bes erften Schreckens über die zweite Riederlage bei Plewna mar die Saffulitich nach Petersburg gekommen, wo man fich mit den abenteuerlichsten und übertriebenften Gerüchten trug, wo boch und Niedrig über die Unfähigfeit des Chercommandos, die Erbarmlichfeit des Proviant= und Verpflegungswesens und über die Rothwendigkeit eines radicalen Bruch's mit dem überkommenen "Spftem" laut und beftig raifonnirte. Berfuche gur Befeitigung bicies Spitems maren von den verichiebenften Seiten unternommen worben: 3man Uliatow hatte in einem an den Thronfolger gerichteten Memorial die Einberufung eines Central-Ausichuffes fämmtlicher Provinzial-Landschafts= verbande verlangt, - eine der sudruffiichen Landichafte = Verwaltungen die Nebertragung bes Berpflegungsweiens an eine landichaftliche Junta proponirt, die Presse zu wiederholten Malen auf die Rothwendigkeit einer icharferen "gejellichaftlichen" Controlle über die Regierungs = Organe angespielt. Als bann ber Proceg ber 198 feinen Unfang nahm (30. Oct. 12. Nov.) und als die beiden Hauptangeflagten Mnichtin und Rabbinowitich ihre wuthenden Untlagen gegen die "nach Außen ohnmächtige, im Innern despotische" Regierung erhoben, hatte bas Publicum es an Zeichen der Parteinahme für die rebellische Jugend nicht fehlen laffen und die Freisprechung der oben erwähnten 94 mit unverhohlenem Jubel begrüßt. In den Tagen der von der Saffulitich begangenen That standen die ruifischen Truppen vor den Thoren Conftantinopels und war die Erregung darüber, daß die Einnahme der "heiligen Stadt" nicht ein Mal versucht worden, eine allgemeine, - jur Zeit der Proceg-Berhandlung aber hielt die Frage, ob Rugland auf dem in San-Stefano eingenommenen Standpunkte verharren und ben Trohungen des "heidnischen Westens" Stand halten werde, gang Aufland in Spannung und wurden die eben bamals zu Tage tretenden erften Anzeichen eines Ginlentens im Sinne ber Schumalow'ichen Politit und ber bom Fürften Bismarck ertheilten Rathichläge von den "Patrioten" nationaler und liberaler Richtung mit einem formlichen Buthschrei aufgenommen. Wer irgend auf Popularität Unipruch erhob, war oppositionell gesinnt und trug diese Gesinnung jo rudfichtelos wie immer möglich jur Schau. Die zweifelhaften Erfolge des Arieges, die zu Tage getretene Corruption der Armee-Berwaltung, die zunehmende Willfür ber von dem Schreckensbilde eines allgemeinen Umfturges geängstigten

Geheimpolizei und die Kurzsichtigkeit der im Siege übermüthigen, in der Stunde der Gefahr zaghaft befundenen Diplomatie hatten die Autorität der Regierung so tief herabgedrückt, daß jedes energische Auftreten gegen dieselbe eines Rückhalts an der öffentlichen Meinung sicher sein konnte.

Diesen Stimmungen gemäß wurde die Freisprechung der Saffulitich von der gesammten unabhängigen Preffe Betersburgs gut geheißen. Auch da wo man die formale Unguläffigkeit des Berdicts der Geschworenen einräumte und die vor der Thure des Gerichtsgebäudes ftattgehabte Bobelausschreitung aufrichtig betlagte, machte man aus der Meinung tein Behl, daß es eines fo draftischen, wie des am 1. 13. April gegebenen Beispiels bedürfe, damit die Willfür der Administration gebrochen, wirkliche Achtung vor dem Gesetz erzwungen und die Juftigreform zur Wahrheit gemacht werde. Befondern Gin= brud machte es, daß eines der geachtetesten, magvollften und gebildeteften Organe der Preffe, die von Staffulewitich berausgegebene Monatsichrift "Westnit Jewropy" in diesem Sinne ihr Botum abgegeben und die "Ungesetlichkeit" gewiffer adminiftrativer Machthaber als die mahre, um jeden Breis zu beseitigende Quelle des lebels bezeichnet hatte. Erft nachdem die Oberpregverwaltung jede fernere Discuffion des Falles Saffulitich bei Strafe unterfagt hatte, borte die publiciftische Beschäftigung mit diesem heiteln Thema auf und mußten die in allen Schichten der Gesellschaft gleich gablreichen Berehrer der neuen "Charlotte Cordan" fich damit begnügen, ihre — von der öffentlichen Buhne fpurlos verichwundene - Heldin in der Stille und in jenfeit der ruffifchen Grenze erichienenen Druckerzeugniffen zu verherrlichen.

Bei Sof und in den Rreifen des höheren Beamtenthums rief der uner= wartete Ausgang des Processes Saffulitich natürlich einen panischen Schrecken hervor. Gemiffe mit der "britten Abtheilung" verfeindete Richter und Juftigbeamtenfreise ausgenommen, erklärte Alles, was mit der Regierung zusammen= hing, daß es in der bisherigen Beife nicht fortgeben durfe, daß die Autorität des Gouvernements auf dem Spiel ftehe und daß gegen den in das Bublicum, in die Advocatur und in einen Theil der Magiftratur eingedrungenen übeln Geift mit rudfichtelofer Strenge vorgegangen werden muffe. Die gefammte vornehme Befellichaft, den Raifer mit eingeschloffen, fuhr bei dem ichwer beleidigten Stadt= hauptmann bor, der Juftigminifter, der die Ueberweifung der Sache an das Geschworenengericht durchgesett hatte, galt für einen todten Mann, - die all= gemeine Erwartung, daß General Trepow seinem Umte erhalten bleiben werde, erfüllte fich indeffen nicht. - 3mei ober drei Wochen nach dem verhängnisvollen 1. 13. April ließ der General Trepow die nachstehende, in seinem Auftrage verfaßte und in 25 Exemplaren gedruckte geheime Denkichrift an den Raifer, die Großfürften, die Minifter und an eine Angahl hoher Burdentrager vertheilen.

"Gehören Verbrecher gegen das Leben an und für fich zu den schwerften und mit den härtesten Strasen belegten, so werden gegen das Leben hochgestellter und mit der Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung betrauter Beamten gerichtete Mordversuche für Eulminationspunkte des Verbrechens angesehen werden

müssen. Liegen die Verhältnisse so, daß der Beamte wegen der Erfüllung besonderer ihm obliegender Pflichten und wegen der Ergreisung für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit unvermeidlicher Maßregeln angegriffen worden ist und daß der Angriff durch Elieder einer von bestimmten Tendenzen geleiteten politischen Verschwörung verübt wurde, so bedeutet ein solcher Mordversuch zusgleich einen Angriff gegen den Staatsorganismus, einen ersten Schritt zum Umssturz der gesammten bestehenden Ordnung. Es handelt sich dann nicht mehr um die Sicherheit einer einzelnen Person, sondern um die Sicherheit der gessammten Gesellschaft, des gesammten Staats und der Staatsgewalt.

In dem von den Verbrechen gegen die Einrichtungen des Staates handelnden Abschnitt unseres Strafgesethuchs ift lediglich die Veleidigung im Staatsbienst stehender Personen vorgesehen, — diese indessen mit so strengen Strafen belegt worden, daß dem Staatsdiener die gehörige Sicherheit für ungesährdete Ausübung seiner amtlichen Functionen gewährleistet ist. Obgleich Verbrechen gegen das Leben ihre amtlichen Functionen versehender Staatsdiener in dem Gesetze nicht ausdrücklich vorgesehen sind, kann sür selbstverständlich angesehen werden, daß dieselben das denkbar höchste Maß der den Verbrecher ohnehin tressenden Strafe nach sich ziehen. Unzweiselhast können aber auch Fälle einstreten, welche dem Angriff gegen das Leben eines Staatsbeamten zugleich den Charafter eines Staatsverbrechens geben, obgleich das Strafgesehbuch das nicht ausdrücklich besagt. Unter Umständen werden dergleichen Fälle so wichtig erscheinen, daß sie vor ein besonderes Gericht gehören, weil nur durch ein solches die Strafsossische Staates ausgeschlossen kann.

Ein Fall, in welchem die Zuständigkeitsfrage zweiselhaft erscheinen konnte, und zwar ein Fall von außergewöhnlicher Bedeutung, ist das Attentat gegen den Stadthauptmann gewesen. Dieser Mordversuch und die durch die Freissprechung der Berdrecherin verübte Bergewaltigung des öffentlichen Gewissenschaben demgemäß im öffentlichen Leben und in der juristischen Prazis ein Interesse erregt, dem kaum ein anderer Borgang verwandter Art an die Seite gestellt werden kann. Den weitesten Kreisen theilte sich instinctiv die Empfindung mit, daß es sich um ein Ereigniß von eminenter politischer Tragweite handle und daß die in casu gesällte richterliche Entschedung sowohl auf die sernere politische Entwickelung der Gesellschaft wie auf die künftige Thätigkeit der Staatsregierung ben nachhaltigsten Einfluß üben werde.

Bereits vor Einleitung der Untersuchung und des gerichtlichen Berfahrens wurde die Wichtigkeit des in Rede stehenden Falles allseitig anerkannt. Dazu trugen die hohe amtliche Stellung des Angegriffenen, seine Berdienste um den Staat, sein europäischer Ruf, die Popularität, deren er genossen und die Weltskundigkeit seiner Principien und seines Eifers für die staatliche Ordnung ebenso bei, wie die Notorietät der Persönlichkeit der Angeklagten, welche in den Netschasiewischen Proces verwickelt gewesen war. Dieser letztere Umstand gab einen so beutlichen Fingerzeig, daß Niemand darüber im Zweisel sein konnte, daß es sich weder um einen plöglich zum Durchbruch gekommenen verbrecherischen Einfall, noch um eine von einer einzelnen Berson ersonnene, auf individuellen Raches

burst zurückzusührende That, sondern um einen Act der Feindseligkeit gegen die Staatsidee, um eine öffentliche Auslehnung der im Finstern ihr Wesen treisbenden revolutionären Agitation gegen die gesetzlich bestehende Ordnung handle. Der Mordanschlag gegen den Stadthauptmann erschien als erster Schritt zur Verwirklichung des Programms, welches die russische Sesellschaft zuerst aus den Processen der Karakosow und Netschasew kennen gelernt hatte. Es rührte derzielbe aus der Initiative der weitverzweigten Partei der Umstürzler her, das Verbrechen hing mit der Ueberhandnahme socialdemokratischer und sonstiger subversiver Ideen und mit der Absicht jener Partei der extremen Progressissen zussiammen, die den Kampf gegen die Regierung in der Stille längst ausgenommen hatte.

So wurde die Sache nicht nur von sämmtlichen höheren Staatsbeamten (den Herrn Justizminister nicht ausgenommen), sondern auch von S. M. dem Kaiser angesehen. Demgemäß bestand ansänglich die Absicht, die Sache auf Grund eines zu diesem Behuf zu erlassenden Allerhöchsten Besehls und in Gemäßheit der Borschriften des Gesehes vom 16. Mai 1871 zu behandeln. Wäre das geschen und die Untersuchung mit der gehörigen Energie geführt worden, so hätte man zu Entdeckungen von höchster Bedeutung gelangen und unzweiselshaft Beweise dafür in die Hand bekommen können, daß die Sassulitisch derselben geheimen Gesellschaft angehörte, die sich aus den Freigesprochenen der letzten politischen Processe gebildet und ihre Thätigkeit alsbald nach dem Berbrechen gegen den Stadthauptmann durch die Erregung von Arbeitseinstellungen in Fabriken und von Underdungen aller Art documentirt hat. —

Dadurch, daß das verabsäumt und daß die Sache in Gemäßheit des Gesetes vom 20. November 1864 dem Schwurgerichte überwiesen wurde, hat die Resgierung gegen sich selbst einen tödtlichen Schlag geführt. Dabei verdient besionders hervorgehoben zu werden, daß die Untersuchung (gegen die Sassulitsch) nicht dem Untersuchungsrichter sür die wichtigeren Angelegenheiten überwiesen wurde, obgleich die ser Beamte (den man sonst häusig genug und oft sür Dinge, bei welchen es sich lediglich um Geld handelt, in Anspruch zu nehmen pslegt) eben damals im Besit der Acten war, welche sich auf die Untersuchung der Unordnungen im Gesängniß sür vorläusig Inhaftirte bezogen: wegen Theilnahme an diesen Unordnungen aber war Bogoljubow körperlich gezüchtigt worden und eben diese Züchtigung war zum Vorwande sür das Attentat gegen den Stadthauptmann Trepow genommen worden! Damit war im Voraus gesagt, worauf man hinzielte und auf welchen Ausgang gerechnet wurde.

Daß die Untersuchung einseitig geführt wurde, liegt unverhüllt zu Tage; ebenso einseitig nahm das Gericht an, daß die Bestrasung Bogoljubow's das alleinige Motiv für die zu beurtheilende That gewesen sei; seine Tendenz war darauf gerichtet, die Berwaltung zu discreditiren, und diese Tendenz führte zu einer sörmlichen Rechtsertigung des begangenen Berbrechens und der Consequenzen besselben.

Gine andere Beurtheilung der Sachlage ift nur für Kurzslichtige möglich; für den Dentenden stand im Voraus fest, was geschehen werde, sobald die Sache den gewöhnlichen Gerichten übergeben worden. Rur eine vollendete Naivetät

tonnte eine Bestrasung der Angeklagten noch erwarten, nachdem man der Angabe derselben, sie habe nur, um Bogoljubow's Züchtigung zu rächen, die That begangen, Glauben geschenkt hatte. Und für diese Aussassigung war förmlich Propaganda gemacht, ja selbst der Allerhöchsten Berückstigung die Erwägung des Umstandes empsohlen worden, daß eigentlich nur ein Act überreizter Senssibilität eines Frauenzimmers vorliege! — Zur Entschuldigung der Unregelmäßigseiten, welche man durch ein solches Bersahren beging, konnte schlechterdings nur der eine Grund geltend gemacht werden, daß die öffentliche Meinung der Ueberweisung des vorliegenden Falles vor ein Ausnahmegericht abgeneigt sei und daß eine solche Ueberweisung als Parteilichkeit für den Geschädigten angesehen worden wäre. Und diese sabenscheinigen, um nicht zu sagen absichtlich gefälschten Argumente verbreitete man eistig unter dem großen Publicum!

Bas vorauszusehen gewesen war, traf denn auch wirklich ein. Erft als die Berbrecherin und der Bertheidiger derfelben von ffurmischem Beifalleruf überschüttet wurden, erft als offen zu Tage lag, daß man in der Berson des ftraflog Geschädigten zugleich die Sache der Regierung beschimpft und vergewaltigt habe, - erft als die Wehrlofigkeit der Regierung, der Triumph des Berbrechens und der Sieg der demokratischen Doctrin in aller Welt Munde waren - da erft begannen die Organe der Regierung und der Herr Juftigminifter einzusehen, daß man einen verhängnigvollen Tehler begangen habe und daß die Anwendung der Gerichtsordnung vom 20. November 1864 auf den vorliegenden Fall das Werk einer von Machthabern zweiten Ranges gesponnenen Intrique gewesen sei. Bor aller Welt Augen öffnete fich jett ein Abgrund, welcher die gesammte bestehende gesellschaftliche Ordnung zu verschlingen drobte: eine gange Rette unvorhergesehener und irreparabler Fehler ichloß fich an den einen Miggriff, welcher begangen worden war. Bor dem Gebäude des Berichtshofs hatte fich eine Bande von Mitgliedern der revolutionaren Gesellschaft versammelt, welche (wie fich in der Folge herausstellte) mit geladenen Schußwaffen versehen war und die Freisprechung der Verbrecherin im Voraus erwartete. Als die Angeklagte auf die Strafe trat, um in den Schoof der Besellschaft, welcher sie angehört hatte, zurückzukehren, wurde sie mit frenetischem Jubel begrüßt und weil man glaubte, die Polizei werde diefe mahnfinnige Rundgebung hindern, gab man Schuffe auf diefelbe ab und beging nun dadurch neue blutige Berbrechen. — Seitens der Breffe murde diese Bewegung unterftütt, in einer endlosen Reihe von Triumphartifeln in aller Form über die Regierung ber Stab gebrochen. - Gegen die erfolgte Freisprechung direct aufzutreten und ber eingeriffenen Bewegung einen Damm zu ziehen, schien inmitten biefes Chaos unmöglich und lediglich den von dem Herrn Minister des Inneren erlaffenen energischen Censurvorschriften war es zu danken, daß man vor dem Anfturm der Breffe nicht zurückwich, sondern diese, soweit das möglich war, bandigte. Dann erschien ein Erlaß beffelben Minifters, welcher bas Recht der Boligei gur Aufrechterhaltung der Ordnung betonte und weiteren Ausschreitungen vorbeugte. Diejenigen Bersonen aber, welche in der Lage gewesen waren, die Gerichte von einem Einlenken in die verhängnifvollen Bahnen der Gerichtsordnung vom 20. November 1864 zurückzuhalten und den vorgekommenen Standal zu vermeiden, — diese Personen hatten den Kopf verloren und blieben nach wie vor unthätig. — Als schließliches Resultat stand sest, daß eine gerichtliche Entscheng die Selbsthilse des Sinzelnen bedingungslos sanctionirt hatte, und daß Staatsdiener hinsort nicht nur beleidigt, sondern auch an ihrem Leben geschädigt werden durften.

Das in Rede stehende, mit einer Verurtheilung der Regierung gleichbedeutende Verdict des Gerichtes hatte zunächst die Wirkung, diese Regierung in die allzemeinste Verachtung zu bringen. Es zeigte sich das dei Gelegenheit der Veerdigung aus der Wladimir-Kirche, den Auftritten in der Jaaks-Kathedrale und im Alexander-Park, wo die Polizei nicht nur beschimpst, sondern außerdem geprügelt wurde. Die Handlungsweise des Gerichts kennzeichnet sich darum als Theilnahme an den Vestrebungen der staatsscindlichen Elemente, als Verrath an Pslicht und Geseh. Kur wenn man der Sache direct in's Gesicht sieht und die volle Tragweite derselben in Erwägung zieht, wird man die Wiederschr ähnlicher Vorgänge verhindern und den Staat vor den ihm drohenden Gesahren behüten können.

Natürlich wird das oben Gesagte durch Thatsachen bewiesen werden müssen. Eine solche Beweisssührung an der Hand von Thatsachen, welche den behaupteten Zusammenhang zwischen den namhaft gemachten einzelnen Ericheinungen darlegen, dürste schon gegenwärtig möglich sein, wo die Leidenschaften sich zu bezuhigen beginnen und wo der Presse die nöthigen Zügel angelegt worden sind process.

Der äußere Hergang der Sache ift ebenso bekannt, wie einsach. Ein Frauenzimmer, das sich bei dem Stadthauptmann als Bittstellerin eingeführt hatte, seinerte, dicht vor ihm stehend, einen Schuß auf ihn ab und erklärte sodann, "das sei die Rache für die dem Strasgesangenen Bogoljubow dietirte körperliche Züchtigung!" Neben einem schweren Berbrechen lag somit ein absichenlicher Bertrauensmißbrauch vor. Das Berbrechen war unter Umständen, welche jede Abwehr ausschlossen und just in dem Augenblick verübt worden, wo die Verbrecherin und der in der Ausäubung seiner Amtspslicht begriffene Staatsbiener einander gegenüber standen und wo Nichts die Aussührung des verbrecherischen Gedankens zu hindern vermochte. Und aus diesen thatsächlichen Umständen und aus der erwähnten Erklärung der Verbrecherin hat man den Schluß gezogen, daß die Sache vor das Schwurgericht gehöre und die Verweisung vor das Schwurgericht ist wiederum der Grund für den schließlichen schnählichen Ausgang gewesen.

Zunächst wird die Frage vorliegen, von welcher Beschaffenheit eine "Rache" ist, welche ein Frauenzimmer zu Gunsten einer ihr fremden Person ausübt und wie die Empsindungen beschaffen gewesen, welche zu einem solchen Act der Rache geführt haben. Ist die Handlung der Berbrecherin etwa ein Ausstluß des zu jedem Opfer bereiten Humanitätsprincips gewesen, oder ging sie aus Empsindungen politischer Natur, etwa aus der Absicht hervor, gegen die Züchtigung eines Gesinnungsgenossen Protest einzulegen? Ze nach der Beantwortung dieser Frage wird die innere Seite des verübten Verbrechens zu beurtheilen und sestzustellen sein, vor welches Gericht dasselbe gehörte. —

Berschiedene Arten von Fanatismus werden durchaus verschieden zu beurtheilen sein. Es wird ein Unterschied gemacht werden müssen zwischen dem Fanatiker für eine abstracte Idee, einem Menschen, der sich z. B. Namens des Humanitätsprincips zum Kächer jedes Bedrückten auswirft und als solcher jede Berunglimpfung unschuldig Unterdrückter ohne Ansehen der Berson an dem Unterdrücker strasen will, und Dem jenigen, der als Kächer der Bertreter dest im mter Ideen auftritt. Man wird im letzteren Falle zu untersuchen haben, welche Principien es sind, in deren Kamen die Rache geübt wird, ob und welchen politischen Tendenzen der Kächende huldigt, welche gesellschaftliche Stellung er einnimmt und welcher Partei, bezw. welchem Kreise er angehört: je nach dem Aussall dieser Untersuchung wird auch die Strase zu bemessen sein, mit welcher der "Kächer" belegt werden muß.

Selbst wenn man in dem vorliegenden Fall annehmen wollte, daß es sich um keine andere Absicht als diejenige der Rache für die Unterdrückung eines Rechtlosen gehandelt habe, wird man einräumen müssen, daß die Empfindung, aus welcher die Angeklagte ihre That begangen, eine maßlos outrirte gewesen und daß die "Sensibilität" derselben falsch und einseitig beurtheilt worden ist. Zwischen der Züchtigung Bogoljubow's und der "Rache für dieselbe" lagen volle sechs Monate, — ein Zeitraum, der lang genug war, damit innerhalb desselben die leidenschaftlichste Phantasie erkalten, die begeistertste Energie erlahmen, die übertriebenste Sensibilität zur Ruhe kommen konnte.

Erfennt man das an, so wird man zu der ferneren Schlußfolgerung gelangen, daß das in Rede stehende Verbrechen aus anderen Motiven als denzienigen einer erklärbaren Sensibilität hervorgegangen ist und daß die "Rache für Bogoljubow" der Angeklagten lediglich zum Vorwande gedient hat. In den verschiedensten Sphären unserer Gesclischaft, in den verschiedensten Theilen des Reichs hatte die Angeklagte Dinge erlebt und gesehen, die sich ihr — ihrem Standpunkte gemäß — gerade so als Ungerechtigkeiten und als "Bedrückungen Unschuldiger" darstellen mußten, wie der Fall Bogoljubow. An keinem dieser Vorsommnisse aber hatte die Angeklagte Veranlassung genommen, als Rächerin des Humanitätsprincips aufzutreten. Daß ihre That einen durchaus tendenziösen Charakter getragen, geht vielmehr schon daraus hervor, daß der Vertheidiger trotz des Rachdrucks, den er auf die Sensibilität der Angeklagten und auf ihren Eiser für das "allgemeine Menscher" legte, eine Rede hielt, die sich in allen Stücken als Vertheidigung einer politisch en Verbrecherin darstellte.

Daß die Sache so und nicht anders lag, stand schon vor dem Zusammentritt des Gerichts sest. Die Unhaltbarkeit der Behauptung, daß es sich um einen Act der Rache und nicht um ein politisches Berbrechen handle, erhellte bereits aus dem objectiven Thatbestande. Die Angeklagte hatte einen falschen Namen geführt, sie war mit einem salschen Passe nach St. Betersburg gekommen, sie hatte ihre Wohnung verheimlicht; sie weigerte sich die Bersonen zu nennen, welche durch die Erzählung von der Züchtigung Bogolzubow's ihre Phantasie entzündet haben sollten, und durch deren Bermittelung sie in den Besitz des Nevolvers gelangt war — lauter Umstände, die deutlich anzeigten, daß die Angeklagte Mitschuldige gehabt hat, an deren Berheimlichung ihr gelegen war

und daß sie einer verbrecherischen, staatsgefährlichen Berbindung angehörte. Sie wußte genau, daß die Ausbeckung dieser Berbindung nicht nur für die Frage, vor welches Gericht ihr Berbrechen gehöre, entschend sein werde, sondern daß dieselbe zu weiterer wichtiger Entdeckung führen könne. — Diese Thatsachen stehen so unerschütterlich sest, daß sie weder durch die im Gerichtssaale gehaltenen Reden, noch auch durch die Gestissentlichkeit haben umgestoßen werden können, mit welcher das Gericht Allem aus dem Wege ging, was zu einer richtigen, dem politischen Charafter des begangenen Berbrechens entsprechenden Beurtheilung der Sache hätte sühren können.

Beiter fommt in Betracht, daß bie Antecedentien der Angeklagten und beren politische Richtung bereits vor dem Netschajew'schen Proceg beutlich ju Tage getreten und der Regierung bekannt gemefen maren. Der Bertheidiger ftellte die Sache fo dar, als ob die Angeklagte jur Märthrerin der Ungerechtigteiten der Regierung geworden fei und der Berr Procureur ließ das gelten, obgleich er hatte beweisen konnen, daß die jur Zeit des Retichajem'ichen Processes gegen die Saffulitich erhobenen Beschuldigungen durchaus begründete gewesen waren. Die Umftande der That, die Antecedentien und die Familienverhältniffe ber Angeklagten - Alles fprach gegen die Auffassung des Bertheidigers. Bon mutterlicher Seite ftammt die Angeklagte aus der nunmehr erloschenen Abels= familie Alexandrow, beren letter Repräsentant, der Grofpater der Angeklagten, ohne Hinterlaffung von Familiengutern als ehemaliger Kreisabelsmarfchall im Gouvernement Smolensk verftorben war. Die Angeklagte ift die jungfte von drei Schweftern, die jede Beziehung zu ihrem in den Militardienft getretenen und anderen Anschauungen huldigenden einzigen Bruder abgebrochen hatten. Die älteste Schwester Ratharina heirathete im Jahre 1865 den Studenten Nikiferow, fie wurde Ribiliftin, lenkte durch ihre propagandiftische Thätigkeit die Aufmerksamkeit der Regierung auf fich und wurde auf adminiftrativem Bege nach Archangelsk verschickt; behufs Wiederherstellung ihrer Gefundheit ift ihr die Erlaubniß zu zeitweiser Rückfehr in ihre Beimath ertheilt worden. Bur Zeit ber Berhandlungen gegen diese älteste Schwefter war die Angeklagte erft 16 Jahre alt; fie zeigte indeffen eine Berftodtheit und einen Sang jur Beuchelei, wegen welcher fie durchaus verdächtig erscheinen mußte. Zwei Jahre später trat fie bereits als vollendete Ribiliftin auf; als folche tennzeichnete fie fich felbft, indem fie furges haar, den Ledergurt u. f. w. trug, mahrend fie als Schriftführerin eines Friedensrichters in der Stadt Serpuchow (Gouvernement Mostau) lebte. - Die zweite Schwefter heirathete jenen Bibliothekar Uspenski in Moskau, ber im Bunde mit Netichajem ben Studenten Imanow ermordete und dafür zur 3mangsarbeit verurtheilt murde; fie unterftütte ihren Chemann bei der Berbreitung der von Netschafem verfagten Proclamationen, fchrieb die Abreffen auf die Couverts und mußte aus diesem Grunde gleichfalls nach Sibirien. - Un diesem Borgange war auch die Angeklagte betheiligt gewesen, die zur Zeit des Hausarreftes ihrer Schwefter bei diefer wohnte, und zu Retschajew und deffen Umgebung fehr intime Beziehungen unterhielt. Als die Angeklagte dann zu ihrer in St. Betersburg wohnenden Mutter überfiedelte, übergab fie einer gewiffen Tomilow ein Billet Netichajew's, in welcher diefer die lügenhafte Nachricht mit=

theilte, er sei aus dem Gefängnisse entsprungen; die Tomilow aber stand damals in Untersuchung, weil sie sür Netschasew Geld in's Austand gebracht hatte. — Durch diese Thatsachen erscheint die Annahme, als habe die Angeklagte von den verbrecherischen Umtrieben der Netschasew und Genossen Nichts gewußt, so gut wie ausgeschlossen; stand doch außerdem sest, daß die letzteren sich wiederholt in der Wohnung der Mutter versammelt hatten — natürlich nicht der Mutter, sondern der Tochter wegen.

Aus den vorstehend entwickelten Gründen war die Angeklagte verhaftet worden. Daß man sie nicht vor Gericht stellte, sondern nach längerer Haft mit der Ausweisung aus der Residenz davon kommen ließ, hatte die Angeklagte denselben unter den Richtern herrschenden Tendenzen zu danken, welche in der Folge zu ihrer Freisprechung geführt haben.

Unterzieht man die Art und Beise, in welcher bereits der Netschafew'iche Proceg verhandelt worden, näherer Betrachtung, fo hat man reichlichen Stoff gur Berwunderung: nicht nur wegen der in Beranlaffung diefes Proceffes gehaltenen Reden, fondern wegen der unverkennbaren Sympathien, welche der Berichts-Prafident den Mordern Jwanow's (deren Freisprechung allerdings nicht möglich gewesen war!) entgegen trug. Schon aus diesem Grunde kann von einer Barte ober Ungerechtigkeit gegen diejenigen Berfonen, welche in die Sache berwickelt waren, und die nicht verurtheilt, sondern lediglich inhaftirt wurden, nicht die Rede fein. Gine Bertheidigungsrede, wie der Bertheidiger fie ju Gunften der Ungeflagten hielt, wurde aber nur dadurch möglich, daß der Berr Procureur fich in ein hartnäckiges Schweigen hüllte. Liegt denn irgend welcher Grund dafür vor, die Ausweisung der Angeklagten aus der Refidenz und die Verhängung der polizeilichen Aufficht über dieselbe, als Ungerechtigkeit oder Ungesetzlichkeit zu bezeichnen? leberdies find die in Rede ftehenden Magregeln gar nicht von dem Stadthauptmann, jondern von der dritten Abtheilung der Ranglei Gr. Majeftat angeordnet worden; die Ausweifung der Angeklagten war ausdrucklich mit dem Berrn Justigminifter vereinbart worden. — Endlich geht aus dem weiteren Berlauf der Angelegenheit deutlich hervor, daß die Angeflagte nicht nur nicht von ihren früheren Tendenzen gelaffen, sondern dieselben in fich weiter entwickelt hatte, bis dieselben schlieflich zu dem in Rede stehenden, unerwarteten Resultate führten.

Wären diese Umstände einigermaßen klar gestellt worden, so hätte Niemand etwas dagegen haben können, wenn der Proceß einem außerordentlichen Gerichte überwiesen worden wäre. Alle Besorgnisse von den angeblichen "Folgen" einer solchen Maßregel waren aus der Luft gegriffen und die Frage, ob das Publicum sich überhaupt dafür intereisirte, vor welches Gericht die Angeklagte gestellt wurde, — beziehentlich ob dieses Publicum gegen die Niedersehung eines außervordentlichen Gerichtshofs Protest eingelegt hätte, — kann ohne Weiteres mit einem entschiedenen "Nein" beantwortet werden. Neber die Bedeutung des Berbrechens und über den voraussichtlichen Ausgang des Processes wurde natürlich vielsach und von den verschiedenssten Standpunkten aus discutirt, — hier machten sich Sympathien für, — dort Antipathien geger den Betroffenen geltend: das war aber auch Alles und weiter ging die Theilnahme des Publicums,

welches fich auch um die Züchtigung Bogoljubow's wenig gekümmert hatte, schlechterdings nicht. Bon bestimmten Wünschen, betr. die fernere Behandlung der Sache, konnte ebenso wenig die Rede sein, wie von einer sonstigen Initiative des Publicums in dieser Angelegenheit. Auch gegen die Annahme, als dürse der in der Folge dem Bertheidiger und der Freisprechung der Angeklagten gespendete Applaus als Ausdruck der Meinung der gesammten gebildeten Geschschen werden, sprechen die gewichtiasten Umstände.

Bunachft tommt in Betracht, daß das Sauptcontingent des bei der Freifprechung anwesenden Bublicums aus Beamten des Suftigminifteriums beftand, beren Meinung niemals zweifelhaft gewesen war. Die übrigen Unwesenden bildeten einen verschwindend geringen Bruchtheil deffen, mas man die gebildete Gesellschaft neunt und können für eine Repräsentation derselben ichlechterdings nicht gelten; viele ber Unwesenden waren gubem Freunde ber Berren Juftigbeamten, Leute, die mit diesen sympathisiren mußten. - Daß bie periodische Preffe der Freisprechung der Angeklagten zujauchzte, will vollends Nichts fagen. Erhellte die Leichtfertigkeit, mit welcher biefe Preffe zu Werke gegangen war, doch bereits aus. der exaltirten und dabei völlig unzutreffenden Beschreibung, welche die Journale von der Perfonlichkeit und von der Kleidung der Angeflagten - beinahe bis auf deren Schuhe hinab, - entworfen hatte. Dieselbe Breffe hatte die erften Mittheilungen über das begangene Verbrechen mit lebhafter Entruftung aufgenommen und gegen die fpatere Meldung, daß die Aburtheilung des Berbrechens einem außerordentlichen Gerichte übertragen werden follte, nicht den leisesten Ginspruch erhoben. - Endlich ift ja sattsam bekannt, daß die von der periodischen Breffe gefällten Urtheile lediglich deren eigne Meinungen und nicht diejenigen des Bublicums widerspiegeln und daß Diefes Bublicum nur die Liebenswürdigkeit hat, fich der Preffe ex post zu accomodiren. - Was die Zeitungen fagten, war im vorliegenden Falle lediglich ein Widerhall der von dem Bertheidiger gehaltenen Rede: die Unklage mar fo nackt und farblos gewejen, daß fie gar keinen Gindruck gemacht hatte und daß fie auch für die Preffe nicht in Betracht tam.

Endlich ift in Betracht zu ziehen, daß die periodische Presse Petersburg's nicht die einzige gewesen ist, welche sich zur Sache geäußert hat. Die Zeitungen Moskau's haben den Ausgang des Processes gleichfalls besprochen und die Freisprechung entschieden mißbilligt; das Nämliche ist seitens der Presse des Auslandes geschehen, — mit besonderm Nachdruck seitens der "Liberte", welche die Zuständigkeit der Geschworenen entschieden bestritt. Die "Liberte" ist ein liberales Blatt, das in einem freien Lande, in Frankreich, erscheint und desse Ausserungen einen sehr viel gegründeteren Anspruch darauf haben, für den Ausbruck der öffentlichen Meinung zu gelten, als die Ausstührungen auch der wichtigsten unserer Preßorgane, — von den kleinen Kläffern und von jenen Nachbetern zweiten Nanges gar nicht zu reden, welche immer nur die Tagesparole wiederholen. —Danach ist als feststehend anzusehen, daß die öffentliche Meinung ohne allen Einfluß auf die Entscheidung darüber gewesen ist, vor welches Gericht die Ungeklagte gestellt wurde und daß der der Freisprechung derselben gespendete Jubel nicht die Meinung der gebildeten Classen unserer Residenz, sondern

lediglich die Meinung einer mit dem Juftigministerium ibentischen Coterie wibersviegelte.

Daß der in Rede stehende Proces nicht an das - bereits einberufene aukerordentliche Gericht verwiesen wurde, ist weder darauf zurückzusühren, daß die That der Angeklagten für einen durch die Züchtigung Bogoljubow's veranlaßten Rache-Act angesehen wurde, noch auch barauf, daß die öffentliche Meinung eine andere Art der Behandlung verlangte: andere, tiefer liegende Urfachen find dafür maggebend gewesen. Die Sauptursache bilbete der vieljährige Antagonismus der Procuratur gegen die Berwaltung im Allgemeinen und gegen den Stadthauptmann im Besonderen. Dieser Antagonismus ruht auf dem Grunde einander entgegenstehender Principien und ift im Laufe der Zeit durch eine gange Angahl von Zwischenfällen und von Borgangen privater Natur verschärft worden. Eine besondere Rolle haben dabei die ziemlich zahlreichen Fälle gespielt, in welchen bon den Gerichten frei gesprochene Personen auf administrativem Wege wieder festgenommen und internirt oder verwiesen worden waren, weil die Berwaltung nicht Freisprechungen, sondern im Gegentheil strenge Berurtheilungen erwartet hatte und weil fie dem gefährlichen Ginfluß folcher Freisprechungen zuvorkommen wollte.

In anderen Fällen hatte die Berwaltung Personen arretiren laffen, welche von den städtischen Autoritäten als verkommene Individuen bezeichnet worden tvaren und über welche ihre Gemeinden die Verfendung nach Sibirien ausgesprochen hatten 1). Ebenso war es nicht felten vorgekommen, daß der Stadthauptmann Civilklagen gegen Bucherer, Schwindler, betrügerische Makler u. f. w. entgegen genommen hatte, denen gerichtlich nicht beizukommen gewesen war, obaleich ihre Schuld feststand. Die in diesen Källen ausgesprochenen Berhaftungen und Ausweifungen waren von den Beamten der Brocuratur für Ungeseklichkeiten angesehen, zuweilen häufig wieder aufgehoben worden. Satten dergleichen Einmischungen des Stadthauptmanns fich auf Civilftreitigkeiten bezogen, Die noch nicht Gegenstand ber gerichtlichen Rlage geworden waren, fo hatten die Procuraturbeamten offen ausgesprochen, daß Handlungen vorlägen, welche die Competenz und die Autorität der Gerichte zu untergraben drohten. - Diefe unbegründeten Prätensionen wurden abgewiesen, wegen folder Abweifung aber fand eine beständig zunehmende Entfremdung zwischen Procuratur und Berwaltung statt, welche schließlich zu einem offenen Conflict führen mußte.

Den Hauptberührungspunkt zwischen den genannten beiden Factoren bilbete die Berwaltung des Untersuchungsgefängnisses. Die Erbauung dieses Gefängnisses war auf Antrag des Justizministeriums ersolgt, welches die bezüglichen Entwürse und Stats aufgestellt und auf dieselben bestimmenden Ginsluß geübt hatte; in diesem Gebäude saßen vornehmlich zur Aburtheilung durch die Gerichte bestimmte Individuen, die Trennung zwischen Justiz und Verwaltung aber war einer der leitenden Grundsäte des Justiz-Organisationsgesetzs gewesen. Diesem

¹⁾ Von-ber Instanz absolvirte und notorisch übelberüchtigte Individuen des Burger- und Bauernstandes fönnen in Außland durch Gemeindebeschluß (Umfrage bei den anfähigen Gemeindezgliedern) zur Ansiedelung in Sibirien verurtheilt werden.

Brundfate entsprechend war dem Stadthauptmann ein Blat in dem das Gefängniß verwaltenden Comité anfänglich verfagt und erft in der Folge auf Grund eines Allerhöchsten Utafes über die Beränderung der Zusammensekung des Comités eingeräumt worden; diefer Utas war dringend nothwendig gewesen, weil es fich als burchaus widerfinnig ausgewiesen hatte, daß der erfte Beamte der Stadt von jedem Ginfluß auf eine Anstalt ausgeschloffen fein follte, für welche er die Berantwortung ju tragen hatte. Einmal jum Mitgliede des Gefängniß = Comité geworden, mußte der Stadthauptmann innerhalb deffelben die erfte Rolle fpielen und das führte abermals zu Conflicten mit den Beamten der Procuratur, weil diefe fich nicht unterordnen wollten. Ihre Gigenwilligkeit und ihren Separatismus bekundeten diese Beamten dadurch, daß fie fich fortwährend in die Unordnungen der Administration mischten und über ihre Zuftandigkeit hinausgebende specielle Berfügungen trafen, welche nicht selten zu Unordnungen führten. 213= bald wurden auch die Gefangenen — in's Besondere die höher gebildeten politischen Gefangenen - gewahr, daß die Brocuratur der Verwaltung entgegen arbeite, den Absichten der lettern zuwiderlaufende Tendenzen verfolge und dem Brincip einer alles Mag überschreitenden, bis zur Ungesetlichkeit gehenden humanität huldige. Die Folge bavon mar, daß die Gefangenen Beschwerden gegen bie Berwaltung einreichten, welche die Procuratur dann zum Gegenstande der Unterfuchung machte, ohne fich an die gesetzliche Borfchrift zu halten, nach welcher in Fällen von Rlagen gegen eine Behörde, allem zuvor diefer über folche Alagen Renntniß gegeben werden foll. Es kam zu kleineren, dann zu größeren Unordnungen und schlieflich nahmen dieselben fo erhebliche Dimenfionen an, daß fie durch Bermittelung der "dritten Abtheilung" Gr. Maj. dem Kaiser unterbreitet wurden. Der Stadthauptmann mußte das Untersuchungsgefängniß in Berfon visitiren und wegen der oben angedeuteten Borgange den Gefangenen Bogoljubow förperlich züchtigen laffen, da das Betragen deffelben zur Aufreizung der übrigen Gefangenen geführt hatte. Bogoljubow, der fich mahrend der Borgange auf dem Rafanischen Plate als einer der Hauptvertreter der demagogischen Richtung hervorgethan und dadurch die Berurtheilung zur Zwangsarbeit zugezogen hatte, war consequent frech und widerspenftig gewesen. Die an ihm vollzogene Züchtigung war gesetlich durchaus zuläffig, weil das über ihn verhängte Urtheil bereits Rechtstraft erlangt hatte und weil B. (laut Bericht des Oberprocureurs-Gehilfen vom Caffations= bepartement des Senats) nicht mehr den Gerichten unterftand, fondern als zur Zwangsarbeit bestimmter Berbrecher ber Couvernements = Regierung übergeben worden war. Bogoljubow's Züchtigung war bemgemäß kein Act adminiftrativer Willfür gewesen, - er war auch nicht (wie zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden muß) geborener Edelmann, sondern der Sohn eines Rüfters. Endlich hatte sich der Juftigminifter, dem von dem Erlaß des Stadthauptmanns über die vorgenommene Züchtigung Kenntniß gegeben worden war, mit derfelben völlig einverstanden erklärt. Richts desto weniger aber verurtheilte der Procurator Fuchs die Buchtigung Bogoljubow's in den fcarfften Ausbrüden.

Das Beispiel des Procureurs wurde von den Untergebenen dieses Beamten natürlich auf das Eifrigste nachgeahmt. Die von dem Stadthauptmann angeordnete Maßregel wurde laut und öffentlich getadelt, die Bestrafung dieser angeblichen Gesetzwidrigkeit als wünschenswerth bezeichnet und von einem zufällig über die Sache unterrichteten Procureur hinter dem Rücken des Stadthauptmanns eine kleine Untersuchung eingeleitet. Während zwischen der Züchtigung Bogoljubow's und dem Attentat gegen den Stadthauptmann thatsächlich gar kein Jusammenhang bestand, wurde ein solcher in der Absicht fingirt, das Attentat zur bloßen Folge eines Wilkür-Acts zu machen und wegen des statzgehabten Competenzconflicts Satissaction zu nehmen.

Die über diesen Conflict in der Stadt coursirenden Gerüchte drangen schließelich auch in das Gefängniß, wo sie zu neuen Widerspenstigkeiten der politischen Gefangenen Beranlassung gaben. Die Gesangenen waren fortan der Meinung, die Procuratur stehe auf ihrer Seite und mit der Züchtigung Bogoljubow's zusammenhängende Berbrechen brauchten nur vor das Geschworenen-Gericht gebracht zu werden, um strassos zu bleiben oder mit ganz geringsügigen Strasen belegt zu werden.

So ist das Berbrechen (der Sassulitsch) entstanden und so ist es zugegangen, daß dasselbe an das Geschworenengericht verwiesen wurde. Der sog "Racheact" war Richts weiter als ein Vorwand, dessen die neue Verschwörung sich bediente, zu welcher die zahlreichen, im Proceß Netschaiew freigesprochenen Glieder der revolutionären Gescllschaft sich verbunden hatten. Das Uttentat gegen den Stadthauptmann war lediglich eine Consequenz der vorstehend außeinander gesetzen Verhältnisse und zu dem sog. Racheact konnte sich lediglich ein Frauenzimmer entschließen, das die Schule der Agitationen und Verschwörungen absolvirt und dabei mit der Milde der Gerichte die gehörige Bekanntschaft gemacht hatte. Die Angeklagte handelte nicht auß Rachedurst, sondern in der klaren Erkenntniß, daß es einer That wie der ihrigen bedürse, um der revolutionären Agitation zu einem neuen Siege über die bestehende Ordnung zu verhelsen und daß es sich um ein Wagestück handele, daß bei den notorisch unter den Organen der Justiz herrschenden demokratischen Tendenzen, alle Außesicht darauf habe, strassos zu bleiben.

So lagen die Dinge als das Gericht zusammentrat, um über ein unerhörtes, beispielloses Verbrechen zu urtheilen, — sich in Wahrheit aber so zu gebärden, als seien die Verwaltung und der Geschädigte die eigentlichen Angeklagten. Obgleich die Thatsache der Züchtigung Bogoljubow's niemals in Abrede gestellt worden war, obgleich es eines Veweises für und der Vernehmung von Zeugen über dieselbe gar nicht bedurste, — obgleich die Voruntersuchung gar nicht auf diesen Punkt gerichtet gewesen war und obgleich die Angeklagte niemals die Versonen namhaft gemacht hatte, durch welche sie von der Sache Mittheilung erhalten, — gestattete der Gerichtshof, daß abseiten der Vertheidigung Zeugen aufgerusen wurden, welche durch improvisirte Schilderungen dieser Züchtigung die gerichtliche Untersuchung vervollständigen sollten. Diese Zeugen hatte der Vertheidiger aus der Zahl der Gesangenen ausgesucht, welche sich zur Zeit des in Rede stehenden Vorgangs im städtischen Untersuchungsgesängnisse befunden hatten, und zwar als Angeklagte in dem letzten politischen Proseeß. Obgleich sich alsbald herausstellte, daß die "Zeugen" bloß das Erscheinen

bes Stadthauptmanns im Gefängniß und die Vorbereitungen zu der Züchtigung, nicht aber diese selbst angesehen hatten, ließ der Herr Procureur die Vernehmung berselben zu, so daß eine Zeugenvernehmung über ein Gerücht stattfand. — Vollständig unparteissche Zuristen sind der Meinung, daß die Vernehmung von Zeugen über die Züchtigung Vogoljubow's an und für sich unzuläisig war und daß der bezügliche Antrag des Vertheidigers hätte abgelehnt werden müssen, weil die Thatsache jener Züchtigung nicht zur Sache gehörte und weil sie niemals bestritten worden war.

Vollends widerfinnig war es, daß das Gericht - dem Untrage des Ver= theibigers gemäß - Leute als Zeugen vernahm, die Riemand fannte, auf die die Ungeflagte felbft fich niemals berufen hatte und bie über eine Buchtigung beponirten, von der fie lediglich durch Sorenfagen unterrichtet waren. Die Zulaffung diefer Leute war denn auch lediglich in der Absicht erfolgt, durch diefelben eine Schilderung ber Buchtigung Bogoljubow's entwerfen gu laffen, wie fie gu ber Rede des Bertheidigers pagte. - Dem entiprechend gerirten die jog. Beugen fich denn auch als getreue Mitarbeiter des Vertheidigers, welche nament= lich die Borbereitungen zu der Buchtigung Bogoljubow's bis in's Ginzelne und mit einem gemiffen fünftlerischen Beichick ichilderten, um einen in's Besondere auf die Beeinfluffung der Geschworenen berechneten Effect hervor zu bringen. -Es war ein ebenfo unwürdiges wie verbrecherisches Spiel inscenirt, aus einer Mücke ein Elephant gemacht und in tendenziosefter Beije barauf hingearbeitet worden, den öffentlichen Unwillen nicht iowohl gegen die erfolgte Buchtigung, als gegen die Person aufzubringen, welche diese Buchtigung dictirt hatte. Dadurch endlich, daß der Prafes des Gerichts aus feiner Ubficht, die gegen die Abminiftration gerichteten Angriffe ju begunftigen, faum ein Behl machte, wurde die Freisprechung der Angeflagten aufs Befte porbereitet.

Daß der Vorsitzende mit seinen Sympathien auf der Seite der Angeklagten stand, hat er bei verschiedenen Gelegenheiten sowohl der Angeklagten, als dem Bertheidiger und dem einen Zeugen gegenüber gezeigt, den er nur der Form wegen unterbrach, nach dem derselbe seine von der Züchtigung Bogoljubow's empfangenen Eindrücke in der denkbar drastischen Weise zum Ausdruck gebracht hatte. — Ein solches Verhalten entwürdigt den Richterstand und schädigt die Würde des Gerichtshofs und das Wort, mit welchem der Vorsitzende das dem Vertheidiger zujanchzende Publicum zur Ordnung rief ("Ein Gerichtshof ist kein Theater"), braucht aus diesem Grunde nicht weiter erörtert zu werden.

Was das Verhalten des Procureurs anlangt, jo ist zu constatiren, daß berselbe nicht nur mit bewunderungswürdiger Keckheit schwieg, wo er hätte reden jollen, sondern daß er gegen teines der vorstehend erörterten Vorkommnisse Verwahrung einlegte und daß er die Rede des Vertheidigers völlig unbeantwortet ließ. Freilich entsprach dieses Verhalten nur der Art und Weise, in welcher die Sache von Hause aus behandelt worden war. — Die Antlage des Procureurssstützte sich wesentlich auf zwei Puntte. 11 Darauf, daß die Angeklagte den Stadthauptmann nicht nur verwunden, sondern eventuell auch tödten gewollt und 21 darauf, daß jede, und in's Besondere die im vorliegenden Falle geübte Selbsthilse verbrecherisch sei und zwar in so hohem Grade, daß die Motive derselben,

auch wenn sie an und für fich fittliche gewesen waren, ihren moralischen Werth einbüften. - Die Ueberfluffiafeit diefer Ausführungen liegt auf der Sand: ftellen diefelben fich doch als weltbekannte Gemeinpläte bar, die lediglich bagu beftimmt waren, die vorliegenden Falls für Niemand zweifelhafte mahre Meinung des Herrn Procureurs einiger Magen zu verhüllen. Zwischen den Zeilen der Anklage war deutlich ju lesen, daß der Procureur weder das Motiv, aus welchem die Angeflagte gehandelt hatte, noch auch die Grundfate derselben verurtheilte, und daß er fie auch dann nicht verurtheilt hatte, wenn die Folgen des Berbrechens dem Angegriffenen das Leben gekoftet hatten oder wenn feitens der Angeklagten ein anderes Mittel zur Ausführung ihrer Racheabsichten gewählt worden; ware der Procureur zur Erhebung der Rlage nicht amtlich berpflichtet gewesen, fo wurde er dieselbe gang unterlaffen haben. Dem entsprechend blieben die falichen Angaben und die tendenziösen Auslassungen, welche dem Gerichte bezüglich bes Borlebens der Angeklagten, bezüglich ihrer politischen Berbrechen und bezüg-. lich der Berson Bogoljubow's gemacht wurden und deren Unrichtigkeit mühelos zu erweisen gewesen ware, seitens des Procurators ohne jede Erwiderung oder Zurechtstellung. Zu verwundern war das freilich nicht, da ganze Sache durch den Antagonismus dieser Procuratur gegen die Ber= waltung in Scene gesetzt worden war und da die Herren Brocureure ihre Information selbst aus indirecten Quellen zu beziehen beliebt hatten. Die oben erörterte Anklage mar nichts weiter als die logische Confequent des Suftems, nach welchem die Brocuratur der Berwaltung gegenüber gehandelt hatte: hatte der Brocureur, dem die Anklage der Berbrecherin und Aufrecht= erhaltung der Autorität oblag, doch fogar für überflüffig ge= halten, ben Stadthauptmann aufzusuchen und von ihm eine Mittheilung über die an Bogoljubow vollzogene Züchtigung einzugiehen.

Bei folder Sachlage und gegenüber dem Umftande, daß alle Betheiligten in seinem Sinne handelten, mußte es für den Bertheidiger außerordentlich leicht halten, die mahren Umftande des verübten Berbrechens in einen fünftlichen Rebel ju hullen, ein feinen Absichten gemäß entworfenes trugerisches Bild ber Sache aufzurollen und auf daffelbe diejenigen Schlaglichter zu werfen, deren es zur Beeinfluffung der Geschworenen bedurfte. Der Bertheidiger hat das ihm vom Gerichte zur Verfügung geftellte Material eben fo geschieft zu benuten gewußt, wie diejenigen Materialien, die er sich auf andere Weise und unter Umgehung bes Berichts zu verschaffen gewußt hatte. Dadurch wurde möglich, daß er eine an und für sich völlig unzuläfsige und höchst aufreizende Rede unbeanstandet halten konnte. In dieser Rede ift u. A. behauptet worden, "daß die verübte That als absolut verbrecherisch nicht angesehen werden könne". - "daß die Absicht der Angeklagten nicht auf die Ausführung eines Mordes gerichtet gewesen sei" und "daß die Angeklagte den Zweck verfolgt habe, eine allgemeine, humanitäre Frage, diejenige nach dem moralischen Rechte politischer Berbrechen angeklagter Bersonen öffentlich aufzuwerfen." Indem der Bertheidiger die Borgeschichte der Angeklagten erzählte, machte er diefelbe jum unschuldigen Opfer ungegründeter Beschuldigungen und Jahre lang fortgesetter ungerechter Bergewaltigungen ber Regierung. Dann ging er zu feiner Auffassung ber Natur politischer Berbrechen und zu dem unvermeidlichen Zusammenhang berselben mit wechselnden Zeitverhältniffen und endlich ju der Unzeitgemäßheit der Rorperftrafe über; es wurden die Aufbebung dieser Strafe und die Ausnahmefälle, in welchen biefelbe noch julaffig ift, weitläufig erortert. Der Bertheibiger fprach die hoffnung aus, daß die an Bogoljubow vollzogene Buchtigung nicht nur in Rugland, sondern in gang Europa zu einer Reaction gegen die Körperftrafe führen und eine Empörung der Gemuther hervorrufen werde, welche biefe Strafe für immer befeitige. Bon der moralischen Mikhandlung des feiner politischen lleberzeugungen wegen verurtheilten Bogoljubow wurde ein tragisches Bild entworfen, die Borbereitung zur Büchtigung mit höchstem Aufwande sittlicher Entruftung geschildert und mit einer Reihe von Sophismen geschlossen, welche ausschließlich barauf abzielten, die Seelen und - die Nerven der Geschworenen gewaltsam ju erschüttern. Die Quelle aber, aus welcher der Bertheidiger seine Trugbilder und falichen Darftellungen ichopfte, war die in parteiischfter Weise geführte, gerichtliche Boruntersuchung. Die gange Rebe ftellt fich als ein zur einen Salfte aus "Marthrern ihres Gewiffens", modernen "Been", "beiligen Ueber= zeugungen", zur anderen Sälfte aus ichreckenerregenden Gefängnigwartern, Bened'armen, Boligiften und fonftigen Functionaren ber Berwaltung gufammen= gesettes Raleidostop dar, das dazu bestimmt war, die Geschworenen zu blenden und zu verwirren. Die Phantasie dieser Leute wurde durch einen förmlichen Sirenengesang erregt, ihr Gewiffen verwirrt und von dem Gebiete der gu beurtheilenden Thatsachen auf den Boden gelockt, auf welchem der Bertheidiger fich mit feiner Rede bewegte, die bei einer gerichtlichen Berhandlung gar nicht augelaffen werden durfte.

Je tiefer ber Bertheidiger sich in das Gebiet bes "Schrecklichen" verirrte, defto weiter entfernte er fich naturlich von der Bahrheit. Da alle Einzelheiten ber Sache falich dargestellt worden waren, mußte auch der Total-Gindruck derfelben ein durchaus irrthumlicher fein. Wahrheitsgemäß dargestellt hatte der Lebenslauf der Angeklagten dem Gerede von gegen dieselbe verübten Ungerechtig= keiten der Regierung oder gar des Stadthauptmannes ein für alle Mal ein Ende machen und die Gefahren bloggelegt werden muffen, welche durch übertriebene Sumanität und ichlaffe Sandhabung der Gesetze erzeugt werben können. — Was die Perfonlichkeit Bogoljubow's anlangt, fo waren die in der Bertheidigungsrede enthaltenen Angaben über benfelben durchweg falich. Berschiedene Meinungen über diefen Staatsverbrecher waren ja ichon durch den Umstand ausgeschlossen, daß er und seine Genossen auf dem Plat vor der Rasanischen Rirche nicht etwa von der Polizei unter Beihilfe des Boltes, fondern von dem Bolke unter Beihilfe der Polizei ergriffen worden waren und daß ohne das Ginschreiten der letteren Bogoljubow ichwerlich mit dem Leben davon gekommen ware. Der gefammte von ihm handelnde Baffus der Rede des Bertheidigers hatte nicht die Darlegung ber Thatfachen, sondern die Zeichnung eines trugerischen Gautelbildes jum Gegenstande, eines Bildes, gegen welches die öffentliche Meinung Europa's durch den Mund der "Liberte" entschiedenen Protest eingelegt hat. Ware eine Darlegung der Grunde für die Zuchtigung Bogoljubom's und der Beweife dafür,

daß er die politischen Gefangenen zu Unordnungen anftiften gewollt, überhaupt nöthig gewesen, so hatte bei diefer Gelegenheit an Bogoljubow's demagogische Thatigkeit auf dem Blat vor der Rafanischen Rirche erinnert werden muffen. Der gesammte Erfolg der Bertheidigungerede beruhte ja aber darauf, daß die Chancen von vornherein ungleich vertheilt waren und daß jede officielle Dar= ftellung der die Buchtigung Bogoljubow's begleitenden Umftande in der Abficht unterlaffen worden war, eine gerechte Beurtheilung des Falles und damit die Wiederherstellung der Autorität von Berwaltung und Staatsregierung unmöglich gu machen. Die falichen Ausführungen des Bertheidigers und der von demfelben entwickelte, auf die Beeinfluffung der Geschworenen gerichtete Wortschwall hatten die Gerichtsverhandlung zu einem Sensationsftuck, zu einer farcenhaften Komodie herabgewürdigt. Freilich ift ichon früher erlebt worden, daß Bertheidiger das Unmögliche möglich machten (wörtlich: daß fie aus ihrer eigenen Saut frochen), um Fälle von Diebstahl, Raub, Brand= ftiftung, Betrug, gemeine Morde u. f. w. zu rechtfertigen, Fälle, in welchen "fittliche Motive" für begangene Berbrechen nicht hatten fingirt werden können; diefe Berren werden ja dafür bezahlt und zwar mit dem Gelde bezahlt, das ihre Clienten vermittelst der erwähnten Berbrechen an fich gebracht haben! - Das Schluftrefume des Brafidenten hielt den Schein der Rube, Mäßigung und Unparteilichkeit nur mühfam aufrecht und zielte feinem Gefammtinhalt nach ichlechter= bings nicht auf eine Berurtheilung ab. Gerade diefes Resumé legte den Geschworenen das "Nichtschuldig" in den Mund!

Als Summe des Vorstehenden ergibt sich, daß das Attentat auf das Leben des Stadthauptmanns von St. Betersburg das Werk einer durch staatsseindliche Tendenzen geleiteten, unzweifelhaft einer revolutionären Gefellschaft angehörigen Person gewesen ift und daß das vorgeschützte Motiv, die Rache für Bogoljubow, ein bloger Borwand war, der auf einem an und für fich gleichgültigen, erft in ber Folge aufgegriffenem Umftande beruhte. Gine Bedeutung erlangte berfelbe nur dadurch, daß kurz zuvor die der revolutionären Propaganda angeklagten Individuen freigesprochen worden waren. Die Sauptsache war, daß die Berbrecherin ihre That in der sicheren Ueberzeugung der Straflosigkeit derselben unternommen hatte und daß diese lleberzeugung von der gesammten verbrecherischen Gefellschaft getheilt wurde. Es war an und für fich ein schwerer Gehler, daß diefes Berbrechen nach den Borschriften der allgemeinen Gerichtsordnung behandelt wurde. Bollends bedenklich erscheint dieser Fehler, weil ahnliche Falle sich unzweifelhaft wiederholen und auch in der Folge Freisprechungen nach fich ziehen werden. Darum drängt fich die Frage auf, welche Magregeln zur Borbeugung ähnlicher Vorkommniffe ergriffen werden follen. Dergleichen Berbrechen durch Gefete vorzubeugen, ift nicht möglich, - tunftlich in's Werk gerichteten Freisprechungen vermag die Regierung bagegen burch ben Erlaß genauer und ftrenger Borichriften über die Competenz der Gerichte und über ein unparteiisches Berhalten bei dem Berfahren zuvorzukommen. - Diefer Zweck kann badurch erreicht werden,

daß 1) Berbrichen, die eine gewisse Tendenz verrathen, ein für alle Mal der Aburtheilung durch Geschworene entzogen werden,

daß 2) man die Gerichte für die Freisprechung solcher Berbrecher, deren Zurechnungsfähigkeit nicht zweiselhaft ift, gerade so wie für Juftizverweigerungen verantwortlich macht. — Das kann geschehen, ohne daß man die bestehenden Gesetze und Einrichtungen aushebt und ohne daß man den Gewissen der Richter Zwang anthut."

Wenige Tage nach Uebergabe der vorstehenden Denkschrift an den Raifer wurde Graf Bahlen der Leitung des Juftigminifteriums enthoben und durch den ehemaligen Staatsfecretär für Polen, Senateur Nabotow erfest. An Bemühungen um die Burification des Richterstandes und der Procuratur, um Riederhaltung der Revolutionspartei und um Wiederherstellung der Autorität der Regierung ließ man es während des Frühjahrs und Sommers 1878 nicht fehlen, - all' diefe Auftrengungen aber wurden burch den übeln Gindruck paralyfirt, den der Abschluß des Berliner Bertrages vom 1./13. Juli hervorrief und der die Un= aufriedenheit mit dem herrschenden Suftem in die weitesten Kreise trug. Sechs Wochen, nachdem die Runde von dem Abschluß diefes Vertrages die Runde um die Welt gemacht hatte, am 16. August 1878 wurde der Chef der dritten Abtheilung. General Mefenzow, auf offener Strafe ermordet, am 8. Februar 1879 ber Couverneur von Charkow Fürft Krapotkin erschoffen, im Marg beffelben Jahres ber nachfolger Mesenzow's, General Drentelen, vier Wochen später (2.14. April) ber Raifer in Berfon, von Meuchelmordern angegriffen; mahrend ber folgenden awölf Monate fanden die beiden migglückten Gifenbahn=Attentate von Alexandrowo und von Moskau ftatt, - am 17. Februar 1880 gertrummerte eine Dynamit= Explosion das vom Raiser bewohnte Stockwerk des Winterpalais, einige Tage darauf wurde auf den Grafen Loris-Melitow geschoffen und nach einer fodann eingetretenen zwölfmonatlichen Paufe bas fiebente, von nur allzuvollftandigem Erfolge gefrönte Attentat gegen den Kaifer Alexander II. ausgeführt: Trepow's Borhersagung, daß Berbrechen von der Art desjenigen der Saffulitsch in ficherer Aussicht ftunden, hatte fich erfüllt.

Bas den sonstigen Inhalt der von dem ehemaligen St. Betersburger Stadt= hauptmann überreichten Dentichrift anlangt, fo find verschiedene Unfichten über Dieselbe taum möglich. Auch wenn man die fammtlichen Behauptungen und Beschwerden Trepow's für bewiesen ansehen wollte, bliebe übrig, daß dieser Staatsmann fich ju Willfürlichkeiten bekannt hat, die den Antagonismus zwischen Berwaltung und Juftig Ruglands nur allzu begreiflich erscheinen laffen, daß er Unklagen gegen die bestehende Ordnung erhoben, Enthüllungen über die Berfetung des ruffischen Staats= und Regierungs-Organismus gemacht hat, deren Beffimismus taum übertroffen werden tann. Mit nachten Worten wird herausgesagt, daß die Berwaltung die Enticheidungen der Juftig nur gelten laffe, foweit diefelben ihren Bunfchen und Erwartungen entsprächen, daß die fo pomphaft angekundigte Gelbftandigkeit und Unabhangigkeit ber Juftig von ihm, bem oberften Sicherheits= und Verwaltungsbeamten der Refidenz, als bloge Farce behandelt worden sei und daß er seine nichtachtung der Grundfage von 1864 offen und rudfichtelos genug bekannt habe, um die Organe der Juftig zu feinen Tobfeinden und zu hauptanklägern des herrschenden Suftems zu machen. Un=

mittelbar nachdem er fich zu Eingriffen in die Rechtssphäre der Procuratur und der Magistratur bekannt hat, die von den Beamten dieser Ressorts als directe Berausforderungen angesehen werden mußten, erhebt General Trepow Unklagen gegen die russischen Richter und Staatsanwälte, wie fie kaum jemals von Bertretern der leidenschaftlichsten Opposition geltend gemacht worden find. Sat er auch nur zur Sälfte mit bem Recht, mas von den demokratischen Tendenzen dieser Beamten, von ihrer Barteinahme für die Revolutionspartei, von ihrer Feindschaft gegen die Administration, von ihrer Gleichgültigkeit gegen die elementarften Boridriften aller Gerechtigkeit und aller jemals geltend gewesenen Brocek-Ginrichtungen gesagt wird. - haben die Dinge in der That so gelegen, daß die Freifprechung der Saffulitsch das Werk einer von den betheiligten Juftigbeamten gesponnenen Intrique mar, daß der dieser Freisprechung gespendete frenetische Beifall "von Freunden der Herren Juftigbeamten" ausging, die mit dem Wahrfpruch der Geschworenen "sympathisiren mußten" - bann ift die revolutionare Bersetzung des ruffischen Staatsorganismus fehr viel weiter vorgeschritten, als auch die verstockteften Bessimisten anzunehmen wagen, dann ift auf ein der Erhaltung des bestehenden Systems gewidmetes Zusammenwirken auch nur der Regierungsorgane felbst weder für die Gegenwart noch für die Zukunft zu rechnen! Daß General Trepow mit einem großen Theil deffen Recht hat, was den Brocureuren Ruchs und Rekler, dem Gerichtspräsidenten bom 1./13. April 1878. dem Bertheidiger und den übrigen Betheiligten jum Borwurf gemacht wird, fann natürlich nicht bestritten werden. Eben so deutlich und unwidersprechlich liegt aber auch zu Tage, daß eine Berwaltung, welche die Bertreter der Juftig zu ihren Todfeinden macht und handgreifliche Berletungen der bestehenden Rechts= ordnung zu ihren regelmäßigen Amtspflichten gahlt, daß eine folche Berwaltung die Hauptschuld an der eingeriffenen Auflösung und moralischen Verwilderung trägt und daß unter allen überhaupt möglichen Spftemen das in Rukland befolgte Spftem der Berkoppelung von Gesetlichkeit und Willfür, von formaler Unabhängigkeit der Juftig und thatfachlicher Omnipoteng der Berwaltung bas bentbar widerfinnigfte, unfittlichfte und gemeinschädlichfte ift. Beil Borgange und Berwickelungen von der Art der in der Trepow'ichen Denkichrift geschilderten fich nicht von felbft erzeugen, fällt die Berantwortlichkeit für dieselben auch nicht ausschließlich, ja nicht einmal wesentlich auf die junächst Betheiligten jurud. Die Sauptverantwortlichkeit wird vielmehr diejenigen treffen, welche durch Aufrichtung eines Syftems unlösbarer Widersprüche das Rechts- und Sittlichkeitsgefühl des Beamtenthums und der Bevölkerung untergraben und durch Willfüracte der einen Art, Willfüracte der anderen heraufbeschworen haben. Aus dem vorftehend mitgetheilten Actenstück geht das fo deutlich hervor, daß daffelbe trot feiner Bhrafenhaftigteit und trot feiner Wiederholungen kunftigen Siftorifern für einen außerordentlich lehrreichen Beitrag zur Erklärung ber Buftande gelten wird, welche Rufland ber Revolution entgegengeführt haben.

Die Fortschritte des Staatsbahngedankens.

Auf wenigen Gebieten unseres wirthschaftlichen Lebens hat in den letten Jahren eine fo lebhafte Bewegung ftattgefunden, wie im Gifenbahnwesen. In faft allen Culturländern, welche mit einem genügenden Gifenbahnnete auß= geftattet find, wird darnach geftrebt, das im Drange der Noth und oft mit fieberhaftem Gifer Geschaffene fo zu organifiren, daß die allgemeinen Berkehrs= mittel auch das allgemeine Wohl fordern. Mit dem fortschreitenden Ausbau, ber zunehmenden Berdichtung des Schienenneges hat fich überall gezeigt, daß die regellosen Zustände, wie fie sich allmälig in vielen Ländern gleichsam urwüchsig herausgebildet haben, auf die Dauer unerträglich find. Mancherlei Mängel und Mißstände, über welche man im Beginne des Gifenbahnzeitalters hinwegfah, weil man glaubte, fie würden nach und nach von felbst auch wieder verschwinden, find im Gegentheil immer icharfer hervorgetreten, haben immer weiteren Rreifen der Bevölkerungen fich fühlbar gemacht, und fordern jest gebieterisch Abhilfe. Bor zwei Jahren habe ich an diefer Stelle 1), in Anknüpfung an eine Anzeige des bedeutenden Sandbuchs von Emil Sar über die Berkehrsmittel in Bolts= und Staatswirthichaft, den Lefern der "Rundichau" die hauptfächlichften ichmebenden Eisenbahnstreitfragen vor Augen geführt, und den Nachweis versucht, daß mit wenigen Ausnahmen überall von einem wirksameren Gingreifen der Staats= gewalt die Lösung derselben erwartet wird. Seute ift zwar der Gahrungsproceg, welchen ich damals schilderte, noch nicht zu Ende, eine vollständige Rlärung noch nirgends eingetreten. Dem Ziele ber Bewegung find wir aber ein gutes Stud näher, und nicht nur die Freunde, sondern auch eine namhafte Anzahl von Gegnern der bisherigen Entwickelung, hat aus den Borgangen der letten zwei Jahre die beherzigenswerthe Lehre gezogen, daß der von der Wiffenschaft beinahe einstimmig, von den Männern des praktischen Lebens in großer Mehr= gahl gewiesene Weg jum Staatsbahnspftem in der That der richtige ift.

Für uns Deutsche ist es ein exhebendes Bewußtsein, daß wir mehr als jemals sozusagen an der Spize dieser Bewegung stehen. Die deutschen Mittelsstaaten Bahern, Sachsen, Württemberg, Baden, Oldenburg haben seit Jahren geschlossene und bis auf Bahern, dessen linksrheinisches Gebiet von Brivatbahnen

¹⁾ Die Butunft ber Gijenbahnen. "Deutsche Runbichau", October 1879. C. 137 ff.

durchzogen wird, ausschließlich Staatsbahnsthteme. In Preußen war nur in dem erften Jahrzehnt des Gisenbahnbaus aus Gründen mehr politischer, als wirthschaftlicher Ratur, dem Brivatbahnwesen freier Spielraum gelaffen; der Staat hatte fich indeffen, in weiser Boraussicht beffen, was kommen konnte, weitgehende Auffichtsrechte und den Gintritt in die Stelle der Privaten vorbehalten. Es folgte nach etwa zehn Jahren das gemischte Syftem. Seit 1873 brach fich aber die Erkenntnig Bahn, daß das gemijchte dem reinen Staatsbahninftem weichen muffe. Bunachft alfo wurden Staatsbahnen auch in den Gebiets= theilen gebaut, welche bisher nur Actienbahnen gekannt hatten. Im Frühjahr 1876 legte die Staatsregierung dem Landtage in der Begründung des Gesehentwurfs betr. die lebertragung der preußischen Gisenbahnen auf das Reich ein umfassendes Brogramm vor, nach welchem außerdem der Ankauf von Brivat= bahnen, sei es für das Reich, sei es für Breuken, in's Auge zu fassen mar. Die bisherige Entwickelung habe darauf hingewiesen, daß der Staat im Befit aller Sauptverkehrsadern fein muffe. Das Ziel einer einheitlichen Staatsbahnpolitik werde aber am besten und sichersten erreicht, wenn nicht ein einzelner Particularstaat, sondern das Reich die Saupteisenbahnlinien sein eigen nenne. Die preußische Regierung wolle daber den übrigen deutschen Regierungen mit gutem Beispiele vorangeben; fie fei bereit, ihren gesammten Gifenbahnbesit auf das deutsche Reich zu übertragen. "Würden die vorbezeichneten Beftrebungen ber Regierung Preußens wegen Uebertragung des preußischen Bahnbesites auf das Reich", so heißt es freilich schon am Schluß der allgemeinen Motive zu ber Märzvorlage des Jahres 1876, "an dem Widerspruch maßgebender Organe bes Reichs scheitern, fo konnte es nicht zweifelhaft fein, daß alsdann Breugen felbft an die Lösung der gedachten Aufgaben mit voller Energie heranzutreten und vor Allem die Erweiterung und Confolidation feines eigenen Staatsbahnbefiges als das nächfte Ziel feiner Gifenbahnpolitit zu betrachten haben wurde."

Das, was die Motive hier besorgen, ist in der That eingetreten. Das Anerbieten Preußens sand keine freundliche Aufnahme. Ob sormelle Verhandlungen zur Aussührung des demnächstigen Gesetes vom 4. Juni 1876 eingeleitet und wie weit dieselben gediehen sind, ist nicht bekannt geworden. Zu einem Ergebniß haben sie bis heute nicht geführt, und auch ein zweiter Versuch, die verdündeten Regierungen an der Handhabung eines der wichtigsten mit der Verwaltung der Sienbahnen verbundenen Rechte, dem Rechte der Tariserstellung durch Erlaß eines deutschen Gütertarisgesehes zu betheiligen, ist dis dahin ohne praktische Resultate geblieben.

Preußen mußte allein in der weiteren Durchführung der Staatsbahnpolitik auf seinem Gebiete vorwärts gehen, und es wurden alsbald mit einer Anzahl größerer Actienbahnen Berhandlungen über den Erwerb ihrer Unternehmungen für den Staat angeknüpft. Zuerst schien es, als wollten diese Berhandlungen keinen befriedigenden Fortgang nehmen. Der Bersuch, die Berlin-Stettiner Bahn zu erwerben, scheiterte zunächst; den Actionären war das Gebot der Regierung zu niedrig. Mit dem im Frühjahr 1878 eingetretenen Personenwechsel im preußischen Handelsministerium, mit der Trennung desselben in ein Ministerium der öffentlichen Arbeiten, dem die Sisenbahnsachen verblieben, und ein Handels

minifterium, tam die Angelegenheit in ein gunftigeres Fahrwaffer. Schon im Herbste 1878 konnte der Minister Maybach dem Landtage mittheilen, daß der Erwerb von etwa 2000 Kilometer Privatbahnen vorbereitet werde, und dem Landtage des Jahres 1879 80 wurden Bertrage mit der Berlin-Stettiner, Magdeburg-Salberstädter, Sannover-Altenbekener, Coln-Mindener, Rheinischen, und Berlin-Potsdam Magdeburger Gisenbahn, einem Complex von rund 5000 Kilometern Eisenbahnen zur Genehmigung vorgelegt, in welchen diese Gesellschaften fich bereit erklart hatten, bem Staate ihre Unternehmungen gegen eine feste Jahresrente borläufig in ewige Berwaltung zu geben, bemnächft aber auch jum Gigenthum abzutreten. Außerdem wurde noch der Erwerb der kleinen Somburger Bahn und des heffischen Untheils der Main = Befer = Bahn durch weitere Gesehentwürfe in Borichlag gebracht. Rach eingehendster Brufung, vornehmlich in Commissionsberathungen, ertheilte der Landtag allen diesen Gesekesvorlagen feine Zuftimmung, diefelben wurden als Gefete vom 20. December 1879 und 14. Kebruar 1880 veröffentlicht. – Rach diesen Ankäufen verwaltet der preußische Staat nunmehr ein Eisenbahnnet von über 15,000 Rilometern Länge; daffelbe wird sich nach Bollendung ber vom Landtage genehmigten und zum großen Theil bereits im Bau begriffenen neuen Strecken auf rund 16,400 Risometer erweitern. Der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten ift gleichzeitig der Chef des Reichamts für die Berwaltung der Reichsbahnen in Gliaß-Lothringen, welche an das preußische Staatsbahnnet im Sudwesten anftogen. Der Betrieb biefer Bahnen, welche zur Zeit eine langenausdehnung bon nicht gang 1200 Rilo= meter haben, erfolgt baber in naber Fühlung mit dem ber preufischen Bahnen und somit wird heute mehr als die Salfte der deutschen Gisenbahnen von Giner Stelle aus verwaltet.

Gin bekannter, jungft verftorbener Gifenbahnfeuilletonift hat einmal die Behauptung ausgesprochen, und viele Leute haben fie ihm nachgesprochen, daß von Giner Stelle aus ein Gifenbahnnet von 2000, hochftens etwa 4000 Rilometern alfo der ungefähren Broge des bahrischen Staatsbahnneges - betrieben werden tonne. Die Thatsachen widersprachen diefer Behauptung ichon, als fie aufgestellt wurde. Die frangösischen Brivatbahnen, die Orleans= und die Baris-Lyon= Mittelmeer-Bahn, haben schon seit Jahren einen größeren Umfang, ohne daß die Directionen fich außer Stande ertlärt hatten, die Berwaltung fortzuführen. Gine gange Ungahl nordamerikanischer Privatbahnen hat beute eine größere Uusdehnung als 4000 Kilometer und ihre Vorstände find andauernd befliffen, ihren Befit zu vermehren; fie haben bisher niemals erklärt, daß fie auf der Sobe ihrer Leiftungsfähigkeit angelangt feien. Die Grenze von 4000 Rilometer ift vielmehr eine rein willfürliche. Wenn freilich eine Gifenbahnverwaltung ihre Aufgabe dahin auffaßte, daß die höchste Stelle berufen fei, fich um jede Kleinig= teit zu fummern, daß fie jede Beschwerde selbst untersuchen, jeden Bauplan felbst genehmigen, jede Unftellung felbst prufen muffe, dann wurde auch die Direction einer erheblich fleineren Bahn bald von der Laft ihrer Geschäfte erdrudt werden. Ift dies aber unbedingt nothwendig? Sollte es nicht vielmehr angangig fein, daß an höchfter Stelle die leitenden, großen Besichtspunkte der Gifenbahn= verwaltung gufgeftellt und übermacht, daß die Entscheidung einzelner besonders

wichtiger Fragen ihr vorbehalten wurde, mahrend im Nebrigen den unteren Behörden eine volle Selbständigkeit im Betriebe, unter voller Berantwortlichkeit für ihre Sandlungen verbliebe? Bei einer berartigen Auffaffung einer höchsten Betriebsbehörde ift bei 4000 Rilometer die Sohe der Leiftungsfähigkeit langft nicht erreicht. Das feben wir bei der preußischen Staatsbahnverwaltung, besonders seit der Zeit, in welcher das ihr unterstellte Net so bedeutend gewachsen ift. Die Gisenbahndirectionen, die nächsten dem Minifter untergeordneten Stellen, erfreuten fich ichon früher einer angemeffenen Selbständigkeit; die Gisenbahn= commissionen, welchen hauptsächlich die Bflege des Lokalverkehrs oblag, waren vollkommen in der Lage, ihre Aufgabe zu bewältigen, ohne befürchten zu muffen, burch Ginmischung einer vorgesetzten Stelle geftort zu werden. Als ein Miß= ftand wurde es freilich empfunden, daß die Competenzen ber einzelnen Behorden hie und da in einander übergriffen; daß fie nicht fo icharf gegen einander abgegrenzt waren, wie dies beispielsweise die Competenzen der einzelnen richterlichen Inftanzen find. Erschwert war eine folde Abgrenzung durch die verichiebenartige Ausdehnung, Die eigenthumliche, wechselnde Gestaltung der einzelnen Directionsbezirte.

Gleichzeitig mit dem Erwerb der neuen Bahnen wurden durch einen könig= lichen Erlaß vom 24. Rovember 1879, vom 1. April 1880 ab derartige Mängel ber Organisation in der Richtung beseitigt, daß einmal ben einzelnen Stellen die Competenzen flar und icharf zugewiesen, fobann bie Gelbständigkeit ber Behörden innerhalb ihrer Zuftandigkeit erhöht wurden. Die Gifenbahncommissionen insbesondere, welche früher ben Directionen theils neben=, theils untergeordnet waren, wurden in Betriebsämter umgewandelt, welche eine Inftang unter den Directionen bilden. Un Stelle der collegialen Berfaffung der Directionen, welche unter Umftanden lähmend auf die Berwaltung eingewirkt hatte, trat für alle wesentlichen Magregeln eine fog. bureaukratische, mit Verantwortlichkeit bes leitenden Prafidenten. Des Weiteren wurden nunmehr die drei fleinen Directionen in Münfter, Wiesbaden und Saarbrucken beseitigt, nach Erwerb des heffischen Antheils der Main-Weser-Bahn konnte auch diese Berwaltung mit der der Sannoverichen Staatsbahn vereinigt werden, die fleine Somburger Bahn wurde der Frankfurter Direction überwiesen. Die neu erworbenen Bahnen behielten vorläufig ihre alten Bezirke, es traten nur an die Stelle der Brivatdirectionen konigliche Directionen, und awar für die Magdeburg-halberftadter und Berlin-Potsdam-Magdeburger Bahn eine gemeinschaftliche Direction in Magdeburg. Diefes Provisorium dauerte indeß nur ein Jahr. 1. April 1881 schon war es möglich, auch die Stettiner Direction aufzulösen und die Bezirke der übrigen Directionen anderweit und beffer zu geftalten. Die preußischen Staatsbahnen werden heute von fieben Directionen verwaltet, außerbem befteben zwei Directionen für bie bom Staate für Rechnung ber Actionare verwalteten Bahnen (Elberfeld und Breslau). Die Staatsbahndirectionen haben ihren Sit in Berlin, Bromberg, Magdeburg, Hannover, Frankfurt a. M. und zwei berfelben in Coln (rechtscheinische und linkerheinische Direction). Ihre Bezirke find, soweit das möglich war, abgerundet, ihr Umfang wechselt zwischen rund 2500 Am. (Bromberg), und rund 1100 Am. (Frankfurt). Auch bie Ausbehnung ber Betriebsämter ift eine, mit Rückficht auf die Verschiedenheit ber Verkehrsverhältnisse ber einzelnen Strecken, mehr gleichartige; und es ist ein großer Borzug der jezigen Eintheilung, daß es nach außen hin kaum empsunden wird, wenn einmal ein Betriebsamt einer anderen Direction zugetheilt wird. Die Organisation ist sest, ohne darum starr und unbeweglich zu sein.

Diese durchgreifende Umgestaltung war erst möglich nach Erweiterung des Staatsbahnnehes. Sie ist eingeführt, ohne daß das Aublicum irgend welche Unzuträglichkeiten eines Uebergangszustandes empfunden hätte; sie hat sich dis jeht vollkommen bewährt, sie erregt die Bewunderung allerdings einstweilen mehr des Auslandes. Wir Deutschen können uns ja nur schwer dazu entschließen, einer von oben ausgegangenen Anordnung auch eine gewisse Anerkennung zu zollen. Im vorigen Herbst brachte eine der hervorragendsten, nordamerikanischen Gisenbahnsachzeitungen eine Uebersehung der preußischen Organisationssbestimmungen und war des Lobes voll über die Klarheit, Bestimmtheit und Sachgemäßheit derselben.

Ueber einige fonftige Erfolge ber neuen preußischen Staatsbahnpolitik wurde bem preußischen Landtage im legten Winter feitens des Minifters der öffent= lichen Arbeiten eine Denkschrift vorgelegt, welche das Abgeordnetenhaus und feine Ausschüffe viel beschäftigt hat und beren Mittheilungen eine aufrichtige Freude und Genugthuung bei den Abgeordneten fast aller Barteien hervorriefen. Aus derfelben gewinnt man in der That die Neberzeugung, daß - wie es am Schluß der Denkschrift beifit -- im Allgemeinen, und soweit es in der furgen Frift eines wenig mehr als halbjährigen Zeitraumes zu erreichen war, die Erwartungen, welche fich an den Erwerb der großen Brivatbahnen knüpften, fich verwirklicht haben, daß die Thatfachen nicht hinter denfelben guruckgeblieben find. Nur einige der hauptpuntte möchte ich aus der Dentschrift hervorheben. So hat junadit eine Brufung der verschiedenen, für den Ausbau und die Erweiterung sowohl der alteren, als der neu erworbenen Staatsbahnen, aufgestellten Projecte ergeben, daß an den Neu- und Umbauten eine Summe von 83,974,800 Mart gefpart werden konnte. Es ift ja eine ber bunkleren Schatten= feiten der Berfplitterung eines Gifenbahnneges, daß mit dem Bau von Concurreng= ftreden, bon besonderen Bahnhöfen und anderen Ginrichtungen eine unglaubliche Berichwendung getrieben wird, ja, ich möchte fagen, getrieben werden muß. Glücklicher Beise ließen fich jett noch diese 84 Millionen ersparen. unnöthige Ausgabe wurde fpaterhin gang gewiß einen wenig erfreulichen Ginfluß auf die Bemeffung der Transportgebühren und die Rentabilität der Bahnen ausgeübt haben. - Durch die neue Geftaltung der Directionsbezirke ift der Geschäftsverkehr wesentlich vereinfacht, fo daß auch nach und nach eine beträcht= liche Rahl ber höheren sowohl, als der Subaltern- und Unterbeamten ausscheiden fann. Das Rechnungswefen ift ein viel einfacheres geworden, die Erledigung von Beschwerden und Reclamationen ift erleichtert und verkurzt, die Wagen= abrechnungen und fonftigen verwickelten, zeitraubenden und toftspieligen Manipulationen aller Urt haben ichon jest gang bedeutend vereinfacht werden konnen. Sowohl auf ben Berjonen- als auf ben Guterverkehr mar die Erweiterung bes Staatsbahnneges von dem beften Ginfluffe. Das Fahrplanmefen fonnte mehr

einheitlich geleitet, zahlreiche Berbefferungen der großen burchgehenden Buge herbeigeführt, dem Lokalverkehr eine besondere Fürsorge gewidmet werden. Die Einrichtung der Retourbillets wurde verallgemeinert, die Dauer derselben auf größeren Strecken verlängert, den Inhabern neuerdings auch gang allgemein die Beförderung bon Freigepack jugeftanden. Gine große Unnehmlichkeit ift es fernerhin, daß, wo verschiedene Staatsbahnrouten zwischen denselben Buntten den Berkehr vermitteln, die Retourbillets für beide Routen Gultigkeit erhielten. Ebenso wurde allgemein gestattet, daß bei verfehltem Zuganschluß die Reisenden die unterbrochene Fahrt auf einer andern Route fortsetten, als diejenige, für welche ihr Billet lautete. Die früher unmögliche Nebereinstimmung der Borichriften für Beforderung von Rindern wurde auf dem preufischen Staats= bahnnehe mit Leichtigkeit herbeigeführt, und ein erheblicher Theil der übrigen Deutschen Bahnen folgte nun diefem Borgebn. Bur unentgeltlichen Austunftsertheilung in allen Berkehrsfragen ift ein gemeinschaftliches Auskunftsbureau ber Staatseisenbahnverwaltung feit dem 1. November 1880 in's Leben gerufen. -Desgleichen konnten ichon bald gablreiche Berbefferungen im Güterverkehr gur Durchführung gelangen. Die auf den Anschlußpunkten der alten und neuen Bahnen vielfach erhobenen fog. Ueberführgebühren wurden fofort abgeschafft. Der Berkehr auf gemeinschaftlichen und Concurrenzstationen wurde vereinfacht. die directen Expeditionen weiter ausgedehnt. Es war nunmehr eine exheblich einheitlichere und rationellere Berkehrsleitung möglich, gahlreiche Umwegstransporte konnten aufgehoben, das ganze fog, Inftradirungswesen bedeutend verbeffert werden. Auch an das jo verwickelte Gütertarifwesen wurde nunmehr die bessernde Sand angelegt. Seit Mitte des Jahres 1881 find an Stelle der vielen, ohne Grund verschiedenen einheitliche, in einem Sefte von mäßigem Umfange vereinigte, Tarifvorschriften für die preußischen und demnächst für alle deutschen Bahnen zur Ginführung gelangt. Die Gutertarife felbft find vereinfacht, überfichtlicher zusammengestellt und haben eine größere Stetigkeit erhalten. Sand in Sand damit gingen vielfache Tarifermäßigungen. Go ift beifpielsweise auf den preußischen Staatsbahnlinien die Forderung des Art. 45 der Reichsverfaffung, daß auf größeren Entfernungen für die Maffengüter des Specialtarifs III (Kohlen, Erze 20.) der Einpfennigtarif eingeführt werde, beinahe verwirklicht. Die bei den neu erworbenen Bahnen noch bestehenden, mit dem Brivatbahnwefen jo leicht sich einschleichenden Frachtvergunftigungen einzelner Versender wurden beseitigt und für gehörige Beröffentlichung und gleichmäßige Anwendung der Tarife ohne Unterschied ber Berson auf das Strengfte und Nachdrucklichste gesorgt. Im Jahre 1881 konnte für das gesammte Staatsbahnnet eine wesentliche Beschränkung der Lieferfriften durchgeführt und auch hiermit wiederum einem langjährigen dringenden Bunfche des Sandelsstandes Erfüllung gewährt werden. Bon wichtigeren Magregeln, welche im Jahre 1881 zur Ausführung gelangten, find noch die verbefferten Borschriften für die einheitliche Benutung des Wagenparts und die Errichtung eines Centralwagenamtes in Magdeburg, sowie von Bagenämtern für die einzelnen Bahngruppen, barunter eines Wagenamtes für das Rohlenrevier in Mühlheim a. d. Ruhr, fpater in Effen, au erwähnen. Diese Stellen bezwecken die beffere Ausnuhung des gesammten Wagenparks, Ausgleich von Mangel an der einen mit lleberfluß an einer andern Stelle, thunlichste Einschränkung unwirthschaftlicher Leersahrten. In diesen Ginrichtungen sehen wir einen großartigen Bersuch, der mit der Zeit unzweiselhaft den wohlstätigsten Einschuß auf den Berkehr und die Erträge der Bahnen ausüben wird. Im Winter 1880 81 war vor Allem dem Wagenamt in Mühlheim die außerordentlich befriedigende Bewältigung des großartigen Berkehrs in Massenproducten zu danken. Eine derartige Concentration der Leistungsfähigkeit ist aber nur möglich bei einer Bewirthschaftung eines großen Complexes von Bahnen nach einheitlichen Grundsähen und unter Oberaufsicht einer einzigen höchsten Stelle.

Das Abgeordnetenhaus hatte zu den Gesetzentwürfen des Jahres 1879 feine Buftimmung nicht unbedingt gegeben. Gin großer Theil der gemäßigt liberalen Parteien beforgte, daß der Ankauf eines fo großen Complexes von Bahnen den Credit bes Staates gefährden, und daß demnächft die Schwankungen in den Erträgen der Gifenbahnen die Aufstellung der Staatshaushaltsvoranschläge erschweren könnten. Man befürchtete außerdem, daß die Staatsverwaltung mit ben Bedürfniffen des praktischen Lebens nicht genügende Fühlung halten möchte. Man forderte also von der Staatsregierung "finanzielle und wirthschaftliche Garantien". Die Staatsregierung entsprach diesem Berlangen und legte im Winter 1880 Gesetzentwürfe vor, welche den Beschlüffen des Abgeordnetenhauses fich genau andaften. Beide Entwürfe brachten es nur ju Commissions= berathungen Die vom Abgeordnetenhause gewünschten "wirthschaftlichen Garantien" bestehen darum doch, wie sie auch schon vorher bestanden hatten. Das Abgeordnetenhaus hat mit diesem Verlangen nur eine aus der eigensten Initiative bes jekigen Minifters der öffentlichen Arbeiten hervorgegangene, heute schon über gang Deutschland verbreitete Ginrichtung in den Rahmen des Gesekes einspannen wollen, die fog, periodischen Conferenzen der Gisenbahnverwaltungen mit den wirthschaftlichen Corporationen ihrer Berkehragebiete. Diese Conferenzen sind in der That auch eine Errungenschaft der Staatsbahnpolitik; die Mehrzahl der Directionen der Actiengesellichaften haben fich zu benfelben bis in die jungfte Beit ablehnend verhalten. - Der Credit des preußischen Staats hat aber bis jest unter dem Erwerbe der neuen Bahnen sicherlich noch nicht gelitten. Wenig= ftens find die preußischen Confols unmittelbar nach den Unkäufen, unter dem birecten Ginfluß der Bermehrung der Staatsichuld, auf einen Cureftand ge= ftiegen, welchen fie früher kaum jemals erreicht haben.

In überraschend kurzer Zeit haben sich hiernach die Boraussagungen der leitenden Persönlichkeiten über die wahrscheinlichen Folgen des Uebergangs zum Staatsbahnsystem in Preußen bewahrheitet, dis heute ist dagegen keine einzige der düsteren Prophezeiungen der Gegner dieser Politik eingetroffen. Die preußische Regierung glaubt schon setzt die großen Schwierigkeiten der Ueberleitung in die neuen Verhältnisse so weit überwunden zu haben, daß sie mit neuen Ankäusen von Privatbahnen vorgehen will. Sie hat im Laufe des jüngst vergangenen Sommers und Herbstes Verhandlungen über den Erwerb der Vergisch-Märkischen, der Verlin-Anhaltischen, der Thüringischen, der Verlin-Görlister, Märkischen Posener und Kottbus-Großenhainer Vahn, einem Nete von rund 2800 Kilometern

Gisenbahnen, eingeseitet. Nur die Verhandlungen mit der Verlin-Anhaltischen Bahn haben wiederum, wie im Jahre 1879, vorerst kein Ergebniß gehabt; die übrigen Gesellschaften haben das Angebot der Regierung angenommen. Der nächste Landtag wird sich also sicherlich wiederum mit der Eisenbahnfrage zu beschäftigen haben, und hoffentlich auch jetzt der Regierung solgen. Von einer Rücklehr zur früheren "gemischten" Politik kann keine Rede sein, die Ankäuse des Jahres 1879/80 haben den Gang der preußischen Eisenbahnpolitik entschieden. Wenn aber die Staatsregierung den Muth hat, nunmehr, nach zwei Jahren, einen zweiten Schritt zu thun, wenn sie vor der unsäglichen Arbeit und Mühe nicht zurückschreckt, ein weiteres umfangreiches Netz in Betrieb zu nehmen, so hat wahrlich die Landesvertretung allen Grund, der Regierung dankbar zu sein. Wir leben nothgedrungen noch einige Jahre in einem Uebergangszustand; je eher derselbe ein Ende nimmt, desto besser in die Wohlsahrt und das Geseichen des Baterlandes!

Diese preußische Eisenbahnpolitik hat einen weittragenden Einsluß auf die Eisenbahnverhältnisse salt aller anderen Culturvölker dis hin nach Amerika außegübt. Ich sehe ab von einer Aufzählung der vielen Aeußerungen der Anerkennung, ja der Bewunderung in den parlamentarischen Debatten und Actenstücken der stanzösischen, österreichischen, daß Preußen, amerikanischen Bolksvertretungen. "Wir dürsen wohl sagen, daß Preußen speciell der Musterstaat des Staatsbahnwesens ist," sagte der Abgeordnete Groß im österreichischen Abgeordnetenhause am 5. April 1881, — und das ist der Kernpunkt auch anderer Aeußerungen. Mit der Anerkennung mischt sich hie und da eine gewisse Empsindung des Neides darüber, daß in Preußen die großen Schwierigkeiten eines llebergangs zum Staatsbahnspstem nahezu überwunden sind, welche in andern Ländern erst der Bewältigung harren. Bei solchen Worten ist es aber nicht verblieben, das Vorgehen unserer Regierung hat unmittelbar zur Nachsolge gereizt; es ist für die Lenker der Eisenbahnpolitik in andern Ländern ein Sporn gewesen, auf heimischem Boden die Wege derselben Politik einzuschlagen.

Die danisch e Regierung hat vermittelft Gefetes vom 2. Juli 1880 die größte damals noch vorhandene, die 385 km lange Seelandische Gifenbahn für den Staat gekauft. Bon den 1600 km danischen Bahnen befinden fich heute nur noch 100 km, die auf den Infeln Lagland und Falfter gang getrennt von den übrigen Bahnen belegen find, in Privatbetrieb. Der Erwerb ber gut rentirenden Seelandischen Bahnen wurde nothwendig, weil dieselben fich in einer jo behaglichen Lage befanden, daß fie die Bedürfniffe von Sandel und Bertehr mit Fugen traten. Was die Bahnen lange Jahre unterlaffen, ift jest von der Regierung sofort in die Wege geleitet. Das Ret ift zu einem wich= tigen Berbindungsgliebe des internationalen Berkehrs umgeftaltet; insbesondere ber Bau zweier Dampffahren, barunter bie eine über ben großen Belt, wird bie Leiftungsfähigkeit bebeutend fteigern. Geben wir weiter nach Often, fo finden wir in Norwegen von Anfang an nur Staatsbahnen, in Schweden gahl= reiche Staatsbahnen. In beiden Ländern ift der Bahnbau theuer, der Bertehr ichwach, eine bedeutende Rentabilität der Gisenbahnen also nicht zu erwarten: bagegen find fie ein besonders wichtiges Mittel zur Bebung und Forderung der

Landescultur. Der Bau folder Bahnen hat bekanntlich für Actiengesellschaften wenig Berlodendes. Wo man feine reichen Erträge wenigstens erwartet, ba baut eine Actiengefellschaft nicht fo leicht Bahnen. Ueber ben Staatsbetrieb in biefen beiden Königreichen hort man aber nur Gutes. In Rugland ift neuerbings ber Gedanke aufgetaucht und findet in der Preffe marme Bertretung, einem staatlichen Erwerbe der Bahnen den Borzug zu geben vor den ewigen Zahlungen garantirter Zinszuschüffe. In Ungarn ift in den Jahren 1879 und 1880 ein beträchtliches Stuck des Privatbahnnebes, die Waagthal= und die Theigbahn in Staatsbefit übergegangen. Ungarn bedurfte einer felbftandigen nationalen Tarifpolitit für die Beforderung feiner landwirthichaftlichen Maffenproduction. Gine folde mar mit den Privatbahnen nicht durchzuführen; man erwarb fie alfo fur den Staat, ohne großen Schwierigkeiten zu begegnen. Schwieriger geftaltet fich die Sache in Defterreich. Gin unter augerorbent= lichen Anftrengungen ju Stande gefommenes Bejet vom 14. December 1877 ermächtigt die öfterreichische Regierung, den Betrieb garantirter Bahnen, welche für die letten fünf Jahre mehr als die Sälfte des garantirten Reinertrags iährlich in Anspruch genommen haben, felbst zu führen. 3wei Jahre lang verftanden es die mächtigen Privatbahnen, die Ausführung diefes Gefetes ju hintertreiben. Um 1. Januar 1880 machte die Regierung von dem ihr verliehenen Rechte den erften Gebrauch, fie übernahm den Betrieb der 799 km langen Aronpring-Rudolf-Bahn. Diefer Betriebsübernahme folgten alsbald Berhandlungen mit der Raiferin-Glijabeth-Bahn über den Untauf ihres gangen, 941 km langen Neges. Man hoffte nach dem Erwerbe biefer Bahn in ihr im Berein mit der Kronpring-Rudolf-Bahn, und den tleinen ichon jest dem Staate gehörigen Bahnen Tarvis = Pontafel, Braunau = Strachwalchen, Niederöfterreichische und Borarlberger Bahn, sowie endlich der im Bau begriffenen Arlbergbahn ein großes leiftungsfähiges Staatsbahnnet zu erhalten. Die Verhandlungen ber Regierung mit den Gesellichaftsvorftanden nahmen einen zwar langfamen, aber gunftigen Berlauf; ein Bertrag über den Erwerb der Bahn murde am 24. December 1880 abgeschloffen und am 31. Januar 1881 von der Generalversammlung genehmigt. Diefer Bertrag - das verdient besondere Bervorhebung - ift genau nach den zwischen der preußischen Regierung und den großen Brivatbahnen abgeschlossenen Berträgen gearbeitet. Man hat fich alfo selbst in der Form nach uns gerichtet. - Das Abgeordnetenhaus hat denjelben im April v. J. genehmigt, bas herrenhaus wird erft in ber nächsten Zeit in die Berathung treten, welche bis jum Schluß diefes Jahres zu Ende geführt fein muß. - Ingwischen follen auch mit der Raifer=Frang=Jojephbahn und der Mahrifd=Echlefifden Centralbahn Ber= handlungen über ihren Anfauf eingeleitet fein. Mit der Inangriffnahme des Baues ber Urlbergbahn auf Staatstoften hat aber die öfterreichische Regierung bewiesen, bag der Staat beffer als Privatgefellichaften verfteht, die Wege einer fühnen, felbftund zielbewußten Gifenbahnpolitif einzuschlagen! In ber Schweig, in Italien, Belgien, Solland find wichtigere Greigniffe auf eifenbahnpolitischem Gebiete aus den letten zwei Jahren nicht zu verzeichnen. In Belgien ift zur Zeit ein energischer Bertreter ber Staatseisenbahnpolitik Inhaber bes Bortefeuilles ber öffentlichen Arbeiten. Berr Sainctelette lagt feine Gelegenheit unbenutt,

bie Borzüge des Staatsbahn- vor dem Privatbahnsystem in das gehörige Licht zu stellen; er bemüht sich, durch eine musterhafte Verwaltung der umfangreichen belgischen Staatsbahnen auch praktisch für seine Anschauungen Propaganda zu machen. Das italienische Netz hat unter der langjährigen staatlichen Zerrissenheit außerordentlich gelitten. Durch ein Gesetz vom 29. Juli 1879 ist der rationelle Ausbau der italienischen Bahnen sichergestellt. Ueber das beste Betriebssystem hat man durch eine sehr ausgedehnte parlamentarische Enquête Material zu schaffen gesucht. Der Bericht der Enquêtecommission, sieben starke Quartbände, ist erst vor Kurzem veröffentlicht; er wird demnächst das Barlament beschäftigen.

Eine eigenthümlich überraschende Wendung hat in den letten beiden Jahren die Cisenbahnfrage in Frankreich genommen. Das Land wurde seit über 20 Jahren beherricht, der Verkehr seufzt geradezu unter dem Druck von sechs mächtigen Privatbahnen. Unter dem Raiferreich hatte sich die Stellung diefer Bahnen außerordentlich gehoben. Die Regierung hatte das lebhafteste Interesse daran gehabt, sich diese mächtigen, reichen Gesellschaften mit ihrer stattlichen Clientel in allen Bevölkerungsfreisen geneigt zu erhalten, und ihnen Bergunfti= gungen über Vergünstigungen ohne allen Entgelt gewährt, die ihr zustehenden Aussichtsrechte aber in laxester Weise gehandhabt. Das Eisenbahnnet Frankreichs ist überdies fo angelegt, daß jede der Bahnen ein besonderes Gebiet ausschließlich beherrscht, eine Concurrenz derselben unter einander so gut wie un-möglich ist. Der Verkehr des Landes war also der Willkür der Bahnen vollftandig preisgegeben, und eine fo vortheilhafte Stellung wurde natürlich weidlich ausgenutzt. Die junge Republik hatte in den ersten Jahren ihres Bestehens wenig Neigung, sich auch noch die Bahnen durch ein energisches Auftreten zu verseinden. Als jedoch die Orléansbahn und die Nordbahn ziemlich gleichzeitig mit einem von langer Sand vorbereiteten und schlau angelegten Plan hervor= traten, ihre Machtstellung durch Einverleibung einer Anzahl kleiner, unbequem gewordener Concurrenzbahnen einzelner Strecken noch zu erhöhen, erhob sich im Jahre 1877 ein Sturm der Entrüstung in dem Lande und in der Kammer über die Privatbahn-Migwirthschaft. Alles rief nach Staatsbahnen, nach gründlicher Reform der Eisenbahnzuftande, und das damalige Ministerium, welches noch mit ben Bahnen zusammen gegangen war, magte es nicht, die zu Gunften der Orleansbahn eingebrachten Gesetzentwürfe aufrecht zu erhalten, fie wurden zurückgezogen. Der bald nach diesen fturmischen Borgangen in das Gifenbahnministerium eintretente Minifter Freheinet ging aus der Defensive zur Offensive über. Er entwickelte ein großartiges Eisenbahnbau-Programm, in welchem er den Staat von den Privalbahnen emancipirte, und ftatt die Macht der Orleansbahn gu verftarten, ichuf er berfelben in dem "Staatsbahnnet," einen gwar nicht ebenbürtigen, aber doch äußerft unbequemen Concurrenten. Damit war den Un= maßungen der Privatbahnen einstweilen ein Riegel vorgeschoben, es war ihnen gezeigt, daß sie noch nicht allmächtig waren. Indessen war man doch in einem äußerst unbehaglichen Provisorium stecken geblieben. Das Staatsbahnnetz liegt berartig eingekeilt zwischen den Privatbahnen, ist so zerstückelt und so wenig in sich abgeschlossen, daß mit demselben eine große Action nicht möglich ist. Der

Bau der neuen Bahnen schreitet von Jahr ju Jahr fort, und bei jeder auf Rosten des Staats gebauten Strecke tritt neu die Schwierigkeit hervor, wer Diefelbe betreiben fou? Dazu kommt, daß Fregeinet fein Bortefeuille ichon im Jahre 1879 an Barron, Dieser wiederum nach Jahresfrift das seinige an Sabi Carnot abgeben mußte. Wenngleich auch die beiden letteren Minister noch nicht aus der von ihrem Vorgänger geschaffenen Stellung gewichen find, fo ermangelt ihre Eisenbahnpolitik doch der so nothwendigen Initiative. Sie haben wenig ober nichts gethan, um die erkämpfte Bofition bes Staats zu verftarten. Selbft das wiederholte Drängen der den Privatbahnen nach wie vor feindlichen Mehr= heit des Abgeordnetenhauses, der beinahe einstimmige Beschluß der Gisenbahncommission, die Eisenbahnfrage durch Ankauf der gangen Orleansbahn für den Staat in ein gesichertes Kahrwaffer zu bringen, haben wenig ausgerichtet. Man hat sich dabei beruhigt, an die Gesetze über die Gisenbahnaufsicht die bessernde Sand angulegen, auf eine ordentliche Ausführung der beftehenden Befete binzuwirken, und durch Ginführung von allerhand Berbefferungen beim Betrieb des Staatsbahnneges dem Staatsbahnbetrieb Freunde zu gewinnen und die Privatbahnen moralisch zu veraulaffen, diesem guten Beispiele zu folgen. Sabi Carnot hat wiederholt um Zeit zum Studium der Gifenbahnen, zur Entwickelung eines Programms gebeten, die Kammer hat ihm dieselbe bis Mitte 1882 bewilligt.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß eine folche Zauderpolitik den Muth, ja den Uebermuth der Privatbahnen neu belebte. Sie fingen ihrerfeits an, die Regierung in der Breffe, in Broschüren, durch Vermittellung einzelner Sandelskammern und einzelner Generalrathe anzugreifen; fie glaubten die Zeit nicht fern, zu welcher ihr alter Einfluß wieder in vollem Umfang hergestellt fein werde. Dem Treiben gegenüber hat fich einmal schon im Herbste 1880 Gambetta felbst in's Zeug gelegt. Er gilt als der eigentliche Trager des Staatsbahngedankens in Frankreich. Er fühlt vielleicht am tiefften die politische Macht folder Corporationen im und gegen den Staat, und - ob mit Recht oder Unrecht - ihm vor Allen wird die Absicht zugeschrieben, alsbald mit dem Erwerb des gangen frangofischen Gifenbahnnetes für den Staat vorzugeben. Auf folde Blane beuteten eine Anzahl markiger Artikel, welche im October 1880 in der "Republique française" auf's Neue das gemeinschädliche Treiben der Brivat= bahnen an's Tageslicht zogen und die Borzüge des Staatsbahnbetriebs hervorhoben. Diesen Trompetenftogen folgte bis jest kein Kampf. Der Gedanke liegt nabe, daß Gambetta, fo lange er nicht an der Regierung betheiligt war, keine Luft hatte, durch zu ftarke Betonung der Gifenbahnfrage auch die Bahnen mit neuer Erbitterung gegen feine Berfon zu erfüllen. In dem Programm, welches Cambetta nach feiner Ernennung zum Ministerpräfidenten fundgegeben bat, wird der Gifenbahnfrage noch nicht mit offenen Worten gedacht. Die Ernennung Rahnal's jum Gifenbahnminifter, und vor Allem des begeisterten Anhängers des Staatsbahnprincips, Allain-Targe jum Finanzminister (an Stelle des mit den Privatbahnen befreundeten Leon Say) werden aber allgemein dahin aufgefaßt, daß nunmehr auch die Berftaatlichung der frangofischen Privatbahnen auf der Tagesordnung erscheinen wird. Schon hat der Abg. Papon am 15. November einen Gesetzentwurf eingebracht, welcher ben Ankauf fammtlicher Bahnen

(23,000 km) für einen Preis von rund 10 Milliarden Francs verlangt. Wir dürfen also im Jahre 1882 neuen Gisenbahndebatten in Paris entgegensehen.

In Grogbritannien haben Sandel und Bertehr wieder einmal ftart unter der Tarifmiswirthichaft der Privatbahnen gelitten und ihren Schmerzen durch das Organ einer der beliebten Enquête-Commissionen, die im vergangenen Sommer tagte, Luft gemacht. Die Beschwerben waren so zahlreich und mannigfaltig, daß die Parlamentscommission bis jum Schluffe des Barlaments mit ihrer Arbeit nicht fertig werden konnte, und unter ihren Bericht einftweilen ein "Fortsetzung folgt" geschrieben hat. Im Königreich Großbritannien selbst ift die Herrschaft der Brivatbahnen eine unbeschränkte. Nicht fo in den Colonien. In dem Raiserreich Indien finden wir gahlreiche, gut bewirthschaftete Staats= bahnen, besonders aber die auftralischen Colonien Rew-South-Wales und Victoria haben vortreffliche Erfolge einer ausgezeichneten Staatsbahnverwaltung aufzuweisen. In den beiden letten Ländern mußte fich die vielgerühmte Brivat= initiative außer Stand erklären, den Gifenbahnbau zu fordern. Nach Jahre langent hangen und Bangen rief fie den Staat zu hilfe, und diefer hat alsbald ein beträchtliches Net von Bahnen gebaut, damit der Erschließung des Landes für die Cultur unschätzbare Dienste geleiftet, nebenbei aber ein vortreffliches Geschäft gemacht. Trot mäßiger Personen- und Gütertarife wirthschaftet berfelbe aus den Gifenbahnen höhere Erträge heraus, als die zur Berginfung des Anlagecavitals erforderlichen Summen.

Gin besonders lehrreiches Bild bieten die Buftande der Bereinigten Staaten Amerika's. Dort vollzieht fich mit reifender Schnelligkeit der Proces der Confolidation des gewaltigen, heute gegen 160,000 Kilometer langen Gifenbahnnetes, die Confolidation aber nicht in der hand des Staates, auch nicht in der Sand einzelner Actiengesellschaften, sondern in der Sand einiger weniger reichbegüterter Männer. In keinem civilifirten Lande hat man eber eingesehen als in America, daß die Concurrenz nicht berufen ift, im Gisenbahn= verkehr auf die Dauer eine Rolle zu spielen. Angewandt hat man auch dieses Mittel; und zwar in einem Mage angewandt, wie fonft nirgends. Die Concurrenzen arteten zu formlichen Kriegen bis auf's Meffer aus; nicht eber hatte eine Eisenbahn Ruhe, als bis die Gegnerin todt am Boden lag. Aber tveder das Bublicum hatte — trot der zeitweise unglaublich niedrigen Beförderungsfätze - rechte Freude an diesem Treiben, noch konnten die Gisenbahnen ein derartiges felbstmörderisches Vorgehen lange aushalten. Sie verftändigten fich alfo, tleine Bahnen vereinigten fich zu großen, die großen Bahnen bilbeten Berbände, fog. pools, innerhalb welcher über die Bertheilung der Fracht Bereinbarungen getroffen wurden. Solche Bereinbarungen wurden dadurch erleichtert. daß die Gesellschaften vollständig und unumschränkt beherrscht find von dem einzelnen Vorsigenden der Berwaltungsorgane, welcher über die Mehrheit der Stimmen in den Generalversammlungen verfügt. Was ift natürlicher, als daß eine derartige unumichränkte und unverantwortliche Alleinherrichaft dem gesammten Vertehrsleben oft im hochften Grade ichablich wurde? Un Grund= fähe bei der Verwaltung band man fich nicht, die Tarifaufstellung war eine ganglich willfürliche, nirgends fteht das System der Begunftigung einzelner

Personen, das gesammte Refactienwesen in jo üppiger Bluthe, als in den Bereinigten Staaten. Die Gijenbahnkonige haben von jeher wenig Reigung gezeigt, mit einem Wirthschaftssuftem zu brechen, daß ihnen felbst und ihren gahlreichen Unhängern jo außerordentlich vortheilhaft war. Der leidende Theil hat daher auch hier Staatshilfe, wenn auch zunächft nur durch Erlag wirkfamer Gefeke gegen die Migbrauche in der Berwaltung und dem Tarifwesen der Bahnen, angerufen. Bereinzelte Stimmen, welche felbst in Umerika den Erwerb der Bahnen für ben Staat, fei es die Gingelftaaten, fei es den Bundesftaat, forderten, fanden feine Beachtung, die politischen Sindernisse, welche einem solchen Schritte entgegenstehen, scheinen nahezu unüberwindlich zu sein. Aber auch das Berlangen wirtfamer Gifenbahngesetze fand felbft bei ben Geanern bes Gifenbahnkoniathums häufig feinen Widerhall. Die bedeutenoften Mitalieder der Gifenbahnreformpartei glaubten, daß es gelingen muffe, die unleugbaren Mifftande durch eine freiwillige, großartige, unter dem fteten wachsamen Auge der öffentlichen Meinung fich bildende Organisation, eine Urt Schiedsgericht in Gisenbahnsachen, zu bejeitigen; alle fich exhebenden Streitigkeiten jollten vor dieses Schiedsgericht ge= bracht, von demielben endgiltig entichieden und die Enticheidung von allen Betheiligten auch gehörig respectirt werden. Mit einem folden "Gifenbahnverwaltungsgericht" hoffte man beffer jum Ziele zu kommen, als mit einem Eisenbahngesethe, zumal fich eine berartige Einrichtung auf einem tleineren Bebiet im Suboften der Bereinigten Staaten recht gut zu bewähren schien. Es wurde also ein Schiedsgericht, ein "Joint Executive Committee" für die großen jog. Trunk-Lines und eine ganze Angahl kleinerer Bahnen, welche den Berkehr zwischen dem Westen und dem Often der Staaten beherrschen, eingesett und die tüchtigsten Männer an seine Spite gestellt. Der Bersuch ift heute als nahezu gescheitert zu betrachten. 3wei Jahre lang ging Alles gut. Seit einigen Monaten haben fich aber die Zuftande ichlimmer geftaltet, als je zuvor. Neugerlich gibt man sich den Unschein, als beachte man das Schiedsgericht, als folge man feinen Anordnungen, handle man in Gemäßheit der geschloffenen Berträge. In der That aber besehden sich die einzelnen Bahnen wiederum heftiger und erbitter= ter als in früheren Berioden. Gleichzeitig im Berionen- und im Guterverkehr find die Frachten auf ein Niveau herabgefunken, bei welchem ichon längft jeder Berdienst der Gijenbahn aufhört; dabei herrscht eine unglaubliche Berwirrung und im Bublicum hat eine fich immer steigernde Mißstimmung Plat gegriffen. Formliche Bereine gur Befämpfung der Gifenbahnmigwirthschaft haben fich gebildet und breiten fich über das gange Land aus, und, was das Bezeichnendste ift, die eigentlichen Gründer und Leiter der Joint Executive Committee haben den Glauben an ihre eigene Schöpfung verloren und die größte Luft, die Flinte in's Rorn zu werfen. Einstweilen bemühen fie fich, durch offene Darlegung ber Mifftande, durch den Borichlag von allerhand Linderungsmittelchen wenigstens einige Besserung herbeizuführen, dagegen find fie heute in der That mehr geneigt, ihrerfeits zur Gesethgebung ihre Buflucht zu nehmen. Db eine Gifenbahngesetzgebung in Amerika den gewünschten Erfolg haben wird, den fie in Frankreich überhaupt nicht, in England nur in jehr bescheidenem Mage gehabt hat, will ich nicht weiter untersuchen. Jedenfalls werden die Borguge der Consolidation

des Eisenbahnnehes vor der Concurrenz, welche in Preußen = Deutschland einer der bestimmenden Gründe der Staatsbahnpolitit gewesen sind, auch in Amerika in vollstem Umfange gewürdigt. Die Bereinigung eines so colossalen Besitzes, wie einige Tausend Kilometer Bahnen, in der Hand von Privaten birgt aber Gesahren sür das Gemeinwesen in sich, welche über kurz oder lang zu einer Katastrophe sühren müssen. Denkt man sich gar die Stellung eines Besitzers von 160,000 Kilometer ein ganzes Land durchziehender Gisenbahnen, eines Mannes von so unsäglichem Reichthum, von so unermeßlichem Einsluß — und der Name dieses Mannes wird schon genannt! — gegenüber der Stellung eines auf vier Jahre gewählten, alle vier Jahre neu zu wählenden Präsidenten, so kann nicht zweiselhaft sein, wer von beiden dem andern überlegen ist. Während bei uns der Staat die Eisenbahnen kauft, werden vielleicht in den Vereinigten Staaten einmal die Eisenbahnen den Staat kausen, und auf diesem Umwege wird dann das Staatsbahnspstem zur Geltung gelangen!

Diesen Fortschritten des Staatsbahngedankens in allen Culturländern steht kein einziger Rückschritt gegenüber. Gine Umkehr vom Staatsbahn= zum Privat= bahnspftem ift, soviel mir bekannt, überhaupt nur ein einziges Mal, Ende der fünfziger Jahre, in Defterreich und zwar im Drange der Finanznoth vorgekommen. Seute wandelt man, wie wir gefehen haben, auch dort wieder auf anderen Wegen. Sollten diese Wege da in der That, wie immer noch hier und da behauptet wird, Jrewege fein? Die großen natürlichen Berkehrsftraßen Meere und Fluffe, die Canale, die Landstraßen sind, auch foweit fie es bisher nicht waren, jest fast überall Gegenstände des allgemeinen Gebrauchs. Die Post ift bom Brivatbefit im Laufe der Geschichte in Staatsbefit übergegangen, und Niemand denkt baran, fie dem Staat ftreitig ju machen. Denfelben Entwickelungsgang finden wir bei der Telegraphie. Noch vor zehn Jahren erwarb der englische Staat zum großen Segen bes Berkehrs die Privattelegraphie für fich; in Nordamerika haben wiederum erft in diesem Jahre Privatgesellschaften den gesammten Telegraphenbetrieb in ihren Sanden fo gut wie monopolifirt. Den Schienenftragen, bem jungften, gleichzeitig aber revolutionärften aller Bertehrsmittel, ift dieselbe Bukunft beschieden. Je eher das Ziel einer "Berftaatlichung" aller Gisenbahnen eines Landes erreicht ift, befto beffer für feine Bewohner.

Im December 1881.

Zlus dem esthnischen Volksleben.

Unter den Handlungen, welche die Regierung der Kaiser Alexander I. wie Alexander II. für alle Zeiten zu einer denkwürdigen machen, ist die Aushebung der Leibeigenschaft ohne Zweisel die größte und solgenreichste. Jahrhunderte hindurch hatte der weitaus größte Theil des Volkes unter dem Drucke der Anechtschaft geschmachtet, seine Kraft war zerdrückt, sein Rechtsbewußtsein mit Füßen getreten und alle zarteren und edleren Gesühle und Empsindungen niedergehalten worden. Auf keinem Volksstamme des weiten russischen Reiches aber hatte dieser Zustand schwerer gelastet und von keinem war er bitterer empsunden worden, als von dem ekthnischen.

Nicht als ob die Leibeigenschaft an sich dort eine härtere gewesen wäre, als anderswo, sondern vielmehr deshalb, weil es Fremde waren, die über das Bolk herrschen, Herren von anderem Stamme und Hersommen und von anderer Sprache, mit denen ihm nichts gemeinsam war, als der mit der Gewalt des Schwertes ihm aufgedrungene christliche Glaube. Während in anderen Ländern Eroberer und Eroberte im Lause des Jahrhunderts sich zu Einem Volke verbanden und unlöslich ineinander verschmolzen, hat hier die Zeit nichts in dem starren Gegensaße gemildert, von der einen Seite herrscht tiesste Verachtung, von der anderen bitterster Haß und Mißtrauen.

Was jedoch dem Einflusse des Christenthums bisher nicht gelungen ist, das wird ohne Zweisel dem Einflusse der Freiheit allmälig gelingen, nämlich für das efthnische Bolk eine Umgestaltung der socialen Zustände herbeizusühren.

Freilich wird noch lange Zeit darüber hingehen, ehe das Bolk bis in seine untersten Schichten hinein auch nur fähig sein wird, an den Segnungen der Freiheit (die alte esthnische Sprache hat nicht einmal eine Bezeichnung für diese himmelsgabe) theilzunehmen und sich auf eine höhere Stufe der geistigen und materiellen Eristenz zu erheben.

I.

Die Esthen gehören zu der großen sinnischen Böltersamilie, jenen reichsbegabten, muthigen und tapferen Stämmen, welche im srühesten Alterthum mit unwiderstehlicher Macht aus ihren Stammsitzen im Innern Asiens nach Westen vordrangen und sich nach manchen harten Kämpsen an den Usern der Oftse

niederließen. Ihr hentiger Wohnsit ist auf die Provinz Esthland und die nördliche Hälfte von Livland beschränkt.

Der Name Esthen, Aestii, b. h. die im Osten Wohnenden, war ichon in den ersten Zeiten des römischen Kaiserreiches bekannt. Nachdem im 13. Jahr-hundert der deutsche Orden das Land erobert und sich deisen Bewohner unterworsen hatte, wurde letzterem gleichzeitig mit dem Christenthum auch die Knechtsschaft; aus den heidnischen Helden wurden christliche Sclaven. Nichtsließ man dem Bolke als die Arbeit, des Leibes Nothdurft und seine Sprache.

Wenn in der Gegenwart es nicht nur Einzelnen, sondern auch ganzen Familien gelungen ist, sich zu Wohlstand und Vildung empor zu arbeiten (es gibt Bauern, denen ihr Grundbesit Sit und Stimme auf dem Landtage gewährt), so ist doch im Ganzen das äußere Leben des esthnischen Bolkes heut zu Tage kein weientlich anderes geworden, als es auch zu Zeiten der Leibeigenschaft war; vielsach hat die Ausschung der letzteren zunächst noch eine Verschlechterung herbeigeführt, indem es jetzt jedem Bauern frei steht, seine Aecker verkommen und sein Hauswesen versallen zu lassen, ja all sein Hab' und Gut zu vertrinken und zu verspielen, Thatsachen, die leider nur zu häusig eintreten. Immerhin aber ist die materielle Existenz des Volkes noch eine unvergleichlich bessere zu nennen, wie die des Landvolkes in Oberitalien oder in Jrland.

Die Wohnung des Efthen ift eine niedrige Sutte aus runden Gichtenftam= men, deren Rigen mit Lehm und Moos dicht verstopft sind. Das Dach ift mit Stroh gedeckt und in einzelnen Gegenden mit geschnitzten hervorragenden Balken verziert. Den Hauptraum der Hutte bildet die "Rauchstube", ein dunkler Raum ohne jegliches Fenster. In der Mitte fteht der große steinerne Ofen, deffen Rauch in Ermangelung von Kaminen, die man für fenergefährlich hält und die erft feit etwa zehn Jahren hier und da bei aufgeklärten Bauern in Unwendung tommen, durch die ftets halbgeöffnete Sausthure hinauszieht. Immerhin bleibt jedoch in dem halb glühend heißen, halb kalten Raume genug Rauch, um denfelben im Berein mit dem Schmut, der von einer efthnischen Saushaltung ungertrennlich ift, für den Deutschen zu einem geradezu unerträglichen Aufenthaltsort ju machen. Der Esthe aber denkt "überall ift es gut, doch zu hause am beften", und fühlt sich wohl in dem dunkeln, dumpfen, rauchigen Gemach. Neben der Rauchstube liegt in den größern Säusern noch eine kleine "Wohnstube", die ein oder zwei sehr kleine Tensterchen hat; hier sigen während des Winters die Frauen und spinnen, haben aber die Tage ihre turgeste Dauer erreicht, so wird dort der Webstuhl aufgeschlagen, ein West für Alt und Jung, da das Weben eine Lieblingsbeschäftigung bes Landvolkes ift. Gin eigentliches Bett besiten nur Sausherr und Sausfrau, das im Winkel der Wohnstube steht, während das Gefinde und die Kinder auf Streu und Lumpen rings um den Dfen der Rauchftube sein Lager aufschlägt. Ueberhaupt ist die lettere mehr als die sogenannte Wohnstube der Sammelplat für die gesammte Saushaltung mahrend des Winters: die Rinder, nur mit einem Semd betleidet, hoden dort mit Suhnern und Schweinen in dem warmen Theile der Rauchstube, nicht felten laufen fie aber auch in dieser leichten Bekleidung vor die Butte, um fich in dem fußhoben Schnee zu balgen. Gin Argt verficherte, daß biefe Ginrichtung der efthnifchen

Wohnungen die Hauptursache der großen Sterblichkeit unter den Bauernfindern sei, von denen über zehn Procent das achte Jahr nicht überlebt. Wer dassiche überschreitet, psiegt dagegen eine so starte Constitution zu haben, daß ihm der jähe Wechsel zwischen Hitze und Kälte, sowie das Sinathmen der rauchigen Atmosphäre nichts mehr anzuhaben vermag. Sobald es Sommer wird, verläßt die ganze Familie die Hütte und die Haushaltung wird im Freien geführt; man schläft sogar während der kurzen, warmen Kächte meistens vor der Thüre.

Außer Wohn= und Rauchstube besitzt jedes Haus noch eine "Riege", b. h. Scheune, und einen oder mehrere Viehställe. Etwa 20 bis 30 solcher Gehöfte bilben ein Dorf, welches gemeinsam einen "Krug" (Wirthshaus), eine Badestube

und eine Schaukel zur Beluftigung der Dorfjugend befikt.

Bor mehreren Jahren machte eine philantropische Gutshervin den Versuch, bessere Wohnungen für die Bauern einzusühren, indem sie auf ihrem Gut ein kleines Dorf erdaute, wie man sie in der Schweiz sindet. Die Häuser mit ihren blanken Fenstern, ihren geschnisten Valken und ihren ringsumlausenden Gallerien, kurz, Ales sah äußerst nett, sauber und einladend aus. Die Vauern wurden hineinverpslanzt und die Gutsherrin trug sich mit dem angenehmen Vewußtsein, denselben eine unbeschreibliche Wohlthat erwiesen zu haben. Allein bald wurde sie unsanst aus ihren Julisonen geweckt; es kamen Klagen über Klagen. Die Vauern fühlten sich in der ungewohnten Umgebung, die sie noch dazu mit Sorgsalt und Reinlichkeit (zwei unerhörte Ansorderungen) im Stande halten sollten, höchst unglücklich; sie sehnten sich nach ihrer guten alten Rauchstube mit dem behaglichen Schmutz und der dicken Luft zurück, und es dauerte nicht lange, so stand das unglückliche "Schweizerdorf" aufgegeben und verlassen, und die Erbauerin, welche den Schaden des verunglückten Experimentes trug, brauchte für den Spott nicht zu sorgen.

Die Nahrung der Esthen besteht durchweg in Kartosseln, gesalzenen Fischen (Strömlingen) und Roggenbrod, außerdem kennen sie nur noch Gerstengrüße, Kohl, Erbsen und Linsen. Fleisch nur an Festagen und dann nur gesalzenes Schweinesleisch. Auch das Gesinde in den Herrenhäusern erhält keine andere Kost.

Als Getränk lieben sie neben dem aus Malz und Hafer bereiteten Bier, "Kaillja", hauptsächlich den Branntwein, der leider in ihrem Leben eine sehr große Rolle spielt. Schon den kleinsten Kindern geben sie davon zu trinken. Kein Familiensest ist denkbar, ohne reichlichen Branntweingenuß. Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse, ja sogar die Abendmahlstage endigen stets mit allgemeiner Berauschung. Ganz besonders wird der Branntwein bei Krankheiten als Arzneimittel geschätzt, wenn "Gottes Wort darüber gegangen", d. h. wenn man ihn mit zur Kirche genommen und der Krug die Predigt mitangehört hat.

Die Kleidung des esthnischen Landvolkes ist eine überaus verschiedenartige, je nach der Gegend und einzelnen Districten tragen die Männer einen groben, langen wollenen Rock, der dis an die Knie reicht und in der Mitte von einem ledernen Gürtel umschlossen ist. Anderswo, z. B. in dem Pernau-Fellin'schen Kreise, wie in der Provinz Esthland, tragen sie dagegen eng anschließende, kurze blaue Jacken mit drei Finger breiten Schößen, vorn mit zwei Neihen Messingskoppen besetzt. Die Beintleider sind durchgehend schwarz oder blau und stecken

von den Knieen an in ichwarzen Strumpfen. Als Fußbekleidung dienen an Werktagen eine Urt Sandalen aus ungegerbter Thierhaut, "pastlad", ober aus Baft, "wiisood". die mit einer Schnur um das Schienbein befeftigt find. Bur vollständigen Bekleidung des Mannes gehört ferner ein mantelartiger Schafs= pelz und eine Belgmute mit großen Klappen, die, herabgelaffen, die Ohren bedecken, für gewöhnlich aber aufgebunden find. Die Frauen tragen weite, bis auf die Waden reichende Röcke aus grellfarbigen, gestreiften Wollstoffen, die sie selbst verfertigen. Ihre Strümpfe sind meist weiß mit blauem und rothem Zwickel an beiden Seiten, in der Art wie die Strumpfe der heffischen Bauernweiber, mit deren Tracht die der Esthinnen im Fellin'ichen Kreise überhaupt manche Mehnlichkeit hat. Das in dem weiten Ausschnitt der Jacke fichtbare Bemd ift auf der Bruft mit einer breiten filbernen Schnalle geschloffen. Sehr mannig= faltig ift die Kopfbedeckung; in der einen Gegend ift es ein Tuch von greller Farbe, unter dem die Haare, in zwei Bopfe geflochten, lang auf den Rucken hinabhangen, in der andern eine fteife, schmucklose Muge mit Seide oder auch mit Leinwand überzogen, unter der das haar verfteett wird; im Tarwaft'ichen (einem Kirchspiel bei Fellin) tragen die Weiber einen mit rothem Stoff überzogenen, zwei Finger breiten Pappring unter dem Kopftuch, der über der Stirn sichtbar ift. Schuhwerk und Mantel ift wie bei den Mannern, nur trägt letterer bei den Frauen eine Bergierung aus blauen und rothen Schnüren und Quaften. Bei der Arbeit im Sommer tragen Männer und Weiber gewöhnlich nur ein Semd, bei letteren ift daffelbe um die Suften durch einen 2-3 Meter langen gewirkten Gurt geschloffen.

Ein Berichterstatter aus dem vorigen Jahrhundert erzählt, daß die Frauen im Sommer sogar in der Kirche ungenirt ihren Rock auszögen und in obiger Arbeitskleidung dafäßen; freilich war dies auch dieselbe Zeit, da sie sich noch Angesichts der versammelten Gemeinde bisweilen mit Ohrseigen um die Kirchenpläße stritten, während der Prediger mit einer Peitsche oder einem Knüttel be-

waffnet die Kanzel bestieg.

Leider kommt die alte und höchft malerische Nationaltracht der Esthen immer mehr ab und schon beginnen gedruckte Baumwollenstosse, welche die Händler um einen billigen Preis in's Land bringen, die solide Wollenkleidung, die das Landvolk sich selbst spinnt und webt, zu verdrängen. Nur auf den Inseln, namentlich auf Dagö, hat sich die Nationaltracht bis zum heutigen Tage unverkürzt erhalten; das Charakteristischte daran sind die vielen Messingssetten um Hals und Gürtel, an denen Schere, Messer, Sössel zc. besestigt ist, sowie die reich gestickten, oder aus bunter Wolle und Zwirn gewebten Borten und Gurten, welche den Saum der Kleidungsstücke einsassen und die Hüsten unschließen. Seitdem man dem verstorbenen Kaiser einmal einen Teppich aus solchen Bauerngurten geschenkt, der das Allerhöchste Wohlgefallen fand, sind dieselben sehr in Mode gekommen und es werden allerlei Arbeiten als Zierrathsür reiche russische und deutsche Häuser daraus angesertigt.

Selten findet man unter dem efthnischen Landvolke eine schöne, ftattliche Erscheinung; die meisten Bauern erreichen kaum eine Mittelgröße, sind aber von stämmigem, breitschultrigem Bau. Nach dem dreißigsten Lebensjahr altern ihre

Gesichtszüge in wahrhaft erschreckender Weise, indem tiese Furchen sich in Stirn und Wangen eingraben, die mit den Jahren stets zunehmen. Bei keiner anderen Nationalität sieht man so saltige Gesichter, wie unter dem esthnischen Landvolke. Die Haarsarbe variirt zwischen weißblond und lichtbraun; wo sich brünette Cithen finden, läßt sich diese Haarsarbe auf Zigeunerblut zurücksühren.

Feststehende Familiennamen sind in Esthland erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts allgemein gedräuchlich. Meistens nannte der Bauer sich nach dem Dorfe, auf dem er wohnte und nach seines Baters Bornamen, ebenso sührten die Knechte den Namen des Bauern, bei dem sie dienten, und wechselten daher mit dem jedesmaligen Herrn auch ihren Namen. Die Taufnamen sind sämmtlich solche, die von den Deutschen in's Land gedracht wurden, aber in esthnischer Form. Z. B. Ugnes Neto, Elisabeth Ello, Barbara Warbo, Dorothea Tio, Christine Kersti, Gertrud Kert, Maria Mai oder Marri, Sibylle Bil, Anton Tönnis, Daniel Tanni, Johann Jaan, Heinrich Hinno, Bartholomäus Pärtel, Beter Beet, Georg Jürri.

Was den Charafter der Esthen betrifft, so behauptet einer der gründlichsten Kenner des Landes, Hupel, in seinen "Topographischen Nachrichten 1770", er getraue sich kaum, denselben zu beschreiben, indem man beinahe sagen könne, das Wolf habe überhaupt keinen Charakter mehr. So viel steht sest, daß die guten Eigenschaften desselben unter dem Druck einer sechshundertjährigen Knechtschaft verkümmert und sast erstickt sind, während die schlechten reichlich gewuchert und üppige Blüthen getrieben haben.

Ein allgemeiner Grundzug in dem efthnischen Charatter ift der Sag gegen die Deutschen und berfelbe war wenigstens in fruheren Zeiten leider nur zu gegründet. Waren es doch Deutsche, die ihm fein Land, seine Freiheit, seine Namen und seinen Glauben, turz Alles entriffen hatten, was dem Menschen theuer ift; Deutsche, welche ausschließlich alle Edelsite des Landes einnahmen und welche auch heute noch mit unverhohlener Berachtung auf das efthnische Bolt hinabbliden. Wenn auch jene Zeiten, in benen ein hochmeifter bes Deutschen Ordens (Sigismund von Teuchtwangen) den charakteriftischen Ausspruch that: "Rein Mahl schmede ihm, wenn er nicht vorher einige Efthen habe hängen laffen", längft vorüber find und dagegen die Mighandlung der Bauern für eine That gilt, die mit der wahren Chre eines Edelmannes unvereinbar fei, fo darf man fich doch das Berhältniß zwischen Abel und Bauern nicht im Ent= ferntesten so benten wie in Deutschland; es herrscht weber die patriarchalische Ordnung und Chrerbietung wie 3. B. in Bommern, Brandenburg und Weft= phalen, noch das ftolze Gefühl der Gleichberechtigung und des freien Gehorfams wie unter dem rheinischen Landvolke. Der efthnische Bauer fieht in feinem Gutsherrn, auch in dem milbeften und gerechteften, ftets den Fremden, dem er zwar gehorcht aus Roth, Armuth und langgewohnter Furcht, allein den er haßt und verwünscht, dem er alles Bofe gonnen wurde. "Sie möchten uns am liebsten den Sals umdrehen, wenn fie nur konnten", augerte eine Gutsherrin jeufzend, nachdem fie ernftliche aber ganglich erfolglose Anstrengungen gemacht, um das Berhältniß zwischen sich und ihren Bauern durch unermudliche Wohlthaten und durch Bildungsversuche zu einem befferen zu geftalten. Wohlthaten

der Gutsherrschaft werden im besten Falle ohne Dank (die efthnische Sprache besitzt auch sür Dankbarkeit kein Wort), meistens mit unverhohlenem Mißtrauen aufgenommen. Nähschulen z. B., welche einzelne Herrschaften in den Dörfern errichten ließen, um damit einem dringenden Bedürsniß abzuhelsen, wurden als eine neue Ersindung der Thrannei mit Murren aufgenommen. "Der Herrkann nicht von uns fordern, daß wir nähen lernen", sagt die Bäuerin in tiefster Entrüstung.

Der Esthe vergißt nie, daß der Deutsche nur ein Fremder, er selbst aber Maa mees d. i. "der Mann des Landes", seine Heimath Meie maa "Unser Land" ist, welche Bezeichnung er statt des ihm fremden Namens Esthland stets gebraucht.

Das Bolk hat nur wenige politische Lieder, allein in diesen wenigen bricht bas Gefühl der Unterdrückung und des Hasses wie ein mächtiger Schmerzens=

Schrei hervor:

"Woeras wottis omas orjas, Sulgus sundya sullases, Käni oma käskiyallas. Wellekese, mis ma laulan? Laulo om ikkene halleda! Orja polweke wägga rasseda!

Fing der Fremd' uns ein zu Sclaven, Rettet uns zu Zwingherrnknechten, Bog uns ihm zu Botenläufern. Brüberchen, was foll ich fingen? Traurig ist das Lied der Thränen! Sclavenschicklass ift zu schwer!"

In einem anderen Volksliede heißt es:

"Saksalane salla ussi, Sissaliko silleda, Ikkestas merd orja ikke, Raud-roma rakkeessa.

Und der schlangengleiche Sachie, Wie die Eidechse geglättet, Jochte uns in's Sclavenjoch, Band uns sest in eh'rne Bande."

Ein altes Lieb, an die Gutsherrin gerichtet, bricht in den Klageruf aus: "Frau, stehe auf vom Stuhl, blicke auf dein armes Gebiet, wie es geplagt wird: die Kleinen werden gepeinigt, die Erwachsenen getödtet. Der Teusel wurde zum Aussehren gesetzt, ein Dieb zum Besehlshaber, Steine und Klöze zu Unteraussehen. Hätte ich nur Macht zu besehlen, die Kothröcke würde ich Holzspalten, die Blauröcke Mist ausbreiten lassen" u. s. w.

Sebastian Müller, der im Jahre 1550 eine Schilderung der damaligen Zustände in den Ostsseprovinzen entwarf, berichtet, daß man den Todten die Worte in's Grab nachruse: "Ziehet hinüber; wo ihr hingeht, werdet ihr über die Deutschen herrschen, wie sie hier über uns geherrscht haben!" Dieser Gebrauch ist der Jehtzeit entschwunden, dagegen singt der Esthe noch heute in einem seiner Lieder:

"Holber lebt fich's in der Hölle, Als fich's lebet auf dem Herrnhof." "Der Deutsche unter die Erde, wir auf die Erde", ift eine Formel, die er bei einem seiner abergläubischen Gebräuche in der Badestube murmelt.

Eigenthümlich ift, daß bei allem Haffe gegen die Teutschen, doch der Ehste keinen größeren Ehrgeiz kennt, als den: seinen Sohn zum "Saks", d. h. Deutschen zu machen, indem er ihn auf deutsche Schulen schieft und studiren läßt. Es ist 'nicht zu leugnen, daß bereits mancher hervorragende Gelehrte, tüchtige Beamte und Prediger aus esthnischen Bauernsamilien hervorgegangen ist; allein noch häufiger kommt es vor, daß der zur Schule geschiefte Bauernschn sein eigentliches Ziel gar nicht erreicht, sondern nur ein Halbwissen, verbunden mit hochmüthiger Berachtung gegen die eigene Familie, die den "Saks" als Wunderthier anstaunt, und einen wüthenden Haß gegen die deutschen Grundbesitzer als Frucht seiner Studienzeit davonträgt.

Die Gährung, welche in unsern Tagen durch das ganze esthnische Volk geht, und von der noch Niemand voraussagen kann, ob dieselbe eine Vewegung zum Segen oder zum Fluche des Volkes sein wird, geht hauptsächlich von solchen "Halbeutschen" aus, die man neuerdings auch wohl "Jungesthen" nennt. Nicht nur gegen die Erbherren, sondern fast noch mehr gegen die deutschen Prediger ist deren Agitation gerichtet; sie haben die Leitung einiger esthnischen Zeitungen vollständig in Händen, durch welche sie ihre Hehren und Verdächtigungen in dem ganzen Lande verbreiten. Wiederholte Versuche, eine Unterdrückung solcher Vlätter durch die petersburger Regierung herbeizussühren, blieben dis jeht ersolgslos; es heißt einsach: "Derartige Vlätter gibt es bei uns in Rußland zu Tausenden, kein Mensch achtet darauf."

Das einzige praktische Ziel, auf welches bie "Jungefthen" zunächst losfteuern, ift die Gründung eines efthnischen Gymnafiums, für das ichon feit Jahren collectirt wird; da das Landvolk aber wenig geneigt ift, feinen Beutel aufzuthun, too es nicht einen handgreiflichen Ruben vor Augen hat, fo gedeiht die Sache nur höchft langfam. Ein großer Nachtheil ift es für bas Bolt jedenfalls, daß das Bertrauen zu den lutherischen Predigern immer mehr und mehr untergraben wird. In den Kirchspielen, wo ein alter Pfarrer ift, berricht zwar leidliche Rube; allein überall, wo ein neuer eingesetzt wird, bricht der Tumult los. Entweder wird gegen das Patronatsrecht des deutschen Erbheren überhaupt protestirt, ober aber man verlangt fturmifch nach Ginsehung eines Predigers von efthnischer Herkunft. Wird mit Gewalt einer eingesetzt, den die Bauern nicht wollen, fo gibt es während des erften Jahres Drobbrief über Drobbrief, zuweilen auch heimliche Brandstiftung; hilft dies Alles nicht, fo beruhigt man fich allmälig, denn bis zur offenen Gewaltthat kommt es in Esthland nur in äußerft seltenen Fällen. Feigheit und Indoleng find wirtsame Gegenmittel, welche die Sehnsucht nach Rache bis jetzt im Bolke stets niedergehalten haben. Kann der efthnische Bauer dagegen im Geheimen einem verhaßten Serrn Schaden aufügen, jo thut er es sicherlich. Seines Gleichen zu bestehlen, gilt für schimpflich und ehrlos; allein die Gutsherrichaft zu bestehlen, halt er kaum für ein Unrecht. Bisweilen nehmen folche Diebstähle einen wahrhaft großartigen Charafter an, was bei der weiten Husdehnung der Guter und bei dem Ginverständniß, in welchem die Bauern hier und da mit den Berwaltern ftehn,

leicht möglich ist. Auf einem Gute z. B. hatten die Bauern einen vollständig organisirten Holzhandel en gros eingerichtet. In einem entlegenen Walde wurde ein Stamm nach dem andern geschlagen, heimlich nach Riga geschafft und verstauft, ohne daß der ahnungslose Gutsherr von diesem industriellen Unternehmen auf seinem Grund und Boden auch nur etwas merkte. Endlich fam die Sache au's Licht. Die in voller Arbeit ertappten Diebe setzen eine unschuldige Miene auf und erklärten: "Nein, Herr, gestohlen haben wir nicht, wir haben nur genommen," eine Auffassung, der sich indessen der Gerichtshof nicht anzusschließen für gut fand.

Es gibt ein efthnisches Sprüchwort, das auf das Stehlen als auf eine

einträgliche Erwerbsquelle gang unbefangen hinweift.

"Nattuke walletama, Nattuke warrastama, Se on ni hea kui pool adra mai. Ein wenig stehlen, Ein wenig hehlen, Das ist so viel werth wie ein halber Morgen Lanb."

Eine andere Schattenseite des esthnischen Volkscharakters ist der absolute Mangel an Wahrhaftigkeit. Auch dieser Fehler mag in Folge der Unterdrückung bis zu seiner jezigen Höhe gediehen sein. Das biblische Wort "die Wahrheit wird Euch frei machen" könnte man auch in umgekehrter Wortsolge behaupten: "die Freiheit wird Euch wahr machen", denn wie die Noth stehlen lehrt, so lehrt die Knechtschaft litgen.

Die handgreiflichsten Lügen sucht der Esthe durch Fluchen und Schwören glaubwürdig zu machen. "Gott lasse mich exblinden!" "Ich will versinken!" "Feuer verzehre mein Hof und Vieh!" sagt er mit der größten Geläusigkeit bei den geringsten Anlässen im täglichen Leben. Zu diesem Fehler tritt noch die den öftlichen Volkstämmen eigene Neigung zur Uebertreibung hinzu, sowie die Abneigung gegen präcise Antworten. Ein einsaches "Ja" oder "Nein", oder eine furze und bündige Erklärung dessen, was er will, ist dem Esthen fast eine Unmwöglichkeit. Z. B.: Jaan ist mit Peert in Streit gerathen, es kommt zur Prügelei und Jaan zicht den Kürzeren. Flugs geht er nach dem Herrnhof, um über die erlittene Unbill Klage zu führen, gleichviel ob er der Angreiser gewesen oder nicht. Er tritt ein, und redet kein Wort.

"Was sagst du?" fragt der Herr. "Gott weiß es," seust Jaan und kratt sich den Kopf. "Nun, was willst du denn?" "Herr, was sollte der Arme wollen? Der König ist weit und Gott ist hoch!" "Was haft du denn vorzubringen?" "Ja vorzubringen hätte ich wohl etwas, aber wird der Herr sich die Mühe nehmen, mich anzuhören?" "Nun, was gibt's denn?" "In unseren Dorf ist kein Leben mehr." "Wie so?" "Der Peert, dieser gesalzene Teusel, raset wie ein toller Hund. Er prügelt, schlägt todt und zertritt Alles, was ihm in den Weg kommt!" "Was hat er denn gethan?" "Leider Gottes, was hat er gethan! kommt über mich wie ein Käuber, da ich mich bessen am wenigsten versehe, schlägt mir die Haut vom Kücken und hätte mich auf der Stelle ermordet, wenn ich nicht davongelausen wäre." "Nun, du lebst doch noch Jaan."

"Ich, leben! Herr; Gott strafe mich an Feld und Nieh, wenn ich noch lebe, weder Hand noch Fuß kann ich mehr rühren, in vielen Tagen vermag ich nichts zu schaffen; ich will auf der Stelle versinken, wenn ich die Unwahrheit rede."

Ein mindestens ebenso schwieriges Berhör hat die Gutsfrau vorzunehmen, wenn die Bäuerinnen zu ihr kommen, um Arzenei für einen Kranken im Dorfe zu erbitten. Erst nach unendlichem Hin- und Herfragen gelingt es ihr zu ersorschen, was dem Kranken eigentlich schlt. Mit der Aussage "Das Herz sei krank" sängt der Bericht durchweg an, mag die Krankheit bestehen, in was sie will, selbst in einem geschnittenen Finger oder in einem verstauchten Fuß. Nicht selten kommt es vor, daß die Bäuerin wegen falscher Angaben mit einem ganz entgegengesetten Heilmittel entlassen wird, als die wirkliche Krankheit erheischt. Sehr gern bittet der Esthe um Rath; in kritischen Fällen pslegt er zu zehn oder noch mehr Personen zu gehen, um denselben die Sache im Bertrauen vorzutragen. Jedem ins dessen und Keinem so, wie sie sich wirklich verhält.

Der Cfthe liebt es ungemein, sich in Bildern und Sprüchwörtern auszudrücken, an denen seine Sprache überaus reich ist. Selten nennt er die Eigenschaft einer Person, ohne einen bildlichen Vergleich hinzuzufügen. 3. B.: "er ist so stolz, als hätte er eine vergoldete Rase," "der Mann ist frisch wie ein Cchse, seine Frau hübsch wie eine Erdbeere," "so verlassen wie unter den Wogen des Meeres," "so zornig wie ein Schweineschlächter," "so dumm wie eines Küsters Kalb," "so freundlich wie geschmolzenes Gänsesett, so angenehm wie Honig dem Hochzeitsgaste" und viele andere derartige Ausdrücke sind stereothe. Hir den Begriff "prügeln, schlagen" hat der Esthe an hundert umschreibende Worte, und etwa ebenso viele, um den Zustand der Betrunkenheit bildlich, meistens euphemistisch, zu bezeichnen. Den Wolf, den Bären und andere schädliche Thiere nennt er selten bei ihrem Namen, sondern er gebraucht lieber bildliche Ausdrücke, wie: der Mann im grauen Rocke, der Alte hinterm Busch, der Waldoheim, der Flachsschwanz, das St. Jürgenhündsen u. s. w.

In seinen zahlreichen Sprüchwörtern hat der Esthe die Ersahrungen seines mühevollen Lebens niedergelegt, die in dieser Form von einer Generation zur andern vererbt werden. In den Worten: "Das Recht ist beim König groß wie ein Heufchver, kommt's dis zu uns, so ist's so klein, daß man kaum eine Pseise damit stopsen kann" mag er wohl eine bittere Wahrheit aussprechen. Andere charakteristische Sprüchwörter sind: "Wer neun Aemter hat, hat als zehntes den Hunger." "Gid dem Narren einen Dudelsack, er zeriprengt ihn." "Eine Wittwe ist wie ein Haus ohne Dach." "Ein Haus ohne Frau ist wie eine Wirthschaft ohne Kage, ein Haus ohne Mann wie ein Hof ohne Hund." "Ein Kind, das ohne Furcht ausschen Kausen wist wie sie Verauen ist wächst, stirbt ohne Chre." "Ze ärger der Schelm, desto goldener das Glück." "Sieben ledige Männer haben Raum in Einem Hause, aber sür zwei Frauen ist es zu eng." "In Gottes Vüchse ist immer Arznei." "Mit Schönheit kocht man keine Suppe."

Daß der Volksmund aller Länder und aller Zeiten übel mit den Stiefmüttern umgeht, ist eine bekannte Sache. Rühmte der Tichter Ovid es doch schon als einen besonderen Vorzug des goldenen Zeitalters, daß es damals noch keine "bleichmachenden Giftsäste mischenden Stiesmütter" gegeben, während das beutsche Volksmärchen kaum genug von den Uebelthaten derselben zu berichten weiß. Kein Bolt aber drückt sich in dieser Hinjakt wohl energischer und draftischer aus wie das efthnische. Aus der Unzahl der hierauf bezüglichen Sprüchwörter wollen wir nur folgende beiden erwähnen: "Die Ruthe der Mutter schmeckt besier als das Zuckerbrod der Stiesmutter" und "Eigene Mutter: Mütterchen, Stiesmutter: Aas!"

Obschon Hang zu Trägheit und Nichtsthun ein hervorstechender Zug des esthnischen Bolkes ist, so scheint auch dieser Fehler sast mehr ein Ergebniß der Berhältnisse zu sein, als in dem ursprünglichen Charakter zu liegen. Wo der Sithe nicht unter dem Drucke der Dienstbarkeit steht, entwickelt er eine überaus leichte Fassungskraft, große geistige Begabung und eine zähe Ausdauer, die allen Hindernissen gewachsen ist. Es ist geradezu erstaunlich, wie rasch die Kinder in der Schule das Lesen und Schreiben erlernen; Alle schreiben sehr schon, doch genau nach der Borschrift und daher Alle gleichmäßig. Da die Schulzeit sür die unteren Bolksclassen eine nur dreisährige ist und noch dazu bis vor kuzem ein großer Theil der Stunden für den Gesang benutzt wurde (selbst nach dem neuesten Schulzeglement darf eine tägliche Gesangstunde nicht sehlen), so dringt die schulel erlernte Gelehrsamkeit nicht besonders tief in die Kinder ein und der Erwachsene hat gewöhnlich das Schreiben möglichst schnell wieder vergessen. Die wenigsten Bauern vermögen auch nur ihren Namen zu unterschreiben und die Unterschrift besteht daher meistens in drei Kreuzen.

Die leichte Auffassungsgabe des Volkes zeigt sich ferner in der Leichtigkeit, mit der es in fremde Sprachen eindringt; vom blogen Zuhören lernt das Gefinde der Herrenhöse in kurzer Zeit die deutsche Sprache. Die grobe Unwissenbeit, in der jedoch troß seiner reichen Begabung das esthnische Volk als solches noch lebt, wurde nicht nur früher, sondern wird auch heute noch von mancher Gutsherrschaft absichtlich erhalten, damit es sich nicht "überhebe". Während Ende des vorigen Jahrhunderts nur die wenigsten Herren ihren Bauern gestatteten, Schreiben zu lernen, so redet jetzt noch manche Gutssamilie nur esthnisch oder französisch in Gegenwart des Gesindes, damit dasselbe nicht das Deutsche und dann die Klust vergessen wöge, welche zwischen dem Herren und dem Bauern besteht.

Der Cfthe ift ein geborener Landwirth. Durch genaue Naturbeobachtung, mündliche Neberlieferungen (in hunderte sogenannter Bauernregeln kurz zusammengesaßt) und vor Allem durch einen saft nie sehlgreisenden Instinct erkennt der Bauer stets den passenden Moment für die einzelnen landewirthschaftlichen Berrichtungen. Meistens treibt er "Dreiselderwirthschaft", die darin besteht, daß er ein Drittel des Ackers brach liegen läßt und den Sommer über bedüngt, ein Drittel mit Winterkorn (Roggen, sehr selten Weizen), und ein Drittel mit Sommerkorn (d. h. Gerste, Hafer, Kartossen, Flachs, Erbsen, Linsen und Buchweizen) bestellt. Thiere psiegt der Esthe sehr gern und er freut sich derselben und liebt sie als seine Hausgenossen. In alten Zeiten war es dem Bolke verboten, Handwerke zu treiben, allein es lauschte sie durch bloßes Zusehen den Deutschen mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit ab. Heute, wo sener Zwang weggesallen ist, sindet man vielsach esthnische Schmiede, Zimmer-

leute und Tischler. Die bereits oben erwähnte Webekunst, welche früher jede Bäuerin verstand, ist leider sichtlich im Versall. Gine Beschäftigung, zu der der Esthe weder Neigung noch Geschick hat, ist der Handel; er überläßt denselben vollständig den Deutschen, Russen und Polen.

Eine der wenigen Lichtseiten im efthnischen Boltscharakter ift die Mildethätigkeit und Gastfreiheit gegen Arme; selbst zu Zeiten der größten Theuerung theilt er sein letztes Stück Brod und seinen letzten gesalzenen Fisch mit dem Bettler, der seinen Hof betritt oder ihn an der Kirchenthüre ansseht.

Die Esthen sind in ihrer Art ein religiöses Volk. Sie beginnen und schließen den Tag nicht ohne ein gemeinsames Gebet und bei allen Berrichtungen des täglichen Lebens gehen sie sast überreichlich mit Gottes Wort um. Sie sind eiserig im Kirchenbesuch und das schlechteste Wetter hält sie nicht zurück, Stunden weit am Sonntage zum Gottesdienst zu eilen; an Abendmahlstagen legen sie ihren weiten und oft beschwerlichen Weg nüchtern zurück; obschon die lutherische Kirche eine solche Enthaltung von Speise und Trank vor der Abendmahlsseier nicht vorschreibt, so ist dieser Gebrauch, aus der katholischen Zeit her, doch freiwillig ein allgemeiner geblieben. Das Landvolk ist sassenschlich lutherischer Consession, nur seit man in den Zeiten des Kaisers Rikolaus für die russiche Kirche mit List und Gewalt Propaganda gemacht, gibt es auch griechische fatholische Gemeinden im Lande. Noch heute herrscht hier und da die Meinung, der llebertritt zu denselben habe Steuerfreiheit zur Folge und er sindet daher aus diesem Grunde bisweilen statt, wonach dann freilich Enttäuschung eintritt, die Möglichkeit eines Rücktrittes aber abgeschnitten ist.

Leider ist die Keligiosität des Boltes zum größten Theil nur Außenwerk, und neben oder trog derselben steht crasser Aberglaube und tiese, sittliche Berstommenheit in üppigster Blüthe. Letztere ist wohl der schlimmste Krebsschaden in dem dortigen Bolksleben.

II

Was den Aberglauben betrifft, so gibt es kaum ein Bolk, dessen ganzes Leben und Weben so von abergläubischen, zum Theil ganz unsinnigen Ideen und Gebräuchen überwuchert wäre wie gerade das esthnische. Jede Epoche hat zu dem fast undurchdringlichen Gestrüppe, das den Schmarogerpflanzen gleicht, die aus den Bäumen die beste Lebenskraft saugen, das ihrige beigetragen; in buntem Durcheinander erblicken wir dort Reminiscenzen aus den grauen Tagen der seidnischen Borzeit, Anklänge an die katholische Periode des Mittelalters mit Neberresten aus der Schwedenzeit.

Schon um das Jahr 1650 fand ein lutherischer Pfarrer, der Magister Johannes Forselius in Reval, sich veranlaßt, diese abergläubischen Meinungen und Gebräuche zu sammeln, damit "Christlöbliche Herrschaften sowohl als fromme und treue Prediger Anlaß und Gelegenheit überkommen möge, denselben zu wehren und zu steuern, daß solche und andere in denen Herhen der armen Leute noch tieffgewurzelte sehdnische Gräuel und abergläubische Händel einmahl ausgereutet und dahingegen das reine Erkenntniß Gottes in selbige gepflanzet werde."

Bieles ift seitbem por bem bis in die entlegensten Wintel ber Erbe bringenben Lichte ber Auftlärung gewichen, Manches ift mit Gewalt burch

wiederholte scharfe Gesetze der weltlichen Obrigkeit ausgerottet, Einzelnes endlich ist gleichsam von selbst der Macht der Alles zerbröckelnden Zeit versallen; allein immerhin ist noch übergenug vorhanden, um das Leben des Bolkes zu einem höchst eigenartigen und für den Beobachter interessanten zu gestalten.

Daß der eigentliche Götzendienst, wie er in Cthland noch vierhundert Jahre lang neben dem christlichen Glauben bestand, erloschen, ist keineswegs einer zunehmenden Erkenntniß des Bolkes zuzuschreiben, sondern vielmehr dem Glaubenseiser der Schweden, die im 17. Jahrhundert dem Götzendienste mit Feuer und Schwert ein Ende mit Schrecken bereiteten. Die noch vorhandenen Ueberreste aus der heidnischen Zeit sind vor Allem der dunkte Glaube an die über und auch unterirdischen Wesen, deren Gewalt der christliche Esthe sich heute noch in Haus und Hos, in Wald und Feld unterworsen wähnt, sowie die Opser, die er bringt, um sich dieselben geneigt zu machen, oder etwaigen bösen Zauber zu brechen.

Da gibt es Waffergeifter, denen Opfer in Brunnen und Quellen gelegt werden; doch muffen biefelben wohl fehr genügsam fein, denn das Opfer überfteigt selten den Werth einer Biertelkopete. Wenn der Efthe fich an einer für besonders heilkräftig geglaubten Quelle die Augen wäscht, so verfehlt er nie ein solches Opfer, oft nur in einigen Fäden Wolle, einem Leinwandskücken ober einer Feder beftehend, als Dank hineinzuwerfen. Die Fischer der Infel Dago gießen bei ihrer ersten Ausfahrt im Frühjahr stets den ersten Becher ihres Bieres in den Boden des Kahnes aus mit den Worten: "Zuerst soll der Bursche etwas haben." Wo Strudel im Wasser sind, vermuthet das Volk einen "Näkt", d. h. einen dort lebenden bösen Geist, der bei dem Kampse des Erzengels Michael mit dem Drachen aus dem himmel herab und in's Waffer gefallen ift. Der Nakt mann= lichen Gefchlechtes ift dem Menfchen feind und fucht ihm zu ichaden; auf Dago foll er einft ein ganzes Dorf hinab in die Tiefe gezogen haben, mahrend der weibliche Ratt, die naki-noitsit, es gut mit demselben meint. Gern sucht fie junge Männer in die Tiefe gu locken, mit denen fie, wie die Sage ergablt, in einem gläfernen Schlosse im See herrlich und in Freuden lebt, bis die verbotene Neugierde dieselben antreibt, die Geheimnisse der näkid auszuforschen; dann ift der Zauber mit Einem Schlage vorbei; der Ungehorfame befindet sich plötlich wieder am heimathlichen Ufer. Doch fein Saus ift verschwunden, seine Angehörigen weggestorben und er felbst ift ein fteinalter Greis geworden, den Reiner unter den Lebenden mehr fennt.

Ferner gibt es Windgeister, die den Menschen mehr schaden als nugen, die jedoch durch kräftige Sprüche unschädlich zu machen sind.

Eine bedeutende Kolle spielen die "Unterirdischen" Ma-alused; manche Krankheit, z. B. Ausschlag, kommt daher, daß man auf einer Stelle gesessen hat, wo solche hausen; um dem Uebel abzuhelsen, geht daher der Esthe zu der verdächtigen Stelle, um durch Abschaben von seiner metallenen Schnalle oder durch ein anderes kleines Opfer, das er in die Erde gräbt, die Ma-alused zu versöhnen.

Ein gewaltiger Herr ift der Donnergott "pikno", vor dem die bösen Geifter scharenweise von dannen fliehen. Bor dem Unwetter zu laufen, waat man

nicht, weil der Donnerer Einen sonst für einen flüchtigen bosen Geist halten und mit seiner Reule treffen möchte.

Der Efthe legt während des Gewitters Beil, Hade und andere scharfe Inftrumente mit der Spize nach oben in den Hof, in manchen Gegenden hängt er auch die Sense über die halb geöffnete Hausthüre, damit die aus der Luft herabsstürzenden bösen Geister sich daran verwunden und zu Grunde gehen mögen. Im Pleskau'schen wird der pikne heute noch unter einer heiligen Fichte angerusen mit den Worten: "Püha pikne, Heiliger Donner, bewahre uns vor Gottes Jorn und Ruthe und vor den Thaten und Handlungen jedes bösen Menschen."

Eine Art von Hausgeift ist der "Tonn", dem man von Allem die Erstlinge: beim Schlachten die erste Schale Blut, beim Brauen den ersten Becher Bieres, beim Backen die erste Schnitte Brodes, auch kleine Münzen bei der Geburt eines Kindes oder auch eines Kalbes opfert. Diese Gaben werden in einen eigens dasür bestimmten Korb geworsen, den Tonni-wakk, den man nur einmal im Jahre an einem bestimmten Tage ausleert. In manchen Dörsern ist in dem dunkelsten Winkel der Kauchstube das Bild des Tonn aufgestellt, eine plumpe Figur aus Reisig und Lumpen.

Das Fieber, hall, denkt der esthnische Bauer sich als ein Gespenst, das auf einem grauen Rosse im Lande umherreitet, während kask, die Pest, ohne Füße existirt und daher mit Hilse Anderer für ihr Weiterkommen sorgen muß; sie ist jedoch ungemein behend, indem sie auf die Wagen der Borübersahrenden springt, in die Taschen der Wanderer schlüpft oder sich an den Pelz der Schase und Hunde anklammert.

Eine sehr geringe Rolle spielt in dem Aberglauben des Bolkes der Teusel; es hält ihn für "dumm wie ein Dorfkalb", so daß nicht nur alle vorgenannten Geister, sondern auch das einfältigste Bauernkind ihn leicht zu überlisten vermag. Man nennt ihn "Judas", traut ihm aber so wenig Macht zu, daß man seiner weder bei Berwünschungen, noch bei Zaubersprüchen sonderlich bedarf.

Ein wunderliches Ueberbleibsel des alten Opfercultus, verbunden mit katholischer Heiligenverehrung, findet noch in der Gegenwart im Bleskau'schen am Johannistage ftatt. Es liegt dort der "Johannisftein", aller Wahrscheinlichkeit nach ein Altar aus der heidnischen Borzeit. Schon um Mitternacht sammeln fich um benfelben die Bettler der ganzen Umgegend, niederkauernd fluftern fie ihre Gebete; mit dem erften Morgengrauen giehen in Scharen die Bewohner der umliegenden Ortschaften herbei, Männer, Frauen und Kinder. Auf dem Stein werden brennende Wachsterzen aufgeftellt und unter dem Gefange der Bettler tragen die Leute ihre Gaben auf denfelben, in Rleidungsftucken und Bictualien bestehend. Die Milch, aus welcher die zum Johannisopfer bestimmten Butter und Rafe bereitet werden, ift knieend an vier Donnerstagen unter folgenden Worten gemolten: "Reiner heiliger Johannes, behüte meine Beerde und mein Bieh nach Saufe gehend und auf die Weide gehend! Lehre du, hinter dem Gefträuch, die Beerde das grüne Gras freffen, behüte es im Walbe vor Schaben, im Balbe por dem bofen Thiere! reiner heiliger Johannes, versprich den Ruben Milch!" Sind die Gaben auf dem Stein aufgehäuft, fo knieet Alles jum Gebete nieder.

Hierauf wird der Opferstein in Procession unter Verneigungen und Bekreuzigungen dreimal umschritten und die Gaben alsdann an die Bettler vertheilt.

Gine Mahlzeit, verbunden mit Jubel, Gesang und Tanz endigt die seltsame Weier.

Die aus den ältesten Zeiten stammenden Johannisseuer, welche an diesem Tage früher bei allen Ortschaften loderten, zu denen jeder Hof große Bürden an Wachholder zu liesern hatte und um die man Alt und Jung unter Schreien und Jauchzen tanzen sah, kommen in der Gegenwart immer mehr in Abnahme und werden bald ganz erloschen sein.

Eine große Schen hat der Esthe vor den sogenannten heil. Bäumen, deren es noch heute mehrere in Esthland gibt; man gräbt dort Brod, Eier und Butter in die Erde, steckt auch wohl kleine Münzen in hohle Aeste oder hängt rothe Bollsäden an die Zweige auf. Vor etwa fünszig Jahren gab es auf der Insel Dago noch einen heiligen Hain. Derselbe wurde nur im äußersten Nothsalle und dann mit Schauern betreten und Niemand würde gewagt haben, einen Zweig von den Bäumen zu reißen oder eine Erdbeere in deren Schatten zu pslücken. Troh des drückenden Holzmangels ließ man das abgesallene trockene Reisig dort lieber vermodern, als daß man sich unterstanden hätte, es aufzuraffen. Manche Gutsbesitzer besahlen, um dem Aberglauben zu steuern, das zällen solcher heil. Bäume: allein weder durch Bersprechungen noch durch Trohungen war ein Bauer zu bewegen, Hand anzulegen und ichaudernd, in Erwartung des kommenden Strasgerichtes sah das Bolt zu, wenn Teutsche es unternahmen, den Besehl auszuführen.

Allgemein verbreitet ift unter dem Bolte der Glaube an die "Heimathjucher" oder "Heimgänger". Man versteht unter ihnen die Geister der Abgeschiedenen, die um irgend einer Urlache willen keine Ruhe im Grabe sinden
und daher in die Oberwelt zurücktekren, um die Tebenden zu necken und zu
auälen. Es sind Seelen von Selbstmördern, die iv lange wandern müssen, als
ihr Veben seinem natürlichen Verlause nach gedauert haben würde: strenge
Hausherren, die noch nach dem Tode die Saumieligkeit der Knechte zu strasen
kommen. Shegatten, die den überlebenden Tbeil an der Wiederverheirathung
hindern wollen: serner Tiesenigen, welche in der Nacht vor dem ersten Hahnenschrei gestorben sind, endlich Solche, denen man beim Begräbniß nicht die gehörige Wegzehrung mit in den Sarg gegeben bat. Bon diesem Gebrauche, wie
von den Mitteln, die man anwendet, um den Verstorbenen unberusenes Wiederkommen zu verleiden, wird weiter unten die Rede iein.

Längere Zeit hindurch wurde ein ganzes Dorf durch das nächtliche Wiederscricheinen einer alten Bettelfrau beunrubigt, die klagend umberging, weil man ihren Sarg aus ichlechten, morichen Brettern gezimmert habe. Erft nachdem alle weisen Frauen ihre Historiene angewandt, um die Berftorbene in ihrem Grabe zu bannen, blieb das Gespenst aus.

Früher allgemein, jest nur noch in einzelnen Candstrecken werden in der Nacht vom 1. auf den 2. November, dem Allerieelentag der katholischen Kirche, anderswo, wie auf der Insel Cesel, in der Neujahrsnacht, die Geister der Berstorbenen bewirtbet. Wenn Alle im Haufe sich zur Ruhe begeben haben, so legt ber Hausvater ein großes Brod auf den Tich, giegt Bier und Branntwein auf den Boden und ruft nun die verstorbenen Großeltern, Eltern, Kinder Brüder und Schwestern mit Namen auf, an dem Mahl theilzunehmen. Nach geraumer Zeit fündigt er ihnen an, daß sie nun genug gegessen und getrunken und in Frieden heimziehen möchten. Er leuchtet ihnen aus der Thüre, winkt ihnen mit einem Tuche nach, indem er sie inständig bittet, nicht sein Roggengras zu zertreten, überhaupt seinen Feldern nicht zu schaden und im nächsten Jahr wiederzukommen.

Ein wunderliches Gemisch von heidnischem Aberglauben und christlichen Ideen bilden die Heisprüche, mit denen der Esthe sich gegen Krankheit, gegen Verherung, furz gegen Unheil aller Art zu ichützen sucht.

Bei Krankheiten untericheidet er iorgialtig iolche, die "von Gott" und iolche, die "vom bojen Binde" herkommen, und lettere find es namentlich, denen man mit den Sprüchen beizukommen fucht.

Meistens wird das Hersagen derielben von einem Streichen oder Drücken des franken Körpertheiles begleitet, oder von angewandten Arzneimitteln; doch sucht man die eigentliche Heiltraft fast ausschließlich in dem gesprochenen Worte.

Bei Arämpfen eines Kindes ipricht die Mutter beffelben:

"Weg ichneibe ich die Augen des Wiesels, benaps des Neibiichen Augen, ziele nach ben Haaren bes Zgels, sahnbe nach ben Peirichen der Ente. Die Klage verichwinde, der Sang ersticke sie! Ich schelte die Besvechung, ich flage die Klage, ich mache das Kind gesund, ichzise den anderen gleich. Hechtes Zunge, Hechtes Sinn! Gottes Kreuz vorn, Gottes Kreuz hinten. Gottes Kreuz von der Erbe bis zum himmel! Amen."

In der esthnischen Sprache klingen derartige lächerliche Formeln weniger sinnlos durch die Aliteration und einen gewissen Rhythmus, der darin vorherrscht.

Gegen Seitenstechen pflegt man das Baterunser dreimal ruchwärts zu sprechen.

Um Verrenkungen zu curiren, streichen sie die betreffende Stelle fest mit den Daumen und entwickeln oft staunenswürdige Geschicklichkeit in der Behandlung des verrenkten Gliedes. Weit entsernt jedoch, darin die Ursache des glücklichen Ersolges zu suchen, schreiben sie dieselbe lediglich den dabei gemurmelten Worten zu:

"Jeius und Petrus wandelten ielbander auf dem Kirchwege, ihr Giel verstauchte seinen Fuß. Jeius jagte: warte, warte! ich will die Verrentung heiten. Knochen an Stelle des Knochens, Sehne an Stelle der Sehne, Fleisch an Stelle des Fleisches, Wunde an Stelle der Wunde. Umen, Amen, Amen."

Wenn die Csthin fürchtet, ihr Kind sei verhert, so sagt sie: "ich heile, ich beruhige, Gott zu Hilse! Hand des Arztes, Wasser der Taufe, heiliges Kreuzchen! hilf diesem Kinde."

Nicht nur gegen Krantheit und Beherung, sondern auch gegen den Schaden, ben bose Thiere seiner Seerde oder seinen Feldern zufügen könnten, gibt es zahl= lose Zauberiprüche. Giner der gebräuchlichsten ist folgender:

"Kiri karja keskel etc. Die bunte Geerde in der Mitte, Zeinst ichrettet ber Heerde voran, Maria treibt die Heerde nach, ich ielbst mache einen Zaun um die Heerde. Wie hoch! Wie die Erde vom himmel. Wie dicht! So wie ein Haarsieb. Wie breit? Wie die Flache eines

8*

Beils. Der Wölfe Herz im Wald so weich wie ein Fausthandschuh, der Wölfe Auge so roth wie der Frosch im Walde!"

Gin anderer Spruch gegen den Wolf erinnert in feiner Menschenfreundlich=

feit an die bekannte Bitte zum hl. Florian. Er lautet:

"Wolf, da haft Du einen Augenlappen! Wenn Du zu unserer Heerde kommft, lege ihn vor die Augen, wenn Du in die Oorsheerde kommft, nimm ihn in den Quersack, wenn Du in die Gutsheerde kommft, so nimm ihn auf den Zwischerraum der Augen; Wolf, da haft Du einen Augenlappen!"

Dabei wirft man ein paar alte Schuhe in den Wald.

Zahllos wie der Sand am Meer find auch die Sprüche und Mittel, durch welche man ein Ereigniß herbeiführen will, 3. B. Liebeszauber, oder durch welche man die Zukunft erforscht, oder verborgene Thatsachen an's Tageslicht zu bringen fucht. Gine durchgehende Gigenthumlichkeit des Landvolkes ift babei, daß es ftets Die nördlicher Wohnenden für reicher an folchen fraftigen Worten und für tiefer eingeweiht in die Zauberkraft hält als sich selbst. So denken nicht nur die verschiedenen Gebiete Efthlands untereinander, sondern auch die Esthen insgemein von den Kinnen. Kommt in dem efthnischen Bolkaliede ein Zauberer vor, fo ift es allemal ein finnländischer. Die Finnen hinwiederum haben eine gewaltige Furcht vor der Zauberkraft der nördlich von ihnen wohnenden Lappen. Die mächtigsten Sprücke und Geheimmittel jedoch glaubt das Volk sich noch vorenthalten und zwar in einem sechsten und siebenten Buche Mosis, das die Bibliothek zu Dorpat als ihren größten Schatz hüte und nicht herausgeben wolle. Deffen ungeachtet fühlen fich die Esthen in unmittelbarer Beziehung zu Moses, indem sie manche Steine, namentlich den Kalkstein, für Trümmer von ben Gesehestafeln halten, die er im Zorn über das abgöttische Bolk am Juge bes Sinai zerschmetterte. Der Wind wehte damals den Staub derselben in die weite Welt, aus jedem erwuchs ein Stein und auf bemfelben fteht bas Gefet Gottes und die Geschicke der Menschen in Geiftersprache geschrieben.

Neberhaupt glaubt der Efthe überall Zeichen und Vorbedeutungen zu sehen, im Fluge und in den Stimmen der Bögel, in der Stellung der Gestirne, in zufälligen Begegnungen mit Menschen und Thieren. Es gibt kaum Gine Erscheinung im täglichen Leben, die ihm nicht bedeutungsvoll wäre; es ist salt, als habe er sein armes, eingeengtes Dasein hierdurch schmücken und bereichern wollen, während es in Wahrheit eine Fessel für ihn ist, in der er mühsam und unter steten Semmnissen einherschreitet.

Das ganze Jahr ist umsponnen von wunderlichen Gebräuchen, ganz besonbers aber sind es die Tage hervorragender Heiligen, an denen der Esthe trot seines lutherischen Christenthums mit Zähigkeit sestgehalten hat, wenn auch von deren ursprünglicher Gestalt kaum ein schwacher Schatten mehr übrig geblieben ist. Einer der wichtigsten Tage ist ohne Zweisel das Fest des heil. Georg, 23. April. An diesem Tage wird das Bieh zuerst auf die Weide getrieben, mag die Begetation auch noch so dürstig sein. Der Hirte reicht Morgens vor dem Ausziehen dem Hausherrn und der Hausstrau einen Trunk und erhält dagegen sür jedes Stück Vieh ein "Schwanzgelb". Doch darf der Hausvater ihm dies bei Leibe nicht mit der Hand darreichen; er beschreibt vielmehr mit dem Geldstück einen Kreis über seinem Haupt und wirst es auf den Düngerhausen, wo

ber Hirt es sich holen muß. Dann steckt der Letztere seinen Stock in die Erde, legt seinen Hut darauf und betet drei Baterunser. Ist er dann noch dreimal um die ganze Herumgeschritten, so beginnt der Auszug; der fortziehenden Heerde wirst der Hausvater eine Hand voll Salz nach. Die Hüteknaben müssen an diesem Tage fasten, um den Wölsen ein Exempel von Enthaltsamkeit zu statuiren. Kommt der Hirte des Abends heim, so empfängt die Haussrau ihn mit einem Kübel Wasser, den sie ihm über den Kopf schüttet, er wird dann den ganzen Sommer über wachsam bleiben. Den Stecken, mit dem er das Bieh zum ersten Male ausgetrieben, darf er nicht weiter gebrauchen; er besestigt denselben meistens auf dem Dach des Hauses.

Am Sanct Jürgentage, anderswo auch am Neujahrstage, legt man vor die Stallthüre ein Si und ein Beil; das Stück Vieh, das auf das Ei getreten hat, wird vom Wolfe zerrissen werden; das welches auf das Beil getreten, wird anderweitig sterben. Um diesem kommenden Unheil vorzubeugen und das Fleisch zu retten, wird solches Vieh sofort gemästet und so bald wie möglich geschlachtet.

Das St. Georgfest, Jürispäew, ift dem Esthen überhaupt ein wichtiger Tag, da der Heilige als Patron der Wölfe gilt, mit dem man sich daher in autes Einverständniß seken muß.

So lange der Winter dauert, füttert St. Georg einmal monatlich seine Wölse mit einer Speise vom Hundissönnad, bittet:

"Heil'ger Jürgen Jürgewitsch! Laß die Heerd' in Frieden gehn! Wehre deinen schönen Welpen An den rothen Stier zu rühren, An die sled'ge Kuh zu sassen, An dem schwarzen Rind zu reißen, Mir das tranke Kalb zu nehmen, Und das früh verwaiste Lämmchen, Wie das Fröhlen von dem Gaul."

Baubersprüche gegen die Bolfe haben wir bereits oben mitgetheilt.

Der Tag, an dem man gewöhnlich die Schweine schlachtet, ist das Fest des h. Antonius, 17. Januar. Man betet dazu: "heiliger Antonius, behüte meinen Sber, schütze meine Heerde, reiner heiliger Antonius! sei mein Speiser und Tränker! sei mein Behüter und Beschützer, gib uns Gnade und sende uns Güte mit der Gnade deiner Gnade, wie du uns gegeben und Gnade gespendet hast." In einzelnen Dörfern wird an diesem Tage Jeder, der den Hof betritt, mit Bier und Speisen bewirthet; er darf aber nicht danken, sondern muß beim Weggehen die Worte sprechen: "kurat wotku Tonni ja tema anni, der Teuselhole den Antonius und seine Gaben!"

Um Martinsabend herrscht in Esthland eine ähnliche Sitte wie in einzelnen Gegenden Deutschlands, daß Knaben ober junge Burschen singend von Haus zu Haus ziehen um Gaben zu sammeln. Der Gebrauch selbst scheint noch aus dem Heibenthum zu stammen, indem derselbe schon in Griechenland an gewissen Tagen unter dem Absingen ganz ähnlicher Worte üblich war und in einzelnen Gegenben z. B. auf der Insel Lesbos noch heute ausgeübt wird.

In Estkland führen die jungen Burschen, die an diesem Abend vermummt mit einer Bioline herumziehen, den Namen Sandi-Mardid, Bettelmartine. Die Lieder, welche sie dieser Gelegenheit singen, sind sehr mannigsaltig. Gins der

hübscheften lautet:

"Gruß dir, Gruß dir Häuschen!
Sei gegrüßet, Frau des Hausches.
Rimm die Martinsbettler gütig auf.
Die Martine kommen nicht von der Erde,
Sie kommen her vom Himmel!
An Silberfäulen zogen fie vorüber,
An goldenen Gittern.

herr des Hauses, herrchen! Frau des Hauses, Frauchen! Rimm den Schlüffel vom Nagel, Steige klippernd in den Keller, Klappernd in die Kammer, Durch den Hof in's Haus hinein. Such ein Stückhen Wurst uns auf, Bon der Blutwurst einen Wissen, Gebt den Martins einen Blutklöß."

Willfährt die Hausfrau ihrer Bitte, so tanzen sie in der Stube, werfen Korn gegen die Decke zum Segen für die Felder und singen im Hinausgehen:

"Habet Dank, Ihr Hausesobern, Hir der Gaben güt'ge Gabe! Mögen die Rothfüh' Guch fich mehren, Kühe mit dem dunklen Antlitz. Mögen gebeihen schlanke Schweine, Und die seinen Faselserkel!

Gibt man den Martinen nichts, so drohen sie mit Prügeln; hilft auch dies nichts, so prügeln sie wirklich mit ihren Ruthen tüchtig drauf los. In ähnlicher Weise ziehen am Katharinentage die Mädchen herum. Um Lauzenziustage darf, in dunkler Erinnerung an den Feuertod dieses Märthrers, den ganzen Tag über kein Herdseuer im Hause sein, weil sonst dasselbe im Laufe des Jahres durch Brand verzehrt würde. Diese Sitte wird sehr streng bevöachtet und das Volk erzählt gern Schauergeschichten, wie es denen ergangen, die diesen frommen Brauch mißachtet hatten.

Es gibt kein Fest des Kirchenjahres, an dem nicht so viele und für das Gebeihen der Landwirthschaft so wichtige und ominöse Gebräuche zu beobachten wären, daß die eigentliche Bedeutung des Festes sast davor verschwindet. Un vielen dieser Tage werden Opser an Eiern, Brod und Branntwein in die Erde gegraben, wobei man aber wohl weniger an den christlichen Heiligen, als an die entschwundenen alten Gottheiten denkt, von denen oben einige erwähnt sind.

Das Gebeihen seiner Felder und seines Viehstandes hängt dem Esthen von der genauen Beobachtung dieser Hunderte, man möchte sast sausende von seltsamen Gebräuchen ab, von denen hier nur noch einige wenige erwähnt werben mögen.

Wenn der Bauer fich einen jungen Sund anschafft, so versehlt er nicht, benfelben in eine alte Sose zu wickeln und ihn auf die Sandmuhle zu legen.

Dreimal dreht er den Mahlstein um, indem er jedesmal spricht: "ma jawatan sind kurjas", "Ich mable dich zu einem Bofen", er ift dann ficher, daß aus dem hunde ein guter Biehhund heranwachsen wird.

Findet der Landmann eine Arote, so ift es ihm heilbringend, dieselbe gu tödten, denn fie ift ein verfluchtes Thier, das einft Spottworte gerufen, als ein Nagel von dem Rreuze des Erlöfers herabfiel; doch ift die Rrote, die er für die "Tochter des Judas" hält, nur badurch umzubringen, daß er dieselbe lebendig auf einem spitzigen Pfahle aufspießt, ein graufamer Gebrauch, der auch in manchen Gegenden Weftphalens üblich ift. Liebevoller geht er mit dem Frosch um; begegnet er einem, der in's Trockne gerathen ift, fo trägt er ihn eiligst in's Waffer, denn dann werden feine Rube viele Milch geben.

Um eine gute Ernte zu erzielen, mischt man in einem Gefäße etwas Korn, Salz, Erde und Waffer, und betet drei Baterunser in einem Athem, und zwar mit dem Munde möglichst dicht am Gefäße, damit der hauch des Gebetes darüber gehe; diese geweihte Mischung wird alsdann unter das Saatkorn gemengt.

Während man Flachs fat, darf im Saufe keine Wäsche gehalten werden, fonft würde es unfehlbar eine Mifernte geben.

Während der Heuernte darf man nie den Rechen mit den Zinken nach oben liegen laffen; benn in biefer Stellung bittet berfelbe ben himmel um Regen.

Mit besonderer Sorgfalt wird der Rohl behandelt. Derselbe wird allgemein am Tage Maria Berkundigung ausgefät. An diesem Tage werden fehr große Pfannkuchen gebacken, damit der Rohl große Blätter bekomme; die Frauen tragen frisch gewaschene weiße Sauben, damit derselbe schon weiß werde. Wenn die jungen Rohlpflanzen versetzt werden, so darf man kein Wort dabei reden, sonft wurden Suhner die Beete verscharren; an das Ende des Beetes ftellt man einen kleinen runden Riesel in einen leinenen Lappen gewickelt, wodurch die Kohlköpfe feft werden. Begen die Kohlraupen gibt es kein probateres Mittel, als neun berfelben zu fangen und in den Rauchfang zu hängen.

Baut der Efthe ein Haus, fo grabt er ben Lehm dazu nur bei abnehmendem Monde; geschähe dies bei Neumond, so würden viele Beimchen in's Saus tommen. Junge Pferde beschlägt er bei zunehmendem, alte bei abnehmendem Lichte. Eine große Schen trägt er, Feldarbeit nach Sonnenuntergang zu verrichten, es würde dies "Geisterarbeit" fein.

(Schluß im nächsten Beft.)

Frland.

Von

Sir Roland Blennerhaffett.

Bart M. P.

Am Nachmittag des 27. Februar 1798 hielten drei Männer vor dem Thor eines Gafthauses in Margate und bestellten ihr Nachtlager. Sie nannten sich Oberft Morris, Capitan Jones und Mr. Williams, gaben an, daß fie von Whitestable kämen und führten einen vollen Gepäckwagen mit sich. Der Führer deffelben ließ fich mit dem Dienftpersonal des Gafthauses in's Gespräch ein und erzählte, zu Whitestable hatten die drei Reisenden mit dortigen Bootsleuten um ein kleines Fahrzeug gefeilicht, das fie über den Canal, nach Mieffingen, bringen follte. Der Söhe des dafür verlangten Preises wegen sei man aber nicht handels= eins geworden, und nun hatten die Fremden bereits wieder von Fischern in Margate ein Boot zu erwerben gesucht, ohne daß die Sache bis jett zum Abschluß gekommen fei. Der Inhalt dieses Gesprächs erregte mannigfache Ber= muthungen: während die Einen den Wunsch nach einer geheimen Ueberfahrt dahin deuteten, daß die Unbekannten aller Wahrscheinlichkeit nach Schmuggler feien, verwiesen die Andern auf verschiedene Umftande und vor Allem auf die vornehme Erscheinung der drei Männer, um noch geheimnisvollere Dinge voraus= zusetzen. Der lange Winterabend wurde mit Besprechung dieses Vorfalls aus= gefüllt und bevor er zu Ende ging, war auch schon die Polizei vom räthsel= haften Besuch im Seeftädtchen in Renntnig gesett. Um nächsten Morgen, während die Fremden ihr Frühftuck einnahmen, erschienen zwei Polizeibeamte auf ihrem Zimmer und ftellten verschiedene Fragen an sie, deren Beantwortung nicht als genügend befunden wurde. In Folge deffen wurde eine Durchsuchung ihrer Effecten angeordnet; ber Mantel des Capitan Jones war der erfte Gegen= ftand, der die Aufmerksamkeit auf fich lenkte, und in einer Tafche deffelben fand sich ein an das französische Directorium gerichteter Brief. Er ward eröffnet und enthielt eine Aufforderung an die frangofische Regierung, die britischen Infeln mit Krieg zu überziehen, und das Berfprechen, die Landung franzöfischer Truppen jum Signal eines Aufftandes ju machen; benn, hieß es weiter in ber Irland.

schwülftigen Sprache jener Tage, die heilige Flamme der Freiheit werde sich auch auf englischem Boden entzünden und ihre Freunde in England, Schottland und Irland seinen von Sehnsucht erfüllt, den jungen Helden der Armee von Italien und seine Beteranen an ihren eigenen Küsten zu empfangen.

Die Entdedung Diefes Schriftftuckes hatte die Berhaftung der drei Reisenden zur unmittelbaren Folge; fammt ihrem Gepäck wurden fie nach London gebracht und dort vom Staatsjecretar, dem Herzog von Bortland, verhort. Im Laufe diefes Berhors entpuppte fich Williams als ein bekannter englischer Umfturgmann mit Namen Binns, Jones als ein römisch-katholischer Briefter D'Coigly, und Morris als Arthur D'Connor, Mitglied des irischen Barlamentes für den Marktfleden Philippstown in Kings County. Er war im Sommer 1790 bei berfelben allgemeinen Wahl gewählt worden, durch welche Robert Stewart, der spätere Lord Caftlereagh, für die Grafichaft Down, und Arthur Welleslen, fünftiger Herzog von Wellington, für die kleine Stadt Trim in der Grafichaft Meath in's Barlament geschickt wurden. D'Connor, der Neffe und Erbe von Lord Longueville, hatte bald als das radicalfte Mitglied des Hauses das Augenmert auf fich gelenkt. Bereits im Marg 1791 trennte er fich von Grattan und verweigerte allen reformatorischen Magregeln seine Zustimmung, weil Reform überhaupt nur zur Neubelebung einer Ariftofratie führen fonne, die seit den Tagen der Eroberung an der Migregierung von Irland Schuld trage.

Im Jahre 1796 trat er, burch feierlichen Gib fich verpflichtend, ber Befell= fchaft der Bereinigten Irlander zugleich mit Lord Edward Figgerald bei, und wurde das thätigste Mitglied dieser Berbindung, die sich die vollständige Trennung Frlands von England und die Bildung einer irischen Republik auf der Bafis der Menichenrechte und der Doctrinen des Socialcontractes jum 3weck gesett hatte. Ueber alle diese Borgange war die Regierung in Dublin nicht minder als in London auf's Genaueste unterrichtet. Bereits im October 1797 befaß fie die beftimmteften Informationen über die Beziehungen zwischen der frangofischen Regierung und dem revolutionaren Comité von Irland; fie wußte, daß Lord Edward Figgerald und Arthur D'Connor 1796 eine geheime Begegnung mit hoche in der Schweiz gehabt hatten; fie kannte die Urheber einer Expedition, die den Safen von Breft am Morgen des 16. December 1796 mit ber Absicht verließ, eine bewaffnete Macht an der irischen Kuste zu landen, die zu einer ernften Gefahr für die englische Herrichaft geworden wäre, wenn nicht am Weihnachtstag ein fürchterlicher Sturm die Landung noch im letten Augenblid verhindert und die zerstreuten frangofischen Schiffe zur Umkehr bewogen hätte. Auch waren der Regierung die Namen und Absichten Derjenigen wohl bekannt, welche die Hollander zu einer Expedition nach Irland drängten, und welchen es auch gelang, fie jur Unnahme einer Bolitik ju bewegen, die am 11. October 1797, am verhängnisvollen Tag von Camperdown, mit der end= gultigen Zerftörung ber hollandischen Seemacht durch Udmiral Duncan ihren Abschluß fand.

Gerade am Vorabend der Verhaftung von Arthur L'Connor und seiner Begleiter waren die allarmirendsten Nachrichten im Schloß von Dublin einzgelausen. Die Regierung wurde auf's Bestimmteste davon in Kenntniß gesetzt,

daß unerachtet aller aufgebotenen Mittel die Landbevölkerung zu entwaffnen, nicht weniger als 279,896 Mann 1) fich dem irischen Kevolutionscomite, als jeden Augenblick zu bewaffnetem Sinschreiten bereit, zur Verfügung gestellt hatten. Die Grafschaften Carlow, Meath, Bicklow, Kerrh, Down und Antrim waren vollständig für die Insurrection organisirt und bis in das Schloß von Dublin liesen die Fäden der Verschwörung. Eine größere Verantwortung als diesenige, welche auf den damals mit der Sicherheit von Irland betrauten Staatsmännern lastete, läßt sich kaum in der Geschichte nachweisen. Sie versügten über eine Macht von nicht mehr als 40,000 Mann, die nur zum Theil aus regulären Truppen, in ihrer Mehrheit aber aus unzuverlässiger, mit den revolutionären Elementen sympathissiender Miliz und Landwehr bestand, um eine größtentheils seindlich gesinnte, zum Theil revolutionär organisirte Bevölkerung in Zaum zu halten, welcher überdies die mögliche Unterstützung einer fremden Armee in Aussicht gestellt war, und die nur auf ein Zeichen wartete, um zur offenen Embörung zu areisen.

Die Rettung aber war in dem Umftand gegeben, daß mit an der Spige der Regierung ein Mann von unbeugsamem Muth, raftloser Energie und der überlegenen Einsicht des Genius stand: ich halte den Tag für nicht so fern, wo Frland fich des John Fitgibbon, Garl of Clare, als eines der größten feiner Söhne erinnern wird. Er war allen Schritten der Berschwörer mit der größten Wachsamkeit gefolgt und als die Nachricht von der Berhaftung D'Connor's eintraf, erachtete er den Augenblick raschen Gingreifens auch in Dublin für gekommen. Dem revolutionären Comité follte nicht Zeit gelaffen werden, unter dem Eindruck der momentanen Panik seine Schriftsachen in Sicherheit zu bringen und sich selbst zu entfernen. Die schleunige Berhaftung seiner einflugreichsten Mitglieder verhinderte alle derartigen Schritte; fie übte auf die ganze Bewegung eine lähmende Wirkung, und als nach siebenjähriger Borbereitung der Aufstand wirklich zum Ausbruch fam, fand er fich feiner Saupter beraubt und ohne centrale Leitung. Sein Werk faßt sich in der Schilderung von Greueln und Berftorungen zusammen, auf die zurudzukommen es fich glücklicher Weise nicht mehr der Mühe lohnt. Nur das verdient in der Erinnerung späterer Geschlechter fortzuleben, daß, als für den logalen Theil der Bevölkerung die Stunde der rächenden Bergeltung tam, der Lord Lieutenant, Cornwallis, der Staatssecretar, Lord Caftlercagh, und der Lord Kangler Garl of Clare, ihre gange Kraft daran fetten, um Repressalien zu verhindern und die Unterlegenen vor den Mighand= lungen zu schützen, die fie felbst ausgeübt hatten 2).

Noch heute dient die Geschichte der Nebellion von 1798 zur Warnung und nüglichen Lehre. Burke hat den Ausspruch gethan, daß im Bolk die Erkenntniß sich stets wach erhalte, wie Unruhen ihm nie zum Bortheil gereichten; Lasse es sich also dennoch zu solchen verleiten, so sei dies mehr als Jrrung, denn als

¹) Nach den, von Lord Camben dem Herzog von Portland übermittelten Schriftstäden vom Februar 1798. State Paper Office. Bei Froude: "The English in Ireland" III, 303.

²⁾ Neber Lord Clare f. Moore: "Life of Lord Edward Fitzgerald", II, 58; Stanhope: "Life of Pitt", III. 148; Sir Jonah Barrington: "Memoirs", II, 266—267; "Correspondence of Charles Marquis Cornwallis" II, 357, 362, 371, 384.

Irland. 123

Berbrechen zu beurtheilen. Längst vor ihm hat der große Minister König Beinrich's IV. gesagt, daß, wenn Revolutionen sich großer Staaten bemächtigen. dieje nie das Ergebniß des Zufalls oder momentaner Erregung find, und daß, wenn die Massen sich empören, es nicht des Angriffs wegen, sondern vielmehr beshalb geschieht, weil die Schwere der ihnen auferlegten Laft unerträglich für fie geworden ift. Wenn die beiden großen Staatsmänner Recht behalten, fo ift uns damit ein Fingerzeig gegeben, in einem beinahe ausschlichlichen Agriculturftaat, wie Irland es ift, den Grund der dort allgemein herrschend gewordenen Ungufriedenheit in seinen agrarischen Zuftanden zu suchen. Soll es jedoch gelingen, uns genaue Rechenschaft über diese Berhältnisse zu geben, so wird es unerläftlich fein, sowohl auf das agrarische System, das in Irland vor Ginführung des englischen Gesetzes herrschend gewesen, als auf die wechselvollen Schickfale des irijden Grundbesites seit Begründung der englischen Berrichaft etwas näher einzugehen. Erst wenn das geschehen ift, werden wir zu völliger Klarheit barüber gelangen, warum der lette Grund aller in Frland auftauchenden politischen Schwierigkeiten immer wieder in der Landfrage zu finden ift.

I.

Allbekannt ift, wie die Nachkommen einer primitiven Race, in viele Ab= zweigungen fich vertheilend und Dialette einer ursprünglichen Sprache redend. über das Land vom Indus bis zum atlantischen Ocean und von dort aus über ben gangen amerikanischen Continent sich ausbreiteten. Gelehrte wie Maurer, Sohm, Sir henry Maine und Doctor Sullivan, die fich mit der Entstehung bes Besitzes und der gesellschaftlichen Zustände befassen, haben überzeugend nach= gewiesen, wie auch zur Zeit, wo diese arische Race in viele Stämme sich vertheilte, doch in jedem derselben das Bewußtsein der gemeinsamen Abkunft von einem Stammvater fich erhielt, und folglich der Begriff der Blutsverwandtichaft als das erfte feste Band erscheint, das die menschliche Gesellichaft zusammenhielt. Mit diesem Bande der Consanguinität als dem Berbindungselement der erften focialen Gemeinschaften ift auch bereits der Begriff der Abhängigkeit derfelben von einer, auf alle ihre einzelnen Glieder fich erftreckenden Autorität gegeben. Das geläufiafte Beifpiel der Berichmelzung diefer beiden Begriffe bietet felbft= verftändlich die enafte und ursprünglichste Form aller menschlichen Gemeinschaften, die Familie, in ihren Beziehungen zu ihrem patriarchalischen Oberhaupt. Sir Benry Maine hebt besonders hervor, wie schwer es ift, bei Beurtheilung biefes Berhältniffes in seinen primitivften Stadien mit annähernder Sicherheit zu unterscheiden, ob alle die mit zur Familiengemeinschaft gehörigen Personen als Berwandte oder als Untergebene Desjenigen zu betrachten seien, von dem ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu einander sich ableiten. Auf diese Bermischung der Begriffe ist auch wohl die fünftliche Erweiterung der verwandtschaftlichen Beziehungen zurückzuführen, die bald zur Folge hatte, daß eine Anzahl von Bersonen theoretisch als mit zum Stamm gehörig betrachtet wurden, obwohl fie thatsachlich nur durch die Abhängigkeit von dem gemeinsamen Oberhaupte, keineswegs aber durch nachweisbare Bande des Blutes mit den übrigen Stammes= genoffen verbunden maren. Damit ergab fich als weitere Folge die Nothwendig= keit einer Entwickelung der Autorität, die schon den ersten, patriarchalischen Trägern obrigkeitlicher Gewalt die Wahrheit des Homerischen Ausspruches nahe gelegt haben mag:

Richt gut ift Bielherrschaft; nur Giner fei Herrscher, Giner König.

Den nächsten, entscheidenden Bunkt in der Entwickelungsgeschichte der Mensch= heit bezeichnet die Ansiedelung des Stammes auf einem begrenzten Stuck Landes. Es wird allgemein angenommen, daß mit Eintritt dieses Momentes eine große Beränderung im Wefen dieses Stammes sich vollzieht, und fortan nicht mehr die Blutsverwandtschaft, sondern der Grund und Boden zur Bafis der Gefellschaft wird. Die Conftitution der Familie zwar beruht nach wie vor auf Confanguinität; für alle ausgedehnteren Gemeinschaften aber tritt das Land, auf welchem fie leben, mehr und mehr an die Stelle der verwandtschaftlichen Beziehungen. Maine verfolgt das Emporwachsen dieses Begriffs in dem Streben ber Menschen nach Begrundung politischer Gemeinwesen und Staatenbildungen, beren erfte Unfänge in den fleineren Bereinigungen der Dorfgemeinde und bes Frei- ober Herrenhofs gegeben find, von welchen die gange Ginrichtung des Befikes in Grund und Boden, wie fie sich in den feudalen Zuständen des Mittelalters ausgebildet hat, ausgegangen ift. Gin Jrrthum ware es jedoch, angunehmen, daß diese tiefgreifenden Beränderungen in der Entwickelungsgeschichte unserer Race sich in bestimmt von einander geschiedene Zeitabschnitte eintheilen laffen; fie haben fich vielmehr erst allmälig und auf eine oft beinahe unmerkliche Art und Weise vollzogen; nur das läßt fich mit Sicherheit erkennen, daß die Geschichtsepochen bald von dem einen und bald von dem andern diefer Begriffe geleitet erscheinen, ohne daß jedoch einer derfelben zur ausschließlichen Berrschaft gelangt ware. Gerade wie die feudale Auffassung der Gesellschaft, noch lange nachdem man dazu gekommen war, das Land als einen merkantilen Werth zu betrachten, einen mächtigen Ginfluß auf die Gedanken und Empfindungen der Menschen behielt, so liegt auch die Auffassung der auf Blutsverwandtschaft beruhenden Gesellschaft noch den Ideen und Lebensgewohnheiten einer längst durch den Befitz von Grund und Boden verbundenen Gemeinschaft zu Grunde. feinem Land ift die Theorie, daß Grund und Boden eine nur durch ungenügen= den Borrath beschränkte Form des Besikes wie jede andere ist, rückhaltloser angenommen worden, als in England. Und bennoch ift gerade das englische Geset von feudalen Principien durchdrungen, und wird englische Anschauungsweise und Sitte noch wesentlich von ihnen beeinflußt; ja mehr als das: gerade während der letten Jahre hat es sich erwiesen, daß Spuren einer archaischen Form der Dorfgemeinde fich noch heute in englischen Gesetzen, Gewohnheiten und Dethoden des Landbaus nachweisen laffen 1).

Unter keinem andern abendländischen Bolke hat der Begriff der Blutsverwandtschaft als Basis des Gemeinwesens sich länger erhalten als bei den schottischen Hochländern und den Bewohnern von Frland. Der Schriftsteller, den ich wiederholt anzusühren Gelegenheit hatte, zögert selbst nicht mit der

¹⁾ Maine: "Early History of Institutions", p. 88.

125

Behauptung, daß derjelbe im Brehon Code deutlicher als in den Bodengeseken Indiens ausgesprochen ift 1). Die Brebonischen Rechtsgelehrten anerkennen gwar die Form des Privathesikes an Grund und Boden, die sich aus der Uneignung von Theilen des Stammeseigenthums durch einzelne Familien entwickelte, aber die Rechte folder Befiger find enger beschränkt, und die Controle der Stammes= Genoffen über fie ift viel größer als jene, die den indischen Dorfgemeinden über ben Privatbesit zustand. Ueberdies enthielt der Brehon Code Spuren jener Form des Grundbefiges, die fich aus der Autorität des Grundherrn ableiten läßt; allein obwohl das Saupt des Clans oder Stammes fich mehr und mehr der Stellung eines solchen näherte, hat er fie doch niemals ganz erreicht. Die Untersuchungen meines gelehrten Freundes Sullivan gerade über biefen Gegenftand gehören mit zum Beften und Intereffanteften, was auf biefem Gebiete geleistet worden ift und gestatten, den gangen Berlauf diefer hiftorischen Entwickelung genau zu verfolgen. Demnach erscheint der Clan bes alten Irland als eine Bereinigung von Männern, die fich von einem Stammbater hertommend betrachteten und seinen Namen trugen. Insofern fie fich auf den Clan als politisches Gemeinwefen bezog, beruhte diefe Borausfehung ohne 3weifel jum größten Theil auf einer Fiction. Sie ließ fich im beften Fall in Bezug auf das Stammeshaupt und feine Familie festhalten; das hinderte aber nicht, daß nicht nur jedes einzelne Mitglied des Clans, wie schon gejagt, den Namen dieses mehr oder weniger mythischen Vorsahren führte, sondern daß auch der vom Clan bewohnte Grund und Boden nach ihm genannt wurde; ein Umftand, der bis in unsere Tage die Anschauungen der Jelander in Bezug auf die agrarische Frage in einer nicht immer leicht zu verfolgenden, aber doch fehr wesentlichen Art und Beise beeinfluft hat. Wieder durch Sullivan und Maine find wir mit der agrarischen Organisation des irischen Clans vertraut geworden. Er war auf einem begrenzten Stud Landes angefiedelt, beffen Umfang jedoch zur Begrundung eines politischen Gemeinwesens genügte, und an feiner Spite ftand eines jener zahlreichen Geschlechtshäupter, Rig genannt, die der Boltsmund später zu irischen Königen umgeschaffen hat. Das Gebiet des Clans hieg Tuath, das gothische Thiuda, das nordische Thjoth und altgermanische Diut, in allen diefen Wandlungen der Ausdruck für "Bolt", der hier eine Anzahl von Familien bezeichnet, die nach und nach als Clan eine politische Bereinigung bilbeten 21. In den gegenwärtig noch bestehenden Baronien von Irland haben sich, unerachtet . vieler Beränderungen, noch im Großen und Gangen die alten Abgrenzungen der Tuathe erhalten. In denfelben ging man von der Boraussetzung aus, daß das gange Territorium, bas fie umfaßten, Befammtbefig bes Stammes fei; thatfächlich aber gehörten große Theile berfelben fleineren Bereinigungen von Stammgenoffen zu eigen. Gin Stud Land behielt das jeweilige haupt des Clans, während wieder andere Ländereien untergeordneten Säuptern zufielen, die Flath genannt wurden, was Sullivan wohl etwas zu frei mit Lord oder Grundherr über-

¹) Maine: "Early History of Institutions", p. 89.

[&]quot; Sullivan: Introduction to O'(urry: _Manners and (ustoms of the ancient Irish." p. LXXX.

fekt. Dem Stamm verblieb alles nicht besonders beanspruchte Land, und über dasfelbe ftand dem Saupt zwar die Berrichaft, aber durchaus kein Befitrecht zu. Das ihm zugesprochene Gigenthum, fowie alle, zur Belohnung für öffentliche Dienfte bestimmten Ländereien gingen nach dem Gefet der Erbfolge von einem Würdenträger auf den andern. Ueber den von Sonderansprüchen freien Stammbefitz konnte der Theorie nach nicht anders als auf eine bloß temporare Weise versügt werden. Solche zeitweilige Besitzergreifungen desselben kamen aber nicht selten vor, und gingen, unter Anderm, von besonderen Bereinigungen von Männern aus, die fich zwar als Stammgenoffen bezeichneten, in Wahrheit aber durch besonderen Bertrag conftituirte Genoffenschaften zum Zwed der Nugbarmachung des Bodens als Weideland bildeten. Das eigentliche Brachland dagegen verfiel mehr und mehr dem Gutdunken des Stammeshaupts, und trug nicht wenig zur Ausdehnung seiner Macht bei, indem er zu Gunften der "Fuidhirs", oder fremden Anfiedler, darüber verfügen konnte, die, theils weil ihre eigenen Clans fie ausgeschloffen hatten, theils weil der eine ober andere dieser Clans Brunde gegangen war, seinen Schutz anriefen. Mit bem neuen Stamm verband sie nichts, als die Abhängigkeit von feinem Cberhaupte, bessen ergebene Unhänger sie wurden, und aus diesen und andern Gründen ift ihnen eine wichtige Rolle in der Geschichte der agrarischen Entwickelung von Frland zugefallen. Der gefellichaftliche Zustand, den fie mitbegründen halfen, blieb felbitverständlich nicht stationär; die zeitweilige Occupation des Landes ftrebte darnach. fich in eine permanente Besitzergreifung zu verwandeln; einzelnen Familien gelang es, fich der periodisch wiederkehrenden Neuvertheilung des Stammlandes zu entziehen; andere erhielten Grundftucke als Lohn für geleiftete Dienfte, und dazu kam die fortwährende Cedirung von Grund und Boden an die Rirche, und die daraus hervorgehende Vermischung der Rechte des Clans mit den firchlichen Rechten. Constitution und Wefen der altirischen Kirche haben Theologen und Hiftorifer vielfach beschäftigt, und auch in diese Verhältniffe ift durch die neuesten Forschungen Licht gebracht und gezeigt worden, wie diese gang fremde Institution ber chriftlichen Kirche in einer auf bem Princip der Consanguinität beruhenden Gefellichaft eingeführt murde, und wie es dazu tam, daß fie diesem Princip, bas ihr seinem innerften Wesen nach widerftreben mußte, sich dennoch affi= milirte.

Bis zur Thronbesteigung Jakob's I. blieben diese Zustände in dem bei weitem größeren Theil von Irland herrschend, der nicht nach englischem Geset und Recht regiert wurde. Nach altirischem Geset und Herkommen vererbte sich der Besit kraft eines Systems, nach welchem, beim Tode eines landbesitzenden Mitglieds des Sept, einer Unterordnung des Clans, der gesammte Grundbesitz dieses Sept einer neuen Theilung unterzogen wurde. In Folge dessen ging also der Grund und Boden des Berstorbenen nicht auf seine Kinder über, sondern diente dazu, die liegenden Güter aller mit zum Sept gehörigen Familien zu vergrößern, ein Geset, das unter dem Namen Gavelkind bekannt ist. Um

^{&#}x27;) Maine: "Early History of Institutions", p. 186 unb ff., unb Sullivan, CLXVIII—CLXXXII, loc. cit. ©, auch Sir J. Davis' Reports "Le Cas de Gavelkind" Hil. 3 Jac. I, before all the Judges.

jedoch die Theilung des Besitzes des Stammeshaupts, jowie der übrigen Burbenträger eines Tugths zu verhindern, wurde über jein Bermögen nicht nach dem Bavelfind, sondern nach dem jogenannten Taniftry-Spftem verfügt. Der Tanift wurde ichon bei Lebzeiten des Sauptes des Clans zu feinem Rachfolger erwählt und mußte zu seiner Familie gehören, nicht aber sein Sohn sein. Diese und alle andern damit zusammenhängenden Inftitutionen wurden 1605 plötlich aufgehoben und das englische Recht der Erstgeburt an ihrer Stelle eingeführt. Die raiche und gewaltthätige Art, wie das geschah, schädigte die Interessen des Landes auf's tieffte und legte den Grund zu allen fünftigen agrarischen Schwierig= keiten Irlands. Der von Manchen festgehaltenen Unsicht, als ob die allerdings zu rückfichtslose Aufhebung des Tanistry-Spftems, und die Berwerfung desselben als einer illegalen Inftitution zu den ichlimmften Mikgriffen der englischen Regierung gezählt werden muffe, vermag ich mich jedoch nicht anzuichließen: es hatte langst vor Unbruch des siebzehnten Jahrhunderts zu bestehen aufgehört, wenn nicht die anarchischen Zuftande des Landes allen diefen kleinen Sauptern und Stämmen eine Urt von fünftlicher Lebenstraft mitgetheilt hatten, die Sir John Davis, den Attorney-General Jafob's I. nicht verhinderte, in ihnen die Quelle des Unheils für das Land und die Urfache zu erkennen, warum es dem Befik überhaupt dort an jeder feften Grundlage fehle. Weniger läßt fich die Art und Weise der Aufhebung des Gaveltind rechtfertigen. Gelbst wenn diese Institution wirklich jo schädlich war, als die englischen Gesetgeber es behaupteten, jo lag doch eine augenscheinliche Ungerechtigkeit darin, die Unsprüche und Hoffnungen der weitläufigen Bermandtichaft des letten Besikers zu täuschen. Maine richtig bemerkt, icheiterte die Staatstunft der Englander, trok ihrer wohlgemeinten Absichten, ichon damals am Mangel von wahrem Verständniß für Institutionen, die ihrem Wesen nach archaisch, den politischen und juriftischen Unichauungen einer späteren, vorgerückteren Civilisation ichwer zugänglich waren. Als unter der Regierung Heinrich's VIII. ähnlichen Zustände in Kent und Wales, wo gleichfalls das Gavelfind galt, einer Umgestaltung unterzogen wurden, berichtet Sullivan, wie das leichtfertige und rückfichtslose Vorgehen, das für Frland genügend befunden worden war, durch ein besonneneres Berjahren erfett worden sei und so die Rechte der Ginzelnen gewahrt blieben 1). Die Verkennung Diefer Rechte in Bezug auf die ackerbauende Bevölferung von Irland follte noch bittere Früchte tragen; ihren eigentlichen Grund aber hatte fie in der Unnahme, daß diefe Bevölkerung überhaupt teinen Besitzanspruch auf den Grund und Boden habe, jondern denselben lediglich dem Gutdunken ihrer Stammeshäupter verdante, die jeden Augenblick befugt jeien, ihn wieder zurückzuziehen. Mehr als irgend ein anderer ist Edmund Spenfer, der berühmte Berfasser der "Frairn Queen", und Mitglied der Regierung Irlands unter Glifabeth, fur dieje Auffaffung der altirischen Zuftande verantwortlich. Sein Buch über diesen Gegen= ftand machte großes Aufsehen in England 1) und hat unzweifelhaft auf die Staats= manner Jafob's I. großen Ginfluß geübt. Der verderblichfte Arrthum von Spenfer war der, daß er die grundbesitzenden Angehörigen des Clans mit den

¹⁾ Sullivan, loc. cit. CLXXXIV.

²⁾ Spenser: "A View of the State of Ireland 1596." pp. 53, 133-137.

hier besprochenen Fuidhir oder besitzlosen fremden Unfiedlern verwechselte, die allerdings gang von der Gunft des Stammeshauptes abhingen. Nun hatte aber, in Folge der fast ununterbrochenen Streitigkeiten und kleinen Kriege der Stämme untereinander, gerade diefer Theil der ackerbauenden Bevölkerung fortwährend zugenommen, und besonders war das in Munfter der Fall, wo Spenser residirt hatte. Dort gerade waren viele der alten Clanhäupter verjagt oder abgesetzt worden, und im Interesse ihrer Nachfolger lag es selbstverständlich, die alte irische Stammes-Eintheilung zu ignoriren und alle Inhaber des Bodens als Fuidhir zu behandeln. Meiner Ansicht nach ift der Migerfolg der Bolitik Natob's I. in Irland vornehmlich auf diesen Irrthum zurückzuführen. Es kann fein Zweifel darüber bestehen, daß seine klugen und rechtlich denkenden Rathgeber. Sir Arthur Chichefter und Sir John Davis, aufrichtig bestrebt waren, Arland nicht nur zu pacificiren, sondern auch zu regeneriren. Jakob I. selbst, obwohl seine Schwächen und Lächerlichkeiten ihn zu einer mehr komischen hiftorischen Figur gestempelt haben, besaß einige der Eigenschaften geiftiger Bildung, und seine Begriffe waren weder eng noch reformirenden Ideen abhold. Dennoch scheiterten seine Blane an dem Umstand, daß seine Staatsmanner nicht vorfichtig genug bei der Behandlung von Institutionen versuhren, die ihrem eigenen, hergebrachten Ideenfreis fremd gegenüber ftanden.

II.

Die Regierung Jakob's I. brachte Irland nicht allein die Abstellung der alten Rechtszuftande und Sitten: fie eröffnete für dasfelbe auch die Aera der ausgedehnten Confiscationen. Die Thronbesteigung dieses Königs war von allen echten Iren als ein glückverheißendes Ereigniß begrüßt worden. Er beanspruchte die Abkunft von Fergus, dem erften König der Scoten, der felbst wieder ein Abkömmling alter irischer Stammeshäupter war, und man jubelte auf der grünen Insel darüber, daß nun endlich das Scepter des Reichs wieder in die Hand eines nationalen Königs gelangt war, von dem man einen Nebertritt zur katholischen Kirche erwartete. Die Freude erwies sich jedoch von kurzer Dauer. Bereits unter Glifabeth hatte eine Parlaments = Acte die Ausübung des katholischen Cultus abgeschafft, aber es war einem Häuflein Brotestanten nicht möglich gewesen, ein ganzes Bolk seiner Religionsübung zu berauben. Der größte Theil der Einwohner blieb seinem alten Glauben treu, und an den König gelangte eine Petition, er möge feinen irischen Unterthanen die freie Ausübung des katholischen Cultus gestatten. Das wurde nicht allein verweigert, sondern auch vier der Deputirten, die das Gesuch überreicht hatten, in den Tower gesteckt. Der König war seinerseits gereizt worden: die Corporationen von Limerick, Cork und Waterford hatten dem häretischen Souveran den Treueid verweigert, und dies mit Berufung auf dahin gehende Entscheidungen der Universi= täten von Salamanka und Valladolid. Als man in Frland vernahm, was geschehen war, beschloß man, zu den Waffen zu greifen. Zwei irische Große, Tyrone und Thrconnell, wurden zu Anführern beftimmt und Berhandlungen mit auswärtigen Mächten angeknüpft. Allein die Berschwörung ward entdectt: als die Empörung ausbrach, waren die beiden Carls geflohen und die Führung einem ungeftumen JungIrland. . 129

ling von einundzwanzig Jahren zugefallen, der bald das Opfer derfelben wurde. Die englische Regierung aber schritt zu einer Bolitik der Confiscation. Die Grafschaften Donegal, Derry, Tyrone, Fermanagh, Cavan und Armagh, mit andern Worten zwei Drittel des Nordens, wurden als der Krone anheimgefallen erklärt; fie umfakten ein Gebiet von zwei Millionen Acres. Man icheint fich daran erinnert au haben, wie das römische Colonisationsinstem als Mittel aur Unterwerfung und Civilifirung eroberter Länder verwerthet worden war, und beschloß, das fo gewonnene Land mit schottischen und englischen Ansiedlern zu besetzen. Schon während der Regierung der Königin Elisabeth waren vorbereitende Schritte in diefer Richtung geschehen und Colonien folder Einwanderer in Down und Untrim errichtet worden, die fich jedoch nicht erfolgreich erwiesen. Ein zweiter, glücklicherer Bersuch wurde in Cork und Kerry gemacht; aber nichts von allem Dem ließ fich mit den Unternehmungen vergleichen, die jest in Ulfter begonnen wurden. In mancher Beziehung erwies sich die dort eingeführte Politik unleugbar als ein Erfolg. Begueme Bachtwohnungen entstanden in der troftlosen Dede von Tyrone. Die Corporation von London unternahm die Colonisation von Derry und gab ihr den Ramen Londonderry, der in der Gefchichte jur Berühmtheit bestimmt war. Ueber die ganze Proving wurden Felder umzäunt, entwäffert und in Stand gesett, Städte und Dörfer gebaut, Handel und Manufacturen gefördert, und fo der Grund zur Wohlfahrt gelegt, die Ulfter feit diefer Confiscation von 1610 vor dem gangen übrigen Frland so günstig unterschieden hat 1). Allein diefes Borgeben, das fo ichnell auf die Zerftorung der alten Ordnung der Dinge im Lande gefolgt war, hatte noch das weitere Ergebniß, daß es bei den irischen Gingebornen das Bertrauen in den englischen Gerechtigkeitsfinn auf immer zerftörte. Sie gingen von der Neberzeugung aus, daß tein Verrath von Seiten der Stammeshäupter die uralten Rechte der Inhaber des Landes auf ben Besit desselben erschüttern konnte, und als fie sich aus ihren heimathlichen Stätten nach Moraften ober unwirthlichen Sohenzugen versetzt faben, erwachte in ihren Seelen ein nicht mehr zu bannendes Gefühl der Empörung und Teind= ichaft, deren bittere Früchte für die Butunft reiften.

Der große materielle Erfolg des in Ulster eingeschlagenen Berfahrens und der schnell dort zunehmende Werth von Grund und Boden legten indessen den Gedanken nahe, dasselbe Experiment auch in andern Theilen des Landes zu wiederholen; und da wo offene Gewalt zur Beraubung und Bertreibung der alten Besitzer nicht angewendet werden konnte, griff man zu den verwerslichsten und perfidesten Mitteln. Bereits durch Ucte vom zwölsten Regierungsjahr Slisabeths war dem Lord-Deputh die Besugniß ertheilt worden, die Ländereien irischer Clanhäupter erst einzuziehen und dieselben ihnen dann wieder zu bewilligen. Viele der irischen Großen hatten dieses gesetzliche Bersahren für sich in Unspruch genommen, und in Folge dessen ihren Besitz den Bestimmungen des englischen Rechtes längst vor dem Jahr 1605 unterworsen, wo dasselbe allgemeine Geltung

¹⁾ Einer meiner Borfahren war selbst in dieser Angelegenheit mit Rath und That betheiligt, und gibt sehr interessante Aufschlüsse über die trostlosen Zustände in Ulster vor der Colonisation. S. Blennerhassett: "Direction for the Plantation in Ulster", London 1610.

über ganz Irland erhielt. Run, unter Jakob I., wurde es zur Gewohnheit, die Rechtstitel folder Besitzer anzusechten, und eine besondere Classe von Menschen, die fich "Discoverers" nannten, machte es fich zur Aufgabe, technische Lücken und Kehler in den Befit-Urkunden zu entdecken und es darauf bin zu bewerkstelligen, daß die Güter solcher Eigenthümer als der Krone anheimgefallen erklärt und hierauf in vielen Fällen entweder ihnen oder ihren Auftraggebern zugesprochen wurden. Es ergab fich von felbft, daß nach langen Bürgerkriegen und Unruhen aller Art eine Menge von Anhaltspunkten für ein folches Verfahren geboten waren; bald nahm man für jeden Fußbreit Landes das Eigenthumsrecht der Arone in Anspruch, und suchte das neue Unfiedlungssuftem über die gange Infel auszudehnen. Der unter Jakob I. in dieser Richtung gegebene Impuls ging nicht mit seiner Regierung zu Ende: nach dem Garl von Clare wurden im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts nicht weniger als 11,697,629 Acres Land confiscirt. Er fügt hinzu, daß nur etwa fünf oder feche Geschlechter englischer Abstammung überhaupt verschont geblieben, eine Anzahl von Ländereien aber zweimal, und felbst dreimal im Laufe diefes einen Jahrhunderts confiscirt tvorden feien 1). Das allein hatte genügt, um alle Begriffe der Nation in Berwirrung zu bringen; was diese Verwirrung aber noch steigerte, war der feste Glaube der Masse des Landvolks, daß Grund und Boden ihm wirklich zu eigen gehöre, ein Glaube, deffen Ursprung aus der agrarischen Borgeschichte des Landes leicht nachzuweisen ift.

Und nun trat zu allen vorhandenen Elementen der Unordnung die commercielle Politik von England, die das irische agrarische Problem zu einem vollständig unauflöslichen zu machen drohte. Die Geschichte diefer Politik hat am besten Lord Dufferin, jest Botschafter Englands bei der Pforte und felbst ein Jrlander, erzählt2). Schon im 16. Jahrhundert pflegte irisches Vieh auf englischen Märkten um geringeren Preis verkauft zu werden, als der für englisches Bieh verlangte. Als im zwanzigsten Jahr von Glifabeths Regierung die Ginfuhr von inländischem Bieh nach England verboten wurde, griffen die Irlander jum Austunftmittel, es im Land zu schlachten und das eingefalzene Fleisch auf den englischen Markt zu bringen. Nun wurde dieses Fleisch mit hoben Einfuhrzöllen belegt und der ganze handel fo behindert, daß fein Ruin nicht mehr aufzuhalten war. Die Irlander versuchten es jeht mit der Schafzucht, für welche das Klima ihres Heimathlandes sich ganz besonders eignete; die irische Wolle war von schönfter Qualität und so ergibig, daß sie weit über ben eigenen Bedarf reichend, als Handelsartikel fich verwerthen lieft. Die irischen Frauen lernten das Weberhandwerk, und es schien, als ob diese Industrie für Irland die Bedeutung erhalten follte, die der Wollhandel mahrend des Mittelalters für England gehabt hatte. Aber es follte anders kommen: eine Parlamentsacte unter Karl II. erklärte die irische Wolle für Contrebande, und als es fich zeigte, daß diefer Schritt ihrem Absak in den fübeuropäischen Staaten teinen Eintrag that, festen die Tuch-, Woll- und Flanellfabrikanten Englands

¹⁾ S. Speech of Lord Clare on the Union, p. 21.

²⁾ S. Yord Dufferin: "Irish Emigration and the Tenure of Land in Ireland", p. 129 ff.

Frland. 131

ihre Ugitation jo lange fort, bis fie endlich unter Wilhelm III, eine Barlamentsacte zu Stande brachten, die der irländischen Wollindustrie einfach den Todesitok gab, und in Folge von welcher 20,000 Fabrikanten das Land verließen. Man versuchte es hierauf mit ber Seidenindustrie, und auch dieser boten sich gunftige Musichten; aber ichlieklich erging es ihr nicht anders als der Wollfabrikation. Die Baumwollhandler, die Buderraffinerien, die Seifenfabritanten, die Licht= zieher, mit einem Worte alle Gewerbsleute, die sich durch die irische Industrie in ihren Intereffen geschädigt faben, beeilten fich, immer wieder vom Barlament die Bernichtung derfelben zu verlangen, und tamen ichlieglich immer an's Biel. Ein Beispiel dafür, wie sehr man entschlossen war, das Wohl von Irland dem vermeintlichen Besten der Schwesterinsel auf's Rücksichtsloseste zu opfern, bieten zwei Petitionen der Fischer von Foltstone und Aldborough, die 1698 an das Unterhaus gelangten. In diesen Betitionen führten die englischen Tischer darüber Alage, daß die Irlander an ihren eigenen Ruften, zu Waterford und Werford, ben Berinasfang betrieben. Der Handel mit England war vernichtet, aber Brland fonnte fich möglicherweise noch durch den Abjat feiner Industrie im Queland bereichern. Damit ware aber eine Rivalität mit dem englischen Seehandel entstanden, und das war gerade, was man in England um keinen Preis zu dulden entichloffen war. Schon unter der Regierung Karl's II. wurde den irischen Handelsichiffen aller Bertehr mit europäischen Häfen unterfaat; die Meere jenjeits der Caps durften fie nicht befahren. In Bezug auf den Sandel mit den Colonien wurde alle Husfuhr Irlands nach denselben ftreng untersagt und die wichtigften Colonialwaaren, wie Zuder, Baumwolle und Tabak, vom directen Import nach Irland ausgeschloffen; erst aus den englischen Häfen gelangten fie dahin. Diese Politik murde mit unerhittlicher Consequenz mahrend 250 Jahren festgehalten. Das Ergebniß derselben mar, daß ben Irlandern jene Eigenschaften verloren gingen, die den commerciellen Erfolg fichern; als endlich ihre Teffeln fielen, konnten fie nicht auf einmal wiedergewinnen, was Zeit und Ungunft der Berhältniffe ihnen geraubt hatte, und auf dem Teld der Industrie den Kampf um's Dasein nicht ebenbürtig aufnehmen. Schlimmer noch als das blieb es, daß einer von der Natur nicht mit den Instincten und Fähigkeiten ackerbauender Bevölkerungen begabten Nation nichts übrig gelaffen war als eben der Grund und Boden. Es ift nichts weniger als richtig, fich den Irlander von blinder Leidenichaft für den Anbau eines Stückchen Landes erfüllt vorzuftellen. Ware das wirklich jo, wie man es beständig wiederholt, er ware im Lauf der Jahre ein besierer Landwirth geworden, als er es ist, und die irischen Einwanderer in Umerika würden nicht, wie fie es fast ausschließlich thun, burch industrielle Unternehmungen, statt durch Landwirthschaft sich Reichthum und Bermögen erwerben. Die Wahrheit liegt vielmehr darin, daß mindeftens in drei von den vier Provinzen, aus welchen Irland besteht, einfach kein anderes Mittel zum Leben als der Landbau blieb. Nur darin ift die Ursache des Land= hungers zu suchen, den Mr. Gladstone so eindringlich geschildert hat; und beswegen werden in Frland gang unverhältnigmäßige Preise für das Recht geboten, ein fleines, noch dazu mit einem zuweilen ganz empfindlichen Pacht= ichilling belaftetes Stud Grund und Boden bebauen zu dürfen.

Mit Ausnahme von Connaught erwiesen sich die Erzeugnisse des Bodens im Land während einiger Zeit genügend, um die ganze Bevölkerung von ungefähr drei Millionen Menschen in verhältnißmäßigem Wohlstand zu erhalten. Nach und nach aber fühlte sich dieselbe immer mehr beengt und schließlich, da frühe Heirathen zu den Lebensgewohnheiten der Irländer gehören, vor die Alternative gestellt, entweder ihr häusliches Glück oder alle Bequemlichkeiten des Lebens zu opfern.

Das lebhafte Temperament des Volkes, sein gemüthliches Wesen, der Gin= fluß des Clerus, die Milbe des Alima's, der Ueberfluß an Beigungsmaterial, Die Leichtigkeit, mit welcher die Cultur der Kartoffel gedieh, entschied seine Wahl, und nach wie vor wurde in Frland früh geheirathet. Das Geschenk, das der thätige, erfinderische Sir Walter Raleigh den Irlandern schon unter Elisabeth mit Einführung der Rartoffelpflanze gemacht hatte, follte jest zur Rettung in der Roth, in Bahrheit aber zum tödtlichen Gift für fie werden. Bereits unter Jakob II. hatte sich diese Pflanze über den größten Theil von Irland verbreitet: fie schien mehr benn je bestimmt, mit verhältnigmäßig geringer Mühe einer ausnahmsweise dichten Bevölkerung als genügendes Nahrungsmittel zu dienen, bis plötlich dieses Nahrungsmittel ihr entzogen und fie allen Qualen des Hungers überantwortet wurde. Gine Generation nach der andern war in dem unglücklichen Lande dahin gebracht worden, fich stets neue Entbehrungen aufzuerlegen und ihre Kinder an ein Leben zu gewöhnen, das harter war als jenes, das im gleichen Alter die Bater gekannt hatten. Zugleich aber berftarkten außere Bufalle, unter andern die Steigerung der Preise mahrend der Napoleonischen Rriege, die Tendeng der Race nach ichneller Bermehrung und fo tam es, daß Frland bald das erschreckende Schauspiel einer, alle fünfzig Jahre sich verdoppelnden, und dabei lediglich auf Agricultur angewiesenen Bevölkerung bot, deren Grund und Boden, in Folge von schlechter Pflege und mangelndem Berftandniß für eine rationelle Bewirthschaftung desfelben, von Jahr zu Jahr tveniger producirte und endlich ftellenweise ihren getäuschten Soffnungen nichts mehr als Dornen und Unkraut entgegenbrachte.

Nach der Zerstörung aller nationalen Cigenthümlickeiten, nach den Confiscationen, nach einer merkantilen Politik, die dem Bolk nichts gelassen hatte, als den Boden, kam noch die religiöse Politik hinzu, um das Chaos chavtischer zu machen. Es genügt, aus der umfangreichen, gegen die Katholiken gerichteten Geschgebung die eine Bestimmung hervorzuheben, nach welcher alle mit Katholiken geschlossenen Pachtverträge für nicht bindend und jeden Augenblick widerrusslich erklärt wurden. Durch diese Bestimmung wurde die große Majorität der ackerbauenden Bevölkerung jeder Selbständigkeit und gesicherten Existenz beraubt. Da es überdies den meist von ihren Gütern abwesenden Gutsherren sehr schwer war, ihre ausgedehnten Bestigungen zu verwalten, so pslegten sie große Bruchteile derselben an eine Classe von Personen zu verpachten, die "Middlemen" genannt wurden, immer Protestanten waren, und das ihnen verpachtete Land in kleinen Parcellen und zu ganz enormen Preisen wieder an die um sie her tvuchernde Bevölkerung zu verpachten pslegten. Nicht besser als den Katholiken erging es den schottischen Preschyterianern, die Ulster colonisitet hatten. Sie

Irland. 133

tvaren ebenso eng als leidenschaftlich in ihren Unschauungen, haften die Unglikaner nicht minder als die römischen Katholiken, und empfanden den gleichen Abscheu gegen das Chorhemd der Staatstirche und die Tiara des Papftes. Much theilten fie die republikanischen Sympathien ihrer Glaubensgenoffen in England und Schottland, und erschienen in Folge deffen in Bieler Augen gefährlicher für Kirche und Staat als felbst die Katholischen. Während lettere mit einem gefeffelten, feiner Rlauen und Zähne beraubten Löwen verglichen wurden, nannte man den Pregbyterianismus eine aufgebrachte Wildfate, von der man jeden Moment gewärtigen muffe, sie harmlofen Wanderern an den Sals springen zu feben. Statt dem mildernden Ginfluß der Zeit gur Umwandlung folder Gefinnungen zu vertrauen, beschloß die Regierung, fie zum Nebertritt in die Staatskirche zu zwingen. Demzufolge wurde zu Dublin ein besonderer Gerichtshof eingesett, eine Reihe von Kirchengesetzen erlaffen und die Liturgie der englischen Staatstirche in gang Irland einzuführen gesucht. Bresbyterianer leifteten anfangs entschloffenen Widerstand; als aber das Drängen und Berfolgen der englisch-irischen Bischöfe und ihrer Bevollmächtigten immer gunahm, begannen fie, über ben Ocean zu flüchten, und endlich brachte es die englische Regierung dabin, daß sie die guten Resultate der Colonisation von Mifter durch ihre eigene Schuld wieder ichabigte und viele von den dahin verjehten Ansiedlern nach Neuengland vertrieb, wo fie später nicht wenig zum Bufammenfturz der Macht beitrugen, deren lohalfte und ergebenfte Bertheidiger fie ohne den gegen sie angewandten Awang geblieben wären 1).

Mit dem 18. Jahrhundert beginnt ein anderes, trauriges Rapitel irischer Geschichte. Auf dem Continent ausgebrochene Biehseuchen führten enorme Preise für gesalzenes Fleisch und conservirte Butter herbei. Die englischen Producte genügten dem ungeheuern Bedarf nicht und die landwirthschaftlichen Berhältniffe von Munfter erfuhren eine totale Umgestaltung. Wir haben gefagt, wie es fam, daß die Mehrzahl der Bächter vor dem Gesetz rechtlos und der Willfür ihrer Gutsherrn überliefert worden waren; aber im praktischen Leben und unter dem Einfluß der wirthschaftlichen Bedürfnisse konnten fie doch mit ziemlicher Beftimmtheit darauf rechnen, im Besitz ihres Bachtgutes solange ungeftort zu bleiben, als fie ihren Bachtzins zahlten. Jest aber anderte fich auch dieses, und fie wurden schonungslos, vornehmlich durch die Middlemen vertrieben, die ihren Bortheil babei fanden, die kleinen Farms in Beideland für große Seerden zu verwandeln. Das geschah besonders in Tipperary und Limerick, und in den fruchtbarften Gegenden von Clare, Waterford und Meath. Der Gemeindegrund, auf welchem das Bieh der Bauern zu grafen pflegte, wurde gleichfalls weggenommen und eingezäunt. Der lebergang vom Uderbau zur Biehzucht beraubte die Leute ihres Arbeitslohns und liek ihnen nichts als ihren Kartoffelacker, deffen Pacht beträchtlich erhöht wurde. Die Inhaber des Weidelands waren Protestanten und durch gesetzliche Berträge anerkannte Bächter, und als ob man

¹⁾ Einer dieser gestüchteten Presbyterianer, Macfamie von Tonegal, gründete die gegenwärtig is verbreitete presbyterianische Kirche von Amerika. S. Reid: "Presbyterian Church in Ireland", II, 425.

es darauf abgesehen hätte, die bäuerliche Bevölkerung vollständig zur Verzweislung zu bringen, waren ihre Weiden vom Kirchenzehent besreit; obwohl manche dieser Großpächter eine jährliche Kente von 3000 bis zu 10,000 Lzahlten, trugen sie keinen rothen Heller zum Unterhalt ihrer eigenen Kirche bei, der solglich wieder ausschließlich von den armen Katholiken bestritten werden mußte. Das war denn doch mehr, als Menschen zu tragen verwögen, und es wurden Geister herausbeschworen, die seither nicht wieder vom irischen Boden verschwunden sind.

Im Frühjahr 1760 verbreiteten fich dunkle Gerüchte von wohlausgerüfteten Männern, die des Nachts im Mondschein auf den Sügeln von Tipperary gesehen worden seien, wo sie in den Waffen sich übten. Man erzählte von frangösischen Officieren, die über den Canal kamen und wieder gingen, aber in Munfter ward keiner gesehen, und es wollte auch nicht gelingen, die Sand auf Waffen gu legen. Aber bas Erscheinen weißer Geftalten bei nächtlicher Beile dauerte ununterbrochen fort, und wo sie aufgetaucht waren, fand man des Morgens eingeriffene Zäune, klagendes, verftummeltes Bieh und zuweilen auch die versengten Mauern eines abgebrannten Bächterhauses und die verkohlten Leichen feiner Bewohner. Bald war die große Ebene inmitten von Frland in einem Buftand völliger Anarchic. Ihre Bewohner hatten fich durch die feierlichsten Gibe verpflichtet, teinen Mitverschworenen zu verrathen, kein irgendwie ihn bloßstellendes Zeugniß vor Gericht abzugeben. Berhaftungen führten zu nichts; Die Beugenaussagen waren so beschaffen, daß den Richtern nichts übrig blieb, als die Geschwornen zur Freisprechung der Angeklagten aufzufordern. Während der tatholische "Whiteboh" den Süden terrorifirte, ereignete fich Aehnliches im Norden. Den unmittelbaren Anlag dazu gab die ungerechte Bertheilung der von den einzelnen Grafichaften zu entrichtenden Steuern durch die Grand Juries, die beinahe ausschließlich aus Großgrundbefigern zusammengesett waren. Das zum Unterhalt der Brücken und Strafen bestimmte Geld verwendeten einige dieser Herren auf eigennützige Weise und in den besonders schwer belafteten Grafschaften von Derry, Armagh, Throne, Down und Antrim war cs dahin gekommen, daß die meiften Wege unfahrbar geworden waren. Die Rleinpächter ichlossen 1764 nun auch dort einen Bund unter dem Namen "Hearts of Oak". deffen Ausschreitungen jedoch das Maß des im Guden geubten Terrorismus nicht erreichten. Erst einige Jahre fpater trat das Greigniß ein, das auch den Norden revolutionirte.

Ein höchst unwürdiger Nachkomme von Sir Arthur Chichester, dem LordDeputh Jakobs I., hatte große Güter in Antrim geerbt. Dieser Edelmann,
fünster Earl und erster Marquis von Donegal, war durch die wachsende Bedeutung des Handels von Belsast außerordentlich reich geworden, und es tras
sich, daß alle seine Pachtverträge gleichzeitig erneuert werden mußten. Für ihren
Wiederabschluß, auf Grund der disherigen Bedingungen, verlangte er eine Anzahlung von 100,000 £. So viel Geld stand seinen Pächtern, lauter
Protestanten, nicht zur Versügung; allein sie boten sich an, dieses Kapital bei
Erlangung ihres Pachtschlüsings mit zu verzinsen. Der billige und mögliche
Vorschlag wurde zurückgewiesen. Einige Speculanten aus Velfast brachten die

Frland. 135

verlangte Summe zusammen, übernahmen als Middlemen ben Bacht ber Ländereien und vergaben diefelben dann wieder an Kleinpachter, Die größtentheils Ratholiken waren. Gin anderer Grofgrundbesiger folgte dem Beispiel von Lord Donegal und 6000 bis 7000 Familien wurden obdachlog. Diejenigen derselben, die noch die Mittel dazu aufbringen konnten, gingen über den Ocean, begegneten fich mit den Nachkommen jener Bregbyterianer, die der religiösen Intolerang jum Opfer gefallen waren, und wurden im Berein mit ihnen die heftiaften Seccffioniften des jungen Amerita. Die Burudgebliebenen dagegen bilbeten eine Berbrüderung, die fich die "Peep o' day boys" nannte, und fich die Berfolgung jener Ratholiken jum Zweck fette, die als Bachter ihre Rachfolger geworden waren und nun ihrerseits sich zu einem Bunde, "defenders" genannt, gegen sie organifirten. Dieser lettere, der sich nach und nach über die gange Insel ausdehnte, wurde der Kern der Insurrectionsarmee von 1798. Diese drohenden Anzeichen verhinderten aber andere Grundherren nicht, das Beispiel der beiden großen Landlords von Antrim zu befolgen, und die Landbevölkerung des Nordens beantwortete ihr Borgehen durch die Gründung des Bundes der "Hearts of Steel". Der Bustand von Ulster wurde so gefährlich, daß eine Urmee dahingesandt werden mußte. bie General Gisborne, ein kluger, menschenfreundlicher Officier, befehligte. Das Bolk empfing ihn wie einen Freund, unterwarf fich, bestand aber barauf, bag er felbst seine Beschwerdearunde untersuchen solle. Gisborne that es und fand, daß nur eine verhältnigmäßig kleine Minorität von Grundbesitern ihren Bachtern gerechten Unlag zur Klage gegeben hatte, und bewog diese Minorität, ihr Berhalten zu ändern, was auch geschah und zur Wiederherstellung der öffentlichen Rube führte. Allein das angerichtete lebel ließ sich doch nicht wieder gut machen. Innerhalb der zwei Jahre, die den Bertreibungen in Antrim folgten, verließen 30,000 Protestanten die Proving Ulfter, um nach Amerika auszuwandern. Dort scharten fie sich, in tiefster Seele erbittert, um die Fahnen von Washington, und warfen ihren ganzen Einfluß in die Wagschale, um ihn und seine Freunde dahin zu treiben, wohin fie freiwillig nicht gegangen wären.

In den Bereinigten Staaten liegt gegenüber von Bofton eine Sügelreihe, die in sanften Linien bis etwa 200 Fuß über dem Meer sich erhebt und die Stadt und den Hafen beherrscht. Der höchfte Bunkt derselben führt den Namen Bunkers Sill, und am 17. Juni 1775 hielten ihn 1500 Infurgenten, die sich dort oben verschanzt hatten, besekt. Gine englische Colonne von 3000 Mann, die das Ranonenfeuer der britischen Flotte unterstütte, drang mit ruhiger Zuversicht vor, und bachte fie mit leichter Mühe aus dieser Stellung zu vertreiben. Uls fie jedoch bis gang nahe an den Feind herangekommen war, empfing fie ein jo morderisches Teuer, daß fie, in Unordnung gurudweichend, endlich den Sügel wieder hinabeilte; Officiere und Mannichaften aber waren entschlossen, nicht von einer Schar undisciplinirter Freiwilliger fich schlagen zu laffen und ben Sugel um jeden Preis zu nehmen. Es gelang nach drei verzweifelten Angriffen, die bem britischen Beer 90 Officiere und beinah ebensoviel Soldaten als die Zahl derjenigen kosteten, die sich ihnen entgegengestellt hatten. Die Insurgenten aber waren zum Bewuftsein deffen gekommen, was fie vermochten, und der Tag vom 17. Juni trug keinen geringen Antheil am endlichen Ausgang bes Rampfes.

Außerhalb Belfaft liegt ebenfalls ein Bunker's hill genannter hügel. Wie der jett so berühmte Name über den Ocean drang, läßt sich nicht genau nachweisen; aber Froude nimmt an, daß ihn jene Verbannten nach Massachusetts trugen, deren Kinder die Vergeltung für alle Thorheiten und Verbrechen sich vollziehen sahen, die Frland zu Grunde richteten.

Irland felbst tam nicht zur Ruhe. Die "Whitebons" im Suben traten 1786 mit vermehrter Beftigkeit wieder auf; ihre Organisation vervollkommnete fich und es unterftütte fie die Sympathie der Bevolkerung und der allgemein gewordene haß der Bauern gegen das Gefet in allen feinen Formen. Daß es to weit gekommen war, konnte Niemanden Wunder nehmen. Die englische Auffaffung des Befiges hatte fich im Geift des irifden kleinen Mannes zuerst mit der Migachtung der Rechte und des herkommens identificirt, unter welchen feine Borfahren während Jahrhunderten gelebt hatten; dann war fie ihm als Erpressung, und endlich als offene Beraubung erschienen, die sich unter den technischen Formen eines ihm unbekannten und unverftändlichen Gefetbuches barg, um end= lich als legalifirte, sustematische Unterdrückung zu herrschen. Unter solchen Um= ftänden fand der Ausbruch der frangösischen Revolution die Insel zur Empörung reif: ich wurde meinen Zweck fur verfehlt erachten, wenn es mir nicht gelungen ware, nachzuweisen, daß die Ursache berselben in den agravischen Zuftanden Frlands gegeben war. Allein was heute fo klar erscheint, war es damals nicht; Grattan hatte taum eine Uhnung bavon; Burte erkannte es nur jum geringen Theil; Lord Clare allein gab fich Rechenschaft darüber. Un bem Schickfal einer, tvenige Jahre früher, 1772, unter der Abministration von Lord Townshend im irischen Unterhaus eingebrachten Bill zum Schutz ber Bachter hatte fich bie Unmöglichkeit erwiesen, von dieser politischen Bersammlung eine gerechte, gemäkigte Makregel zu erhalten.

Wurde aber eine Parlamentsreform und die Katholiken-Emancipation durchgefett, und erfolgte damit die plötliche Einführung eines ftarken volksthumlichen Elementes in die nationale Vertretung, so mußte man sich auf die Durchführung gang revolutionärer Magregeln gefaßt machen. Endlich, nachdem die Rebellion niedergeworfen worden war, erkannten Alle, die sich nicht von politischen Leidenschaften mit fortreißen oder durch hohle Phrasen irreleiten ließen, daß mit Begug auf die Beziehungen zwischen England und Irland keine andere Wahl blieb. als entweder vollständige Trennung oder die Union. Die Union also wurde beschloffen und auch vollzogen. Obwohl diese Magregel eine weife und in ihren späteren Ergebniffen durchaus heilfame war, vermochte fie die während Sahr= hunderten gefchlagenen Bunden nicht plotlich ju beilen. Sie konnte Denjenigen, welchen die Unterdrückung ihre Unabhängigkeit, ihr Selbstvertrauen und ihre Redlichkeit geraubt hatte, diese Tugenden nicht guruckerstatten; es stand nicht in ihrer Macht, dieselbe Generation mit Mäßigung zu erfüllen, die in der Ueberzeugung herangewachsen war, daß Mäßigung ein Berbrechen, und die Anwendung von Gewalt eine verdienftliche Sandlung fei. Uber das Parlament der Bereinigten Königreiche hatte vermocht, was das irijche Barlament zu leiften nicht

¹⁾ Froude: "The English in Ireland", II, 141.

Frland. 137

im Stand gewesen war, und an ihm war es, das Werk der Reform aufzunehmen. Wie Lord Clare in Bezug auf die alten Zwangsgesetz gegen die Katholiken zu versahren gewünscht hatte, so wäre es jetzt die Aufgabe der Minister der Krone gewesen, die große Angelegenheit der Emancipation der Katholiken spstematisch in die Hand zu nehmen, statt sie einzelnen Individuen zu überlassen, die darin ein bequemes Mittel sanden, Popularität zu gewinnen; und wie derzelbe Staatsmann nicht müde wurde, es seinen Collegen zu wiederholen, hatten sie die Pklicht, eine Besserung der Lage der irischen Landbevölkerung herbeizussühren und sie von den drückenossen zu bespeich 1).

Der König jedoch verwarf diesen Theil vom Programm des Staatsmannes, der die Union durchgesetzt hatte, und die Ursachen der Unzufriedenheit von Frland bestanden fort.

III.

Den Augenblick, wo es möglich gewesen ware, Arland mit verhältnismäßig geringen Schwierigkeiten ju beruhigen und zu verfohnen, hatte man unbenütt verloren gehen laffen, und dieser Augenblick kehrte nicht wieder. Es geschah fo gut als nichts zur Löfung des agrarischen Problems und doch verschlimmerte es sich von Tag zu Tag mit der wahrhaft erschreckenden Zunahme der Bevölkerung. In manchen Districten erwies sich das Land bereits vollständig unvermögend, die fich drängenden Menschen zu ernähren und alle gegen fie angewendeten 3mangs= Magregeln brachten es nicht dahin, daß fie fich darein ergaben zu hungern und ihre Kinder hungern zu sehen. Da kam endlich der bereits hier flüchtig berührte Moment, wo die Natur zur Selbsthilfe griff: ohne jede vorhergehende Warnung brach das Unheil herein, und vornehmlich im Süden und Westen flüsterten die Leute, mit bebenden Lippen auf einen eigenthumlich intensiben Geruch verweisend, fich einander zu, daß die Kartoffeln migrathen feien. In diefe paar Worte faßte îich eine der größten nationalen Calamitäten zusammen, von welchen die Ge= ichichte erzählt. Gin ganges Bolt fab fich ber hungerenoth preisgegeben und in ihrem Gefolge kamen anfteckende Krantheiten über das Land, die das Bild graufiger Zerftorung vollendeten. Den Gutsherren wurde felbftverftandlich tein Bachtzins mehr gezahlt; die Urmenfteuer verzehnfachte fich und es kam zu einer allgemeinen Krifis. Die Regierung verlangte und erhielt die Sanction des Barlaments für eine Acte, wodurch jeder Grundbefiger ober beffen Gläubiger in den Stand gesetht wurden, ein bis jur Salfte feines Werthes belaftetes But ju verkaufen, und ein eigener Gerichtshof wurde zu diesem 3wed eingesett. Diese Magregel pries man zur Zeit als den Sohepunkt politischer Weisheit und es war vergebens, daß von irischer Seite eine Kritik derselben versucht wurde. Ihre unmittelbare Wirkung war die, daß eine Maffe von Gutern im Augenblick zum Rauf ausgeboten wurde, wo der mit ungewöhnlichen Saften beschwerte Grund= besit einer noch nie dagewesenen Entwerthung verfallen war. Feierlich ein= gegangene Berpflichtungen wurden bei Seite gejett und die werthgehaltenften

¹⁾ Yord Clare: Speech, 31: of January 1787. Irish Debates. Speech on the Union, p. 61; und Fronde: "The English in Ireland".

Traditionen des englischen Rechtes über das Wesen des Besitzes umgangen; die Gläubiger sahen sich zum Verkauf gezwungen, sie mochten wollen oder nicht und obgleich specielle Verträge sie schützten; so daß einer der tüchtigsten irischen Rechtsgelehrten keinen Anstand nahm zu erklären, daß in der ganzen englischen Geschichte kein ähnlicher gesetzlicher Eingriff in Privatrechte nachgewiesen werden könne¹). Die Staatsmänner, die ihn gewagt hatten, mußten sich noch überdies gestelhen, daß er resultatlos blieb, und die Schwierigkeiten eher vermehrte als verminderte.

Der Gerichtshof hatte seine Thätigkeit im Jahre 1849 begonnen. Von diefer Zeit an bis heute ift ungefähr ein Sechstel des Bodens, oder ein Werth von etwa 50 Millionen & in die Hände neuer Eigenthümer übergegangen. Dieselben übernahmen keinerlei Berpflichtungen, sondern wurden ausdrücklich als unumschränkte Besiger der von ihnen fäuflich erworbenen Ländereien anerkannt. Sie konnten entweder die Bachter zwingen, den vollen Raufwerth für ihr Pacht= But zu gablen, oder dieselben mit Unterstützung des Gesetes austreiben, und chen auf diesen Umstand hatte man gerechnet, um Rauflustige anzuziehen. In furger Zeit fah fich eine beträchtliche Ungahl von Gutsherren von den beimathlichen Stätten ausgewiesen, die ihnen und den Ihrigen durch lange und zum Theil auch aute Beziehungen mit der ländlichen Bevölkerung theuer geworden waren. Während viele von ihnen, trot aller Ungunft der Berhältniffe, die Gefühle und Traditionen diefer Bevölkerung geschont und geachtet hatten, erblickten ihre Nachfolger im Besitz des Landes einfach eine Geldanlage und dieser bloß pecuniaren Auffaffung ihrer Stellung fielen wieder die kleinen Bachter jum Opfer, die um fo rudfichtsloser ausgewiesen wurden, als die Erforderniffe der neuen landwirthschaftlichen Methoden auch in Irland die Adoptirung eines neuen Syftems der Bewirthschaftung dringend empfahlen. Sand in Sand mit der Bergrößerung der Bachtguter ging die Reduction der Bebolterung, und eine folde durch alle legalen Mittel zu fördern, lag nicht nur im Interesse des Guts= herrn, fondern auch des Bächters felbst. Bor Allem aber mußte den Ansprücken. Berhältniffen, Anschauungen und felbst den Borurtheilen der letteren mit Schonung und Billigkeit begegnet werden, wenn man überhaupt jum Ziel tommen wollte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die alten, grundbesitzenden Kamilien die schwere Brobe ehrenhaft bestanden und ihrer Pflicht auf eine oft bewunderungswürdige Weise gerecht wurden. Nicht minder wahr ift es, daß ein gegentheiliges hartes, unerbittliches Berfahren zumeift von den neuen Gutsherren ausging.

Die Zahl der in Irland ftattgefundenen Austreibungen betrug von 1849 bis 1856 die Zahl von 52,193, und 259,382 Personen wurden davon betroffen; wobei zu erinnern ift, daß damit nur jene Fälle angegeben sind, die zur officiellen Kenntnißnahme der Behörden und mit Hilfe der Gerichte zum Vollzug gelangten. Die ohne Vermittelung derselben, weil ohne Widerstand von Scite der Pächter vollzogenen Austreibungen waren noch viel zahlreicher, wurden aber nicht angezeigt, und sind daher nicht mehr genau zu ermitteln. Approximativ aber

¹ Butt: "Land Tenure in Ireland", p. 88.

139

läßt fich der Umfang derfelben barnach berechnen, bag während biefer Jahre 1,479,916 Berfonen auswanderten. Es wird angenommen, daß von den officiell bekannt gewordenen Austreibungen etwa ein Drittel auf Solche fiel, die ihren Bacht regelmäßig gezahlt hatten, deren Güter aber jum 3weck der Errichtung größerer Farms eingezogen werden follten. Ift diefe Borausfetung richtig, fo folgt baraus, daß 17,000 Austreibungen auf eine Bevölkerung bon ungefähr 87,000 Köpfen fielen, die nichts anderes verlangte, als ihren Berpflichtungen nachzukommen1). Und während all diefer Jahre und der folgenden, wo ein gleiches Berfahren fortgesetht wurde, peinigte den irijchen Bachter, neben der Angst und Sorge aus der Beimath gewiesen zu werden, auch die immer noch bei ihm überlebende dunkle Rückerinnerung daran, daß Riemand ein Recht habe, ihn vom Grund und Boden zu vertreiben, folang er dafür gable. Auch ift daran zu erinnern, daß die im Plan des Gutsherrn liegende Berfchmelzung der kleinen Bachtguter in große Farms es mit fich brachte, die bisherigen Wohnftätten der Bachter zu zerftoren. Dies geschah meiftens unter den Augen der vertriebenen Familien, zuweilen auch über ihren Köpfen, und hungernd und in Lumpen gehüllt mußten fie ihren Weg nach ben großen Städten von England oder Amerika suchen, wo sie vorläufig das vorhandene Proletariat verftärkten.

Nur durch das Prisma einer solchen Bergangenheit betrachtet, erscheint die Gegenwart im rechten Licht. Sie erklärt den Saß der amerikanischen Irlander gegen alle Landlords ohne Unterschied, die guten wie die schlechten, und den Zufluß der enormen Summen, die von dort aus der Landliga gezahlt werden. Eine noch in den mittleren Jahren ftehende Generation von Männern und Frauen bermag sich dort noch der Kinderzeit in der alten Beimath und der jammervollen Tage und Rächte vor der Austreibung zu entfinnen, bis endlich ber Augenblick tam, wo die Diener des Gesetzes mit Sprengeisen und Fackeln erschienen, und bald nachher die Wande ihrer armen Sitten zu einem qualmenden Afchenhaufen zusammensanken, von dem fie fich in Sturm und Wetter abwenden mußten, um nach langer Frefahrt auf den Heerstraßen des Landes allen Qualen der langen Reise auf dem Auswandererschiff zu begegnen. Bielen biefer Müchtlinge hat die neue Beimath bequeme Wohnstätten und ein gutes Auskommen, nicht wenigen auch Wohlfahrt und Reichthum vorbehalten; aber der Saß gegen die britische Herrichaft, die das Glend ihrer Eltern verschuldete, ift für fie eine Urt von Cultus geblieben, den fie ihren Rindern predigen und der burch ihre Organe in der Preffe, sowohl in Frland als in Amerika, forgfältig gepflegt und durch alle Hilfsmittel politischer Leidenschaft unterhalten wird. Seinem innersten Wesen liegt die hiftorische Tradition derzenigen Zuftande gu Grunde, die wir hier zu ermähnen versucht haben; aber feine eigentliche Stärke gewinnt biefer Saß gegen England aus ber noch frischen Erinnerung an bie Borgange feit 1849 und aus dem sträflichen Berfahren der Gutstäufer bon damals, die den Grund und Boden lediglich wie eine kaufmännische Waare behandelten, und durch englische Gesetzgeber und Dekonomisten in ihrer verderblichen Täuschung bestärft wurden.

¹⁾ S. Cairnes: "Political Essays", p. 192 ff.

Sand in Sand mit diefen wirthichaftlichen Buftanden gingen nach wie vor in Frland Unordnungen, Berichwörungen und Gewaltthätigkeiten aller Art, welche die Aufmerksamkeit von Staatsmännern und Politikern immer wieder der irischen Frage zuwandten, bis im Berbst 1868 Mr. Gladstone fein erstes Minifterium bildete, und 1870 dem Unterhaus eine Bill zur Regelung der Beziehungen amifchen Gutsherrn und Bachter vorgelegt wurde. Sie verfolgte den doppelten 3med, den irischen Bächtern Sicherheit des Bachtes zu geben und landwirth= ichaftlichen Berbesserungen Borschub zu leisten. Der erste Bunkt bot die aller= größten Schwierigkeiten. Schon 1860 war die Durchbringung einer Landacte durch das Ministerium von Lord Balmerston versucht worden, zu dessen hervorragendsten Mitaliedern auch Gladftone gehörte. Diefes Gefet von 1860 beruhte einfach auf dem Brincip der Berpachtung von Grund und Boden auf der Bafis des Bertrags: es war Die logische Consequeng der Gesetgebung, die 1849 gur Ginsehung des Gerichts= hofes für Zwangsverkäufe geführt hatte. Sollten Kapitalisten zum Ankauf von Bütern in Frland ermuthigt werden, so mußte alles geschehen, um den Abichluß eines folden Geschäftes möglichst vortheilhaft für sie zu gestalten, gleich= viel ob man nun diesen Zweck dadurch erreichte, daß die Bächter dazu gebracht wurden, den höchsten von ihnen zu erschwingenden Pachtschilling zu zahlen, oder ob der Werth des Gutes durch ihre Ausweisung gesteigert wurde. Zehn Jahre nach Infraftsetung der Landacte von 1860 und einundzwanzig Jahre nach Ginführung des berühmten Gerichtshofs von 1849 mußte die Regierung, fo schwer ihr das auch fallen mochte, bekennen, daß einerseits die Agitation in Irland auf den Ideengang jurudguführen fei, aus welchem diefe Gefetgebung hervorgegangen war; daß es aber andererseits 1870 unmöglich sein würde, vom Barlament die Genehmigung für Magregeln zu erlangen, welche die Intereffen Derjenigen ohne Compensation geschädigt haben wurden, die unter ausdrücklicher Garantie der englischen Regierung und ihres Organes, des Gerichtshofes von 1849, ihre Capitalien in irischen Grund und Boden angelegt hatten.

Gine directe Schäbigung der den Gutsherren gemährleifteten Rechte murde durch die Landacte von 1870 denn auch nicht von der Regierung vorgeschlagen. Aber dem Bachter wurde die Sicherheit des Befites doch factifch dadurch gegeben, daß man vom Gutsherrn die Erlegung einer Geldbuffe verlangte, so oft er von den ihm gesetzlich verbürgten Rechten Gebrauch machen wollte. Sein unbeschränktes Besitzrecht wurde laut ausgesprochen; die Befugnif, seine Bächter, wenn es ihm so gefiel, aus ihren Farms zu vertreiben, beftritt ihm Niemand: fobald er jedoch, aus irgend einem andern Grund als dem der Nichtzahlung des Pachtschillings, von diesem seinem Recht Gebrauch machen und einen Kleinpächter austreiben wollte, wurde ihm die Zahlung einer fo hohen Entichadigungssumme auferlegt, daß er fich die Sache zweimal überlegte, bebor er fein Recht in Unwendung brachte. In allen Fällen, wo der Pachtschilling die jährliche Summe von 15 & nicht überstieg, und felbft dann, wenn die Austreibung wegen Nichtbezahlung desfelben erfolgt mar, ftand es dem Bachter qu, bei ben Gerichten Entschädigungsansprüche zu erheben, die auch dann bewilligt wurden, wenn die Gerichte den Betrag des Bachts zu hoch fanden. Diefelbe Landacte von 1870 beftimmt ferner, daß gleichviel, ob der Bachter fein Gut

Frland. 141

freiwillig aufgab, ober ob auf Grund der Nichtbezahlung des Pachtschillings seine Bertreibung von demselben erfolgte, er in beiden Fällen Anspruch auf volle Entschädigung für die von ihm durchgeführten Berbesserungen habe, und überdies wurden ihm Erleichterungen zum Ankauf des Gutes gewährt, wenn der Besitzer desselben es zu veräußern beabsichtigte 1).

Diefe Magregeln waren zweifelsohne außerordentlich liberal, aber fie enthielten bennoch die Reime weiterer Berwicklungen, weil fie dem Bachter das nicht gaben, was er eigentlich wollte. Wie bereits betont worden ift, ging er von der Ueberzeugung aus, daß Riemand das Recht befaß, ihn aus feinem Bacht= gut zu bertreiben, fo lange er einen entsprechenden Bins bafür gablte. Statt beffen hatte nun die Landacte von 1870 die Bedingungen, unter welchen er ausgewiesen werden konnte, fehr koftspielig gemacht. Gine Summe Geldes ent= ichabigte ihn aber nicht fur den Berluft feines heimischen Berdes und feiner Erwerbsquelle. Er griff alfo zu dem erprobten Mittel neuer Agitation und unter den erschwerenden Umftanden einer Reihe von schlechten Ernten nahm die= felbe bald fo gefahrdrohende Berhältniffe an, daß die Landfrage binnen furgem wieder die große Frage des Tages wurde und am 7. April 1881 eine neue Landbill von Mr. Gladftone vorgelegt wurde. Dieje Bill ift unerachtet ihre? beträchtlichen Umfangs - fie enthält nicht weniger als 62 Abschnitte - doch fein unklares, wohl aber ein fehr kunftliches Gefüge. Ausbrücklich ober ftill= ichweigend bewilligt fie alle bis zur Ginführung der Landliga von den Bachtern geftellten Forderungen. Nach den Bestimmungen der Landacte von 1881 fann jeder Bächter ben bisher von feinem Gutsherrn von Jahr zu Jahr fixirten Bachtzins durch gerichtliche Entscheidung für die nächsten fünfzehn Jahre festgestellt erhalten. Nach Ablauf diefer Frift kann er vor Gericht eine neue Feststellung des Bachtzinses für die gleiche Zahl von Jahren begehren und diefes Berfahren nach Gutdunten wiederholen. Es fichert ihm den Bacht feines Gutes für alle Zeit, unter der Bedingung einer möglicherweise alle fünfzehn Jahre wechselnden Rente, die aber nie in Folge der von ihm eingeführten Berbefferungen erhöht werden darf. Allen Inhabern von langer als auf ein Jahr fich ausdehnenden Bachtverträgen fteht es gleichfalls frei, nach Ablauf derfelben die Bestimmungen diefes Gefetes für fich in Unspruch zu nehmen, vorausgesett, daß ihre Bachtvertrage vor dem Jahr 1941 ju Ende geben. Rein Bachter, deffen Bins auf Dieje Beife festgeset ift, tann jum Aufgeben feines Butes gezwungen werden, es fei denn, daß er nicht punktlich gahlt, ober seine Ländereien gertrummert und durch fortgesette Migwirthichaft verwüftet. Er tann ferner feinen Bacht verkaufen, nur daß in diesem Fall dem Gutsherrn das Rudtauferecht zufteht, und wenn er und fein Bachter fich über den Preis nicht einigen können, fo ift es wieder das Bericht, welches benfelben festfett. Wenn der Gutsherr es ift, der den Antheil des Bächters käuflich an sich bringt, so wird der letztere, im Fall er wieder pachtet, ein sogenannter "future tenant", ober zukunftiger Pachter, der auf Fixirung feines Pachtzinfes durch den Gerichtshof keinen Unspruch mehr hat. Dasfelbe tritt ein, wenn die Entlaffung des Bachters wegen Nichtbezahlung erfolgt.

¹⁾ S. das vortreffliche Buch von Richen: "The Irish Land Laws".

Diese kurze Auseinandersetzung der wesentlichsten Bestimmungen der Bill genügt, um zu beweisen, daß sie dem Pächter ein Mitbesitzrecht auf den von ihm bebauten Grund und Boden verleiht, und alle weiteren Clauseln derselben dienen nur dazu, die gesetzlichen Beziehungen zwischen dem Gutsherrn und seinem Pächter auf Grund der Boraussetzung zu regeln, daß ihre beiderseitigen Interessen eine Art von Bartnerschaft zwischen ihnen begründen.

Das Resultat des Geschehenen aber ift die Zerftörung des absoluten Befikrechts auf den Boden überhaupt. Er gehört in Frland weder dem Guts= herrn noch dem Bachter. Auf die Gefahr einer folden Gesetgebung noch besonders zu verweisen, ift nicht nöthig. Leron = Beaulien hat, in der "Revue des Deux Mondes" dieselbe besprechend, auf ihre mahrscheinlichen Kolgen aufmert= fam gemacht. Er weiß als Franzose am besten, welche Quelle der Feindschaft und Bitterkeit zwischen der grundbesitzenden Aristokratie und den Bauern die Unficherheit des Besitzechts auf Grund und Boden, und die als unvermeidliche Folge davon fich ergebenden beständigen Processe in der zweiten Sälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich geworden waren, und wie die gegenseitige Unimosität ihren Höhepunkt erreichte, als 1776 das berühmte Buch von Boncerf "Sur les Inconvénients des droits féodaux" eridien. In unferm Fall aber ift die aus folden Contestationen voraussichtlich zu erwartende Unzufriedenheit nicht die dringenoste Gefahr der Acte von 1881. Giner der Commissare des neueingesetzten, seit October fungirenden Gerichtshofes zur Firirung der Bachtzinfe hat auf's Beftimmteste den Grundsak aufgestellt, daß dabei in keiner Beise dem Umftand Rechnung getragen werden dürfe, wie der Werth des Bachtzinfes ein gang anderer, und in vielen Fällen beträchtlich höherer fein würde, wenn an die Stelle des nachlässigen, verarmten Bächters ein strebsamer, verständiger und unternehmender Landwirth gesetzt würde, eine Auffassung der Dinge, die nach den bis jett gemachten Erfahrungen von allen übrigen Commissären zur Richtschnur ihrer richterlichen Entscheidungen gemacht worden ift. Das nothwendige Er= gebniß dieses Berfahrens in Bezug auf den Gutsberrn liegt klar vor Aller Augen. Es bindet ihn an eine Schätzung des Grund und Bodens, die nicht durch den Werth seiner Erzeugnisse und seiner Ertragsfähigkeit, sondern durch die jeweilige Leiftung des Bachters bedingt ift, deffen Migwirthschaft durch eine entsprechende Reduction seines Pachtzinses also förmlich noch prämiert wird, während fein Gutsherr den doppelten Berluft einer Schmalerung feines Ginkommens und einer Entwerthung seines Besitzes über sich ergehen laffen muß, ohne daß es in seiner Macht liegt, dem einen oder andern dieser, seinen Wohlstand unter= grabenden lebel abzuhelfen 1).

Run sind aber die irischen Grundbesitzer durch die englische Gesetzgebung in's Leben gerufen und zur Anlage und Belassung ihres Bermögens auf irischem Grund und Boden veranlaßt und ermuthigt worden, und wenn jetzt dieselbe

¹⁾ Daß die vage Claufel der Bill (subsection 2 of Clause 5), welche in fortgesetter Mißwirthschaft einen Grund zur Ausweisung des Pächters erkennt, den Gutschern dennoch nicht gegen die Folgen einer solchen Mißwirthschaft schützt, lehrt die Ersahrung einen Jeden, der mit solchen Dingen sich befaßt hat.

Irland. 143

Regierung ihre Interessen schädigt und fie verhindert, aus ihrem Bermogen den beften Ruken zu ziehen, fo ift fie doppelt dazu verpflichtet, den ihnen hierdurch zugefügten Schaden durch weitere legislatorische Magregeln wieder gut zu machen. In dieser Sache auf halbem Weg fteben zu bleiben, hieße nichts Geringeres. als die Ehre der englischen Nation auf's Spiel seken, und das ift undenkbar von einer Berwaltung, an deren Spite Mr. Gladstone steht. Bereits 1870 war im Barlament der Gedanke angeregt worden, dem irifchen Bachter fein But fo lange ju fichern, als er einen, von Zeit ju Zeit festzusekenden Bins für daffelbe gable. Gladftone erklärte damals ausdrücklich, ein folcher Borichlag er= niedrige den Gutsherrn zu einer Urt von Benfionar und Sypothekengläubiger auf dem eigenen Besit; er fügte hinzu, daß man allerdings das Recht habe, eventuell fo mit ihm zu verfahren, vorausgesett jedoch, daß man auch bereit fei, ihn dafür zu entschädigen 1). Was damals als bloke Möglichkeit in's Auge gefaßt wurde, ift heute eine vollzogene Thatsache, allerdings mit der wesentlichen Beschränkung, daß der Gutsherr zwar geschädigt, nicht aber auch entschädigt worden ift. Dieser zweite Theil des Programms bleibt noch auszuführen: es wird kein einfacheres, praktischeres Mittel hierzu gefunden werden, als den zum größten Nachtheil von Gutsherren und Bächtern zwischen beiden fozusagen in der Luft ichwebenden Besit auf die lekteren in der Beise zu übertragen, wie es 1848 im größten Theil des deutschen Südens durch die Ablösungen geschehen ift. Auch für Frland steht der Emission von Ablösungspapieren burchaus nichts im Wege und die Zinsen derselben könnten in Form einer Bodensteuer von den localen Beamten erhoben werden. Für punktliche Bezahlung Diefer Steuer mare die Gemeinde haftbar ju machen, der die Befugniß zustehen wurde, gegen Einzelne durch 3mangsverkauf einzuschreiten. Gin folcher Zahlungs= modus ift bereits durch Lord Dufferin vorgeschlagen worden, und er fände die bereitwillige Unterstühung ber Bevölkerung, die umsomehr auf punktliche Gin= haltung der Zahlungstermine bestehen wurde, als alle Ausftande Ginzelner der Gesammtheit zur Laft fielen. Sowohl deutsche als französische Sachverständige haben längst die lleberzeugung ausgesprochen, daß eine solche Lösung nicht zu vermeiden sein wird, wenn die agrarische Agitation in Frland nicht mit der Plunberung des Grundbefiges endigen foll.

Die dunkelste Stunde geht dem Wiederanbruch des Tages voran. Niemals war die Lage von Frland kritischer als jett; zu keiner Zeit hat der von ameriskanischen Revolutionären angesachte und unterhaltene Haß gegen England gewaltigere Dimensionen erreicht. Aber der Augenblick der Ernüchterung nach all diesen wahren und künstlich hervorgerusenen Aufregungen kann nicht ausbleiben. Wenn es gelungen sein wird, ohne einer Classe die Rechte und Interessen der andern zu opfern, den irischen Bauer zum freien Bestiger zu machen, dann wird er sich sagen müssen, daß es von ihm allein abhängt, die Zukunst zu einer guten und segensreichen zu gestalten. Mit diesem erwachenden Bewußtsein werden

¹⁾ S. "Mr. Gladstone and The Three F's". Diese vom irijden Landcomité ausgegebene Flugschrift gibt die betreffenden Auszüge aus Gladstone's Reden von 1870, auf die ich hier verweise.

seine Sympathien der Ordnung und Rube ebenso natürlich als früher ben Conspirationen sich zuwenden, und damit werden die Emissäre des irischen Amerikanismus aus der thätigen Bolitik in die historische Ferne scheiden, wohin ihnen Die Arthur O'Connor, die Wolfe Tone, und alle andern Miffionare der französischen Revolutionsideen vorangegangen sind. Dazu aber gehört vor Allem Beit. Es wird nicht heute fo kommen, und vielleicht auch morgen noch nicht fo fein: aber das schließt die Hoffnung nicht aus, daß Arland noch unserer Generation das Schaufpiel eines glücklichen und longlen Bestandtheils des großen britischen Reiches bieten werde. Geschieht dieses, so wird der Namen des berühmten und großen Staatsmannes, der am meisten zur Durchführung der irischen Reformen beigetragen hat, den Größten und Besten beigezählt werden, die über den Glang und die Macht der britischen Krone wachten. Die fühne und ritterliche Politik von Lord Chatham, als er an das Chraefühl des Sochlandes appellirte, verföhnte den ichottischen Norden taum fünfzehn Sahre nach der Rebellion feiner Clans. Chatham's berühmter Sohn fette die legislative Union zwischen England und Frland durch. In Bezug auf die inneren Angelegenheiten ist der Mantel von Chatham und Bitt auf Gladstone's Schultern gefallen. Ich habe keinen wärmeren Wunsch, als daß es ihm gelingen moge, ihr Werk zu vollenden und die Union der drei Konigreiche zur vollen Wahrheit zu machen.

Literarische Rundschan.

3wei Werte von Georg Brandes.

Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. Erster Band: Die Emigrantenliteratur. Leipzig, Beit u. Co. 1882.

Moderne Geifter. Literarische Bildnisse aus dem neunzehnten Jahrhundert von Georg Brandes. Franksurt a. M., Rütten u. Loening. 1882.

Unter den vorliegenden Buchern ift das erfte, über die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, ein werther alter Bekannter. Das Werk erschien vor einem Jahrzehnt in dänischer Sprache und hatte in dem Vaterlande seines Autors einen ganz außerordentlichen Erfolg. Es fand eben fo enthusiastische Freunde, wie erbitterte Gegner, und den letteren gelang es, Brandes den Aufenthalt in Danemark zu verleiden; aber die bedeutende Wirtung des Buches murbe dadurch feineswegs aufgehalten, und eine neue Richtung der dänischen und norwegischen Literatur, die sogenannte Brandes'sche Schule, welcher unter Andern Manner wie Schandorph und Rielland angehören, datirt feit feinem Ericheinen. In's Deutsche wurde es zuerft durch Abolph Strodtmann übertragen, und wenn es auch bei uns naturgemäß weniger einschneibend wirken tonnte, jo ift es doch als eines der hervorragenoften literarhiftorischen Werke von zahlreichen Lefern gewürdigt worden und hat feinem Autor zu einem ersten Blate auch in Deutschland verholfen. Brandes, der fich seitdem in Berlin heimisch gemacht, liefert nunmehr eine neue Ausgabe, welche er felbst für das Deutsche bearbeitet; auf den vorliegenden ersten Band sollen weitere fünf folgen, welche der Entwickelung der europäischen Literatur bis zu der großen Scheibe des Jahres 1848 nachgeben wollen. Mit befonderer Spannung muß man dem fünften und fechsten Theile entgegenseben, die die romantische Schule in Frankreich und das junge Deutschland behandeln werden: diese war uns der Verfaffer das vorige Mal, obgleich fie in feinem Plane lagen, noch schuldig geblieben. Dag Brandes feine Darftellung mit der Emigrantenliteratur eröffnet, weiß er geistreich zu begründen, wenn er auch zugeben muß, daß ein anderer Ausgangspunft, die Romantit in Deutschland, eben sowohl dentbar war; allein für das große literarische Schauspiel des Jahrhunderts, deffen Inhalt er uns vorführen will, scheint ihm die Emigrantenliteratur von Chateaubriand bis auf Frau von Stael und Barante die paffendfte Ouverture, fie ift ihm die erfte Hauptftromung in bem Grundphanomen, bas er erortern will und bas er fo pragnant definirt als "das gradweise eintretende Sinken und Berschwinden des im vorigen Jahrhundert vorherrichenden Gefühls- und Ideenlebens und die Rückfehr der religiöfen, politischen, socialen Fortschrittsgedanten in neuen, ftets höher fteigenden Wellen".

Zu dem großen Werke der "Hauptströmungen" liesert Brandes' zweites Buch eine sehr dankenswerthe Ergänzung. Und zwar in doppelter Hinsicht. Es gibt einmal literarische Porträts von solchen Autoren, die, wie Andersen und Tegner, zwar noch geitlich in den Geltungsbereich jenes Wertes gehörten, aber in ihm nicht gur Behandlung gelangen konnten, weil nur die drei Hauptculturländer Frankreich, Deutschland, England das Augenmerk des Autors waren; und es gibt ferner literarische Porträts folcher Autoren, welche, jünger als die Romantiker und das junge Deutschland, von dem Werke aus chronologischen Grunden ausgeschloffen waren. Nicht weniger als feche verschiedenen Nationen gehören die Schriftsteller an, welche Brandes in diesem Buche behandelt, und allen bringt er, mit der Weite des Blides und der Feinheit des Rachempfindens, die ihn auszeichnen, ein eingehendes und fruchttragendes Verftandniß entgegen. Wie die Berechtigung, diese Autoren — es find acht an der Zahl — als moderne Geister zu bezeichnen, verschieden ist, so ist es auch die Be-handlungsweise des Bersassers. Die Aufsähe über Renan und Stuart Mill geben sich als perfonliche Erinnerungen und gewähren demjenigen ein anschauliches und lebhaftes Bild, der mit den Schriften der Autoren schon von anderswoher vertraut ift. Voll= ftandig erschöpfende und fehr belehrende Arbeiten find jene über Andersen und Tegner. Der erfte Auffat, der altefte unter allen, fteht noch nicht gang auf der Sohe der fpäteren: er hat losere Gedankenverknüpsungen, härtere Uebergänge, vielsache Abichweifungen, aber er zeigt boch schon ein bedeutendes, eindringendes Erörtern ber wichtigften Fragen, er zeigt den Autor im Bollbesit der modernen historischen Auffaffung, die durch herder aufgefommen ift und durch Goethe und hegel weiter ausgebildet wurde, jener Auffaffung, die es im Auge behält, daß der Einzelne nicht für sich dasteht, fertig, wie aus der Bistole geschoffen, sondern daß er wird im organischen Bangen unter bem Ginflug ber Zeit, der Umgebung, der Sitte, Race, Bilbungs= bedingungen. Der Auffat über Tegner gehört, wie jene über Benfe, Baludan-Muller und Björnson, ju den besten bes Bandes, er ift mit der gangen fortreißenden Lebendigfeit, mit all der Rlarheit und Pragnang und dem Glanze der Darftellung geschrieben, welche Brandes wie wenigen zu eigen ift. Rein Schriftsteller feines Kaches weiß mehr dem Berftändniß aller Lefer sich anzupassen, teiner mehr für seinen Gegenstand zu interessiren, als Brandes: und er erreicht Dieses Interesse nicht durch blendende Rhetorik oder durch tadelnswerthe Aeußerlichkeiten, sondern einzig durch die Macht feines Naturells, in dem neben dem ausgezeichneten Gffanisten ein gutes Theil von einem Boeten steckt, der durch unmittelbare Intuitionen, durch schlagende Ber= gleiche, deren kein Dichter sich zu schämen hätte, dem empirischen Forscher zu Hilfe tommt. Die vier Gffans werden nur durch eines noch übertroffen, jenes über Buftave Flaubert, das unsern Lefern von früher bekannt ist; hier steht der Autor auf dem Gipfel feines Könnens, hier haben wir nicht nur die Durchfichtigkeit und die Schonheit des Vortrages, und den Reichthum an Ideen, den wir auch sonst von Brandes gewohnt find, sondern zugleich eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen dem Darfteller und dem Dargestellten, die nicht immer im gleichen Mage zu finden ift. Inhalt und Form beden fich hier volltommen, mahrend fonft nach meiner Meinung zuweilen eine gewisse Discrepanz sich bemerkbar macht.

Worin diese Discrepanz besteht? Ich müßte eigentlich weit ausholen, um es zu erklären, und könnte ganz auf diese Auseinandersetzung verzichten, wenn es nicht geboten wäre, nachdem so vieles zum Ruhme von Brandes gemeldet worden, auch ein wesentliches Bedenken geltend zu machen, das ich von einem subjectiven Stande punkt aus — gegen seine Art hege. Um es kurz zu sagen: es handelt sich in letzter Inktanz um die Begriffsbestimmung der Literaturgeschichte, insbesondere um ihr Vershältniß zur Aesthetik. Für Brandes ist die Literaturgeschichte im Wesentlichen Seelengeschichte, ihre Werke sind ihm Magazine von Gesühlen und Gedanken, die uns "das Wesentlichste zeigen, das zu einer gegebenen Zeit in den Seelen vor sich ging". Er braucht daher lieber als den Ausdruck Literaturgeschichte das Wort: "Literaturpsphostogie", er bezeichnet als die Absicht der "Hauptströmungen": den Erundriß zu einer Psinchologie der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu geben. Brandes folgt selbst einer populären Richtung, einer "Strömung", wenn er, als ein selbständiger Nachsolger Taine's, die großen Dichtungen in erster Linie als Geisteswerke, als historische Urkunden,

nicht als Runftwerke vornimmt, wenn er mehr barauf fieht, mas ein Autor gewollt, als was er vollbracht hat, mehr welche ethische, jociale, politische Tendenzen er verfolgt, als welche fünftlerische Berwirklichung feiner Ideen er gefunden hat. Der Gehalt eines Wertes ift ihm, deffen Intereffe der Geschichte des geiftigen Lebens gilt, das vornehmite Augenmert; in feiner Begeifterung fur die großen Fortichritts= gedanken der Menschheit vernachläffigt er es zuweilen (3. B. Byron oder Victor Sugo gegenüber) die fünftlerischen Mängel, die ihrer Berkundigung anhaften, nach Gebühr zu betonen. Nur bei jenen Autoren, Die (wie Andersen, Coleridge, Wordsworth) "nicht Denter, Bannerträger, Rämpier, fondern ausschlieflich Boeten" find, fehrt er ben afthetischen Magftab icharfer hervor, und er beweift alsdann, daß er ihn ficher und geschmadvoll ju handhaben weiß; bei jenen andern aber, die (wie Björnson oder Paludan-Müller) "mehr als Dichter" find, scheint er über ben neuen und großen Gehalt die Rudficht auf die Form hie und da zu vergeffen. Mit einem Worte: Brandes, ber es felbst ausspricht, daß er fich nicht als Schuler ber beutschen Literarhiftorie empfindet, nähert mit einer gewiffen Ausschlieflichteit die Literaturgefcichte ber allgemeinen Culturgeschichte an, er sieht in ihr zumeist einen Aussichnitt, und zwar einen wichtigen, aus der Geschichte des menschlichen Geiftes; die deutsche Literarhiftorie dagegen betont eben fo fehr, wie bas Berhaltniß gur Culturgeichichte, jenes zur Aesthetik (zwar nicht zu der fistematischen Aesthetik, welche dem Berscheiden nahe ift, aber zu einer inductiven Aefthetit, einer mehr technisch-empirischen Boetit); fie glaubt, daß auch ihrer Wiffenschaft ein geschmacksbildendes Moment zukommt und fieht in ihr nicht nur Entwidelungsgeschichte der Ideen, jondern ebenfofehr Entwidelungsgeschichte bes Stils und ber Form. Wenn Brandes nur jene, nicht biefe vorwiegend gefordert hat, fo liegt darin zweifelsohne eine gewiffe Ginfeitigkeit; allein wer Großes vollbringen will, fagt man, muß nur die eine Seite ber Dinge feben, und fo wollen wir ihm dankbar fein, für alles das, mas er geleistet, und das Andere bon Andern erwarten.

Otto Brahm.

Renere deutiche Lyrif.

- Singui. Nattenfängerlieber. Bon Julius Bolii. Zweite unveränderte Auflage. Berlin. G. Grote'iche Berlagsbuchfanblung. 1881.
- Stimmen des Lebens. Gedichte von Wilhelm Jenien. Dresben, Ca. Ghlermann. 1881.
- Gebichte von Friedrich Ed. Stuttgart, Berlag der J. G. Cotta'ichen Buchhandlung. 1881.
- Webichte von Dr. Janat Machaned. Wien, Berlag von 2. Rooner. 1881.
- Jugendtraume. Bon Bermine von Sillern. Stuttgart, Berlag von Karl Rrabbe. 1881.
- Gedichte von Martha Gellmuth. Berlin, Berlag von Alexander Dunder, fonigl. Sofbuchhanbler. 1882.
- Sprüche aus bem leben und für das leben. Bur Beforderung einer gefunden, thatfrohen, heiteren und gottvertrauenden Belt- und Lebensansicht. Bon C. Grapen'gieger. Tresben, R. von Grumbfow, Hof- und Berlagsbuchhandlung. 100.
- Welt und Geift. Alte und neue Tagebuchblatter in Grundblichtungen von Otto Suter= meifter. Bern, J. Dalp'iche Buchhanblung (R. Schmib). 1881.
- Beihn Jahre. Dichtungen von Eugen Reichel. Bien, Berlag von Rarl Ronegen. 1881. Baterlandische Sonette. Bon Rarl Reuleaux. Opus 5. Mit einem Unhange:
- "Drei Speerwürfe ben Bivijectioniften". München, Karl Merhoff's Berlag. 1>1. Reime eines Unbefannten. Roln, Drud von Dt. Du Mont-Schauberg. 1881.

Rauch und Schladen. Freie Gebichte von Chmunb Grun. Prag, Berlag von G. Beit.

Gebichte von Bernhard. Danzig, Berlag von Franz Art. 1881.

Allgemach verstummen die guten Liederdichter Deutschlauds, und ohne über eigene Tone gu verfügen, fiedelt der nachwuchs wie ihm die Alten die Beigen geftimmt. Es fehlt unferer ausgeregten Zeit das für die Lyrik scheinbar unerläßliche träumerische Behagen und sehnliche Stillverhalten, und so wird fie felbst von manchem Poeten als etwas Unpoetisches erfunden: darin, nicht ausschließlich in dem regen Bildungsbestreben größerer Kreise liegt der Grund, daß der eine — wenn auch nicht als Lyrifer - jur grauen Borgeit unfereg Bolles, der andere zu den romifchen Imperatoren oder gar jum Bau ber Byramiden gurudwandelt, und ein dritter fich im Mittelalter umthut. Bu biefen ihren Tagen abgewandten Leuten gehört auch Julius Bolff, ber seinem "Singuj", den er als Rattenfänger von Hameln vorführt, Weisen und Wiedel eines Fahrenden verleiht. Alle diese Lieder find durchaus fangbar; Wolff ergreift die verschiedensten Formen und ift in allen gleichmäßig zu Saufe. Die Anlehnung an mittelalterliche Formenkunst und Tanzweisen tritt deutlich hervor; der Ausdruck ift blank, zuweilen volksthümlich. Das Gefühl ift frifch und natürlich, wenn auch nicht von besonderer Tiefe, was daher rührt, daß die Conception junächst nicht von dem plastischen oder rein psychologischen Moment des Thema's ausgeht. fondern von irgend einem fangbaren Anlauf, mag fich diefer nun als wirtungsvoller Anfang ober effectvoller Refrain ergeben. Der Sinn fur brollige Situationen und fomische Motive ift ftart ausgeprägt, und nach biefer Seite bin zeigt das Buchlein ein leicht tennbares Aussehen. Die Trinklieder thun fich burch energische Saltung. gute Stimmung und Prägnanz des Ausdrucks hervor, das vielsach benutzte Maus-und Rattenthema — um es in Kürze so zu nennen — durch ergötliche Laune. Das im Bolfston gehaltene Liebeslied "Rühr' mich nicht an" fonnte taum beffer fein. Daneben macht fich noch manches frijch empfundene und flott ausgeführte Stud bemerkbar. Will man aber alle Diefe Leiftungen auf ihren Werth ober Unwerth prujen. jo muß man fie in allererfter Linie mit Scheffel's "Aventiure" vergleichen. einem peinlichen, aus den Quellen geschöpften Studium hat Scheffel die Zeit des Mittelalters vollständig in der hand; Wolff tennt fie nur im Allgemeinen, ihm find einzelne conventionelle Buge geläufig. Nichts bedt ben Unterschied in biefer Beziehung schlagender auf, als die Bergleichung eines und desselben von beiden behandelten Stoffen:

Wer ablig geboren jum Heerschild geschworen, Der hat sich erforen viel Mühfal und Pein, Darf selten nur raften, muß fämpfend sich hasten Und hungern und sasten und tugendlich sein; Muß Staubes viel schluden Und ohne zu ducken Mit Mannheit zudrucken, Wenn Speer wider Speer zum Tjoste sich neigt.

Ihr Rojen ber Auen, Jungfrauen und Frauen, Bald geht's an ein Schauen vom hohen Altan! Ihr follt uns mit Grüßen das Kampfwerk durchjüken.

Wenn wir Euch zu Füßen aufwirbeln die Bahn, Und follt nicht erzittern, Wenn bis zu ben Gittern Des Palas die Splittern Zerbrechender Schäfte aufschnurren mit Macht. hei, ritterlich Leben! im Waffengang Ein freudiges Wetten und Wagen, Jum rauschenben, lockenden Harfenklang Ein lustiges Singen und Sagen, Und treu wie die Ehre des Schildes im Streit, Berschwiegener Minne Glückeligkeit Im hoffenden Derzen zu tragen!

Es lächeln und winken vom hohen Balcon Und spähen, die Kämpfer zu schauen, Mit Blicken verheißend den innigsten Lohn Siegwünschende, fröhliche Frauen. Bon einer führ' ich die Farben am Helm, Und wer sie nicht ehret, den schelt' ich wohl Schelm,

Er mag feinem Schwerte vertrauen.

Im Stirnreif von Golbe ericheint eine Holbe, Die Wangen wie Rofen und Rofen im Saar, Der dien' ich zu Solbe mit Lange und Schwert, Mit Lippen gum ewig Gefunden, Mir hat die Vielreine, als war' fie von Steine. So muße gewappnet die Schönfte der Schaar Beitlebens noch feine Erbarmung gewährt . . . Doch werden mit Tofen Auf mir bie vielgroßen Geerstangen gerftogen, So muß auch ein Steinhers in Rührung ger-

(Scheffel: die Ausreife.)

Den Ritter im Panger verwunden. Sie hebt aus bem Sattel bas tapferfte Berg Und tjoftet mit Bangen, bie ftarfer als Erg, Und halt ben Befiegten gebunden.

(Wolff: Ritterlich Leben.)

Bier feben wir den gediegenen, dem Contour des minnefingerlichen Ritters genau nachgehenden Künftler, dort den talentvollen, für den Bildungsphilifter arbeitenden Decorationsmaler, der fich nur im Allgemeinen an den Umrif halt und überall moderne Flicken einseht. Denn auf Schritt und Tritt findet fich neben der verichwommenen hiftorischen Reminiscenz eine moderne, somit unwahre Wendung; ein Drittel aller Lieder find überhaupt modern und eitel Salonlyrit, nicht aber bie Weisen eines unter dem Einflusse gröblicher Kunstrichtung stehenden Fahrenden, der fich felbst als Rachahmer des Rithart von Reuenthal ausgibt. Der dorperhafte Rattenfänger fingt 3. B .:

Du meine Wonne, du meine Luft, Berrliche, Brächtige, Guge! In meinen Urm und an meine Bruft, Dag ich von Bergen bich gruße!

Steheft, des Lebens holdfeliges Bild, Ruftig und fest auf dem Brunde, Blickeft mit Mugen, wie Sterne jo milb, Lächelft mit blühendem Munde.

Begeft im ichwellenden Bufen die Rraft, Freuden und Leiden zu tragen. Bageft und finbeft, mas forbert und ichafft, Rühnes und Rluges ju magen.

Und daß du mein bift, rothrofiges Lieb! Mein in ber Minne Bescheibe, Und daß ich dir meine Seele verichrieb. Wiffen herzeinig wir beibe.

Jag ich's in Worte, brang' ich's gurud? Lag ich's in Tonen extlingen? Möchte mit bir, bu mein wonniges Glud, Soch in die Lufte mich ichwingen.

Auch hinsichtlich ber rein poetischen Tugenden muß ber Rachahmer hinter bem Meister zurstaftehen. Seine Mache ist fast durchweg leichtfertig, und matte Stellen scheint er nicht zu sühlen; wenn er mit einem Motiv im ersten Gedicht nicht fertig wird, so pact er es in einem zweiten nochmals an und hernach noch in einem gangen Dugend. Immer und immer fingt ber Spielmann von feinem Durft und unbeftanbigen Liebesgebahren und mindeftens fünfzig Mal fühlt er sich gedrungen, über feine Ihrifche Production Austunft zu geben und fich des durchschlagenden Erfolges feiner Lieder ju ruhmen. Diefer Mangel an Concentration hindert einen ftarken Gindruck. Bon der zauberhaften Wirkung der Lieder Beinrichs von Ofterdingen bekommen wir eine durchaus flare und schone Borftellung aus dem einzigen Gedicht "Dorpertangweife", das Scheffel zu Ehren diefes fagenhaften Boeten gedichtet, mahrend man zu der von hunold Singuf beanspruchten Macht des Gefanges höchft zweifelhaft den Ropi schütteln muß, da feine Beisen zu einer folchen eben nicht angethan icheinen. Es verlangt ja Niemand vom Dichter einen fo gewaltigen Sang, daß ihm die Rinder ber Stadt durch Did und Dunn nachlaufen; aber er foll fich nicht hinter Pfeife und Mantel bes finnberudenden Rattenfängers bergen, um es mit der Runft leicht nehmen und fein ichones Inrisches Talent schädigen ju konnen. Wer Gutes leiften fann, von bem muß man es ernstlich forbern.

Auch Wilhelm Jenfen's Leiftungen find hinter feiner Begabung gurudgeblieben. Schon durch die Art und Weise, wie der Dichter Gut und Schlecht zu= fammengeftoppelt hat, um einen Band zu fullen, documentirt den feiner Runftubung eigenen Mangel an innerem Ernft. Ginem jungen, nach Erfolg ftrebenden Anfanger mag es gestattet sein, zusammen zu raffen, was er nur befigt, um womöglich badurch, daß er gleich in einem gerundeten Bild vor das Publicum tritt, leichter durchzubringen. Aber ein Schriftsteller, ber wiederholt auf seine ergrauenden haare hinweift und jedes Jahr ein paar Bande auf den Buchermarkt wirft, foll jedes Stud zweimal wenden und ansehen, bevor er es aus der Hand gibt, und er soll nichts in eine Sammlung aufnehmen, was zwar für den Augenblid am Orte, wo es zuerft auftauchte, seinen Zweck erfüllt haben mag, eines irgendwie bleibenden Werthes jedoch entbehrt. Unebenheiten ber Arbeit, Berftoße gegen die Ihrischen Feinheiten ber Sprache verderben die nicht feltenen pragnanten und oft ftimmungsvollen Anfage. Es ift dies umfomehr zu beklagen, als Jensen in dem Gedicht "Um Berbstabend" ein kleines Cabinetstud vertiefter und farbiger Erzählung gegeben und in einem anderen "Seltfame Genoffen" eine ganz reine Wirkung erzielt hat. Es lautet:

> Ist das ein seltsamliches Gewander: Ihr schrittet noch eben bergnügt miteinander Durch Wälber und Wiesen und Sonnenschein; Du siehst dich um — da gehst du allein.

Er blieb zurück am Weggelände, Das Wort auf den Lippen, er fprach's nicht zu Ende; Ein wunderbarlich Gebahren, und doch Scheint dein's verwunderlicher noch.

Sanz ruhig gehft bes Weges du weiter, Haft schnell einen andern vergnügten Begleiter, Und fröhlich wieder zieht ihr drein Durch Wälber und Wiesen und Sonnenschein.

So geht's eine Weile, das feltsame Wandern: Dann kommt es an dich, dann hörst du die Andern Noch weiter lachen in's sonnige Land, Und du bleibst einsam am Wegesrand.

Von Friedrich Ed und Jgnaz Machaned ist weiter nichts zu sagen, als daß sie beide einen guten Bers — namentlich Heine — gelesen haben und einen leiblichen, aber jeder Eigenheit ermangelnden zu Staide dringen. Zwei freundliche Talente, die es indessen über den Mühen der Lehrarbeit noch zu keiner charakteristischen Silhouette brachten, sind Hermine von Hillern und Martha Hellmuth; der erstern Gedicht "Um Strand" und der letzteren "Wanderlied des Einsamen" beuten auf poetische Begabung. Dagegen erscheint als recht prosaischer Geselle E. Grapen=gießer, der einem Fürsten sein Opus solgendermaßen zueignet:

Du haft, verehrter Fürft, mir huldvoll anerkannt, Was ich geleiftet hab' mit benkenbem Berftanb

Im Dienst der Wiffenschaft, — haft mich zum Dant verpflichtet, Den ich aus tieffter Seel' Dir freudig hab' entrichtet.

Doch wünschte ich seitbem, ein öffentliches Zeichen Bon meinem Dankgefühl Dir auch zu überreichen.

Ein wissenschaftlich Werk schien mir nicht recht zu paffen: Ich wollte Dein Gemüth, nicht den Berstand erfassen u. s. w.

Auf dem nämlichen Gebiete bewegt fich Otto Sutermeister, ein geistwoller und sormgewandter Spruchdichter, der mit einer bei den besten Meistern geholten

Schulung eigenen tüchtigen Gehalt verbindet. Ueberall leuchtet flarer Geist und humane Gesinnung hervor; einige seiner Sprüche gehören zum Besten, was die Spruchdichtung je geseistet. Dem Lehrdichter gesellt sich Eugen Reichel insosern zu, als er gegen den Wein und die weintrinsenden Poeten in's Feld zieht. Aber bei Gott, es wäre zu wünschen, daß seine prosaische Rüchternheit hin und wieder durch ein Räuschlein unterbrochen würde! Er trinke ganz unbesorgt, denn wenn nach seiner Behauptung der Wein wirklich ein Feind des Genies ist — ihm schadet er entschieden nicht. Grundlos wie dieser haß gegen den Traubensast ist das gewaltige, alle Zeit hervorgekehrte Selbstgesühl des Poeten. Seine Gedichte heben sich von der Dubendpoesse nicht im Geringsten ab, es wäre denn, man hielte sein ungeschlachtes Poltern sitr epigrammatische Schärse. Un Eitelseit, die hart an Größenwahn streist, ist ihm sreilich Carl Reuleaux weit überlegen. Ein Eigendünkel im Bunde mit absoluter Talentlosigkeit, wie er hier zu Tage tritt, dürzte kaum wieder zu sinden seine Urt, von der nachfolgende, Berlin zugedachte Zeilen einen Begriss geben mögen:

Richt will ich beine Schwächen hier verkünden, D Kaiserstadt! Der Musen Lippen sollen Kur Milbe träuseln und Erhab'nes zollen, Und Flammen nicht und Leidenschaft entzünden.

So will ich benn ben Manen mich verbünden, Die, leuchtend Borbild, Dir, Berlin entquollen, — Will farbenprächt'ges Banner dir entrollen, Trop deines Schoßes schwachumthronten Schländen u. s. w.

So wären wir denn bereits in eine Region gelangt, wo nicht nur Poesie, sondern auch Prosa ausgehört hat, und einzig Unsähigkeit und Unsinn das Feld behaupten. In diese Region gehören die Productionen von Edmund Erün, von Bernhard und diesenigen eines Unbekannten, der doch noch so vorsichtig war, mit seinem Namen hinter dem Berge zu halten. Wir greisen auf's Gerathewohl eines seiner Machwerke beraus:

Helbenwahn.
Jüngling beim Säbelschleifen: Berflucht, ich will ein Ritter sein Und meine Feinde hassen, Und Keinem auch, ob groß, ob klein, Den Kopf am Rumpfe lassen!

Statt Thränen, die beim Weib man fieht, Möcht' ich Granaten weinen u. f. w.

Angesichts solcher Stümpereien, die sich das Publicum gerne mit der pikanten Sauce eines geistreichen Journalisten austischen läßt, darf man nachdenklich fragen, auf welcher Kunsthöbe unser Geschmack und derzenige der Verleger steht, wenn Jahr aus, Jahr ein mindestens ein Tutend solcher Bände erscheinen können und überdies von der Kritik in alle Himmel erhoben werden. Kurz nach dem Erscheinen von Bernhard's Gedichten schickte der Verleger derselben einen Prospect an die Zeitungen, der solgende Kecension aus der "Westpreußischen Zeitung" vom 21. October 1881 enthielt:

"Immer weiter ist uns das Herz ausgegangen beim Durchlesen dieser innig empsundenen, von echter Poesse erfüllten Dichtungen. Und als wir sie laut vorlasen, da wurden Leser und Hörer gleich entzuckt, denn die Berse klingen wie Musik, und es müßte wunderlich zugehen, wenn sie nicht bei ihrem Gange durch die Welt manch Musikantenherz bewegen sollten, auch wirkliche Musik dazu zu sesen. Daß der Bersassische Meister ist, nicht nur im Gedankenspinnen, sondern auch in der Bers

tunft, was beides ja dem rechten Dichter nothig ift, das erweift unter Anderem ber schöne Sonettenkrang mit dem herrlichen Meistersonett u. f. w."

Im Krieg und in der Liebe mogen alle Mittel erlaubt fein; aber fchlechte Verfe

fo zu loben, das geht doch ein wenig über das Mag.

Abolf Fren.

Laster's linguiftische Schriften.

Resultate zu ziehen wird durch die angesammelte Menge wissenschaftlichen Rohstoss auf jedem Gebiete heutzutage ebenso sehr gesördert, wie gehemmt. In einer Zeit, in welcher der Werth minutiöser Detailsorschung für die Gewinnung geiftiger Gesickspunkte allgemein anerkannt ist, werden ja natürlich mehr Details als Gesichtspunkte beigebracht, und die lehteren zwischen unbehauenen Blöden zu suchen ist

nicht immer angenehm ober leicht.

Ju seinem Vorhaben in einigen Theilen der allgemeinen Sprachwissenschaft Durchblide zu schlagen und Ziele darzulegen, war herr Lasker eigenthümlich besähigt. Sich aus diesenigen beschränkend, in welchen Linguistit an Politit und Philosophie grenzt, vermag er die Wege der beiden letzeren in den Bereich der ersteren hinüberzuleiten und auf dem neuen Boden auf Culturresultate gerichtet zu halten. Was wir seine eigene Methode nennen möchten, was aber mit diesem Kamen sehr ungenügend bezeichnet wird, kömmt als ein Weiteres in Betracht. Indem Herr Lasker Geistiges zu ersorschen unternimmt, wünscht er nicht an dem Glanze desselben sich zu weiden, sondern der Chrerbietung, mit welcher er das Menschenleben betrachtet, erkennend und söndernd genug zu thun. So sind seine Untersuchungen ein Ausstuß seines Charakters ebenso sehr, wie seiner Studien, und was er sindet, ist nicht nur ein Ergebniß, sondern ein Erlebniß. Der tiese persönliche Antheil, welcher in diesen Schriften überall hervortritt und die kleinsten Erscheinungen mit derselben liebevollen Sorgsalt behandelt, wie die größten, dränzt in jeder Zeile darauf hin, das sachliche Material zu durchgeisten, weil es nur so durchsittlicht werden kann.

Von Lasker's linguistischen Schriften find zwei: "Wozu studirt man Sprachen?" und "Ueber den Sprachunterricht in höheren Schulen" in der Sammlung seiner neuen Essays, betitelt "Wege und Ziele der Culturentwickelung" (Leipzig, Brockhaus 1881) und die dritte "Ursprung, Zweck und Entwickelung der Sprache" in der "Deutschen Kundschau" erschienen. Sehen wir zunächst, wozu seine Behandlungsweise in der

letten, abstracteften Abhandlung geführt.

Lasker behauptet, daß die Sprache eher gesprochen, als, in ihren Einzelheiten wenigstens, verstanden worden ist. Der empfangene Eindruck äußert sich in allerlei Lauten, deren Gesammtheit durch die Situation erklärt, durch begleitende Gesten verdeutlicht wurde, selbst als die einzelnen Lautabtheilungen, oder Worte, noch feinen, oder keinen sicheren, Sinn besaßen. Letzeren erhielten sie erst allmälig durch Uedbung, Gewöhnung, Nachahmung, und zumeist durch die in ihren Ursprüngen geheimnisvolle Neigung jeden Bolkes, nach und nach gewisse Lautcompleze vorzugsweise für gewisse Begriffe zu gebrauchen.

Ift diese, aus rein theoretischen Mitteln gezogene Erklärung richtig, so erhellt ihre große Bedeutung aus der Schwierigkeit, zu der Annahme einer vielsach unversständlichen Ursprache von dem gegenwärtigen Zustand aus zu gelangen, in welchem Sprache und Verständlichkeit ja identische Dinge sind. In der That hat bis auf Laster kein, den Gegenstand rein philosophisch und pfinchologisch

bearbeitender Forscher diese Seite der Frage accentuirt. Roch Noiré, der unmittel= bar porher feinen Ursprung der Sprache schrieb, und den, allerdings bedingten, Beifall eines fo gelehrten und geiftvollen Mannes wie Max Muller erwarb, geht bei bem, was den Rern der Laster'schen Untersuchung ausmacht, ganglich vorüber und fängt bei der Existeng verständlicher Wortlaute, ihres Wie? Wann? und Warum? an. Laster's Berjahren ift rafch zu ftiggiren. Er befeitigt zuerft die onomatopoetische Theorie burch die Kritik ber ju ihren Gunften angeführten Grunde. Die Nachahmung der Naturlaute ergibt ihm zu unverständliche Worte, da fie ja allzu mannigjach vom Ohre aufgejagt werden konnen, und überdies an fich zu wenige find, um felbst dem einfachsten Mittheilungsbedurfniß zu genügen. Damit gelangt er zu der Interjectionaltheorie, oder der Annahme, daß der erregte Mensch felbstgeschaffene Laute ausgestoßen hat, bleibt aber nicht an dem, den Freunden diefer Lehre gewöhnlichen Borurtheile hangen, daß diefe Laute nun auch fofort allgemein verstanden wurden, alfo die Aeußerung eines innerlich fertigen Sprachvermögens ge= wefen feien. Auf der Entwidelungslehre fugend, die heute für alles phyfische und intellectuelle Geschehen anerkannt ist, steigt er vielmehr zu dem Schlusse aus, daß auch die Sprache nur allmälig geworden sei, daß die Minetik zuerst mindestens ebenso viel bedeutet habe, als die Phonetik, und daß nur ganz stufenweise bestimmte Laute für bestimmte Begriffe aus der ersten individuellen Willfür herausgebildet und allge-

mein angenommen worden feien. Diefe Lehre wird durch die im Aegyptischen erhaltenen Ueberrefte einer nur mubiam fich verftändigenden Urzeit philologisch bestätigt (f. Abel, Ursprung der Sprache, 2. Ausg. 1881). Rachdem die Behandlung der Frage durch die Beranziehung des hieroglyphischen und Roptischen von dem abstracten auf das concrete Gebiet gelegt worden ist, wissen wir mit fachlicher Sicherheit, daß die Sprache eher war, als fie, oder wenigstens als jedes einzelne Wort berselben verstanden wurde, und daß biefe halbe Berftandlichkeit das Sprechen, ja nachmals fogar das Schreiben, durchaus nicht gehindert hat. Nachdem die Thatsache einmal festgestellt worden ift, läßt fie fich leicht genug erklären. Man mache fich doch einmal ein Bild von einem urmenschlichen Tagelauf. Rach der schrecklichen Racht, in welchem das Raubthier brullend umbergeschweift, und jeden zerrissen, den es gesaßt, kommt endlich der ersehnte Zaa. Die Sonne ist wieder da, das Entrinnen ist leichter, die Un= gunft des Wetters kann eher abgewehrt und der Hunger eher gestillt werden. Wovon fpricht man? Bom Davonlaufen bor dem Gethier, ober bor ftarteren Mannern, und vom Pflücken der Baumfrucht, die lange Berioden hindurch so ziemlich die einzige erreichbare Speife des hilflofen, unbewaffneten Zweibeiners gewesen ift, und, bezeichnend genug, das erste war, woran man sich gegenseitig Unrecht thun, woran man den Unterschied zwischen gutem und bojem Berhalten des Menschen erkennen konnte. Fängt nicht auch nach der Bibel das erfte Gespräch, das ein Mensch jemals geführt hat, mit den beiden bezeichnenden Worten an: "Wir effen"? Welcherlei Klänge Frau Eva ausgestoßen hat, indem sie diese Bemertung machte, war fur die guhorende Schlange, die ja damals noch menschlich war und die in jenen Tagen allgemein menschliche Fähigkeit, unverftandliche Sprache ju verfteben, mit befaß, gewiß einerlei. Bas man fich mitzutheilen hatte, war eben fo einfach, bag man fich immer verftand, auch wenn jeder feine eigenen, felbsterfundenen Worte dafür brauchte. Die Situation fprach für die Sprecher. Wie es dann fpater doch getommen ift, daß für jeden Begriff nur ein Wort, und bies von allen Individuen eines Gemeinwefens gemeinfam gebraucht worden ift, beruhren wir nur mit der Rotig, daß die Figirung lange Zeiträume erfordert hat, und sich von den primitivsten Begriffen fehr allmälig auf weitere Rreife ausgedehnt hat. Je mehr bie Bernunft die Erscheinungen sondern lerute, defto mehr ftrebte fie diefelben bestimmt zu bezeichnen.

Wir gelangen hier zu der Beobachtung, daß Laster den Ursprung der Sprache wesentlich in den Mittheilungstrieb setzt, die gleichmäßige Entwickelung der Bernunst aber verhältnißmäßig wenig betont. Und doch kann seit W. von humboldt's maßgebenden Untersuchungen sein Zweisel in dieser Beziehung bestehen. Kein Bolt befitzt ein Wort, das nicht eine demselben, oder großen Kreisen desselben, geläusige Borstellung enthielte. In den Worten ist mithin der gemeinsame geistige Erwerd sixirt, und, insosern sie nach und nach entstanden sind, ein wichtigkes Mittel zur stusenweisen Ausbildung der Bernunst gegeben. Daß dies meistens in der Unterhaltung geschehen sein wird, ist ja nicht zu leugnen; dadurch aber, daß der Sprechende die Begriffe zu sassen, für die er Worte ersinden will, wird die Kede etwas ungleich Höheres als eine Mittheilung an einen Dritten. Ihr erster Werth ist das Wachsthum der Vernunst im sprachbildenden Kedner selbst.

Gegen Laster's Annahme, daß die Grammatif erst nach den Worten ersunden sei, spricht die Ersahrung. Es sollte heißen, nach einigen oder mehreren oder, vielleicht auch, vielen Worten. Der Proces ist großentheils ein gleichzeitiger gewesen.

Ohne auf andere Einzelheiten einzugehen, gegen die sich Mancherlei einwenden ließe, wollen wir, ehe wir diese Abhandlung verlassen, noch einen Punkt berühren. An einer andern Stelle spricht Lasker en passant von Semitisch, Slavisch, Tatarisch und Indogermanisch, als wenn es vier, gleichmäßig getrennte Stämme wären. Die Ausdrucksweise ist gegen den herrschenden Gebrauch; aber ist nicht der acceptirte Terminus "Indogermanisch" notorisch incorrect? Warum obstinirt sich ein Theil der beutschen Gelehrten noch immer darauf, von einem "Indogermanischen" Sprachstamm zu reden, da doch die Unrichtigkeit des Namens überall zugegeben und von allen nichtbeutsichen Forschern längst durch die richtigere Bezeichnung "Indoeuropäisch" vernieden wird? Ursprünglich glaubte man in dem Worte Indogermanisch die beiden äußersten geographischen Endpunkte der großen Sprachsamilie vereinigt zu haben; jetzt, da man weiß, daß Keltisch in dieselbe Sippe gehört, hat man keinen Grund mehr, das östlich von Deutschland gesprochene Slavisch in die Bezeichnung Indogermanisch sür eingeschlossen zu halten, wenn man das westlich von Deutschland gesermanisch sür eingeschlossen zu halten, wenn man das westlich von Deutschland ges

redete Reltisch aus jeder Verbindung mit dem Namen herausläßt.

Die beiden andern Effans über Sprachstudien im Allgemeinen, und über Sprachunterricht auf unseren höheren Schulen stehen in enger Verbindung, und lassen sich gemeinsam behandeln. Gin treuer Bögling feiner Beimath tritt Laster für die alte deutsche Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Lateinlernens ein. Wenn er aber ben Grund dafür in dem abgeschloffenen, von keiner Neuerung geftorten und in feiner Gangheit übersehbaren Bau jener Sprache fieht, so wird er Einwendungen nicht entgeben. Der Philologe empfiehlt das Studium fremder Sprachen, weil fie, in Wort-Bedeutungen und Berbindungen von der unfrigen abweichend, ein Umbenten des Inhalts erfordern, ehe die Uebersetung geschehen kann, und somit das handlichste Bildungsmittel fo der Logit, wie der Ginsicht in die verschiedenen Auffaffungen alles Geiftigen bieten. Auf diesen letteren Borzug deuten wir insonderheit in der Bezeichnung humaniora, und er ist es, welcher unsere Chmnafiaften, worin fie auch fonft gurudbleiben mögen, gu einer icharfen und feinen Erkenntnig wenigstens vorbereitet. Dag Latein für biefen Zweck beffer geeignet ift, als eine andere Sprache, liegt theils in feiner groken, und doch nicht allzu großen Entfernung von unferem Gedankengang, theils in ber ebenfo ficheren, engen und feften, wie intellectuellen Shftematit feines gangen Aufbaues. Diese Eigenschaft, und nicht etwa, daß es leichter ift, wie Berr Lasker anzunehmen scheint, begründet auch seinen Borzug vor dem Griechischen, das mit größerer Fülle und Freiheit in Formen, Berbindungen und Bedeutungen ausgestattet, dem jugendlichen Geift geringere, bem Gedachtnig aber größere Schwierigkeiten bereitet. Berr Laster ift indes von dem wichtigen Zweck des Sprachftudiums zu tief durchdrungen, um nicht zu erkennen, daß derselbe durch die gehörige Aneignung einer Sprache besser erfüllt wird, als burch Die nachläffige zweier, und ftimmt somit fur Die Entfernung bes Griechischen bon unseren Chmnasien. Es ist bekannt, daß diese Meinung sich seit einigen Jahren in Nach- und Laien-Kreisen immer ftarter geltend gemacht hat, und täglich an Boben gewinnt. Sowohl im Intereffe eines intenfiven, feinen Abfichten genugenben Latein-Ternens, als um Zeit fur die Erwerbung eines Weltbildes zu gewinnen, welches wir aegenwärtig dem Schüler vorenthalten und bem Studenten im fpäteren Sachunterricht erft recht nicht gewähren, wird eine Ginschränkung der philologischen Stunden immer lauter gefordert, und gefordert werden. Die Ginmendung, daß ber claffifche Unterricht nicht nur Sprachliches, fondern Sachliches vom höchften Werthe lehre, wird ziemlich allgemein als nichtig empfunden. Was der Gymnafiaft vom Inhalt der claffischen Lecture abbetommt, ift, da feine Rraft in der Ueberwindung fprachlicher Schwierig= feiten verbraucht wird, außerordentlich gering, und würde durch die Lecture und Erflarung guter Ueberfetjungen mehr als aufgewogen werden. Man erinnere fich, baß Schiller urfprünglich fein, und Goethe nur wenig Griechisch verftand. Man beachte, daß Schliemann feine Begeifterung für homer querft aus der Boffifchen Ilias fog. während von den ungähligen Abiturienten, die feitdem unfere Ghmnafien verließen, jast alle ihre Teubnerschen Textausgaben an den Antiquar verkauften, oder mit fartaftifchen Segenswünschen bem jungeren Bruder einhandigten, fobald fie das gefürchtete Examen beftanden. Rann man da behaupten, daß das Experiment, beide clafsische Sprachen zu lehren, welches ja erst vor 70 Jahren begonnen wurde, geglückt ist? Und wenn fich beide zusammen nicht erhalten laffen, fann ein Zweifel barüber beftehen, daß Latein geistig bilbender, und für prattische Zwecke nöthiger fei?

Ob wohl Lasker viel Latein geschrieben hat? Gelesen hat er es gewiß mit dauernder Nachwirfung. Nicht allein fein Stil, feine ganze Darftellungsweise ift häufig nach antiken Muftern gemodelt, und zieht baraus eigenthumliche Bor= und Rachtheile. Der unmittelbare lebergang von perfonlicher Beobachtung eines einzelnen Details zur umfaffenoften Abstraction, und bann wieder die Cinkleidung biefer Abstraction in Bilder und metaphorische Andeutungen, klingt gelegentlich wie aus einem romifchen Profaiter überfett und trägt, fo feft verschräntt fich damit ein Argument erbauen und bafür erwärmen läßt, nicht immer jur größeren Bernehmlichfeit besfelben bei. Wir magen die Vermuthung, daß durch Ginftreuung einer größeren Anzahl erläuternder Beispiele der Autor das Buch langfamer geschrieben, der Lefer es aber

ichneller gelefen haben würde.

Wie sie sind, werden diese Effans von keinem Berichte genügend geschildert werden, der nicht felber in buchartige Dimensionen ausläuft. Die Seele ergrundend, um das Bolf zu begreifen, und fittlich mahr, auch wo die Ungaben bestreitbar maren, find fie im hochsten Sinne human und politifch weife. Wenn unfere Staatsmänner in folch edelem Geifte ihrer täglichen Politit dauernde, in Philosophie und Siftorie ruhende Fundamente zu geben vermögen, so durfen wir der Zukunft noch immer getrost entgegen sehen. Hatte Gladstone die Muße gehabt, das Buch zu schreiben, wie stolz wurde der englische Burger barauf sein, Torn, Whig und Radicaler! Aber

wir Deutschen! Wir Berliner!

oβ. Dentsche Literaturzeitung. Heraus= gegeben von Dr. Max Roebiger. Docent an ber Universität Berlin. II. Jahrgang. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1881.

Seitbem wir im December 1880 unfern Lefern von bem Entstehen bes neuen fritischen Centralorgans ber Wiffenschaft, welches unter dem Titel "Deutsche Literaturzeitung" in Berlin herausgegeben wird, berichtet haben, hat das schöne Unternehmen die gedeihlichsten Fortschritte gemacht. Wehr als breihundert Recensenten aus allen Kreisen ber Wissenschaft und Literatur haben ber Zeitschrift ihre Unterfilligung geliehen, berühmte Gelehrte von europäischem Ruf und jungere Forscher, Meister und Schuler, und fast alle stehen mit ihren Namen für die bertretenen Meinungen ein; fein Fach wird vor dem anderen bernäfichtigt, größter Reichhaltigkeit des Inhalts entfpricht größte Unparteilichkeit und Gebiegenbeit des Urtheils. An Umfang find die Befprechungen febr verschieben, bas Minberwerthige wird fur; aber prägnant abgethan, die wichtigen Ericheinungen finden eingehendere Bürdigung; über bem Einzelnen wird nie bas Allgemeine bergeffen und fo findet nicht nur ber Gelehrte für bas Specialintereffe feines Faches, fonbern jeder allgemein Bebildete eine Fulle von Unregung und Belehrung in ber Zeitschrift, ber wir das beste Gedeihen auch in Zutunft aufrichtig wünschen.

E. Aus bem Berlage von Otto Spamer (Leipzig und Berlin) liegt uns wieder eine große Anzahl von Jugenbichriften vor, welche aber jum Theil auch bem Erwachsenen und Bereifteren Freude machen konnen. Manche berfelben sind schon in zweiter, britter, ja fechster Auflage auf den Markt gebracht, mas für ihre Beliebtheit jedenfalls ein ehrendes Bengniß ablegt. Bon biefen alteren Werken nennen wir als befonders empfehlenswerth:

"Hellas" von B. Wägner. In fünfter verb. Auflage herausgegeben von H. Dittmar.

2 Bände.

"Rom" von demfelben; in vierter verbesserter Auflage bearbeitet von B. Bolz. 2 Bände. "Das große Jahr 1870 auf 1871" von Frang Otto und Dafar Boder. Dritte

Auflage (ganglich umgearbeitet). "Große Tage aus ber Zeit ber Be-jreiungskriege 1813—15." Bon Eb. Große und Frang Otto. Bierte Auslage. "Fünfzig Jahre aus Breugens und Deutschlands Geschichte" (1815-1870). Bon Fr. Otto. Dritte Auflage.

In der Art geschichtlicher Erzählungen find geschrieben: "Aus bem Tabakscollegium ber Zopfzeit" (3. Aussage) und "Der große König und sein Retrut" (6. Auflage), letztere Vert gehört zu den Gesten und meist verbreiteten des Berlags. — Auf dem hintergrunde der Zeit des großen Kurfürften ents widelt fich "Der Burggraf und fein Schildknappe" (2. Auflage) von Rich. Roth;

in ber Sobenstaufenzeit spielt "Raifer, Ronig und Papft" (2. Auflage) von bemfelben.
Bortreffich für Anregung der Jugend eignen sich die Lebensbilder von "Männer eigner Kraft", vereint in "Ditf dir felbst" von Fr. Otto (2. Auflage) und bas aus bemfelben Geift bervorgegangene "Buch vom braven Mann" von Richard Roth, welches jest zum ersten Male herausgetommen ift und seinem Inhalt nach fernere Auslagen verdient. In vermehrter Auflage find auch die Heinrich Bfeil's vor= trefflich geschriebene "Deutsche Sagen" erschienen.

Kür junge Mädchen geeignet find besonders die Erzählungen von Clara Eron und C. Michael. Bon ber ersteren liegt uns vor "Eva ober ein feltsames Bermächtniß" in zweiter verbefferter Auflage. Sowohl der Stoff felbft, wie bie lebenbige Darftellung und ber feine weibliche Ginn machen diefen fleinen Roman zu einem mahrhaft empfehlungswerthen Kamilienbuche. Bon ber zweiten Dame hat ber Berlag zwei neue Bücher gebracht: "Rings um die Belt" und "Der Mann mit der Beibe sprechen für ein Bünschelruthe". nicht gewöhnliches Talent; besonders die zweite Erzählung ift berartig, daß sie auch außerhalb ber Kreise "erwachsener Töchter" Interesse erweden bürfte.

Fr. Michael hat auch aus ben Märchen von Taufend und einer Nacht" eine Answahl für bie Kinderstube neu bearbeitet; — obwohl alle Berte reich mit Bilbern versehen sind ("Gellas" und "Nom" haben eine bebeutenbe Bereicherung ber Illustrationen erfahren) - fo muffen wir boch bie Zeichnungen zu biesen Märchen besonders erwähnen. Gie stammen bis auf das bunte Titelbild alle von Erdmann Wagner, welcher bier eine fehr ansprechende Begabung und gebiegene fünftlerische Bilbung offenbart.

Demfelben Stoffgebiete ber Marchenwelt gehört an: "Unter Robolden und Un= holben" von Fr. Otto unter Mitarbeiterschaft

von Villamaria, W. Wägner, C. Michael u. A. Gine Berbindung von Bortragen und Ergählung bietet Ernst Pasque's "Aus ber Belt ber Töne". Mit großem Geschich hat ber befannte Berfasser in einem anmutbenben Stoff bas wiffenichaftliche Material zu verweben gewußt. Die Geschichte ber Musit, wie ber Componisten, Betrachtungen über Tontunft und Instrumente sind einer Gestalt ber Ergahlung in ben Mund gelegt. Bemertenswerth ift die Fulle eingestreuter, oft fehr unterhaltender Unetboten.

MIS letztes ber uns überfandten Bücher fei genannt: "Ans bunften Tiefen jum Sonnenlicht" von Berm. Rung. Der etwas gesuchte Titel zeigt einen Bericht über bie Musgrabungen ber Rengeit an. (Mytenä, Hiffarlit, Ninive, Benusinfel, Samothrafe, Olympia, Bergamon, Pompeji.) Das Material ift mit Fleiß gufammengetragen, bie Bilber gut gewählt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. December jugegangen, berzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend;

puläre Besprechung von einem Ur- etc. Enkel. Olden-burg, Schulze'sche Hofbuchh. 1882. Abstammung, die, des Menschen vom Affen.

Alimanach, in lofen Blättern mit ca. 2500 hiftor, biogr. Rotizen (jeden Zag ein Blatt zum Albreißen) für 1882 20. Jahrg. Dresden, C. Meiste. Amersin.— Gemeinvorständliche Weisheitslehre (Wahr-

20. Şafrg. Drešden, S. Meiste.
Amersin. — Gemeinvorständliche Weisheitslehre (Wahrheits- Klugheits- und Geschmackslehre) sammt drei Beilagen; Arbeitsplan zur Verfassung einer seitgemäsen gemeinverständlichen Sammelwerkes aller Wissenschaften und Künste und Bid. Übersichtstafel der Wissenschaften und Künste und Begriffs-Bestimmungen-Verzeichniss. Von Ferdinand Amersin. Zweite darch aus untgearbeitete verb. Auft. Triest, U. Dase. 1881.
2(ppcil. — Wertiger und fette Zeit. Zur Goethe-Siteratur. Bun 3. 28. Uppcil. Srite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Olbenburg, Schulge-iche Softbud.

iche Hofbuchh. Arnold. — Fr

iche Hofbuch. 1882: Zeit von Wilhelm Arnold.
1. Harnold. — Kantische Zeiter. Andr. Werthes. 1881.
1. Harnold. — Schlichte Verfe. Bon Johann Arnold.
1. Hälfte. Gotha, Friedr. Andr. Verthes. 1881.
1. Nacht einem Anhange, enthaltend die Gehöfte don Karl Arnold. Keipzig. D. Muhe. 1881.
1. Nus dem Zandereland. Alle Märchen erzählt don Tantschen Ungenannt. Mit zahlreiden Alustrationen den Keiennichel und Bartisch. Keipzig. E. Schloemp.
Näder und Sommerfrischen Kobens. und Andreweitschaftschlicher don den beliedrichen Kurotten Deutschlostischier von den beliedrichen Kurotten Deutschlands. Desterreichs und der Schweiz. In Schiederungen don B. Blittigen. B. haushofer, K. Herbeit.
1. d. Hoffmann, Wold. Kaden, Rud. Kleinhaul, D. Moc., R. Bohl, B. K. Wosegger, M. Silverstein, Fr. Weenid Jünitrich von den ersterr Landschafts und Genremalern. Afg. 4—7. Leidzig, Sdw. Schloemp.
1881.

1881.
Bäßler. — Gebichte von Ferbinand Bäßler, weiland gefillichem Inspector und Krofessor in Pforta. Gotha, Friedr. Andr. Kertspes. 1881.
Benvenuti. — Un Autograso di Ugo Foscolo (Plano di Studi, Indice di alcune sue Opere, Facsimile). Publi-cato a Cura di Leo Benvenuti. Bologna, N. Zanichelli.

Deutsche Poetif. Theoretifch's prattifches

Beher. — Deutiche Poetit. Theoretisch ben Am-dandbund der deutschen Digitumft. Rach dem Am-forderungen der Gegenwart von Dr. C. Beher. 1, 266. Etuttgart. G. J. Göschen siche Berlagsholg. 1882. Bibliotisef deutscher Europa. 1. Band: Edzien von A. G. Meisner. — II. u. III. Band: Andrivachen don Bonadeuttura. — IV. Band: Briefe eines Francen-zimmers aus dem XV. Jahrhundert. Berlin, A. Hof-warn k. Komb. 1881.

annmers dus vem Av. Jagrannbert. Dettin, 2t. 2017 mann & Gomb. 1881. Blümner. — Lackson-Studien von H. Blümner. 1. Heft. Ueber den Gebrauch der Allegorie in den bildenden Künsten. Freiburg, Akadem. Buchh. v. J. C. B. Mohr.

1881. Mitthen aus dem Treibhaufe der Lhrif. Eine Multerlammlung. Dritte bon May Klinger illustriete Auflage. Beipzig, J. A. Barth. 1822. Bobenstedt. — Aus Worgenland und Abendland. Reue Esdigie und Sprische bon Friedrich Bobenstedt. Leipzig, J. A. Brothaus. 1882. Bormann. — Meis Esdigig low' ich mir! Nagelneie Borien bon Gbwin Bormann. Mit Gubfern in feinen Hoglichinde bon den agademitigen Krofestober Mahlergunst E. Ale. Leipzig, A. G. Liebesfind. 1882.

Brodhaus. — Brodhaus' Convertution. Dreizehnte vollkändig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln u. im Terte. Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln u. im Terte.

Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln u. im Tepte. Deft 5 – 7. Wegybren Almoradiben. Leipzig, F. A. Arodhous. 1882.
Auchner. – Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterben im Briefen. Bon Wilhelm Buchner. Efg. 8. Kahr. M. Schauendurg, 1881.
Aufthaubt. – Dramaturgie ber Classifter. Bon Hoinreich Bulthaubt. I. Band. Leffing, Goethe, Schiller, Keift. Obenburg, Schulze'sie Hofbundh. 1882.
Mufch. – Der Fach. Die Drachen. Beei Luftige unden bon Wilhelm Bulch. Goloritte Ausgabe.

Sachen von Autlieten Sings. Solvette Ausgube. Münden, Fr. Bassemann.
haiffut. — Im Laube der Mitternachts-Sonne. Sommer- und Mitterreicht der Ortwegen u. Schweben,
Lopbland und Kord – Finnland. Rach Baul B. Du
Chaiffu frei überlegt von U. Helms. Mit 48 Conbildern und 200 Holzschitten im Text. Mit einer

großen Ansicht von Stockholm und Karte. Lig. 2. Brestau, Kerb. hirt & Sohn.
Cohn. — Die Pkange. Borträge aus dem Gebiefe der Botanik. Bon Professor Dr. Kerbinand Cohn. Brestau, 3. 18. Kern's Berlag. 1882.
Collection Spemann. Bb. 10. 11. Meise um die Paristau, 3. 18. Dr. Lig. Opmer's Obhsies den Johann Heinrich Boh. Bb. 12: Paristaudie Die Dr. Botanik. Br. Littung den Jatol Mahh. — Bb. 13: Ctwas auf dem Gewissen den Sein Schulfung. Wit einer Ginlettung den Krieben Krickener. Stuttaurt. W. Sbemanden. bon Joseph Kurichner. Stutigart, M. Spemann. ornaro. — Die Kunft ein hohes und gesundes Alter

Cornaro. -

Gemissen von Levin Schicking. Mit einer Einleitung den Folgeb Kürigher. Stuttgart. M. Semann.

Cornaro. — Die Kunst ein hobes und gesundes Alter zu erreichen. Bon Aubbig Cornaro. Men heraussegeben den Auslie ein hobes und gesundes Alter zu erreichen. Mon Aubbig Cornaro. Men heraussegeben den Auslie Gembach. Berlin. D. Hohe 2014.

Jahn. Daniten. Gesammeite steine Schriften den Februrs in Obendurg.

Talvigs. — Chronit des alten Hoeters in Obendurg ervouten Theater's an S. Ortober 1881 den und Dendurg.

Dannen-Almannach. — Kortis und Schreibstalender für das Jahr 1882. Mit einer Justistation in Fache in des Ausliesenscher für das Jahr 1882. Mit einer Justistation in Fache der hohe der Ausliede der Ausliede der Ausliede der Ausliede der Ausliche der Ausliede der Aus

Mathematik Ing II. 12. Commun.
wendt. 1881.
Engel. — Das Bollsschanipiel Doctor Johann Faust.
Herausgegeben mit geschäftlichen Nachrichten über Träger ber Faustlage und mit einer Bühnergeschichte des Faust von Karl Engel. Zweite, umgegrößichte des Faust von Karl Engel. Zweite, umgegrößichte des Faust von Karl Engel. Zweite, umgegrößichte ergänzte Mustage. Mit Faust's
Vortrait nach Kembrandt. Oldenburg, Schulze'sche
Horbuchlag 1882.

Hofrichi)blg. 1882.
Siderich. – Anntelstein. Erzählung von E. Eiderich.
Münden. Th. Adermann. tgl. Hofvuchhlig. 1881.
Evers. – Der "Prediger" in Trebra. Er bleibt "edangelisch". 1. weil. – L. rechem. – 3. der "edangelisch". 1. weil. – 4. trockem. – 3. der mit -/ Antwort auf die Schmählchrift des Predigers in Trebra gegen mich und zugleich gemeinichsliche Ergänzung zu "Katholisch ober protestantisch". Bon Georg Gotthilf Gvers. Hilbesheim, J. Borgmeher.

Falfe. - Ci bon Falte. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob alke. Lfg. 15. 16 (Schluß). Stuttgart, W. Spe-

mann. 1881.

Falke. — Die Kunst im Hause. Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und krifisch-asthetische Studien mer und Decement Ausstattung der Wohnung von Jacob von Falke, 4. ver-mehrte und illustrirte Auflage, Mit 8 Abbildungen in Farbendruck, 54 in Liebt- und Tondruck und 219 Holz-schnitten. Heft 11, 12. Wien, C. Gerold's Sohn, 1881.

Familien = Spielbuch, allgemeines illuftrirtes. flihrung aller befannteren Spiele und gebräuchlichen Unterholtungsworfen für alle Vertle, zur körperlichen Erholung und geistig gemithichen Erheiterung und Anregung im Freien wie im Jimmer. Mit einer Angelung über die Bebeutung des Spiels sin jung

und alt, nebst einer überdichtlichen Grklärung aller in den Zielen vorsommenden Kuntausdrücke. Kegeln und Geiege. Herausgegeben unter Nitwirtung am erkanuter Zachbertkändiger von Dr. Jan Taniel Geserfauter Zachbertkändiger von Dr. Jan Taniel Gesorgens und Voneren Marie von Gapette Georgens, Mit uber 30 Zerrklöbitbungen, sowie lo Tou, Ginstührungs und Vuntbildern von L. Ausger, G. Neitel, G. Köhling n. A. und einem aganerelitren Tietbilde den Kengeln, und und einem aganerelitren Tietbilde den Keigige der Ledgeschen, musikalidigen und anderen Veigige der Ledgeschen, und felenden und der Vergenschen und Gerons der Frau. Luftipiel in fünft Minder der Vergenschen und Gerons der Frau. Luftipiel in fünften. Des der Veigige der Veiler der Vergenschen und Gerons der Vergenschen und Ersten der Vergenschen und Gerons der Vergensch und alt, nebn einer überichtlichen Gestlärung aller in ben Spielen vorfommenden kuntenahmische, Regeln und Gesetz. Herausgegeben unter Mitwirtung an-erkannter Zachberitändiger von Dr. Jan Zantel Ge-orgens und Jeanne Marie von Gahette-Georgens. Mit über Wol Zert-Aubstlöungen, iowie lu Tone, Ein-tührungs- und Venttelbungen, iowie lu Tone, Ein-tührungs- und Venttelbungen, iowie lu Tone, Ein-tührungs- und Venttelbungen, iowie Litter Don H. Wogel, Labellen, muffalischen Lietbilde von H. Wogel, Labellen, muffalischen und anderen Veigaden. Leipzig, C. Spamer. 1882. Krançois. – Der Hofen ber Frau. Lüftpiet in fünf Aufzügen von Louise von François. Scuttgart, W. Spemann. 1881.

Aufjügen bon Coutse bon François. Stuttgart, W. Spemann. 1881.
Fretiag. — Gustab Frehiag-Galerie. Nach den Triginalgemälben und Gartons der ersten Meister der Meyett photographirt bon ört. Brudmann. Mit begleitenden Terten von Inhannes Proelfs. Leinzig, E. Holling, E. Konig, Henriette und Oberst Dessalle. Leipzig, E. Schloemp. 1881.

Schloemp. 1881.
Friedmann. Gedichte bon Alfred Friedmann. Leibzig, W. Friedrich. 1882.
Gewerbehalle. Ergan für den Hritstift in allen zweigen der Kunstindbuitrie, unter Mitwirfung bewährter Kadmänner redigirt von Vudwig Eifenlohr und Garl Weigle, Kreinferfen in Euntgart. 19. Jahrg. Heft 12. Stutigart. J. Engelhorn. 1881.
Chümer. — Bom Tebbuuh der Zeit. Bon Claire don Glumer. Indat: "Gefühnt". — "Rach zwanzig Indaten". — "Die böle Frau don Helgendorf". — "Cenif". — Treben, heinr. Kniben. 1882.
Cortichall. — Die beutiche Rationalliteratur des neunzehnten Achrbunders. Lutterarbilivorisch und treitich

zehnten Jahrhunderts. Litterarhistorisch und fritisch dargestellt von Rudolf von Gottichall. 3. vermehrte und verbesserte Austage. 4 Bände. Brestau, Eb.

Trebendt. 1831. Isan. Trebendt. 1831. Trebendt. 1831. Trebendt. 1831. Gin der beutigen Alferthumer. Gin Jand. und Nachigliagebuch für Sindierende und Laien, bearbeitet bon Ernst Eöhinger. Heft 6. Sethälig, M. Urban. 1881. Göninger.

Gregorobius. - Athenais, Geichichte einer bygantini-

Gregorubius. — Athenais, Geichichte einer bygantiniichen Kaiterin von Krevinand Vregorovius. Leipig. F. A. Brochpaus. 1882. Grünthagen. — Geichichte bes ersten ichlesischen Artegess nach archivalischen Luellen bargeitellt von Dr. E. Grünthagen. Königl. Urchivardh und Prosessor ander Universität Breslau. Urchivardh und Prosessor and ichluse von Breslau. Urchivarden inem Plane der Um-gegend von Ereklau. Mit einem Plane der Um-gegend von Chotuis. Gotha. Hiedr. Andr. Perthes.

Sadlander. — F. W. Hadlander's ausgewählte Werte. Bb. 3. 4. Stuttgart, C. Krabbe. Halm. — Aus der Tornenhede. Metaphpisiche Ge-

Halm. — Ans der Donnengene. Merupygninge Schichte dem Margarethe Halm. Tresden Striefen, B. Deinze's Berlag. 1882.
Seimgarten. Eine Monafsichrift, gegründet und geleitet von P. M. Nofegger. VI. Jahrg. Deft 3: Des cember 1881. Craz. Leptam-Pofefsthal.
Defty don der Tonant. — Funfen. Lieber don Heinz dem der Tonan. Stuttgart, Greiner'iche Berlags-

Robelle bon

bon det Louise buchblig. Das Glüd bon Rothenburg. Robelle bon ethje. – Das Glüd bon Rothenburg. Robelle bon Paul Heige Mugeburg, Gebrüber Richter. henie. – Neues Münchner Tichterbuch. Gerausge-senie. – Neues Konie. Stuttgart, Gebrüber Kröner. geben bon Baul Gehie. Stuttgart, Gebrüber Kroner. 1882.

īss2.

schje. – Troubabour-Novellen von Paul hehje. Inhalt: Jer lahme Engel – Die Rache der Biggräfin. –

Tie Dichterin von Garcaijonne. – Der Wändt von Montaudon. – Chre über Alles. – Der verkaufte Gefang. Verlin, Will, derh, 1882. – Der verkaufte Gefang. Verlin, Will, derh, 1882. – Der verkaufte Jen. Vennghen von Tharan. Ein Liebe aus alter Zert. Von Franz hirfd. Verhige. Erdendelich von Shafeipeare, zum erken Male im Lichte ärzt-licher Wiffenfahrt und gleichgeitig im Aucamen-hange sowohl mit der ällbeitigen Kritif als mit der Phinendarieflund der oleichmanien Traaddie. Give hange fowohl mit der altgetickeit Rettit als mit der Bühnendarisellung der gleichnamigen Tragöbie. Gine Monographie für gebildete Leier aller Stände von Dr. Hridfield, praftischem Arzte zu Danzig. Danzig, E. Gruichis Verlag. 1882.
Soher. – Die Grabitäten der deutiden Kämpfer aus den Jahren 1870–71 im Belgien. Bon Dr. Hoher. Cloenburg, Schulzeiche Hofbuchblg. 1882.

1882
Ratich.— König Minter. Ein Märchen von Abolph Katich.— König Minter. Ein Märchen von Abolph Katich.
Kaufmann.— Zeutiche Eefficher bis auf wart den Erogen. Bon Georg Kaufmann. 2. Band: Bon dem Komichen Wettreiche zu der gefittig- Weitigen Unter berialmonarchie des Mittelaters. 419—814. Leidzig, Duncker & Humblot. 1881.
Recf.— Liedzstren. Dramatifches Gedicht in 5 Auffalgen dem Kobert Ked. Leidzig, Declay 1882.

1882. 18 – Betin Gleim. Werlag. 1882.
Kibenweg — Betth Gleim. Gin Lebens- und Ogarafterbild. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Frauerbischung und Mädochenerziehung, jugleich ettrachsenen Töchteren eine Mitgabe für das Leben.
Bon A. Kidpenberg. Bremen, W. Heinfluß, 1882.
Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Sehilderung.
der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud.
Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 7, 8. Leip-

der ewigen Stad und der Lampagna von Dr. pai. Aud. Kleinpaul. Mit 368 illustrationen. Lig. 7. 8. Leip-zig, H. Schmidt & C. Gutherr. 1881. 8mort. – Aus der transatlantifipen Gefellfighaft. Norb-ameritantighe Gutturbilder bon Kaul Knorth. Mit dem Sildnitig James U. Garfield S. Veibjig. B. Egilde. 1882.

Kock. — Merope. Tragödie in fünf Aufzügen. Von Theodor Kock. Berlin, B. Behr's Verlag. 1882. Körting. — G-danken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen. Von Professor Dr. Gustaw Körting. Heilbronn.

sonien. von Protessof 31. Australia Gebr. Henninger. 1882. Kreter. – Schwarzstitel oder die Geheimnisse des Lickthofes. Wahrheit und Dicktung aus den Arbeits-flätten einer großstädtischen Jahritalen und 6 Zone-Auf Kreger. Mit vopfleisten, Initialen und 6 Zone-chter und Liebengen von Milhelm Flanding. Mar Kreger. Mit Aopfleifen, Juitialen und 6 Zone bildern nach Zeichnungen von Wilhelm Claudius. Leidzig, O. Spamer. 1882, Krufe. — Withab don Rügen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinen. Leidzig, S. Hirzel.

Angele Don Hagel.

Reigien von Speinrich Kruie. Leidzig, S. Hyrgel.

1801.

1802.

1803.

1804.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

1806.

180

Tagu als poetriches Borwort ein Zeitgebicht: "Zum 27. October" Raing. 3. Teiemer. 1881. Meisterwerte, historische, der Grieden und Kömer in vorzügigigen beutigen Nebertragungen überfetzt und herausgegeben den Dr. Baul d. Boltenstern, Pro-fessor V. Kysienhardt, Wolktadd denede, G. Hem-ming, Professor 3. Röhlig der Historische Gernelius Tacitus Geldzickswerte Borriegt von Dr. Bieter Kennie-tfundt. Seit 5. Amolon, Lie 5. Seinia G. Cembe.

1881.
Demoiren eines Theefeffels. Bom Berfasser ber "Sommerbrossen". Teipig, J. A. Barth. 1882.
Verwell. – Anna von Clebe ober bie Gürtelmagd der Königin. Drama in finst Aufügingen von E. Meruell. Freiburg i. B., Ad. Kiepert, Hoöbuch.
Wernell. – Otto der Große, Drama in sünst Aufügen von E. Meruell. Freiburg i. B., Ad. Riepert, Hoöbuch.
Dolbuchh. 1881.

Meyer's Reisebücher. — Der Orient. Hanptrouten durch A-cypter Palästina, Syrien, Türkei, Griechenland. L.Band: Aegypten. Mit 8 Karten, 11 Plänen und Grundrissen, LBand: Aegypten. Mit 8 Karten, 11 Planen und Grundrissen, 24 Textbildern. — II. Band: Syrien, Palastina, Griechen-land und Türkei. Mit 8 Karten, 20 Planen und Grund-Tissen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1881—82. Molmenti. — La vie privee à Venise depuis les pre-miers temps insqu'à la chute de la république par P. G. Molmenti. Ouvrage couronné par l'Institut royal des sciences des lettres et des arts de Venise, Venise,

Müller. — Essays von Max Müller. II. Band. Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethologie. Mit Re-gister zum ersten und zweiten Bande. Zweite vermehrte Auflage, Besorgt von Dr. O. Francke. Leipzig, W. Engelmann. 1881. Willer. - Märchen auf ber Wanderschaft von Clifa-beth Mäller. Freiburg i. B., Ab. Kiepert. Hofbuch.

Murad Effendi. - Oft und Weft. Gebichte bon Murad Effendi. 3. Aufl. Olbenburg, Schulze'iche

Museen, Königliche, zu Berlin. Beschreibung der Pergamenischen Bildwerke. Herausgegeben von der Generalverwaltung. 4. Aus. Berlin, Weidmann'sche

Nachtigal. – Sahárá und Südán. Ergebnisse sechs-jábriger Reisen in Afrika von Dr. Gostav Nachtigal. II. Thl. Mit 48 Holtzschnitten, 4 Karten und 4 Schrift-Tafeln. Berlin, Weidmann'sche Buchh. & P. Parey. Verlagsichhilg. 1881. Neumann. – Geschichte Roms während des Verfalles der Famblib. Von Zuitkund der Schie America.

Republik, Vom Zeitalter des Scipio Aemilianus bis zu Sulla's Tode. Von Dr. Carl Neumann, Geh. Reg.-Rath und Professor der alten Geschichte und der Geographie

und Professor der alten Geschichte und der Geographie an der Universität Breslan. An seinem Nachlasse heraug, von Dr. E. Gothein. Breslan, W. Koebner. 1881. Neumann-Spallart. Gebersichten der Weltwirthschaft. Von Hofrath Professor Dr. F. Z. von Neumann-Spallart. Jahry 1880. Stuffgart, Jul. Maier. 1881. Norblumblahrten. Maleringe Bunderungen burch Rorblumblahrten. Maleringe Bunderungen burch Rorblegen und Schoeben, Ythanh. Shothland. Singlain min Wales. Mit belonberer Berüffichigung von Sage und Seifügle. Literatur und Kunft. Berausgegeben bon Krof. Dr. W. Brenneck, Francië Stromet, Dr. Abolf Notenberg. Jung Scheube, J. bon Mobelet. Junit wir der Scheuber. Junit Scheube. Den Mobelet. Junit der Junit der Scheuber. Junit Scheube. Junit der Leiter Land Drighamite aus Drighamiten an Dri und Schelle eigen für bies Mert

nau Deiginder Zeidmingen, den den demagtiefen Kunilkern an Ort und Etelle eigens für dies Wert aufgenommen. Fig. 14. 18. verdig, verd. hirt 2 odn. Oberländer. – Fremde Völker. Ehnographische Schliderungen aus der alten und nenen Welt von Kichard Oberländer. Mit mehr als 200 Text-Muskrationen. Lig. 2. Leipzig, Jul. Klinkhardt. 1881.

Dern-Chelmä. Dartiellungen beliebter Opern-Scenen nach Original-Gemälben bon Heisebter Jenen-Scenen nach Original-Gemälben ben Germann Anlibach. Indient in Münden. Inhabet. 1. Freitändig, 2. Dochseit bes Figers. 3. Dugenoten. 4. Don Junn. 5. Barbier bon Schilla. – 6. Fibelio. 7. Weiße Dame. 8. Wohfaddbogen, 9. Kingleite. – Gotter-Bedämmerung. 11. Tradella. 12. Der Keigen des Schländer. Betlen Gart Brad.

Etto. – Unter Robotoben und Unfolden. Gagen und Münden nach dem Feiche ber Kieben und Juserze, Gromen, Istone, Serbelde. Köhn und Kirken. Dem beutricken Betle und der Luszend ergabit den Franz Litt. Wir einer Gemüskung. Den Mitsanzis. Mit 42 in den Zeit gedruckten Julyfrationen und einem bunten Titelbilde. Leidzig, D. Spamer. 1882.

Tagu als poetiices Vorwort ein Zeigedicht: "Zum Ar. October". Mainz, J. Diemer. 1881.

27. October". Mainz, J. Diemer. 1881.

1881.

1882.

1883.

1884.

1885.

1886.

1886.

1886.

1886.

1887.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

1888.

18

spielen But 100 Dere abeiteinigen And einder 1882 in. ein trunten Titelbild. Erjeig D. Spamer, 1882 in. er. tto. – Abenteuer und Irrächten von Fris Stromer. Eder: Eine Keile um die Welt in hundertundochtig Tagen. Ein furzweitig-lehrreiches Buchlein für led-

Ober: Eine Keife um die Weit in punverungengig-Tagen. ein furzweitigelepreiches Rückein für led-hafte Buben. In Umarbeitung heransgegeben bon Franz Otto. 2. burchgef. Unf. Mit 10 Abbildung gen nach H. Siacomelli u. A., nehft einem Titelbilde. Keipzig. D. Spamer. 1882. Fto-Höder. – Das große Jahr 1870. Gebenfbuch auß ber Zeit bes Nationalfrieges gegen Frankreich im Jahre ber beutschen Kinigung. Erkentage auß Teutschlands neuelter Geschichte. Derausgegeben von Franz Otto und Delar Höder. Zganzlich umgearb. Auft. Mit 190 Text-zschlarteitenen, 6 Ionbildern und einem bunten Titelbilde. Eeipzig. D. Spamer. 1882. Bacque. – Ans ber Wett der Tone. Erlebnise eines

Aug. Mrt 180 Lert- Muftrationen, 6 Zonbildern und einem bunten Titelbilde. Verhigt, O. Zypmer. 1882. Basgué. — And der Welt der Töne. Erfebnisse eine Möddene-Cuartett im Saidehaufe. Onfel Keithold's Erzählungen auf dem Vereig der Oper, des Volfseitebes, des Künflerthums und des Tanges. Won Gruft Pasque. Keue mohlf. Ansg. Rit 70 Tert-Affair. And 18 Tert der Mitter und 18 Tert der Angens. Lyrical and Dramatic der Mitter und 18 Tert der Angens. Lyrical and Dramatic der Endlighe Sagen. Ter deutschaft der Angens. Der der Angendungen und 18 Tert der Angendungen der Mitter der Angens. Der deutschaft der Angendungen der Mitter der Angens. Der der Angendung der

die geistige Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensjahren. Von W. Preyer, ordentl. Professor der Physiologie etc. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L.

Fernau), 1892. Ben A. Preußischen Staats-archiven. Beranlaßt und unterfünkt durch die K. Archive-Erwoltung, 8. Band. B. Baillen, Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. Diplomatische Gorrepondengen. 1. Theil. 9. Band. E. Keller, die Gegenteformation in Westhylalen und am Riederrheim.

J. Theil. Letpijg, S. Sirget. 1893. latvald — Dem Urbrüng best Weinbaues. Tichtung und Wahrheit den K Rawald. Mit einem Anhang benertenswerther Reflaurants und Firmen auf der Fugtour Aammburg "Perehvurg. A. L., W. Rawald

Reissmann. — Handlexikon der Tonkunst. Herausgegeben von Dr. August Reissmann. Lfg. 2—11. Berlin, R. Oppen-heim. 1882.

Rieder. — Johann III., König von Volen, Sobiesti, in Wien. Mit Sineinberwebung einer Gelchichte der nieben Königtinnen von Polen auf dem Houle Defter-reich, Ein Errinnerungsbuch au 1683 für 1883 jum 20hlahrigen Jubildum der Verfeitung Wiens von der

200jahrigen Aubilaum ber Befreiung Bliens don ber Türlenbelagerung dom Georg Rieber. Wien. Wilh, Braumfiller. f. f. Hoge u. Unid. Budh. 1882. Rocher. – Des Mischen dom König Tronfelbart von Friedrig. Jierlohn. J. Adelfer. 1881. Procco. – Der Umsang in und mit der Gefallshaft. Ein Handburd des guren Tones don Emil Mocco. i. kund. Jadie. D. Jentel. 1881. Rolph. – Biologisch. Pr. Geme. zuglieht als Versuch einer rationallen Ethika, Von. W. R. Rolph. Leipzig, W. Engelmann. 1882.

Roman-Bibliothek, englische. Sammlung der besten Avoitäten herborragender englischer Autoren. Herausgegeben den Kaul Jüngling. B.d. 1.2. Die Erandissigegeben den Kaul Jüngling. B.d. 1.2. Die Erandissigens den Konge Erkipe. 1881.
Nofegger. — A. K. Kolegger's ausgewählte Schristen. Ich. 1869.
Roseger. — A. K. Kolegger's ausgewählte Schristen. Ich. 2014. Bien, A. Hausgewählte Schristen. Ich. 2014. Bien, M. Hausgewählte Schristen. Ich. 2014. Bien, M. Hausgewählte Schristen. Bertag. 1881.
Nofegger. — Die Schristen des Waldbiumeisters. Derausgegeben von A. K. Kolegger. Ich. 2014. Bien, M. Hausgewählte Schristen. Der Ausgeger. — Die Schristen des Waldbiumeisters. Derausgegeben von A. K. Kolegger. Ich. 2014. Bien, M. Hausger. Die Schristen der Machtelungeisten. Die Schristen der Machtelungeisten. Die Schristen der Machtelungen. Erbeisbilder aus der Zeit des ersten Kurstürfen von Brandenburg. des Erinders der Kraftlung für Jugend und Volf von Richard Koth. 2. verb. Unt. Mit 70 Zert. Allkrationen und beitem bunten Titelbilde. Lebzig. O. Spamer. 1882.
Noth. — Das Buch down braden Naam. Coles Wicken und behartliches Bolldringen hochsuniger Menschen in berichebenen Sehensfreien. Denkunische Erkeichen und behartliches Bolldringen hochsuniger Menschen in bericheben en Kehnstreiten. Denkunische Characterbilder unter Mitwirkung von Franz Otto ausgewählt und dargetellt, der Jugend und dem Wolfe gewidmet von Kichard koch. Mit 60 Zert-Aldbildung einem Titelbilde. Verlage, O. Spamer. 1882.
Noth. — Kaiter, König und Papft. Diftvilde Erzisd-lung aus der Keriode der großen Kämther Jusgend von der Mensche der Geschen Kämther Jusgend ben verlicher und geiltlicher Naach während der Hollen verlicher und geiltlicher Nach währt. Mit 160 Zert-Aldbildungen und einem Titelbilde ben Anteren Schlieben weltsche Erzisden Für Wolf und Augend bor Verlos der Geschen Kämther Jusgend ben der Geschen Kämther Jusgend ben der Wolf und Augend bor der ich der Kinder und Fire der

Abitloungen und einem Titelbilde bon Brofessor Ric.
Sanestund 30th. Schönberg, Leidzig, D. Shamer. 1882.
Midert. - Friedrich Miderts' gefammelte Werfe.
Leue billige Ausgade. Ig. 2—4. Frantsut a. M.,
D. Sanestander's Bertag.
Midfert. — Leid und Lied. Bon Friedrich Midert.
Heue Ausgade. Frantsut a. M., D. Sanestander's Bertag.
Mindfert. — Leid und Lied. Bon Friedrich Midert.
Heue Ausgade. Frantsut a. M., D. Sanestander's Bertag. 1881.
Mundfdan, Deutsche, sir Geographie und Statistis.
Anntdan, Deutsche, sir Geographie und Statistis.
Anntdan, Deutsche, sir Geographie und Statistis.
Anntdan, Deutsche, in Geographie und Statistis.
Anntdan, Deutsche, deutsche Leidzelen 1881.
Samhaber. — Walther von der Vogelweide. Von E. Samhaber.
Laidach Jg. v. Kleinmayr & Fed. Amberg. 1882.
Sammlung Französischer Neudrucke. Herausgegeben von Karl Vollmöller. 2. Armand de Bourbon, Prince de Conti. Traité de la Comedie et des Spectacles. Neue Ausgade von Karl Vollmöller. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

ninger. 1881.
Saumilung gemeinnüsiger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Wereine aus Werbreitung gemeinnüßiger Kenninisse in Krag. Rr. 70. Die Formen der Erdoberkläche. Bon Dr. Alfbrecht Bend in Minden. Sammlung vom Vorträgen. — Herausgegeben vom M. Frommet und Prieden. — Herausgegeben vom der Arier nach den indischen Vedas. Bon Kic. ih, L. Krummet. — VI. 7. Der Capitalismus in der Gelehrtenwett. Bon Professor. Dr. Abolf Mader. Deitelberg, Carl Binter's Univ. Bchiddle, 1881.
Schaft von Fragen. — Constitte. Koman von Ct. Schaft von Fragen. 2 de. Stuttgart. J. B. Mesterige Rohles. Eutstaart. J. B. Mesterige Bchiddle.

Achblig. 1882. Herausgegeben von Ernst Echalt-Kalender für 1882. Herausgegeben von Ernst Echalt-Kalender für Jäustratoren enthaltend Ori-ginal Zeichnungen zu belieben Tichtungen. 1. Band. Dest 1: Der Kattensänger von Hameln. 25 Tusch-zeichnungen zu Julius Wolff's Abentiure von Karl Karger. München, Abolf Ackermann, Hof-Buch und Kunsthandlung. 1882.

Scherer. — Deutscher Dichterwald. Lyrische Antho-logie bon Georg Scherer. Mit vielen Bortraits und Ilustrationen. Achte berm. Luft. Stuttgart und Nüujtrationen. Achte berm. Aufl. Stuttgart und Leipzig , Deutsche Berlags = Anstalt (vormals Eduard

Teipig, Deutsche Berlags Antlatt (vormats Gonard Jalberger).
Schlögl. — Das furiose Buch. Eine Spenbe für Gleichgefinnte und für Gegner. Bon Friedrich Schlögl. Mit 24 Original-Auftrationen den Klit. Wien, U. Dartleben's Berlag. 1882.
Scholz. — Borträge über Frenpflege. Für Pfleger und Pflegerinnen, sowie für Gebildete jeden Standes. Won Dr. med. Friedrich Scholz. Director ber Krantenud Irrenanflalt 2c, 2c. zu Bremen. Bremen, M. Kreinfluß 1882.

Schröber. — Lichtftrahlen aus Friedrichs des Großen Schriften gesammelt von E. Schröber. Halle, G. Schweifalte sperammelt von G. Schröber. Halle, G. Schweifalte sperammelt der Berlag. 1882.

Amweifalte sperameled. — Der Orient. Geschlichert von Amand von Schweiger-Lerchenselb. Mit 200 Alleitrationen in Holgschift und 28 Kartenbeitagen. Ukr. 23—30 (Schlie). Wien, U. Hartleben's Verlag. 1881. Sankeipeare's sammtliche Werte. Auflütrit von John Gilbert. Ukr. 10-17. Stuttgart, Deutsche Berlagskuftelt (vormals Sch. Halleger). 1881.

Iccinhaufen. — Gedatter Tod. — In Armenhaufe. — Mr. Vod Jentins Veneturen. Der Indelen von D. Steinhaufen. Werten, M. Wilhelmi. 1882.

Kohn. — Afterauside Stiggen für die beutsche Frauervollt. Bon Dr. Hernaum Stohn. Mit Emanuel Geibel's Bildniß in Stahlftich. Leipzig, Gebrüber Senf. Stohm. — Theodor Storm's gesammelte Schriften. Grifte Gesammtausgade. Bb. 11—14. Braunichweig,

Form. — Theobor Storm's gefammelte Echriften. Erne deinmtalsgade. B. l. 1—14. Braunichweig. Erneferjau. — Bon And und Leuten. Bilber und Straderjau. — Bon And und Leuten. Bilber und Straderjau. — Bon And und Leuten. Bilber und Straderjau. — Bon Apszagthum Oldenburg von Audmig Etraderjau. Oldenburg. Egutlefüg sopfohöblg. Stadien, philosophische. Herausgegeben von Wildelm Wundt. 1. Leipsig. W. Engelmann. 1881.

Taigenbuch, Kürcher, auf das Jahr 1882. Derausgegeben von Erner Volge. Jünker Jahrang. Mit Archie. Reine Volge. Jünker Jahrang. Mit Bellich er Liebenburger. Billich is Jahrang. Mit Bellich er Geschächtsterunde. Kener Volge. Jünker Jahrang. Mit Bellich er Leiterunde. Henre Volge. Jünker Jahrang. Mit Bellich er Schlieben. Ben Traugott Teutich. Palventigte. Hohr Kraugott Teutich. Pg. 3. Prontladt. Hon. Treitregen von N. Treitfigte. Teutich 1882.
Treitrichte. Päterverliche Sichhöhen. Weie Kandglöfen zu Zeit und Erreitregen von N. Treitrigte. Verpig., E. Schloemb. 1882.
Treitrigke. Die Jangaba. Uchtundert Meilen auf dem Amagonenfrom. Bon Inlins Verne. Mutorifiere Ausgabe. Beb. Bien. U. Hartleben Eretig. 1882.
Unigner. — Die Jangaba. Uchtundert Meilen auf dem Krieden. Auf Freunde bes Califichen Uterthuns, insbelondere für die beutlige Jugend bearbeitet bon Dr. Willbelm Wägner. Herunde her Allfielm Verpillen Verpillen Verpillen Verpillen Wägner. Perausgegeben in 5. verb. Auf. unter Mithoritung von Dr. Hillen Währett und einem Frontifie. Eetpil de Weltreiches der Römer. Hir Freunde bes Califichen Uterthuns, insbelondere für Freunde bes Califichen Uterthuns insbelondere. Hir Freunde bes Califichen Wieterlung insbelondere. Hir Freunde beschenbere für die deutlich Jugend. Bon Dr. Willeben Welterlung insbelondere für deutlich Verlang der der Verlangen.

Berichel.

– Singuf. Kattenfängerlieder von Julius Aweite, underänderte Auflage. Berlin, G.

2301ff. Stittell Authernangertest 22 Molff. Species in the Molff. Species in the converge of the Servine Servi vinzatimuseums in Frier und Dr. K. Lamprecht, Privat-docent der Geschichte in Bonn. Jahrg. I. Heft. Trier, Fr. Lintz'sche Buchh. 1882. Böller. – Schuchen. Land und Bolf. Schilberungen aus feiner Actur, seinem aeistigen und wirtssichgift-lichen Reben. Bon Egon Jöller. Lindau, W. Thöwig's Böhlig. 1882.

Bolling. — heinrich b. Kleist in ber Schweiz. Won Theophil Jolling. Rebst achtundbreißig bisher un-gebrucken Briesen bon Heinrich v. Kleist, C. M. Wie-land zc. Stuttgart, M. Spemann. 1882.

Berlag von Gebruder Bactel in Berlin Drud ber Pierer'fchen Gofbuchdruderei in Altenburg. Für die Redaction verantwortlich: Elwin Bactel in Berlin.

Unberechtigter Nachbruck aus bem Inhalt biefer Zeitschrift unterfagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Unverstandene auf dem Dorfe.

Robelle

nod

Marie von Ebner - Efchenbach.

I.

Die rüstige Waschfrau Josepha Lakomy dankte alle Morgen dem lieben Herrgott andächtig für zwei Dinge: erstens, daß er ihren Mann zu sich in die himmlischen Gefilde genommen, und zweitens, daß er ihr Töchterlein Marie in diesem irbischen Jammerthal belassen habe.

Dem lieben Herrgott war es in seiner Allmacht gewiß möglich, mit dem wissten Gesellen Lakomh fertig zu werden, während dies keinem Menschen, am wenigsten der guten Josepha gelungen war. Der jetzt selige Chemann hätte gewiß seine Frau erschlagen und ihr Töchterchen zur Waise und Bettlerin gemacht, wenn er nur noch ein paar Wochen im Säuserwahnsinn weiter gelebt hätte. Nach seinem plötzlichen und schrecklichen Ende blühte seine Wittwe förmlich auf und kam jetzt erst zu dem vollen Gesühl ihrer Mutterfrende.

Der Frau, die so hart hatte schaffen müssen, um bei der liederlichen Wirthsichaft des Hausvaters den Hunger von ihrem Herde sern zu halten, war das Dasein des Kindes beinahe eine Last, oder doch eine Quelle beständigen Herzeleids gewesen. Als aber die mühsam erworbenen Groschen und Gulden ihren Flug nicht mehr in den Branntweinladen nahmen und Mariechen, gut genährt und reinlich gekleidet, von Tag zu Tag rundere Wangen und röthere Lippen bekam, empfand Josepha bei ihrem Anblick nichts anderes, als Freude und Stolz. Und dieser Stolz beruhte nicht auf mütterlicher Verblendung, er war vollkommen berechtigt.

Mariechen entwickelte sich zu einem bildsauberen und grundbraben Jüngserlein. Etwas Sigenes hatte sie schon als Kind gehabt, einen Ausdruck von großer Traurigkeit in ihren dunkeln Augen, und den einer gewissen anmuthigen Würde in ihrem ganzen Wesen. Ihrem Lachen, wenn es je erklang, merkte man deutlich an, daß es nicht aus dem Herzen kam, sondern nur ein Zugeständniß an die Fröhlichkeit Anderer war. Sie selbst, welchen Grund hätte sie zur Fröhlichkeit gehabt in dieser rauhen Welt, deren Berührung für ein zartes Gebilde wie sie saft immer eine Berwundung bedeutete? Das zierliche, von schweren, schwarzen Zöpsen umflochtene Haupt leicht vorgebeugt, wandelte sie gleichsam in einer Atmosphäre von mildem, wehmüthigem Selbstgesühl. Es verließ sie nie, es adelte all ihr Thun und Lassen. Hoheitsvoll stand sie neben ihrer Mutter am Waschtrog, sah melancholisch in den Seisenschaum, schien die Arme kaum zu rühren und sörderte dabei in aller Stille die Arbeit rascher, als das ganze übrige herrschaftliche Waschküchenpersonal. Und mit dem Plätteisen mußte man sie hantiren, die Ruhe und Versunkenheit mußte man sehen, mit der sie den glühenden Stahl über die seuchten Linnen führte, daß es zischte und der Dampf aussteig, die Wäschstücke aber schlohweiß und eines nach dem andern kunstgerecht gefaltet, sich in unglaublicher Geschwindigkeit neben der kleinen Meisterin zum Berge thürmten.

Wenn eine der Gehülfinnen sich einmal einen unzeitigen Scherz mit ihr erlaubte, erhob sie die Augen vorwurfsvoll zu der Frevlerin und gab keine oder eine kurze Antwort, deren Sinn, sie mochte nun lauten wie sie wollte, doch immer nur der eine war: wie kann man so thöricht sein!

Freilich, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht plagt man sich nicht beständig; es gibt Erholungs=, es gibt Sonn= und Feiertage. Un solchen ging Marie, wie die andern Mädchen, im höchsten Staat zur Kirche und nahm sich dort in ihrer tiesen Andacht aus wie eine Heilige. Ewig schade nur! nicht wie eine Heilige auf Goldgrund.

Ersparnisse zu einer Mitgift für die Tochter hatte die fleißige Josepha nicht zurücklegen können. Man hatte sich seit dem Tode des Vaters wieder eingerichtet, lebte anständig, litt keine Entbehrungen, das war aber auch Alles. Frau Lakomy beklagte sich oft sehr aussührlich darüber und bedauerte ihre Marie, die trot ihrer in der ganzen Welt, das heißt auf wenigstens drei Meilen in der Runde, bekannten Bravheit und Schönheit doch nicht unter die Haube zu bringen sein werde. "Wer nimmt heutzutage ein Mädchen ohne Mitgist?" fragte Josepha, wie schon im gleichen Falle die Mütter vor hundert Jahren gefragt hatten.

So war Marie siebzehn Jahre alt geworden, ohne daß auch nur der Schatten eines annehmbaren Freiers über den Horizont geglitten wäre, als sich plöhlich die Aussicht auf eine wahrhaft glänzende Versorgung eröffnete.

Der einzige Sohn eines reichen Bauers begann dem hübschen Wäschermädechen schückterne Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er war in seiner Art, was sie in der ihren: ein Gegenstand des Lobes und der Bewunderung. Sein Vater erzählte so oft, der Bud' sei aufgewachsen ohne Prügel gekriegt zu haben; daß man sich's endlich merken mußte. Doch ermangelte der Alte nie, in weiser Boraussicht bessen, was allenfalls noch kommen könne, hinzuzusehen: "Hat's auch nicht nöthig gehabt — bisher".

Josepha, die ihr Leben lang wacker und klug gegen das Mißgeschick gerungen hatte, verlor einer ersten unerwarteten Glückverheißung gegenüber alle Haltung. Die Aengsklichkeit, mit der sie in die Zukunst geblickt hatte, verwandelte sich in freudige Zuversicht vom ersten Augenblick an, in welchem sie die Neigung des Dorf-Majoratsherrn zu ihrer Tochter auskeimen sah. — "Er hat Dich lieb, er

wird Dich heirathen," versicherte sie. Marie jedoch senkte die langbewimperten Augen und erwiderte seufzend: "Mutter, das versteht Ihr nicht. Er hat mich lieb, er möchte mich heirathen; aber was werden seine Leute dazu sagen?" —

"Im Anfang vielleicht nein, am Ende gewiß ja, wenn der Alois nur auf

feinem Willen beharrt," meinte die Mutter.

Marie schwieg und erwog bei sich, ob der Alois der Mann danach sei, auf seinem Willen zu beharren.

Der Hochsommer war gekommen, der letzte mit Garben beladene Wagen in die herrschaftlichen Scheunen eingefahren worden, der Tag des Erntefestes erschien. Da wurde im Schloßhof getanzt dis zur sinkenden Nacht und der ländliche Ball machte für Mariechen den ganzen Fasching aus. Die Tanzlust, der sie bei dieser Gelegenheit nicht Genüge that, blieb ihr zwölf Monate hindurch in den Beinen stecken. Und wenn sie auch melancholisich, sein und höchst edel war, tanzte sie doch ebenso gern, wie irgend ein gewöhnliches Mädchen, nur — viel schöner. Unmuthig wie der Wissel einer jungen Tanne wiegte sie sich in den Armen ihres glücklichen Tänzers, und keiner durste es lange bleiben; denn ungeduldig warteten schon ein paar andere auf das Glück, die lieblichste und gesfeiertste von allen Dorsjungkrauen im Reigen zu schwingen.

Im dichtgebrängten Schwarm der Zuseher ftand auch Alois.

Für ihn, den Bauernsohn, schickte es sich natürlich nicht, an der Unterhaltung der Anechte und Mägde und der Bediensteten des Schlosses theilzunehmen. Doch verfolgte er, den hut tief in die Stirn gedrückt, die verschränkten Arme an die Bruft geprefit, jede Bewegung Mariens mit leidenschaftlicher Spannung. So oft ein neuer Tanger fich ihr nahte, schof es unter den finfter gufammengezogenen Brauen des Burichen feurig hervor; Niemand hatte feinen fanften blauen Augen zugetraut, daß fie fo wilde Blicke zu ichleudern vermöchten. Plotlich schüttelte er sich wie ergriffen von einem fieberhaften Trok, und - sprang mit beiden Fugen mitten in den Tangplat hinein. Mit der linken Sand ichob er den hut tief gurud in's Genick, die rechte erhob er einen Augenblick gegen himmel, als rufe er ihn jum Zeugen bes Ungeheuren an, bas er im Begriff ftehe zu vollbringen. Dann ftieg er ein lautes Jauchzen aus, ftampfte den Boden und winkte Mariechen ju fich beran. Die, eine Baufe benütend, um ein wenig zu verschnaufen, war foeben zu den andern gleichfalls raftenden Mädchen getreten und wischte fich mit dem gestickten Tüchlein den Schweiß von der Stirn. Ms der Wink des Alois an fie erging, schauerte fie zusammen und erwartete erft in wonniger Ueberrafdung die Biederholung desfelben. Dann aber fcritt oder flog fie vielmehr auf den Burichen zu, der fie in feinen Armen empfing und im Tacte der eben von Neuem anhebenden Musik zu schwenken begann. Weltvergeffen, in unaussprechlicher Lebens- und Liebesfreudigkeit drehte fich das glückliche Menschenpaar auf beschwingten Füßen, taub und blind für alle Rufe und Zeichen des Miffallens, das fein eigenmächtiges Berlegen altherkömmlichen Brauches erregte.

Nicht lange, und es wurde aus seinem Taumel geweckt. Ein kleiner, derb gebauter Mann wackelte mit weit ausgespreizten Knieen auf Alois zu; eine Hand, unter deren Wucht des Jünglings kräftige Gestalt fast zusammenknickte, legte sich auf seine Schulter, und eine vor Born erstickte Stimme raunte ihm

zu: "Komm' nach Haus".

Er stand sogleich still und ließ Mariechen sahren, die erschrocken, in peinlicher Berwirrung an ihren vorigen Platz zurückeilte. Ihre Wangen flammten und eine schmerzlich bittere Entrüstung sprach aus ihren Zügen; doch verlor sie auch jeht nicht das stolze Bewußtsein ihres Werthes. Unterschätzt konnte sie werden, aber nicht gedemüthigt. Hätte Alois die Kühnheit gehabt, sie anzusehen, vielleicht würde er aus ihrem Anblick die Kraft geschöpft haben, einen Kampf aufzunehmen um einen so köstlichen Besitz.

Aber er besaß diese Rühnheit nicht.

Sanft wie ein Lamm zog bersenige, der soeben erst ein Löwe geschienen, hinter dem voranschreitenden Alten vom Schauplatz seines Triumphs und seiner Niederlage ab.

Π.

Schon seit geraumer Zeit hatte der Weg, den Alois am Morgen nach dem Felde nahm, richtig immer an dem von Josepha und ihrer Tochter bewohnten Hause vorbei geführt. Der Bursche machte sich diesen Zusall nicht zu Rutze; im Gegentheil, sobald er in die Nähe der Fenster kam, hinter denen er das hübsche Mädchen hätte erspähen können, wandte er den Blick ab und schnalzte dann wüthend mit der Peitsche über die Köpfe seiner Pferde hin. Mariechen hielt sich ruhig an ihre Arbeit, während er draußen vorüberzog, und nickte nur gnädig bejahend der Mutter zu, die regelmäßig mit gespieltem Mißvergnügen sprach: "Der schnalzt heute wieder — der! daß einem die Ohren gellen."

Am Morgen nach dem Erntefest ging Mariechen zeitlicher denn je an ihr Tagewerk und begann zu plätten, hurtig und gediegen wie immer, aber mit einem ganz besonderen Eifer. Die Mutter ließ die eigene Arbeit oft ruhen, um der Tochter bewundernd zuzusehen. Doch wagte sie nicht, ihren Gefühlen Worte zu leihen; eine gar zu finstere Wolke verdüsterte Mariechens Stirn, ein gar zu tieser Grou umlagerte ihre sestgebolossenen Lippen.

Josepha horchte schon lange aufmerksam nach der Straße hin, warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Wanduhr und murmelte: "Die rennt wie närrisch! die rennt!" — Und nach einer halben Stunde beharrlichen Schweigens begann die Alte wieder: "Ich weiß nicht, mir scheint, ich werd' taub. Jest hör' ich nicht einmal mehr, wenn Einer schnalzt."

"Mutter," entgegnete Marie, ohne die Augen zu erheben, "ich bin nicht taub, aber ich höre auch nichts und möcht' auch nichts mehr hören. Denn Mutter, wenn der dumme Bub' jest daher kam' und mich himmelhoch bitten that', daß ich ihn nehmen soll — ich nähm' ihn nicht mehr. Ihr versteht das nicht, Mutter, aber ich schwör' es Euch, bei Gott!"

Josepha schwieg und staunte. Es war ausgemacht, sie verstand das und überhaupt noch vieles Undere nicht an ihrem wunderbaren Kinde. Dennoch konnte sie sich nicht so schnell von ihrem liebsten Traume trennen. Warum gleich verzagen, was war im Grunde geschehen? Daß Alois sich von seinem Bater vom Tanze hatte wegbesehlen lassen? Was hätte er denn anfangen

sollen? — Dem Bater vor allen Lenten Trot bieten? Sinen lärmenden Auftritt herbeiführen? — War es nicht gut und klug gethan, sich in einer Kleinigkeit schweigend zu fügen, und seine ganze Widerstandskraft für die entscheibende Stunde zu sparen? —

Mit diesen Gedanken wußte Josepha sich so ziemlich zu tröften, bis eine seltsame Kunde, die das Dorf durchlief, auch zu ihr drang.

Der schöne Alois war von seinem Bater so gedroschen worden, daß einer Weizengarbe, die an seiner Stelle eine derartige Behandlung erfahren hätte, der Weg zur Mühle erspart geblieben wäre.

Eine ganze Woche lang ließ der große Junge sich nicht sehen; der kleine Alte jedoch stolzirte selbstbewußter denn je umher und sprach mit durchsichtig geheimnißvoller Anspielung zu seinen Bertrauten: "Ja, ja — am Kind muß man die Prügel sparen, dann geben sie am Erwachsenen 'was auß!" — Und noch eine Woche, und der Dechant verkündigte von der Kanzel den Bauernsohn Alois und die Bauerntochter Ludmilla als Verlobte.

Eines sonnigen Spätherbstmorgens bewegte sich ein lärmender Hochzeitszug, in vierzehn Gefährten, durch die lange Gasse des Dorfes. Boran ein Leiterwagen größter Qualität, beladen mit der Ausstener der Braut: bunt bemalte Kasten und Truhen, deren prunkvolles Aeußere auf den entsprechenden Inhalt an Linnen, Gewändern und Hausgeräth schließen ließ. Unzählige, hochaufgeschickete Kissen und Federbetten, eine zitternde Phramide, auf welcher zwischen Himmel und Erde das Wahrzeichen einer unbefangen ausgesprochenen Hoffnung, die truchtige, derb geschniste Wiege schwankte. Drei Musikbanden solgten, und jede von ihnen war bestissen, die beiden andern in Grund und Boden zu schmettern und zu pausen. Dann kam der Brautwagen, von vier glänzend geschirrten, glockenbehangenen Pferden gezogen. Sie wurden vom Sattelgaule aus von einem Burschen gelenkt, der kaum unter der Fülle von Bändern und Flittern, die ihm über die Augen niederhingen, hervorzugucken vermochte.

In der Mitte des Wagens saß, prächtig angethan, die Braut auf einem hohen Schemel und schluchzte, nach dörflicher Sitte aus Leibeskräften. Sin stolzes Gebäude, wie eine geschlossen Krone gesormt, schmückte ihr Haupt. Die breite, in Falten gelegte Krause, stieg gleich einem Psauenrad im Racken empor und bildete um den Hals ein Halbrund, auf dem das Gesicht wie auf einer größen Schüssel ruhte. Das kurze Leibchen aus grünem Damast starrte von Goldborten, und von den acht Köcken, welche die bäuerliche Erbtochter trug, waren drei aus schwerem Seidenstoff. Reben sie hatte man ihr Spinnrad hinzestellt und sie war von einem Hofftaat von jungen Mädchen umgeben, die pslichtgemäß dasür sorgten, daß die Thränen der Braut auf dem Wege zur Kirche nicht versiegen konnten. Zu diesem Zwecke sangen sie herzzerreißend traurige Lieder von der entschwundenen Jugendzeit, von dem Scheiden der Tochter aus dem Elternhause, und von den Mühen und Kümmernissen des Kheftandes.

An das Gefährte der Braut schloß sich das des Bräutigams, der schön und stattlich aussah in seiner schmucken Tracht. Ein Vergnügen war's, wie die Bänder an seinem hut so lustig flatterten, wie die grüne Jacke so trefslich auf seinen Schultern saß, wie der Gürtel, der die rothe Lederhose festhielt, die Geschmeidigkeit der jugendlich schlanken Gestalt so gut hervorhob. Hätte er sich nur gerade aufrichten wollen, er würde alle seine Cameraden überragt haben. Aber er stand gebeugt, den Kopf auf die Brust gesenkt, und die besten Witze des officiellen Spaßmachers vermochten nicht, ihn zum Lachen zu bringen. Einmal nur nickte er zustimmend, als jener rief: "Der Bräutigam wäre lieber eine Braut, da könnte er heulen nach Herzenslust."

In der Carriole, die zunächst folgte, erhob sich ein vierschrötiges Männlein, ballte die Faust gegen Alois und rief mit grausamem Humor: "He Du! — Mach' keinen solchen Spektakel, hörst?" Gelächter erscholl, Alois that einen kräftigen Zug aus der Branntweinflasche, die ein Camerad ihm reichte, jauchzte, bis die Zähne zusammen und versank wieder in sein früheres Schweigen.

Der Alte ließ ihn nicht aus den Augen während der ganzen Fahrt. Als Alois die Schwelle der Kirche überschritt, fühlte er die eiserne väterliche Hand auf seiner Schulter. Der spöttisch drohende Blick, unter dessen Bann er stand, wandte sich erst von ihm ab, nachdem das bindende "Za" gesprochen war. Dann jedoch löste sich alle Strenge, alle Besorgniß in Liebe und Jubel auf.

Jetzt war der Herr Bater zufrieden, und da er es mit den Andern war,

follten auch die Andern es mit ihm fein.

Das halbe Dorf war zur Feier des Hochzeitsfestes in das Wirthshaus geladen. Was drin nicht mehr Platz sand, taselte draußen; den Tag über, die Nacht hindurch wurde gegessen, getrunken, getanzt. Die drei Musikbanden thaten ihre Schuldigkeit; weithin dröhnte der Schall ihrer lustigen Weisen, er drang noch deutlich vernehmbar zur Mansarde im Waschhaus, und sang dort die Hoffnungen zweier Herzen in den Todesschlaf.

Josepha und Marie waren um die gewohnte Stunde zur Ruhe gegangen und die Erste war auch bald eingeschlummert, doch nur für kurze Zeit. Der Winkel, in dem ihr Bett stand, befand sich im tiessten Schatten; auf das gegenüber stehende Bett Mariens hingegen siel helles Mondenlicht. Das Mädchen lag vollkommen regungsloß, aber mit weit geöffneten Augen. Ihre weißen Zähnchen schimmerten zwischen den Lippen hervor. Die Mutter hatte sich im Bette aufgeset, und betrachtete Marien lange und wartete mit Bangen, daß sie sich boch nur bewege. Aber das Warten blieb vergeblich, und die Mutter sprach endlich:

"Bift wach oder schlafft? Wenn'st schon schlafft, so mach' doch die Augen zu."

"Ja, ja, Mutter," antwortete Marie und that, wie ihr geheißen war.

Josepha seufzte und band die Schleifen ihrer Nachtmüße fester, um das Gefiedel und Gedudel im Wirthshaus, das ihr das Herz zerriß, etwas weniger gut zu hören. Es half nicht viel; die arme Frau, die so oft über beginnende Schwershörigkeit klagte, hätte heute etwas darum gegeben, taub zu sein. Ihr Unmuth mußte sich zulezt Luft machen.

"Die verdammten Musikanten!" brach sie los. "So lang ich auf der Welt bin, hab' ich noch nicht so miserabel schlecht spielen gehört."

Den entrüfteten Ausruf beantwortete ein leises, nicht sehr munter klingendes

Lachen. "Ihr seid nicht gescheit, Mutter; die Musik ist schön, und bei meiner Hochzeit will ich keine andere haben!" sagte Marie.

Auf diese Worte sand die Mutter teine Erwiderung. Woran hatte ihre Tochter in dem Augenblick gedacht? In welchen Träumen hatte das Kind sich gewiegt, jest, wo die Wirklichkeit so herb und enttäuschend in ihr junges Leben griff? — Ja, sie war eben das allermerkwürdigste und außerordentlichste Wesen! Josepha legte sich wieder hin, um gemächlicher staunen zu können, und murmelte so ost: "Die Marie! wie die is — nein, wie die is!" bis sie einschließ.

Als fie am Morgen erwachte, ftand die Kleine so nett gekleidet wie eine Docke schon am Herd und kochte den Kaffee.

III.

Der Winter verging ganz still. Es wurde viel gearbeitet, viel gebetet, und von dem lieben Rächsten weniger lebles gesagt, als sich hätte sagen lassen. Um Weihnachtsabend machte Mariechen ihrer Mutter eine lleberraschung. Das lehte der Einrichtungsstücke, die zu Lebzeiten des Baters hatten verpfändet werden müssen, Josepha's Brauttruhe kam wieder nach Hause. Marie hatte sie mittels ihrer selbsteigenen Ersparnisse eingelöst; nun stand sie frisch lackirt, mit Tannenreisern umwunden in der Stude, und die Mutter vergoß bei ihrem Anblick Thränen der Freude und — des Entsehens. Die Truhe glich in ihrem dunkeln Schmuck und mit den vier an ihren Ecken angebrachten Kerzen ganz und gar einem Sarge. Der Gedanke an den Tod trat der alten Frau lebhafter denn je entgegen, und in seinem Gesolge kam der allerbitterste: "Was geschieht, wenn ich nicht mehr bin mit meinem Kleinod, meinem Kinde?" Sie hatte so viel ausgestanden in ihrer Ehe und ersehnte doch nichts heißer, als Marie zu verheirathen. Dem Mädchen einen "Ernährer" zu verschaffen, war der höchste Wunsch der Frau, die sich selbst erst sat, nachdem ihr Ernährer gestorben war.

Eines fonnigen Nachmittags im März war Marie in die Kirche gegangen, dem "Segen" beizuwohnen. Josepha befand sich allein und war eifrigst damit beschäftigt — was ihr jetzt gar oft geschah — der gütigen Vorsehung in das Handwerf zu pfuschen. Möge die gütige Vorsehung es ihr verzeihen, aber Vieles hätte Josepha besser einzurichten verstanden als diese. Da hatte zum Beispiel vor Kurzem ein erschütternder Trauersall das ganze Vors in Ausregung versetzt der Vater des schönen Alois war gestorben.

Wahrlich, Josepha wünschte keinem Menschen den Tod, am wenigsten einem, gegen welchen sie in der Tiese ihres Herzens einen Groll gehegt. Wenn aber der Dorströsus denn doch bereits am Ziel seiner Tage stand, warum durfte er es nicht um einige Wochen früher erreichen? Alles wäre besser geworden für Alle und zumeist für seinen eigenen Sohn. Der hätte sich mit Marie glücklicher gefühlt als mit seiner hoffärtigen und geizigen Frau, die ihn, wie es hieß, schlechter hielt, als die Knechte seines Vaters gehalten waren. Was hatte der Allois jeht von seinem Reichthum und wieviel mehr hätte er davon haben können, wenn ihm erlaubt worden wäre, sich mit weniger zu begnügen?

Josepha's Phantafie begann zu spielen, umwob die Alte mit so lieblichen Bilbern, daß sie ganz in ihnen versunken, ein lautes hartes Klopfen an der Thür

iberhörte und verdutt zusammenfuhr, als sie plöglich dicht unter ihrem gesenkten Blick eine große Hand gewahrte, die sich ihr entgegenstreckte. Sie sah empor—vor ihr stand ein untersetzter Mensch, etwas kahlköpfig, mit runden Glotzaugen und aufgerissenn Nasenlöchern. Er war sehr elegant 'gekleidet, im schwarzen Leibrock, in weißen Lederbeinkleidern und hohen lackirten Reitstiefeln mit prächtig funkelnden Sporen.

"Nun Frau Tant'! Wie schauen Sie mich denn an?" — sagte er, nachdem cr sich eine Weile an der lleberraschung geweidet, mit der sie ihn betrachtete. "Mir scheint, Sie kennen mich nicht mehr."

"Herr Jesus! das is ja der Walter," sprach Josepha zögernd.

"Na endlich! — der Walter, ich glaub' es auch," lachte er, nahm einen Stuhl, fehte fich ber alten Waschfrau gegenüber, und sie begannen zu plaudern.

Er war der Sohn einer Muhme Josepha's, hatte in seiner Jugend "kein gut" gethan, war zum Militär gekommen in ein Cavallerieregiment und hatte dort sein Talent entdeckt: das Pferdebändigen. Der Rittmeister, Fürst L., der einen Rennstall hielt, hatte ihn in seinen Dienst genommen und sandte ihn zur Ausbildung nach England auf die hohe Schule eines Trainers. Bon dort war er als ein ganzer Engländer zurück gekommen, konnte sich aber mit seinem früheren Herrn nicht mehr besreunden und verließ ihn in Folge einer Meinungsdifferenz, wie Gerr Walter sagte. Die Wahrheit war, daß er entlassen wurde, weil ein Lieblingspferd des Fürsten seiner rohen Behandlung erlegen. Nun war er als Head-groom in den Dienst der Herrschaft seiner Tante getreten, war gestern angelangt mit sechs Exercises-Jungen und sechs Pserden, und hatte die Aufgabe, die lehteren zu den Herbstrennen "sit" zu machen.

"So, so — fit," wiederholte die Alte, ohne eine Erklärung dieser Thätigkeit zu verlangen, "und was kriegt Er denn für sein Fitmachen?"

"Na, es betrug halt, Alles in Allem gerechnet, etwas wie zweihundert Livres jährlich, das heißt ungefähr soviel wie zweitausend Gulden."

"Zweitausend Gulben?" schrie Josepha und setzte entrüftet hinzu — "zweistausend Narren. Ich sehe schon, Er ist noch berselbe Handwurft, der Er immer gewesen ist."

Beinahe eine Viertelstunde brauchte der durch ihren Eifer belustigte Neffe, um sie zu überzeugen, daß er die Wahrheit gesprochen hatte. Dann aber rückte Josepha von ihm weg und betrachtete ihn aus einiger Entfernung, um so einen Totaleindruck von dem Mann zu gewinnen, der "Sie" zu ihr und zu dem sie "Er" sagte, der als kleiner Junge mehr als einen Puff von ihr empfangen und nun dasaß in ihrem bescheidenen Stüdchen und zweitausend Gulden Kente hatte.

Schön war er durch das viele Geld freilich nicht geworden; aber was liegt daran, ob ein Mann schön oder häßlich ift, eine Frau kriegt er doch . . . Dieser Walter hat vielleicht schon eine? Ein gewisses Unbehagen bemächtigte sich Josepha's zugleich mit der Vermuthung, und sie war eben im Begriff, sich Gewisseit darüber zu verschaffen, als die Thür abermals geöffnet wurde, und auch geöffnet blieb. Die dunkle Einfassung derselben schloß ein ungemein lieb-liches Bild ein.

Mariechen stand auf der Schwelle, vom hellen Sonnenschein, der die

Mansarbentreppe überfluthete, wie von einer Glorie umflossen. In ihrem Exftaunen über die Anwesenheit eines Fremden hatte sie den Schritt gehemmt und sah mit dem leicht vorgestreckten Hals und mit dem neugierig scheuen Blick der braunen Rehaugen ganz einsach — zum Entzücken aus. Walter war aufgesprungen und betrachtete sie völlig bezaubert.

Josepha's mütterlicher Stolz schwelgte im Anblick des Eindrucks, den die Erscheinung ihrer Tochter hervorries. Mariechen war eher unangenehm davon berührt und verhielt sich dem Herrn Better gegenüber, der sie während der ganzen Zeit seiner Anwesenheit nicht aus den Augen ließ, ablehnend und kühl. Aber gerade dieses Benehmen schien einen besonderen Reiz für den Groom zu haben. Er schlug vergnügt in die Hände, so oft er auf eine seiner kernigen Schmeicheleien eine trohige Antwort erhielt, und ries: "Das ist mir Eine! So recht! Schon recht, so gesallt's mir. Ja, wenn ich einmal eine Frau nehm', nehm' ich nur eine Stolze!"

Josepha schmunzelte: "So hat Er noch keine?"

"Noch keine! Noch bis jest keine." Er legte einen besonderen Nachdruck auf das "noch" und sah dabei Marien mit einem langen bedeutungsvollen Blick an.

Allmälig ging er aus seiner unternehmenden Stimmung in eine gemütheliche über. Er rührte sich selbst durch alles das Vortressliche, das er dem Walter nachzusagen wußte, dem armen Kerl, dem viel Unrecht geschehen war in der Welt, aus dessen Knaben- und Jünglingsstreichen so viel Wesens gemacht worden war, und der im Grunde doch Etwas besser hatte, als die Leute, die sich berechtigt hielten, ihn zu richten: sein Herz!

"Wissen Sie noch, Frau Tant', wie oft unser Herr Pfarrer gesagt hat: der Bub' ift wild, aber sein Herz ift gut; über sein Herz laß ich nichts kommen!"

Josepha wußte sich dessen nicht gleich zu besinnen. Walter kam jedoch ihrem Gedächtniß so geschickt zu Hilse, daß die alte Frau, als ihr Nesse sie nach einer mehr als zweistündigen Anwesenheit verließ, darauf schwor, den Ausspruch, auf den er sich berief, dereinst wirklich von dem hochwürdigen Herrn Pfarrer selig vernommen zu haben.

Rach und nach wurde der Einfluß Walters auf seine alte Verwandte so groß, daß es überhaupt nichts mehr gab, was er ihr nicht hätte weis machen können. Für seine Verufsthätigkeit saßte sie ein lebhastes Interesse, und ließ sich seine belehrende Unterhaltung von dem Einbrechen der Fohlen, und von der ersten, zweiten und dritten Präparation des Rennpserdes gesallen. Verstand sie auch nicht Alles, was der Resse erzählte, so nickte sie doch zustimmend dazu und machte das überzeugte und gekränkte Gesicht, das die meisten Frauen annehmen, in deren Gegenwart verehrte Männer Dinge besprechen, die den weißelichen Horizont übersteigen. Sie lernte die Namen von Walters vierbeinigen Zöglingen kennen und war bald im Stande den Goldsuchs Holidah von dem Rappen Whatergage zu unterscheiden. Sie begann sich sogar ein Urtheil anzumaßen in Trainingsachen; und als der Groom eines Tages erklärte: "Ich bleib' dabei, beim Rennpserd geht nir über die Knebeltrensen," ließ Josepha sich zu dem Ausruf hinreißen:

"Sieht Er, das fag' ich auch!"

IV.

Mit der Eroberung Mariens hingegen wollte es nicht vorwärts gehen. Walter wurde von ihr nach zwei Monaten eifrigster und heißester Bewerbung mit derselben Gleichgiltigkeit behandelt, wie am ersten Tage.

Er ließ fich dadurch nicht abschrecken. "Denn," sprach er tröstend zu Josepha, wenn diese ihn beschwor, nicht die Geduld mit ihrem thörichten Mädel zu verlieren, "ich brauche sechs Monate, um ein dreijähriges Fohlen herzurichten. So viel Zeit muß Einer auch an seine Zukünstige wenden können."

Diese Langmuth steigerte die Liebe Josepha's zu ihm bis zur Schwärmerei, und fie leistete an Ueberredungskünften, was eine Mutter, die ihre Tochter unter die Haube zu bringen wünscht, nur irgend leisten kann.

"Seirathe ihn, glaube mir!" wurde sie nicht mübe, Marien zu wiederholen. "Er hat Dich gern, er ist brav und reich und, Gott sei Dank, nicht mehr jung. Was man an einem Jungen hat, das weiß ich."

Sie äußerte einen solchen Abscheu gegen jeden andern als einen "gesetzten" Mann, daß es nicht ihre Schuld war, wenn Marie nicht endlich überzeugt wurde, daß jung und liederlich eins und dasselbe sei.

Alles umsonst! Die Tochter blieb auch nach drei Monaten fortgesetzter Bemühungen von Seite Walters und Zuredens von Seite der Mutter standhaft dabei: "Ich mag ihn nicht! Ich nehm' ihn nicht."

Josepha verzweiselte und führte in ihrer Berzweislung ein neues Shstem ein: das des Schweigens. Sie richtete an ihre Tochter nur noch gezwungen das Wort. Ein kurzes Ja, ein kurzes Nein war alles, was Mariechen der Tickgekränkten und Empörten abzuringen vermochte, und auch das nur in dem Fall, als die dringendste Bitte oder Frage des einst verwöhnten Kindes sich durchaus nicht mit einem verächtlichen Uchselzucken, einem mürrischen Nicken abthun ließ. Mariechen litt vermuthlich sehr unter dieser grausamen Behandlung, aber sie verrieth es nicht, beklagte sich nicht, sie war liebevoller denn je mit ihrer Mutter und dabei würdevoller denn je. In ihrem Auftreten lag etwas wie die gehaltene hohe Ruhe einer gottergebenen Märthrerin.

Gines Morgens, es war am 29. Juni, — die alte Waschfrau vergaß das Datum nie wieder — fie und ihre Tochter waren vom schweigend eingenommenen Frühstück aufgestanden, da stürzte athemlos eine Nachbarin in's Zimmer. "Jesus Maria! habt Ihr schon gehört — die Bäuerin, die Ludmilla — todt!"

"Wer?" schrie Josepha — "wer?" und die Nachbarin begann von Neuem ihren Bericht. Es war, wie sie gesagt; die Bäuerin Ludmilla hatte das Leben verloren, indem sie es einem Zwillingspaar, zwei schönen kräftigen Knaben gab.

"Arme Frau — so jung — so glücklich..." Josepha griff mechanisch nach der Stickerei auf dem Tische, und zog hastig, ohne zu wissen, was sie that, eine Nadel nach der andern heraus. Ihr schwindelte, sie ließ sich auf ihren Sessel zurück sinken, indeg die Nachbarin sorteilte, um auch bei anderen die erste lleberbringerin der Schreckenskunde zu sein.

Eine Weile blieb Josepha wie erstarrt, und blickte nur manchmal zu ihrer Tochter hinüber, die in's Fenster getreten war und die Maschen an der Strickerei wieder auffing.

"Marie," begann die Mutter klagenden Tones. "Was fagft, Marie? — Sag' boch was, Marie!"

Diese wandte sich, und war so ruhig wie der Mond am himmel.

"Was foll ich fagen? Dag mir recht leid ift um den Alois. Zuerft der Bater, dann die Frau. Jest hat er zwei Begrabnig' in einem Jahr."

"Ja, ja," bestätigte die Mutter fast demuthig. Sie hatte jest jo vieles mit ihrer Tochter besprechen mogen. Aber womit denn anfangen? womit, ohne ihr Kind - ihr weises, rathselhaftes - jo sichtbar von höheren Eingebungen geleitetes Rind au verlegen?

Josepha begnügte sich zulegt mit einer gärtlichen und feierlichen Ilmarmung.

und man ging an das Tagewerk.

Abends erichien wie gewöhnlich herr Walter.

Er hatte dem Whatergage einen "turgen Spriker" gegeben und mar beim Nachhausekommen durch den Sead = cap von dem Todesfall unterrichtet worden. ber Alois jum freien Mann, und vielleicht ju einem für Walter gefährlichen Nebenbuhler machte. Der Bead-cap, der allen Dorftlatich fannte, und feinem Borgesetten alles mögliche leble gönnte, theilte diesem die große Nachricht voll aufrichtiger Schadenfreude mit.

Der Botenlohn, den er erhielt, war ein jo fraftiger Schlag in's Geficht. daß ihm das Blut aus der Rase lief. Auch die Exercises=Jungen wurden unter dem Borwand von allerlei Dienftverfäumniffen tuchtig durchgewichft, und erft nachdem Walter feinen Gefühlen auf diese Weise ein wenig Luft gemacht, begab

er sich au seiner Tante.

Die getreue Bundesgenoffin begrufte ihn gerftreut; feine Bitte um Ent= ichuldigung feines späten Rommens erregte ihre Bermunderung. Bon feinen Spagen wollte feiner verfangen. Diejenige, die jonft über den ichlechteften derfelben aus vollem Salje gelacht, lächelte heute über ben beften nur oberflächlich. gleichsam nebenher, mit einem Mundwinkel. Der Groom gab jein heiligites Geheimniß preis, um ihre Theilnahme ju erregen und gestand, daß er beim Holidah Zeichen von "Overmarting" mahrzunehmen glaube. — Josepha zucte geringschäkig die Achseln, und entgegnete, er moge verzeihen, wenn fie fich heute weder um den Over noch um den Marking recht bekümmern könne — der Tod ber Bäuerin Ludmilla ginge ihr gar nicht aus bem Ropf.

Walter erhob und empfahl sich, und blieb ein paar Tage gang fort. Erft am britten erichien er wieder, furchtbar gedrückt, und gelb wie eine Pomerange. Rosepha war gegen ihn wo möglich noch tühler als letthin, Mariechen aber freundlich, wie fie es niemals gewesen. Gin fanftes, gutiges Mitleid außerte fich in ihren Blicken; und fie jagte tadelnd: "Uber Mutter!" als dieje auf Walters gereizte Frage, ob er vielleicht ungelegen fomme? mit einem halben,

gedehnten und gezierten Rein antwortete, bas ein ganges 3a enthielt.

Der Bead-groom, und ehemalige Joten und Sieger in ungezählten Trials und Rennen, bemeisterte fich nicht langer. Wie eine Rakete ging er los und fprühte einen Regen von feurigen Bornesfunken.

"Donner und Wetter!" rief er, "fpucken Sie's nur heraus, icheniren Sie fich nicht, ich bin Ihnen ungelegen, ich kann gehn und mich aufhenken. Der Mois is wieder an der Tour. Hat er sich bereits gemeldet? Ich trau' ihm's zu, dem Kerl. Der Bater steht nicht mehr hinter ihm mit der Fuchtel und sein Weib haben's ja schon gestern hinaustragen!"

Damit trat er auf die Tante zu, die aus lauter Schrecken nicht einmal die Kraft aufzubieten vermochte, vor ihm zu fliehen. Mariechen warf sich zwischen ihre Mutter und den Wüthenden, der allsogleich zurück wich und die drohend geballte Kauft in die Tasche steckte.

"Was fällt ihm ein?" sprach das Mädchen, ihre Augen funkelten, und sie vermochte nur mühsam die Worte hervorzustoßen; doch kämpste sie wacker und starkmüthig um Ruhe. "Wer erlaubt Ihm sich so etwas einzubilden? Ich möcht' mich schämen an seiner Stell'.... Der Alois und ich — ich und der Alois!... Ich kenn' keinen Alois mehr, die Mutter da weiß es am besten, ob wir noch etwas mit einander zu thun haben, der Alois und ich."

Walter stand vor ihr mit gesenktem Kopf und zu ihr auswärts gedrehten Augen; er stieß einige unartikulirte Laute auß, und schritt ein paar Male auf und ab. Ein Löwe im Käfig schreitet nicht grimmiger. Doch besänstigte er sich allmälig und brummte sogar eine Art von Entschuldigung.

"Nig für ungut. Ich will gern unrecht haben... Aber wenn man den Menschen zum Narren macht, muß man sich nicht wundern, wenn er einer wird. Und jeht, Abje. In vierzehn Tagen komm' ich wieder, eher nicht. Ich brauch' Zeit zum Aufpassen.... Wegwersen thu' ich micht! ich nicht!"

Die vierzehn Tage waren noch nicht verstrichen und schon kam eine Vertvandte des Alois, die sich früher niemals bei Josepha hatte blicken lassen, zu dieser in "Bisit". Kahenfreundlich kam sie hereingekrochen, die alte Barbara, und lächelte mit hundert Grübchen im verwitterten Gesicht. — Sobald sie ersichien, machte sich Marie in der Küche zu schaffen und betrat die Stube erstwieder, nachdem die Besucherin abgezogen war.

"Ich hab' schon 'glaubt, sie wird hier übernachten," sprach das Mädchen

erregt: "Was hat sie denn wollen?"

"Ja was sollte sie gewollt haben?" Josepha brachte es zögernd und recht vorsichtig heraus. Vom Alois war die Rede gewesen, von seinem Unglück; von den zwei Kindern und dem großen Haushalt, und daß der Alois nicht lang ein Wittwer bleiben könne. "Es steht ihm jeht frei, sich auszusuchen wen er will; er braucht nicht auf's Geld zu schauen, nur auf die Bravheit schaut er," schloß Josepha. "Und so meint die Barbara, und so meint auch der Alois, daß für ihn keine so passen möcht', wie halt — Du."

"Mutter!" rief Marie unbeschreiblich gekränkt, unbeschreiblich entrüftet. "Das hat sie gesagt, und das haben Sie angehört — Mutter? Wissen Sie denn nicht mehr? Was ist denn meine beständige Red'? Was hab' ich Ihnen

vor Gott geschworen?"

Marie hätte ihre Stimme gedämpft, wenn fie in ihrer Aufregung fähig gewesen wäre, die Schritte zu vernehmen, welche die Treppe herauf kamen. Es waren die eines Mannes, eines Beobachters, der das Hauf schwachte, der jede Minute gezählt hatte, die Barbara in demselben zugebracht, und nun auch fragen kam: "Was hat fie gewollt?"

Aber Marie ahnte nichts von seiner Nähe und suhr in erhobenem Tone fort: "Wenn Sie Alles vergessen haben, Mutter, so merken Sie sich wenigstens, was ich Ihnen jetzt sag' und mehr kann ich nimmer sagen: Eh' ich den Alois heirath', eh' spring ich in's Wasser, oder werd' dem alten Walter seine Frau!"

Ein Ausbruch des Entzückens schlug an ihr Ohr, und sie suhr entsetzt zurück, als ihr Better herein stürzte, sie in seine Arme schloß, sein Weib nannte, und sie nicht zu Athem und zu Worte kommen ließ, vor Betheuerungen seines Jubels und seiner Glückseitzteit.

Ihr Sträuben, ihr beängstigtes Bitten wurde so wenig beachtet wie das Flattern und Rauschen eines Blattes im Wirbelsturm. Bergeblich wandte sie sich beschwörend an ihre Mutter. Bei der fand sie keine Zuslucht, die hatte für sie nur die Antwort: "Du nimmst den Alois oder den Walter, oder bringst mich in's Grab."

Als Mariechen einsah, daß ihr Widerstand ohnmächtig sei, gab sie ihn plötzlich auf und überließ gleichsam Waltern die Entscheidung, indem sie sprach:

"Hör' Er zu. Den Alois hab' ich gern gehabt, Ihn hab' ich nicht gern; möcht' Er denn eine Frau nehmen, die ihn nicht mag?"

Dazu lachte er nur. Ihre Erklärung machte ihm nicht "ein biffel" bang. Hatte sie ihn jeht nicht lieb, sie werde ihn schon lieb bekommen, dafür steh' er gut. Er streckte ihr seine Hände entgegen. "Sieht Sie? das sind keine Hände sür einen Groom — ich habe nie gewußt, wozu der liebe Herrgott sie mir so übernatürlich groß hat wachsen lassen. Jeht weiß ich's. Damit ich Sie recht kommod auf ihnen tragen kann. Und das wird geschehn!"

Die Mutter schluchzte laut vor Rührung über diese Worte, und ernannte ihn zum Chrenmann, soweit er warm war, vom Scheitel bis zur Sohle! und auch er brach in Thränen aus, begann sogleich seine Versicherung von Neuem, und bekräftigte sie mit den heiligsten Eiden.

Trot alledem erlangte er Marieens bindendes Jawort an diesem Tage noch nicht. Erst einige Wochen später gab sie es ihm — "Um Ruh' zu haben", wie sie unumwunden erklärte, vor ihm, vor der Mutter, und besonders vor der Barbara, die ihr das Haus einlief mit Botschaften und Bewerbungen des Jammermanns, des Alois.

V.

Die drei Musikbanden, die bei der Hochzeit des Alois aufgespielt hatten, wurden auch zur Hochzeit Walters in das dörfliche Hotel entboten und übertrafen fich selbst an Getöse und Difsonanzen.

Mariechen tanzte in den Cheftand hinein, tanzte die ganze Nacht hindurch. Ihr Mann saß da, breit und geduldig, und bewunderte sie. Mit Liebesblicken verfolgte er ihre weiße Gestalt, die anmuthig, melancholisch, unermüdlich dahin schwebte, und die ein leiser Schauer zu durchrieseln schien, sobald der Reigen sie in seine Nähe führte. Dann beugte ihr Gesicht sich tiefer auf die Brust, und ihre gesenkten Augen schlossen sich.

Der Morgen kam und machte dem Fest ein Ende. Um Arme des Gemahls wanderte Marie nach ihrer neuen Behausung.

Walter hatte während des Brautstandes sich oft der Sorgsalt berühmt, mit welcher er seine geräumige Junggesellen-Wohnung zum Empfang der holden Frau würdig hergestellt. Damit die Neberraschung für Marie und ihre Nutter eine völlige sei, hatte keine von ihnen dem Berlobten bei der Besorgung seiner häuslichen Einrichtung hilfreiche Hand leisten, seine Schwelle überhaupt nicht betreten dürsen.

Und nun kam Marie, und fah ihre Wunder.

Vor allem, ein Kanapee mit rothem Sammt überzogen, und einen Spiegel in Goldrahmen an der Wand. Ein grüner Vorhang an einem Fenster, und am andern ein gelber, etwas verschossen beibe, aber — einst waren sie prächtig getwesen, wie der Zimmerwärter sagte, der sie Waltern geschenkt.

Die Sessel und den Tisch hatte dieser dem Mann abgekauft. Es waren "Ausmusterer" aus dem fürstlichen Schlosse, und sehr abgenützte, aber — durch lauter hohe und erlauchte Personen. An dem Tisch, an dem er jetzt mit seinem "Weiberl" frühstlicken wollte, hatte Walter vor zwanzig Jahren die hochselige Durchlaucht, die Mutter seines Herrn sitzen sehen; er bestand aus einer runden, nach der Seite geneigten Platte, die von einem auf dem Kopf stehenden grünen Delphin getragen wurde.

Mariechen betrachtete die zusammengewürfelte Meublirung des Prunkgemachs etwas verächtlich, und verlangte Bekanntschaft mit dem Wohnzimmer und der Küche zu machen. Walter kratzte sich hinter dem Ohr.

Das Wohnzimmer — das war da . . . das war eben sein eigenes, in dem er gar gern seine Marie aufnehmen, auch dulden wolle, daß sie darin ein wenig Ordnung mache. Nur die Hunde dürsten nicht hinausgeschafft werden, mit denen müsse sie sieh vertragen. Und die Küche — was die Küche betraf . . . Er wollte es nur lieber gleich eingestehen — an die habe er nicht gedacht. Die einzurichten bleibe Marien überlassen. Gelb dazu und überhaupt zu allem, was sie freute, stellte er ihr zur Versügung. Er selbst brauchte so viel wie nichts, sie konnte nach Willkür über seine Sinnahmen schalten und walten. Damit legte er seine gestern erhobene halbjährige Vesoldung, in Gestalt von zehn "Hunderten" in die Hände Mariens, die sich in deren Vesitz reicher dünkte als die Kaiserin, und sich erstaunt fragte, auf welche Weise man es fertig bringen könne, eine so mörderlich große Summe auszugeben?

Nur zu bald indessen wurde sie darüber belehrt, und machte auch zugleich die Erfahrung, daß kausen und bezahlen für ihren Mann bisher zwei Dinge gewesen, die mit einander nichts zu thun hatten. Täglich erschienen Leute mit Geldsorderungen alten oder neuen Datums bei Frau Marie Walter. "Ihr Herr schieft uns," hieß es. "Geht zu meiner Frau, hat er gesagt, meine Frau führt die Kasse."

Schon nach einigen Wochen mußte Marie ihm bekennen, daß diese Kasse nur noch in seiner Einbildung bestand. Er wurde sehr unwirsch; gleich darauf jedoch warf er sich seiner Frau an den Hals, slehte um ihre Berzeihung, klagte und wimmerte und versluchte seinen Leichtssinn. Am Abend gab er, um sich ein wenig von seinen Sorgen zu zerstreuen, im Wirthshaus ein Gelage, zu dem er die besten Trinker des Ortes lud. Er kam freilich heiter und vergnügt nach

Hause, aber im Lause des Tages sand der Wirth sich ein, und theilte Marien mit, daß die Kosten des großen Auswands, den Walter seit seiner Ankunst trieb, ja sogar diesenigen seines Hochzeitssestes, dis zur Stunde noch unberichtigt geblieben waren. Der Wirth hatte oft und stets vergeblich gemahnt, und erklärte sich nun entschlossen, seine Forderung mit Hilse des Gerichtes hereinzubringen.

Bitternd und zagend beftellte Marie die leidige Botichaft.

Sie wußte die Angst, die sie dabei empsand, zu verbergen, vergoß keine Thräne und begegnete dem Wuthausbruch Walters mit Gelassenheit. Er wetterte gegen seine Feinde, die ihn haßten und versolgten, die ihm das Leben vergällten, und rannte in das Wirthshaus, wo er wie ein Rasender tobte. Nach einem Kampse, bei dem es blutige Köpse absetze, wurde er auf die Straße hinaus geworsen. Der Scandal war groß, kam der Herrschaft zu Ohren und sollte die Entlassung des Head-groom zur Folge haben. Da begab sich Marie auf das Schloß, erbat Audienz bei der Fürstin und erlangte die Begnadigung ihres Mannes. Dem aber sollte bedeutet werden, er habe dieselbe einzig und allein der Fürstitte seiner braden Frau zu verdanken.

Der Ueberbringer dieses milden Urtheils war der Kanzleirath. Er sand Walter und Marie in einer sehr rein gesegten, aber kahlen Stube. Das rothe Kanapee, die Vorhänge, der Spiegel waren verschwunden, der ehrwürdige Delphinstisch, ein paar Holzsessell und ein elender Schrank — daraus bestand die ganze Einrichtung.

Beim Eintreten des greisen Würdenträgers erhoben sich Mann und Frau. Er legte die Pfeise, sie ihre Flickarbeit aus der Hand und stehend nahmen Beide die Berkündigung der fürstlichen Resolution entgegen. Als der Kanzleirath mit der Wiederholung der Worte schloß: "Nur der Fürbitte Seiner braven Frau," erhob Walter ein tolles Triumphgeschrei.

"Jch hab' halt ein Weiberl!" jubilirte er, und schlug in seine Hände. "Ein Mann, der ein solches Weiberl hat — an dem is was! Nicht wahr, gnädiger Herr? Nicht wahr? Jedem, der nein sagt, schlag' ich die Knochen entzwei!"

Er schwor, daß er seine schöne, gute, prächtige Frau liebe und vergöttere, und nie aushören werde, ihren Ruhm zu verkündigen.

Ueber Mariens abgehärmtes Gesicht war bei den Worten des Kanzleiraths, die ihrer in so ehrenvoller Weise erwähnten, ein Lichtstrahl geslogen; er erlosch und verwandelte sich in düsteres Entsehen bei den stürmischen Ausrufungen Walters. Mit einer Geberde tiesinnersten Grauens wandte sie sich von ihm ab.

Da schlug er ein lautes Gelächter auf, faßte sie in seine Arme, hielt die machtlos Widerstrebende sest an sich gedrückt, und ries: "So is sie! Jeht können Sie's sehen! Loben soll man sie nicht, lieb haben auch nicht... Sie is gar zu bescheiden, sie is ein ganzer Engel und eine Zweite gibt's nicht auf der Welt!"

Der Kanzleirath betrachtete das Chepaar mit einer unbehaglichen Empfindung. Was war es denn, das ihn, beim Anblick eines rohen, aber gegen die Frau, die ihn zu beherrschen schienen Gesellen an das - vielleicht halb, vielleicht ganz unbewußt grausame Spiel der Kaţe mit der Maus — erinnerte?

Er erhob den Finger drohend gegen Walter: "Sekfir' Er feine Frau nicht!"

und zu dieser sagte er: "Frauchen, Frauchen, es ift gut zu wissen, daß sie bei Ihrem Mann so viel gilt. In der Zukunst wird sie responsabel gemacht für seine Brutalitäten und bösen Streiche. Eine Frau vermag viel über einen Mann, der sie gern hat, bring' Sie den Ihren unter den Pantossel, das wird gut für ihn sein."

Walter war entzückt von diesem Rath und stimmte frohlockend bei. Ja, der Pantoffel, dafür war er der rechte Mann! Dem Pantoffelregiment wollte er sich von nun an noch gehorsamer sügen, als es bisher geschehen war. Sein geliebtes Weib wisse recht gut, wer ihn an einem Faden leuten könne, wem er sich unbedingt unterwerfe, wer von ihm noch nie ein böses Wort bekommen habe.

"Red' doch, Marie! fag's dem Herrn Kanzleirath, ob Du mit mir nicht

thuft, was Du willft, ob ich's an Lieb' zu Dir fehlen laff'."

"Nein! nein! nein!" stieß Marie mit haftiger Betheuerung hervor, machte sich von Walter los, der ganz gerührt worden war, sie anglogte und plöglich zu schluchzen begann.

Der Rangleirath suchte nach einem eindringlichen Ubschiedswörtchen.

"Walter," sprach er, Seine Frau ift jedenfalls Seine bessere Hälfte. Es freut mich, daß Er das erkennt in Liebe und Hochachtung. Suche Er sich diese Seine Liebe zu erhalten, sie adelt Ihn, den übrigens Tiesgesunkenen, und besichützt ihn vor dem totalen Untergang. Also hört Er? . . . Seine Liebe für Seine Frau . . ."

Gin verftohlener flehender Wint Mariens, den der alte Herr miffverftand,

ermunterte ihn mit noch größerem Nachdruck fortzusahren:

"Die ist an Ihm das Beste; die lasse er nie erlöschen in Seinem übrigens nichts taugenden Herzen. Merke Er sich das! Wird Er sich's merken?"

"Dreitausend Juramente leg' ich darauf ab!" schluchzte Walter und streckte die Arme nach seinem Weibe aus. Marie jedoch mußte jest dem Kanzleirath das Geleite geben, der sich zur Thür gewendet hatte.

Im Flux blieb der Alte stehen, klopfte der kleinen Frau freundlich die Bange und sagte: "Nun, hab' ich's gut gemacht, hab' ich —" Der Ausdruck von Berzweiflung in Mariens Gesicht ließ ihn betroffen inne halten.

Sie feufzte, beugte fich und füßte feine durre Sand.

"Gut gemeint haben Sie's, aber Sie haben nichts Gutes gethan," sprach fie sanst zwar, aber mit einer Entschiedenheit, die jeden Widerspruch, ja sogar jede Frage im Borhinein abwies.

Der Alte ging feiner Wege.

"Nichts Gutes?" fragte er sich. "Was will Sie denn?... Eine feine Frau, eine respectable, treffliche Frau... Allein aber — Im Gegensatzunderem kopflosen und in ewigem Gezappel befindlichem Weibervolk wünschte man ihr ein Endchen Leichtsinn und etwas von der Bewegung, die laut neuester Resultate wissenschaftlicher Forschung — Wärme ist."

VI.

Die Freude des Head-grooms über seine Begnadigung war so groß, daß er, um sie zu bewältigen, einige Freunde zu Hilfe rusen mußte. Allein wäre

er nie und nimmer mit ihr fertig geworden. Die Gesellschaft begab sich in das zweite, geringere Dorswirthshaus — dem ersten hatte Walter seine Kundsichaft entzogen — und trant dort bis zum hellen Morgen, und zwar ohne Unterlaß auf die Gesundheit der Frau Marie Walter. Diese Huldigung glaubte ihr Mann ihr schuldig zu sein, der goldenen Säule seines Hauses, und er hielt sich und seine Gäste so eisrig dazu an, daß ihnen in jener Nacht nicht einmal Zeit zu einem Spielchen übrig blieb. Das Versäumte konnte erst am folgenden Abend nachgeholt werden, und dabei erging es dem armen Walter schlecht. Er verlor alles Geld, das er bei sich hatte, bis zum letzten Kreuzer. Der ganze Vorschuß auf die nächstächige Besoldung, den die Güte des Kanzleiraths ihm erwirkt hatte, besand sich bald in den Taschen seiner guten Cameraden.

"llebergebe Er das sogleich seiner Frau!" hatte sein menschenfreundlicher Gönner ihn gemahnt, als er ihm die Summe einhändigte. Und hoch und heilig hatte Walter es gelobt, auch Wort halten wollen, dasür rief er Gott und alle himmlischen Heerscharen zu Zeugen auf, als er, ein renevoller und zerknirschter Sünder, zu seiner Frau heimfehrte. Aber wenn das Unglück einen Menschen einmal beim Schopf hat, läßt es ihn nicht mehr los. Sein Unglück war es gewesen, sein verwünschtes! das ihn den guten Vorsat vergessen ließ. Walter raufte sich die Haare und schloß an seine Vrust und zerstoß in Mitleid mit sich selbst, dem jeht nichts mehr übrig geblieben war, als die Liebe seines Weibes, das er leidenschaftlich herzte und küßte.

Marie bemühte sich, ihn zu beschwichtigen, ging, nachdem es ihr halbwegs gelungen zu ihrer Mutter, und bat ihre frühere Beschäftigung an deren Seite, in der Waschtüche wieder aufnehmen zu dürsen. Der halbe Gulden, den sie auf diese Weise täglich verdiente, war der Frau des Mannes, der zweitausend Gulden Rente hatte, unentbehrlich geworden. Nun gab es zweisache Plage, die mit ihrem elenden Hausstande, und die mit ihrem Dienste.

Walter änderte sich weder im Schlimmen noch im Guten. Zahllose Male, wegen stets erneuter Excesse entlassen, verdankte er seine Begnadigung immer wieder der Fürsprache Mariens. Daß er ein vorzüglicher, wenn auch rüder Trainer war, und bei seinem Herrn für unersetzlich galt, brachte er gar nicht in Anschlag. Es sreute ihn, seiner Frau Alles zu danken, er wollte gern ihr Schuldner sein und es auch bleiben. — Schulden hatten überhaupt nichts Drückendes sür ihn. So ließ er deren Last wachsen und wachsen, vertrank, verspielte, versetzte das letzte Hausgeräth, das letzte Kleidungsstück. Er konnte es noch so arg treiben, sein Weib schwieg; sogar wenn er es darauf anlegte, bekam er keinen Borwurf zu hören. Ein Wort, eine Klage von ihr hätte sogleich einen Wildstrom entsesselt: die maßlose Reue des Unverbesserlichen, und unsehlbar eine sener Bertöhnungsseenen herbei geführt, vor denen Marien mehr graute als vor dem Tod.

Sie hüllte sich immer enger und sester in die Schleier ihrer Matellosigteit, sie verdoppelte, verzehnsachte ihren Fleiß. Nachdem sie den ganzen Tag bei der Arbeit zugebracht hatte, wachte sie nun die halben Nächte hindurch und nähte und stiette schöne Gewänder für die reichen Bäuerinnen.

Ihre Mutter, die alte Josepha, verzehrte sich in Grou und Gram über Deutsche Runbicau. VIII. 5.

den nichtsnutzigen Schwiegersohn. Ihre Empörung aussprechen durfte sie in Gegenwart seiner Frau aber nicht. Unbegreiflicher Weise nahm ihn diese gegen ihre Mutter in Schuk.

"Ihr hättet," sprach Marie, "Euch besser nach ihm erkundigen und ich hätte Euch nicht nachgeben sollen. Jeht hab' ich ihn, jeht muß ich schauen mit ihm auszukommen. Es ist einmal nicht anders."

Biel herber als die Mutter, wurden die doppelzüngigen Bekannten abgesertigt, die sich Maxien mit heuchlerischen Mitleidsbezeugungen näherten, in der, so vielen Leuten angenehmen Erwartung, eine Frau über ihren Mann klagen zu hören.

Die verschmähte Theilnahme verwandelte sich in Schadenfreude und Hohn: "Im Grunde hatte ja Marie Walter keine Ursache zur Unzufriedenheit. Mochte man ihrem "Herrn" noch so übel nachreden, daß er ein guter Ehemann war, daß mußte man ihm lassen. Er hielt seinem Weibe die Treue, und was verzeiht ein Weib in solchem Falle nicht? Sein tolles Wesen trieb er außer dem Hause, Marie hatte darunter nicht zu leiden, sie wurde von ihm verhätschelt, ihr konnte er recht sein, der Lump!"

Marie lächelte wehmüthig über solche Faseleien. Sie wußte sam besten, tvie recht er ihr war. Die Andern erduldeten seine Gewaltthätigkeiten, sie ers duldete seine Zärtlichkeiten und — beneidete die Andern.

Aber das find Dinge, von denen man nicht fpricht.

Und wovon spricht man überhaupt, wenn man sich den Menschen gegenüber so fremd fühlt wie Marie? Die Ahnung, die stets in ihr gedämmert hatte, daß es einem Wesen von ihrem Werthe nicht wohl ergehen könne in dieser argen Welt, klärte sich allmälig zur Neberzeugung und machte ihren Schmerz, aber auch ihre Erhebung aus.

3wei ichwere Jahre schlichen fo dahin.

Im Herbste des dritten versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft von Sportsfreunden im fürstlichen Schlosse. Es wurden Privat-Trials abgehalten, als Borbereitung zu den öffentlichen Rennen. Die von Walter trainirten Johlen trugen regelmäßig den Sieg davon, und eines Tags ließ sich der Fürst, berauscht durch diese Triumphe, zu der Behauptung hinreißen, daß sogar sein alter Holiday noch vermöchte, alle anwesenden Pserde zu schlagen. Vorausgesetzt, fügte er hinzu, daß Walter ihn steure.

Seiner Gewohnheit entgegen, zeigte sich der Head-groom, der sonst jede Großthuerei seines Herrn überbot, etwas bedenklich. Vor zehn Jahren war er zum letzten Mal als Jocken geritten, war damals schon um etliche Pfund zu schwer gewesen. Und dann der Holidat! — So ausgemacht wie zeinem Fürsten schien dem Groom der Sieg doch nicht. Aber sein Chrzeiz war aus Hochste gestachelt; nach langem Erwägen warf er plözlich die Müze in die Lust und rief in einer jugendlichen Anwandlung von Tollkühnheit:

"Hol's der Geier, ich thu's! Es wird den Hals nicht koften, Durchlaucht, und wenn's ihn koftet, so sorgen Durchlaucht für meine Wittib!"

Am folgenden Tag fand ein unvergeftlich schönes Rennen ftatt. Walter lachte bei den Zurufen, die ihn bei seiner Ankunft auf der Bahn von der

Tribüne aus begrüßten, und auch Holidan fletschte die langen gelben Zähne. Der aber sah verächtlich drein. Wer weiß, was er dachte, der hagere Bollblut; doch zu denken schien er: Fordert Ihr mich noch einmal heraus? Und könntet doch wissen, was es auch koste: ich bestehe!

Vom Anfang an nahm er die Führung und war nicht einen Augenblick in Gefahr, sie zu verlieren. Die anderen Pferde kämpsten mit ihm, er — nur mit sich, mit der Athemnoth, die den Alten würgte, während er von seinem Reiter wüthend aufgerieben den Weg verschlang. Er gab seine letzte Kraft, aber die ganze. Das Maul trocken wie Feuer, die Augen starr und herausgequollen schoß er am Ziel vorbei und schlug zehn Schritte weiter in den Boden, wie ein Brojektil. Das Pferd blieb todt, den Reiter zog man noch lebend unter ihm hervor. Aber er saate aleich:

"Mit mir is vorbei!"

Der Arzt, der Chirurg eilten hinzu, der Fürst wollte durchaus seinen schwerverwundeten Diener im Schlosse verpslegen lassen, Walter wies Alles von sich. Er verlangte nach Hause, zu seinem Weibe, so rasch als möglich zu ihr. Keine Minute von den wenigen, die ihm noch zugezählt waren, mochte er anders zubringen als Aug in Auge, Hand in Hand mit der Vielgeliebten. "Aus dem Weg'," winkte er Jeden, der sich seinem Lager nahte, den Arzt, die Cameraden, den hohen Gebieter, den trostspendenden Vielter. —

"Aus dem Weg'! laßt's mich nur noch in Ruh mein schönes Weib anschauen!" keuchte der Sterbende. Unablässigs flüsterte er ihr zu, oder lachte leise

vor sich hin, wie umgautelt von sugen Erinnerungen.

"Ich war so glücklich mit Dir! — Ich hab' Dich aber auch glücklich gemacht... Du hast Deinen Walter rechtschaffen lieb gehabt, nicht wahr, mein Schak?" Sein Blick suchte den ihren: "Nicht wahr?" wiederholte er.

Marie schloß die Augen — erzitternd neigte sie sich über ihn. Er sah es noch und legte die stumme Geberde als Bejahung aus. "Ich weiß, ich weiß — so stirbt sich's qut," hauchte er im letzten Athemzuge.

(Schluß im nächsten Heft.)

Berlins städtische Selbstverwaltung.

Mon

A. Lammers.

Unsern des preußischen Königsschlosses, das trotz seines ergrauenden Alters immer noch ein würdiger Sitz für das verdienstvollste und ruhmreichste Herrschers-Geschlecht der Erde ist, erhebt sich ein nicht viel minder gewaltiger aber ganz moderner Bau, das neue Kathhaus der Stadt Berlin. So hat sich allmälig aus der Residenz der Hohenzollern, die nur als solche etwas bedeutete, eine der in sich selbst ruhenden Großstädte der Erde entwickelt, ohne darum minder stolz zu sein auf den Borzug, dem König von Preußen und deutschen Kaiser als Wohnort zu dienen. Die Geschichte dieser merkwürdigen Umwandlung liegt in den Berwaltungs-Berichten des Berliner Magistrats, von denen der letzte mit seinem dritten Bande kürzlich zum Abschluß gebracht worden ist.).

Es ist der vierte dieser eingehenden Berichte, und umsaßt die Jahre 1861 bis 1876. Der nächstvorhergehende, 1863 erschienen, behandelt das Jahrzehnt 1851 bis 1860; der zweite reichte bis 1851 zurück, und der 1842 erschienene erste bis 1829.

I.

In dem so beschriebenen knappen halben Jahrhundert hat sich die Einwohnerzahl Berlins verviersacht und seine städtischen Ausgaben sind von 2½ Millionen Mark auf 34¾ Millionen gestiegen, d. h. sie haben sich vervierzehnsacht. Das ganze preußische Heer kostete 1829, von wo die gegebene städtische Rechenschaft anhebt, nur etwa doppelt soviel als heute die Berwaltung Berlins. Seine Boltszunahme, etwa vier Procent im Jahre, ist zwiesach so stark wie diesenige von London und Paris, und nur New-York kann sich hierin ihm vergleichen. Nach der Bereinigung von Berlin und Köln und den unmittelbar angrenzenden Borvorten zu einer einzigen Stadt, welche im Jahre 1709 stattsand, dauerte es vierzig Jahre, dis die damals 55,000 Köpfe ausmachende Einwohnermenge sich vers

¹⁾ Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1861 bis 1876. Drei Bande. Berlin, Sittenfelb. 1879. 1880. 1881.

doppelte; dann von 1749 bis 1825 zu abermaliger Berdoppelung auf 220,000; dreißig Jahre später, 1855, waren 440,000 erreicht, und nun dauerte es keine achtzehn Jahre, so war wiederum eine Berdoppelung eingetreten, wobei die 1861 erfolgte Hinauslegung der Stadtgrenzen nur mit der Kleinigkeit von 35,000 Einwohnern mitzählte. 1876 war Berlin der Million schon ganz nahe, die nun überschritten ist.

Bis in den Anfang der vierziger Jahre hinein, fagt der Magiftrat in der Cinleitung zu dem neuesten Berwaltungs=Bericht, trug Berlin wesentlich nur den Charafter einer Refidenzstadt, welche die von Breugens Königen aufgerufene Thatigteit bedeutender Runftler in ihrer außeren Geftalt ichon und großartig gestaltet hatte. "Wohl pulfirte in den gebildeten Kreisen der Gesellschaft ein reges, durch die Universität, die Akademie, das Theater, die öffentlichen Samm= lungen gefördertes geiftiges Leben; aber neben ihnen bewegte fich ein noch in engen Bahnen des Erwerbs und geiftigen Lebens befangenes Burgerthum." Wie lange war es denn auch her, daß man nur die Opfer der Fremdherrschaft und der Befreiungstriege verwunden hatte! Auch erft aus der nämlichen Zeit stammte eine gewiffe communale Selbstbestimmung und Unabhängigkeit, das Geschenk der Stein'schen Städteordnung von 1808. Sie war feineswegs besonders dankbar begrüßt worden: nicht etwa weil die neu eingeräumten Rechte nicht genügt hatten, fondern weil fie Laften auferlegte, die bisher durch Leiftungen des Berrschers oder des Staats entbehrlich gemacht worden waren. Sie kam auch gerade in Berlin nur langfam jum Bollzuge. Erft 1819 erfolgte die vollftandige Auseinandersetzung zwischen Staat und Stadt hinsichtlich der der letzteren zu übertrasgenden öffentlichen Ginrichtungen. In solchem Umfang wie die übrigen größeren Städte erhielt Berlin die Selbftregierung auch dann noch lange nicht; eins nach bem andern mußte es sich die Rechte derfelben erringen, und besitzt fie heute noch nicht gang.

Der längste und heftigste Kampf hat sich um die Berfügung über die Straßen gedreht. In den Jahrhunderten, da auf den Trümmern der Macht ber alten Stände die landesherrliche Gewalt fich erhob, und nirgends fraftvoller als in Preußen, nahmen die Kurfürsten und Könige sich des Ausbaus ihrer Sauptstadt ungleich nachdrucklicher an als die Bürgerschaft. Auf ihnen gehörigem Boden entstanden viele der neuen Straffen, mit ihrem Gelbe wurden noch mehrere gebaut. Rur fo konnte "aus der engen, fcmutigen, in Folge des Dreißigjährigen Krieges verarmten Stadt eine würdige Refideng" werben. "Was in Diefer Richtung, insbesondere feit der Regierung des Großen Rurfürften und des erften Königs von Breugen von unfern Regenten Augerordentliches für Berlin geleiftet worden ift, dafür wird die Nachwelt stets ein dankbares Andenken bewahren." Aber nun entspann fich ein Gegensatz der Intereffen und Tendenzen, als im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gleichzeitig das Recht des Königs zum Eingreifen durch die Städteordnung beschränkt und seine Mittel durch fcmere Rriegelaften knapper wurden, ohne daß doch die Stadtbehörde ichon Selbstgefühl genug gehabt hatte, die völlige Auslieferung der ihr zugeficherten neuen Rechte durch Uebernahme der damit verknüpften Laft zu verdienen. Bielmehr hielt fie den Fiscus bei allen herkömmlich von ihm erfüllten Pflichten

zum Bau und zur Unterhaltung städtischer Straßen sest, nöthigenfalls durch Anrusung der Gerichte; während das königliche Polizei-Präsidium, das die Ansprücke des Königs und des Staats der Stadt gegenüber zu vertreten hatte, von diesen nicht leicht etwas aufgab, auch wenn es den Fiscus von der einen oder anderen lästigen Pflicht loszumachen trachtete. Die Umgestaltung der Monarchie in einen constitutionellen Staat konnte zunächst kaum anders als diesen chronischen Constitutionellen Staat konnte zunächst kaum anders als diesen chronischen Constitutionellen Staat konnte zunächst kaum anders als diesen dronischen Constitutionellen Staat konnte zunächst kaum anders als diesen dronischen Constitutionellen Steat konnte zunächst es für die Staatsgewalt soviel mißlicher, in Berlin rein communalen Zwecken Opser zu bringen, von denen in keiner andern Stadt die Kede war, da nun jede solch Ausgabe vor der Landesvertretung gerechtsertigt werden mußte, welche doch die Steuerzahler überhaupt vertrat. Auf der andern Seite aber belebte dieser große Fortschritt naturgemäß nirgends mehr als in der Staatshauptstadt, dem Sige der Kammern, den bürgerlichen Freiheitsfinn.

Noch unter König Friedrich Wilhelm III. hatte eine Cabinetsordre den langen Streit damals vorläufig mit der Anordnung gestillt, daß die nach dem 1. Januar 1837 neu angelegten Straßen der Stadt obliegen sollten. Auf dem Fiscus lag so die Unterhaltung von rund anderthalb Millionen Quadratmetern; die städtische Bau= und Unterhaltungs=Last wuchs die 1860 nicht ganz auf eine halbe Million, die 1875 aber schon weit über den siscalischen Antheil hinaus. In demselben Maße mußten die Stadtbehörden abgeneigter werden, dem Poliziei=Präsidium jene schrankenlose Herrschaft über ihre Straßen zuzugestehen, welche es namentlich unter Herrn v. Hindelbeh in den fünfziger Jahren heraus=

fordernder und verlegender als jemals in Anspruch nahm.

Bis zu jener Zeit hatte, nachdem die Bau- und Besserungs-Rosten einmal vertheilt waren, die Frage nach dem Eigenthum oder der Verfügung über die Berliner Straßen etwas Akademisches an sich gehabt. Aber mit ihrer wachsenden Benutung für neue Berkehrsmittel, für die unterirdische Hindurchführung von Wafferleitungsröhren, Entwäfferungscanälen, Gasröhren und Telegraphendrähten wurde sie alle Tage praktischer. Ende 1854 oder Anfang 1855 wurde der Magistrat eines Tags durch die Nachricht überrascht, der Polizeipräsident habe, ohne ihn auch nur vorher zu benachrichtigen, dem Hofbuchdrucker Litfaß erlaubt, die feitdem nach demfelben benannten Säulen für öffentliche Anschläge auf den Plagen der Stadt zu errichten. Diese Rücksichtslofigkeit machte ein Aufsehen, welches felbst in jener politisch sehr beschwichtigten Zeit weit über Berlin hinausdrang und Unmuth erweckte. Nichtsbestoweniger verlängerte das Volizei= Bräfidium im Jahre 1868, also unter ganglich veränderten politischen Um= ftänden den Bertrag bis 1880 abermals, ohne den Magistrat auch nur zu fragen, - fo sicher fühlte es sich seines alleinigen Rechts. Che jedoch diese neue Vertragsdauer ablief, waren Strafen, Plätze und Brücken endlich durch ein Abkommen zwischen Staat und Stadt von Ende 1875 in den ungetheilten Befit der letteren übergegangen, Dank einem Bersprechen, das der Oberbürgermeifter Hobrecht fich von den Ministern hatte geben laffen, als er 1872 von Breslau nach Berlin übersiedeln follte. Berlin brachte jett mit vollem Bewuftsein er= hebliche finanzielle Opfer, um Berr in feinem eigenen Gebiet zu werden. Daß es das seinige war mit dem höheren, entscheidenden Rechte und nicht mehr das bes Fiscus und des königlichen Polizei = Pröfibiums, belegte es eben durch diese Bereitwilligkeit, für die öffentlichen Berkehrsansprüche soviel mehr zu thun. Der Monarch als solcher konnte für seine zur Weltstadt gewordenen Residenz schon lange nicht leisten, was seine Borsahren für die nur erst zu einer ordentlichen Residenz auszubauende Kleinstadt des Mittelalters willig geleistet hatten; den Staat hinderte daran seine Begründung auf die allgemeine Steuerpslicht. So mußte der Gegenstand des vielzährigen Haders dadurch entsernt werden, daß man ihn mit allen seinen Rechten und Lasten der Stadt überlieserte.

Berlin hat im Mittelalter zu wenig bedeutet und bedeutet heute zu viel. als daß es nicht eine so gut wie ganz moderne Stadt fein, - daß fein Umbau nach den Bedürfniffen einer folchen ihm verhältnigmäßig viel koften follte. Aber es hat doch auch schon manchen gewaltsamen Durchbruch vornehmen müffen. Die Zeit ift vorüber — obgleich noch Leute leben mogen, welche fich ihrer gut erinnern -, wo die Breite seiner Strafen übergroß erschien, und wo dem Reisenden, der aus Wien, Leipzig oder Franksurt am Main kam, selbst in der Leipziger Straße, der Friedrichsstraße und unter den Linden das Leben gering bäuchte, fo daß er höchstens in der Rönigstraße einen einigermaßen an den Graben, den Brühl und die Zeil erinnernden Berkehr wiederfand. Etwa von 1840 an begann, seit 1860 aber steigerte und mehrte sich das Bedürfniß nach Erbreiterungen bon Strafen und neuen Berbindungen durch Saufer-Ginreigung. Dem neuften Berwaltungsbericht für die fechzehn Jahre 1861-1876 ift ein Plan beigegeben, der diefe Magregel veranschaulicht, ebensowie das in den letten zwanzig Jahren eingetretene gewaltige äußere Wachsthum der Stadt. 1860 gab es in dem bebauten ftädtischen Gebiet 1,674,000 Quadratmeter Fahrdamme: 1876 reichlich das doppelte, nämlich 3,370,000 Quadratmeter. Auf diesen Fahrftragen gingen 1861 nur 9128 Zugpferde gegen 24,682 im Jahre 1876, ungerechnet 468 Pferde ber Poft und etwa 1900 in auswärtigen Stallungen untergebrachte. Droschken befigt Berlin seit dem Jahre 1815, two ihrer 30 mit 50 Pferden für ausreichend gehalten wurden; 1860 wurden 1059 gezählt, 1876 aber 4242. Im Jahre 1846 waren die Omnibus hinzugekommen, 20 Wagen auf 5 Linien; 1860 liefen auf 13 Linien 47 Wagen und 1876 auf 16 Linien 177 Wagen. Die erfte Pferde= bahn wurde am 25. August 1865 zu voller Benutzung gestellt. Gin ganges Pferdebahnnet entftand erft auf Grund eines Bertrags von 1871, und hatte 1876 in Betrieb 90,501 Meter Geleise, auf denen mit 196 Wagen und 905 Pferden in 914,641 Fahrten 22,869,508 Personen befördert wurden, also die ganze Bevölkerung der Stadt einige zwanzig Mal. Gleichzeitig aber bedienten nicht viel weniger Menschen sich der fortbestehenden Omnibus, nämlich 16,994,574; und daß die Droschken nicht an Zuspruch verloren, fondern gleichfalls immer nur noch gewonnen haben, weiß jeder Ginwohner Berling. Dies entkräftet, beiläufig bemerkt, ein wenig den Lieblingseinwand der Freunde eines deutschen Tabak-Monopols gegen die ihnen vorgehaltene Rothwendigkeit enormer Ent-schädigungen, — die vermeintliche unentschädigte Verdrängung der Fuhrwerke burch die Eisenbahnen, von der im Ganzen und auf die Dauer das grade Gegen= theil wahr ift.

Der Berwaltungsbericht des Magiftrats fagt uns fogar, daß die Gifen-

bahnen selbst durch den Fahrverkehr, welchen sie veranlassen, das innere Straßen-leben Berlins nur mäßig erhöhen; es hängt von ihnen keineswegs ab, sondern ruht in seiner eigenen steten starken Bewegung. Die ersten Bahnen, welche die bedeutendsten geblieben sind, wurden schon 1838—46 gebaut, und dann bis 1867 keine wichtigere Linie von Berlin aus wieder. Da kamen die Ostbahn und die Görliger Bahn hinzu; 1871 die Lehrter Bahn; 1875 die neue Dresdener Bahn. Im Jahre 1861 kamen an und gingen ab auf den Bahnhösen der Hauptstadt 2,310,785 Personen; 1867 schon 3,664,300, und 1875 nicht weniger als 10,020,390. Bon den Lehteren wurden, soweit sie ankamen, 661,435 Droschen benutzt. Der Magistrats-Bericht schöden Droschkensahl der durch den Eisenbahnverkehr hervorgerusenen täglichen Droschkenfahrten für 1875 auf 3600. Eben so viele Wagen mag der Güterverkehr der Eisenbahnen täglich auf die Berliner Straßen bringen.

Eine so außerorbentliche Besahrung nüht natürlich die Tämme der Straßen fühlbar ab; sie steigert auch den Staub bei trockenem, den Schmutz bei seuchtem Wetter zu einem Grade, der das Wohlbehagen, um nicht zu sagen die Essundbeit der Einwohner empfindlich angreist. Dies aber desto mehr, je mehr Lücken und Unebenheiten das Pflaster darbietet. Zur Milberung des Uebels muß die Reibung verringert werden. Berlin ist daher längst über die rohe Art des Straßenpflasters hinaus, und bedeckt, seitdem alle Straßen völlig in der Hand des Magistrats sind, die Hauptverkehrswege mit glatt behauenen Steinen auf seiter Schotter- oder Beton-Unterlage, wo nicht gar mit Asphalt oder Holz. Es weiß auch im Winter die größten Schneemassen aus seinen Straßen mit ganz anderer Leichtigkeit zu entsernen, als das beispielsweise im vorigen Winter Paris vermochte.

Paris überlegen ist es auch in der Gesammtausdehnung seiner öffentlichen Plätze, die sich nach dem Bebauungsplan von 1862 zu der Höhe des städtischen Beichbildes in Berlin wie 4,3 zu 100 verhält, — dort nur wie 2,3 zu 100. Dagegen hat Paris einen bedeutenden Borsprung in der Schmückung seiner Plätze mit Gartenanlagen, die sich dort auf ein Viertel des Raumes der öffentlichen Plätze erstreckt und hier kaum auf ein Achtel. Wenn es gilt, im Stadthaushaltsplan die Ausgaben nach den Einnahmen zu beschränken, so pslegt die Parkund Garten-Verwaltung eben zuerst darunter leiden zu müssen. Immerhin sind zu dem Thiergarten, diesem herrlichen Geschent des Herrschauses an seine Kesischauftadt, in dem 1840 zur Feier der hundertjährigen Thronbesteigung Friedrichs des Großen angelegten Friedrichshain, dem 1864 beschlossenen, aber erst von 1876 an hergestellten Südpark bei Treptow und dem 1869 unternommenen großartigen Humboldt-Hain im Norden der Stadt drei Anlagen von Grün und Schatten gekommen, welche jedem Stadtviertel die beste aller Erholungen, das Spazierengehen im Freien, hinlänglich erreichbar machen.

Noch freier würde diese Verschönerung der Stadt sich entsalten können, wenn nicht die meisten und größten Pläße zur Abhaltung der Wochenmärkte dienen müßten. Ende 1872 war der Magistrat mit einer Actiengesellschaft einerseits, dem Polizei-Präsidenten andererseits darüber einig geworden, daß elf überdachte Markthallen an die Stelle von ebensoviel Producten-Märkten im

Freien treten sollen. Berlin wäre damit zu den Bortheilen einer Einrichtung gelangt, welche in England, Frankreich und Belgien alle größeren Städte zum Theil seit vielen Jahren besitzen; nach Ablauf von dreißig Jahren auch, wenn es wollte, in ihr Eigenthum als Stadt. Aber während der kurz vorher einsgetretene neue Oberbürgermeister die ministerielle Zusage der Abtretung des Straßen-Eigenthums als Morgengabe mitbrachte, ging im Polizei-Präsidum ein hierfür nicht gleich günstiger Wechsel vor sich. Herr v. Madai, der neue Präsident, trug Bedenken, die Verproviantirung der seiner Obhut mit anvertrauten Riesenstadt einer Erwerdsgesellschaft zu überlassen. Die geplanten Markthallen kamen nicht zu Stande; die Stadtverordneten-Versammsung verwarf auch den Antrag, einen Theil der zu ihrer Errichtung bestimmten und von der Deutsichen Baugesellschaft bereits angekausten Grundstücke zu erwerben. Es war das Verhängniß dieser an sich so gesunden und zeitgemäßen Idee, daß ihre Aussführung sich mit der leeberspaunung des Unternehmungsgeistes nach dem letzen Kriege und dem darauf solgenden Zusammenbruch verwoh.

Mit seinen Parks, Plägen und Straßen kann Berlin sich unter den Großsstädten der Welt wohl sehen lassen: weniger dis jetzt mit seinen Brücken. Es hat ihrer, ebenso wie Wasserläuse, genug, aber meist gleich diesen nur recht unsbedeutende. Die Spree und ihre Canäle sind nicht breit genug, die User zu flach, um zu großartigen Brückenbauwerken aufzusordern. London und Paris, Wien und St. Petersburg sind der deutschen Neichshauptstadt darin weit überlegen. Erst das gehobene Bewußtsein nach den Siegen der Jahre 1864, 1866 und 1870 hat in Berbindung mit dem Königsplatz, welchen ein hohe ästhetische Ansprücke befriedigender Stadttheil umrahmen soll, die Alsen- und die Moltke Brücke hervorgerusen, Schöpfungen des Fiscus, denen die Stadtgemeinde mindestens durch Erveiterung zu schmaser, massiven Umbau hölzerner, und thunlichste Beremehrung der überhaupt vorhandenen Brücken von dem ihr näherliegenden Gestichtspunkt des Berkehrsnutzens aus nachtrachtet.

Deffentliche Denkmäler zu feten blieb bis in die neueste Zeit herein erklarlicher Magen eine Art Vorrecht des Herrscherwillens, der dasselbe insbesondere anwendete, um den Führern der Heere, die den Staat in einem gewiffen Sinne mitgeschaffen haben, königliche Dankbarkeit zu erweisen. Das erfte Denkmal, zu welchem aus der Bürgerschaft die Anregung erging, galt mit Fug und Grund einem von Preußens Königen, demjenigen mit deffen Andenken fich die Wiedererhebung des gestürzten Staates aus der Kraft des Volkes, die Befreiung von der Schmach eines fremden Thrannenjoches verbindet. Dann entsprang der unpergeklichen National-Veier vom 10. November 1859 der Beschluf des Schiller= Denkmals, deffen Berwirklichung freilich mancherlei Sinderniffe elf Jahre lang aufhielten. Bier Jahre später tam bas Stein = Dentmal hingu, dem preufischen Abgeordnetenhause paffend gegenübergestellt; im letten Jahre die wundervollen Statuen der Königin Luise und Goethe's, beide im Waldesschatten des Thiergartens. Damit find bedeutende Anfänge gemacht, neben dem militärischen Berdienst auch andersartige Größe durch Standbilder zu verewigen und nachkommen= den Geschlechtern mit dem Schein des Lebens immerfort vor Augen zu halten. Die Betheiligung der Communalcaffe an diesen Werken bezeugt, daß ihre Berwalter die ihnen von der Bürgerschaft anvertraute Aufgabe weit und würdig begreifen.

II.

Ift doch auch dem echten Berliner nichts gegenwärtiger als die Bezeichnung "Stadt der Intelligenz" für seine Beimath! Gin reges Geiftesleben mar hier vor allen politischen Kämpfen zu Haufe. Es wird von oben angefacht durch die Universität, die Nach- Hochschulen, die Akademien, die Runft = Sammlungen, die Concert = Inftitute und die Theater, welche alle Berlin zum größten Theile noch seinen Landesherren verdankt; aber es ruht auf der festen und breiten Grundlage tüchtiger Schulbildung, die bis zu den Gymnafien hinauf eine rein communale Angelegenheit geworden ift. "Die im Jahre 1826 begonnene Reorganisation des städtischen Schulwesens", sagt der letzte Magistrats=Bericht, "ift zu rechter Zeit soweit vollendet worden, daß die Epoche des mächtig an= wachsenden Bevölkerungsstandes die Stadt gerüftet fand, um in niederen und höheren Schulen die Stätten der Gesittung und Bildung für die Kinder ihrer Bürgerschaft ebenso rasch zu erschließen, wie die Häuserreihen ihr Außengebiet bedeckten." Und von den wichtigsten, den der communalen Fürsorge vor allen bedürftigen Bolksschulen heißt es weiter: "Ein über das ganze Weichbild ausgebreitetes Net von gleichmäßig organifirten Elementarschulen, groß genug, um allen Kindern der Stadt den koftenfreien Butritt zu gemähren, zweckmäßig und wirksam genug, um das allgemeine Vertrauen zu verdienen: ein durch alle Begirke verzweigtes Syftem von Schul = Commissionen, gebildet aus Burgern im Chrenamt, im Besitz ausreichender Besugniß und Bersonalkenntniß, um die Er= füllung der Schulpflicht jedem Kinde zu ermöglichen, ihre völlige Versäumniß bei keinem zu dulden; eine Centralverwaltung, ausgeftattet mit folcher Vollmacht und solcher Technik, daß fie das wachsende Schulbedürfniß in dem Maße zu erfüllen vermag, wie es entsteht: — das ift die unter steigender Theilnahme ber Bürgerschaft gereifte Schöpfung bes Gemeindeschulwefens." Unentgeltlich ift der Besuch der Gemeindeschulen seit dem 1. Januar 1870. "Gelten ift in der Stadtverwaltung ein heilsamer Beschluß von kaum übersehbarer Tragweite mit gleicher Rühnheit gefaßt, mit gleich ausdauernder Opferbereitschaft bis in seine letten Confequenzen durchgeführt." Die nächste Folge war begreiflicher Beife eine außerordentliche Vermehrung der Schulen und Claffen, da in den beiden Jahren 1870 und 71 faft 13,000 Kinder neu hinzukamen; es wurde ferner nothwendig, das Berfahren bei der Errichtung neuer Schulen als eine ftandige Berwaltungsaufgabe grundfählich auszubilden, und in den Stadthaushaltsplan eine runde jährliche Summe zur Errichtung neuer Schulen und Claffen aufzunehmen. Dieje Hingebung an den großen Zweck hat fich dadurch belohnt, daß die leiftungsfähiger gewordene Bolksschule auch ihre Anziehungskraft nach oben hin beständig machien fieht. Die minder bemittelten Sandwerker und Beamten icheuen fich nicht mehr berfelben ihre Rinder zuzusenden. Die überwiegende Menge der Schüler stammt aus geordneten Familienzuständen und unterwirft die rober aufgewachsene Minderheit mehr ihrem ersprießlichen Ginfluß, als daß fie dem nachtheiligen Ginflug jener ausgesett mare.

In derfelben Richtung wirkt, wie der Magiftrat ausdrücklich bezeugt, die ausgedehnte Berwendung von Lehrerinnen: "Mit gunftigem Erfolg wurde gleich= zeitig mit dem Aufbau der Gemeindeschulen auch die Hilfe weiblicher Lehrkräfte in fteigendem Mage herangezogen." Die ftadtische Schul-Deputation hatte porher, zumal feit der Mitte der fünfziger Jahre, Gelegenheit gehabt die Birtfam= teit von Lehrerinnen an den Brivatschulen zu verfolgen, welche auf Roften der Stadt arme Rinder unterrichteten, und faft durchweg gunftig befunden. natürliche Geschick für die Leitung der Kinder, der angeborene Gifer für die Erziehung, die Leichtigkeit und Unbefangenheit in der Aufnahme und Wiedergabe bes Lehrstoffs, die Fähigkeit und neigung zur Anregung des Gefühlslebens, endlich ein tactvoll weibliches Benehmen machten fich in jolchem Grade geltend, daß die Bedenken, welche aus der physischen Leiftungsfähigkeit oder aus der socialen Stellung der Frau hergenommen waren, dagegen gang zurücktraten." Allmälig ist auch der Umfang ihrer Verwendbarkeit gestiegen: manche haben ben Gesangunterricht übernehmen können, mehrere noch mit gutem Erfolg den Beichenunterricht: der Unterricht im Deutschen, in Geschichte und Religion fann vielen Lehrerinnen auch auf der Oberftufe anvertraut werden.

llngefähr zu berselben Zeit, wo diese für die Sitten der Knaben so wichtige Neuerung um sich griff, wurde es auch "auf dem Gebiet des höheren Mädchensschulwesens lebendig", und gab, fügen wir hinzu, der Urheber so vieler gemeinsnütziger Bestrebungen, Präsident Lette, mit der Gründung des heute nach ihm genannten Bereins das Zeichen zur Entstehung der Frauen-Bildungs- und Erwerds-Bereine in Deutschland. Bis in die sechziger Jahre hinein hatte Berlin nur zwei höhere Töchterschulen des Staats und eine, 1838 gestistete der Stadt: drei neue städtische Anstalten kamen nun rasch nach einander hinzu, weitere stehen in Aussicht.

Schs Inmnafien, fechs Realichulen und zwei Gewerbeschulen halt Berlin für die nach höherer Bildung ftrebende männliche Jugend offen. Bur Errichtung von Mittelichulen für die nächste, noch breitere Schicht ift es bisher nicht ge= tommen, obgleich ihr Gedanke gerade von dem früheren Berliner Stadtichulrath, jetzigen Gymnafialdirector und Professor Hosmann schon 1869 eingehend ent= wickelt worden war. Wir ersehen aus dem Magiftrats-Bericht für 1861-76. daß nicht das ihnen zu steckende Lehrziel, sondern die Organisation den Stein des Anftokes bildet. Sollen fie selbständig hingestellt werden oder sich an die Gemeindeschulen anlehnen? von welchem Alter ab die Schuler aufnehmen? wann die beiden Fremdsprachen anfangen laffen, welche reichsgesetzlich die Zuläffigkeit jum Ginjähria-Freiwilligen-Dienst bedingen? wie die akademisch mit den seminariftisch gebildeten Lehrern mischen? wie endlich das Schulgeld festseken, was focialpolitisch noch entscheidender erscheint als finanziell: - über alle diese Fragen ift man innerhalb der städtischen Verwaltung noch zu keinem Entschluß gefommen, und hatte dann vor der Ausführung auch noch den Beifall der Staats= behörden zu gewinnen, von denen die vielberufenen Schul = Berechtigungen abhangen.

Einstweisen hat die Stadt Berlin als solche schon seit 1849 die Fortbilbung ber Masse der Knaben über ihre Entlassung aus ber Gemeindeschule hinaus in die Hand genommen, welche fie besonders seit 1873 in geregelter Verbindung mit verschiedenen Vereinen betreibt. Auch auf Mädchen erstreckt sich diese bebeutsame Fürsorge seit dem Jahre 1876.

Pläte und Hallen für das Turnen stellt seit 1862 ein eignes städtisches Curatorium her. Hat doch das Turnwesen einst von Berlin aus seinen Rundsgang durch die deutsche Welt angetreten, als ein Mittel zur Wiedererhebung der zu Boden geworsenen verarmten und entkräfteten Nation! Die Aufnahme des in der Handwerks-Arbeit schlummernden allgemeinen Bildungsstoffs, die Erweiterung der gesunden neuen Schulgebäude durch einen der Ausbildung für's Leben wie der Erholung von anstrengendem Lernen dienenden Garten, die Entwickelung des Sparsinns und damit zugleich der Mäßigung im Genuß von der Schule aus sind gleich werthvolle Neuerungen der Gegenwart, in denen uns die Nachbarvölster vorangegangen sind, weil wir die letzten zwanzig Jahre hindurch anderweitig zu start beschäftigt und angespannt waren, die also auch in Berlin noch der Aufnahme durch die so rüftig fortschreitende städtische Selbstverwaltung harren.

Wie sich der Stamm aller dieser fruchtversprechenden Verzweigungen, das öffentliche Schulwesen entwickelt hat, deuten uns die dasür verwendeten Aussgaben an. Sie betrugen 1861 insgesammt 759,508 Mark, 1876 hingegen nicht weniger als 7,357,855 Mark oder nahezu das zehnsache! Im Jahre 1861 bestanden sich von allen Schülern und Schülerinnen Verlins noch 8^{1}_{2} Procent in Staats-Anstalten und $35^{2}/_{3}$ in Privatschulen, also nicht viel über die Hälte oder $55^{5}/_{6}$ Procent in den Schulen der Stadt; im Jahre 1876 in diesen 72^{2}_{3} Procent, in den Privatschulen $22^{2}/_{3}$ und in den Staatsschulen 4^{2} Procent. So gewaltig hat die Stadt die Aufgabe der grundlegenden Vildung an sich gezogen.

An der Weiterförderung erworbener Vildung durch guten Lesestoff ist sie ebenfalls nicht undetheiligt: ihr sind die Mittel zugestossen, welche der Historiker Friedrich v. Raumer mit sinniger Verknüpfung durch wissenschaftliche Vorträge in der Sing-Afademie für Volksbibliotheken flüssig zu machen wußte; und zu den vier im Jahre 1850 entstandenen Büchersammlungen dieses wahrhaft gemeinmützigen Zweckes sind mit Hilfe communaler Zuschüffe seitdem vierzehn weitere gekommen, über die ganze Stadt verbreitet, in Schulkäusern untergebracht und von Lehrern verwaltet. 1861 wurden die achtzehn städtischen Volksbibliotheken von 4334 Personen benutzt, — 1876 von 15,024. Ihr Büchervorrath, etwa 15,000 Bände Ende 1860, betrug Ende 1876 nicht weniger als 73,774 Bände.

Auch das Provinzial-Museum zur Natur= und Cultur-Geschichte der Mark Brandenburg, also zur Pflege der Heimathskunde, die die Wurzeln des Patriotis= mus nährt, ist eine städtische Schöpfung aus den Jahren seit 1873.

III.

Wie aber für die Bildung, so sorgt die Stadt Berlin auch für die Gesundheit ihrer Insassen.

Die ersten Anfänge der dafür dienenden Einrichtungen und Werke rühren freilich zum größten Theil ebenfalls noch von den hier residirenden Landesfürsten her. Ihre Doppelstadt Berlin und Köln hatte nach den Verheerungen

des Dreißigjährigen Krieges weder Mittel noch Muth genug, um fich aus ihren damaligen dorfähnlichen Zuftanden selbstthätig emporzuhelfen. Düngerhaufen bedeckten die Gaffen, die teineswegs ichon alle gepflaftert maren; Schweinekoben ragten vielerwärts von den Säufern ab in fie hinein; bei Racht verbreiteten nur an einzelnen Stellen Feuerbecken ihr unsicheres Licht. Die Strafenlaternen, die durchgängige Bflafterung, neue Bauordnungen, die Vorschrift der Anlage von Fußsteigen neben den Fahrdammen der Strafen und die Borichrift der regelmäßigen Reinigung der Stragen durch die Hausbesitzer ftammen von dem Großen Rurfürsten, — lettere beide vermöge der Brunnen= und Gaffen = Ord= nung von 1660. Sein Nachfolger dehnte diefe Anordnungen auf die damaligen Vororte, jekigen städtischen Binnenguartiere Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichstadt aus. Sie blieben auch bis 1848 hier die Grundlage für das Berfahren bei der Strafen = Reinigung, deffen Devije folange das zum Sprichwort gewordene "Jeder fege vor seiner Thure!" war. Gine gewiffe Ergänzung durch die Thätigkeit einer öffentlichen Unstalt war allerdings von jeher nöthig gewesen, und fiel in der vormärzlichen Zeit der Polizei = Behörde zu, welcher die Commune nur einen Zuschuß gablte. Seitdem suchte diese die Musführung ebenfalls an fich zu ziehen, aber längere Zeit hindurch ohne Erfolg. Das Polizei-Präfidium ließ folange auf Grund eines immer von Reuem verlängerten Vertrages die Straßen auf Rechnung der Stadt durch das Directorium ber Feuerwehr reinhalten. Erft im Jahr 1875 gelang es der Stadt, fich in den Bollbesit dieser wichtigen communalen Function zu seken, indem sie sich ausdrücklich bereit erklärte, einem etwaigen Berlangen der Bolizei nach executi= vischer Reinigung Folge zu geben. Es fostet nicht gang wenig, eine Stadt von Berlins Umfange reinzuhalten: im Jahre 1876 find dafür ichon mehr als zwei Millionen Mark ausgegeben worden. Dafür find die Sauseigenthumer nun von der Laft befreit, welche bis 1851 gang auf ihnen lag. Nur bei Schneefall und Blatteis muffen fie noch den Tukfteig jaubern, bzw. durch Beftreuung gefahrlos gangbar machen.

In der Schilderung der hygienischen Verhältnisse und Einrichtungen von Franksurt am Main, welche als Festschrift zu dem fünszigiährigen Doctor-Jubiläum des Dr. Georg Barrentrapp am 24. September 1881 erschienen ist, wird mitgetheilt, daß Franksurt 1877 nach dem Borgang von Berlin und Brüssel zu der nächtlichen Reinigung der Hauptstraßen übergegangen sei, die sich durchaus bewährt habe, und daß man dort ansangs englische und französische Kehrmaschinen benutzt, dann aber die Maschinen von Eckert in Berlin leistungsfähiger, solider und billiger zugleich befunden habe.

Die Besprengung der Straßen bei trockenem Wetter, namentlich zur Zeit der Sommerhiße, hatte das tönigliche Polizei-Präsidium als Nachfolger und Bertreter der sich der Communalinteressen direct annehmenden Landesherren schon 1826 den Hauseigenthümern auferlegen wollen, wurde aber auf Einspruch des Magistrats vom Ministerium des Innern abschläglich beschieden. Bis 1873 hin blieb es nun bei vereinzeltem und willfürlichem Vorgehen, theils der Polizei-Behörde, theils freiwilliger Vereinigungen von Nachbarn. Dann bewilligten die Stadtverordneten dasur zunächst 120,000 Mark, für welche der Vrand-

director auf Anweisung des Polizei-Präsidiums die Besprengung übernahm. Doch ließ sich die ganze Stadt hiermit noch nicht vom Staube freihalten. Das ging erst mittels einer doppelt so hohen Bewilligung vom folgenden Jahre an. Das Sprengen pslegt im April zu beginnen und gegen Mitte October aufzuhören. Es erstreckte sich 1876 auf ungefähr 125 Hektar, welche rund 333,000 Kubik-meter Wasser empfingen.

Gaslicht hat Berlin für eine continentale Stadt verhältnißmäßig früh erhalten, — nämlich von 1825 ab durch eine von der Regierung herbeigezogene englische Gesellschaft, die Imperial Continental Gas Ufsociation. Als das ihr bewilligte Monopol 1847 ablief, nahm die Stadt ihre öffentliche Beleuchtung selbst in die Hand. Sie brauchte dazu 4247 Laternen im Jahre 1861, aber 10,511 im Jahre 1876, und gab 1876 dafür 1,114,500 Mark aus gegen 427,333 Mark im Jahre 1861. Die Ansprüche an die Dauer des künstlichen Lichts sind jedoch auch allmälig bedeutend gestiegen: in dem Bertrage von 1825 begnügte man sich noch mit 1300 Brennstunden jährlich; die städtische Gasverwaltung glaubte ansangs wenigstens mit der nahezu doppelten Menge, mit 2500 Stunden auszukommen; aber es war dabei auf den Mond gerechnet, den Wolken häusig abhielten seine kalendermäßige Pslicht zu thun, und so hat man — vom Sommer 1874 an — auf 3675 Stunden jährlich oder fast das dreisache der ursprünglichen Beleuchtungszeit hinausgehen müssen.

Die nächste Zukunft verspricht in dieser Richtung weitere starke Schritte zu thun, insbesondere durch den Hinzutritt des elektrischen Lichtes oder doch dessen die Gas-Technik zu noch höheren Leistungen anspornende gemeinnützige Concurrenz.

Von der Zunahme des künftlich hervorgebrachten Lichts in Berlin gibt es einen Begriff, wenn man lieft, daß 1860 61 in den städtischen Gasanstalten 13,914,000, 1875 76 aber 58,533,000 Kubikmeter producirt wurden, und daß 1860 der höchste tägliche Gas-Verbrauch nur 64,600 Kubikmeter betrug gegen 298,600 Kubikmeter im Winter 1875 76. Das in den Gasanstalten ruhende Vermögen der Stadt belief sich zu derselben Zeit auf 19½ Willionen Mark.

Berhältnißmäßig spät hat Berlin dahingegen durchgreifend für eine hinlängliche Zusuhr guten und eine rasche vollständige Absührung des verdorbenen Wassers Sorge getragen. Auf Sand erbaut, besaß es dis gegen die Mitte unsres Jahrhunderts ein ganz leidliches Trinkwasser in zahlreichen Hof- und Straßen-Brunnen, die es nicht nötlig erschienen ließen, dasselbe mit solchen gewaltigen Kosten wie Hamburg, London, Paris u. s. f. aus der Entsernung herbeizusühren. Solange der industrielle Erwerb in den Kinderschuhen steckte, empfand man auch weniger die Unbequemlichkeit des eimerweisen Schleppens. Dagegen singen gegen Ende der dreißiger Jahre die Kinnsteine unerträglich zu werden an. Allen Straßen- und Haus-Ablauf aufnehmend, haben sie in der That, solange sie bestanden, nicht dazu beitragen können, Berlin in guten Geruch zu bringen. König Friedrich Wilhelm IV. hielt sich denn auch für verpslichtet, seine Hauptstadt von dieser Plage und beständigen Gesundheitsgesahr, die noch obendrein zugleich eine Verkehrsstörung war, zu besreicn. Er setzte eine Commission zum Studium der Wasservorgung Verlins ein, welcher Alexander

v. Humboldt angehörte und der Staatsraths-Präfident General v. Müffling v. Humboldt angehörte und der Staatsraths-Präsident General v. Müffling vorsaß. Ein Beaustragter derselben sah sich die Wasserwerke von Paris und London an und erstattete am 12. April 1842 Bericht. Die Communalverwaltung, welche sich damals gerade auf die llebernahme der Gaswerke zu rüsten hatte, lehnte die Betheiligung ab; die Bildung einer Actiengesellschaft ward versucht, ging aber in den Strudeln der politischen Wirren von 1848 unter. Indessen nahm der Polizei-Präsident v. Hindelben den Gedanken derselben mit der ihn charakteristrenden brüsken Energie bald wieder auf. Er überraschte im Herbst 1852 den Magistrat mit der Eröffnung, daß er ein Wasserleitungs-Project habe ausarbeiten lassen, welches nicht mehr als eine Million Thaler kosten unternehmen und Rentabilität verspreche; ob die Stadt dasselbe auszuführen unternehmen und Rentabilität verspreche; ob die Stadt dasselbe auszusühren unternehmen wolle? Die Gegenstage des Magistrats nach den näheren Einzelheiten des Kostenanschlages, welche zugleich sehr richtig auf die Nothwendigkeit der gleichzeitigen oder unmittelbar nachfolgenden Anlage eines Sielspstems zur Wiederentwässerung der Stadt hinwies, wurde im besten Präsecten-Stil mit Wiederholungen der ursprünglichen Frage zum Bescheide binnen achttägiger, dann binnen viertägiger Frist beantwortet. Der Magistrat beschwerte sich über eine so unwürdige und sachwidrige Behandlung beim Ministerium, während er gleichzeitig der Stadtverordneten-Versammlung vorschlug, eine städtische Wasserleitung anzulegen. Diese aber konnte sich nicht gleich dazu entschließen; und so gab die Staatsregierung zwei Engländern das Recht, Berlin mit Wasser, und so gab die Staatsregierung dwei Engländern das Recht, Berlin mit Wasser zu versorgen. Sie warf dabei dem Magistrat vor, durch seine Vorbehalte und Kückfragen die Realistrung des Projects in's Ungewisse gestellt zu haben, wogegen dieser darthat, daß er nichts anderes verlangt habe, als was den fremden Unternehmern nun von selbst zugestanden worden sei. Die beiden Engländer eröffneten ihren Bevon selbst zugestanden worden sei. Die beiden Engländer eröffneten ihren Be-trieb im Frühjahr 1856. Statt einer Million Thaler brauchten sie jedoch vier Millionen Thaler Actiencapital, das 1860 nur erst ein Procent Dividende ergab, dann allerdings gemach auf zehn Procent und darüber stieg. Der Grund war, daß es mit den Anschlüssen der Häufen der Häufer an die Wassertitung sehr langsam ging. Die Unternehmer-Gesellschaft betrieb deswegen schon von 1857 an eine Verlängerung ihres Privilegs von 25 auf 50 Jahre, und bot dassu dem Staate eine Gewinnbetheiligung an, welche ihn in den Stand sehen sollte die Actien allmälig an sich zu bringen. Der Staat aber war constitutionell geworden und konnte sich daher nicht so tief in die Interessen einer einzelnen Commune gu konnte sich daher nicht so tief in die Interessen einer einzelnen Commune zu verslechten wünschen. Er lehnte für sich das Anerbieten ab, um es an die Stadt Berlin weiterzugeben. Der Magistrat hatte auch wohl Lust; allein die Stadtverordneten wollten von einer Berlängerung der Concession nichts hören. Nach längeren Berhandlungen trat endlich 1872 der Staat sein Recht auf llebernahme der Wasserwerke im Jahre 1871 an die Stadt ab, und diese konnte sich nun mit der Gesellschaft über den Kauspreis verständigen, der nicht weniger als 8,375,000 Mark betrug, dassür aber auch schon von Mitte 1873 ab die Commune in Besitz seine Privatgesellschaft hatte bei den in Berlin zu jener Zeit noch herrschenden Anschaungen die Sache vielleicht in Fluß bringen müssen: die Stadt wirklich ausreichend mit Wasser versehen hatte sie nicht. Ihr Berstrag perpflichtete sie nur für etwa 60,000 Meter Köhrensegung: thatsöchlich gestres perpflichtete sie nur für etwa 60,000 Meter Köhrensegung: thatsöchlich ges trag verpflichtete sie nur für etwa 60,000 Meter Röhrenlegung; thatsächlich gelegt hatte sie bis Mitte 1876 so viel, daß fast 168,000 Meter an Straßen und Pläßen mit Röhren versehen waren, allein die Stadt umfaßte mittlerweise schon reichlich 100,000 Meter mehr. Noch viel weniger hatte die Wasserleitungsscheschlich strucken von der ihrigen untrennbare zweite Aufgabe, die Canalisation der Stadt geleistet, nämlich nur einen beinahe nichtssagenden Fonds von einer halben Million für dieses Riesenwerk angesammelt. Beides blieb der sie beerbenden Communalverwaltung zu thun übrig. Sie erweiterte zunächst unzgesäumt die Wasserversorgung der Art, daß die ganze Stadt von derselben erreicht würde, und hatte die Genugthunng, sie schon Ende 1879 auf 14,828 Grundstücke erstreckt zu sehen, während diese Zahl Ende 1873 nur 8114 betragen hatte. Dann ging man an das noch großartigere und schwierigere Wert der unterirdischen Abwässerung.

"Um die Stadt," fagt der jüngfte Magiftratsbericht, "von den efelhaften und die Gesundheit ihrer Bewohner gefährdenden Zuständen der Rinnsteine durch Spulung derfelben mit fliegendem Waffer zu befreien, war die Unlegung einer öffentlichen Wasserleitung ersehnt worden. Als man eine jolche besaß. erfüllte sie die Hoffnungen nicht, welche man in dieser Beziehung auf sie gesetzt hatte. Zwar war die englische Gesellschaft contractlich zur unentgeltlichen Bergabe des zur Besprengung der Strafen und Reinigung der Strakengerinne erforderlichen fließenden Waffers vervflichtet. Aber abgesehen davon, daß die Wafferleitung der englischen Gesellschaft von Anfang an nicht das ganze bebaute Stadtgebiet umfaßte, und daß dieses je langer je mehr über den Rayon ihres Rohrnetes hinauswuchs, kam es wesentlich auf das zu jenen Zweden herzugebende Wafferquantum an. Die englische Gesellschaft fand, daß der Staatscommiffarius an viel, der Magistrat fand, daß er zu wenig fordere. Und wenn man die Dinge unparteiisch erwog, muß man anerkennen, daß nur mit einer coloffalen Wasserverschwendung, und auch mit dieser kaum der Zweck zu erreichen gewesen ware, welchen man bei der erften öffentlichen Discuffion über die Bafferver= forgung im Auge gehabt hatte." Mit der Bermehrung der Einwohnergahl, der Ausbehnung der Stadt und der Berlängerung der Strafen wurde die Reinigung der Rinnfteine, weil ihr Gefälle abnahm, immer schwerer. Man mußte fie tiefer einschneiden, demgemäß auch breiter, und fo engten fie den Berkehr auf den Stragen ein. Diesem zu Gefallen ging man hier und da zu unterirdischen Canalen über; aber folche rein zu halten war mit den vorhandenen Mitteln noch viel schwieriger als die Rinnsteine. Ohne regelmäßige Spulung, oft fogar ohne hinreichendes Gefälle verhüllten fie die Gefahr nur, ftatt fie zu entfernen. Canale und Rinnfteine verpesteten in ftets steigendem Grade die Spree fammt ihren die Stadt durchziehenden Armen. Da die Stadt mit ihrem Wachsthum das Feld beständig weiter hinausschob, wuchs auch die Schwierigkeit für ihre Bewohner, fich des bei ihnen aufgehäuften Unraths, der erft auf Begetationsland zu werthvollem Dünger ward, rechtzeitig und häufig genug zu entledigen. vermehrten sich gang von selbst die Waterclosets; mit ihnen aber nahm die Berunreinigung der Wafferläufe innerhalb der Stadt nur gu, da diefe nun auch fortichwemmen follten, was bisher auf Garten und Llecker hinausgefahren worden war.

In dieser fatalen Lage tam ber Staat mittelbar noch einmal einem großen communalen Bedürfniß zu Silfe, indem der Handelsminifter von der Seudt 1860 den Geh. Oberbaurath Wiebe, den Baumeifter Hobrecht und den Civilingenieur Beit-Meyer zum Studium der Sielsusteme nach Samburg, England, und Frantreich entsandte. Wiebe's 1861 erschienener Bericht wurde der Ausgangspunkt der Reform; Baurath Hobrecht, in den ftädtischen Dienft übergegangen, ihr haupt= fächlicher Träger, aber erft von 1869 an, denn fo lange dauerte der unvermeidlich erft durchzumachende beftige Meinungstampf. Der Magiftrat zwar hatte ichon 1866 vorgeschlagen, sich im Princip mit dem vom Geh. Rath Wiebe empfohlenen Canaliuftem einverstanden zu erklären, aber die Stadtverordnetenversammlung glaubte fich damals noch nicht hinlänglich unterrichtet. Deshalb murde eine besondere Reihe von Beobachtungen und Versuchen in Berlin jelbst angestellt, auf Grund deren Hobrecht ein Project aufftellte, das von dem Biebe'ichen befonders dadurch abwich, daß es den ftabtischen Schmutz nicht in die Spree unter= halb Moabit leiten, fondern in einer Mehrzahl verschiedener Richtungen hinaus= ichwemmen und dann als dungende Jauche über Fruchtland laufen laffen wollte. Diesem Blane stimmten die Stadtverordneten am 6. Märg 1873 in der Saupt= fache zu. Mit dem dritten fogenannten Radialfustem wurde begonnen: es beriefelt die dafür angekauften Guter Osdorf und Friederikenhof im Guden der Stadt. Der Erfolg "entsprach fo fehr den daran geknüpften Erwartungen und zerftreute die theils niemals aufgegebenen, theils immer wieder auf's Reue auf= tauchenden Bedenken in foldem Mage", daß auf Antrag des Magiftrats die Stadtverordnetenversammlung am 13. Mai 1875 die Ausführung des erften und zweiten, am 22. Juni 1875 die des vierten, am 7. October 1875 die des fünften Radialsyftems sammt dem Ankauf der zur Ueberrieselung nöthigen Ländereien guthieß. Die innere Stadt mit 3 4 Million Einwohnern ift damit des Segens rafcher unterirdischer Fortspüllung alles Unraths theilhaftig geworden. Sie bezahlt ihn durch eine Abgabe von Ginem Procent des Rugungswerthes der angefchloffenen Grundftude und einem nicht fehr erheblichen Bufchuß der Stadtcaffe, die allerdings jum Bau des gangen großen Werts ihren Credit ftart hat an= spannen muffen, - bis Ende 1876 schon mit mehr als fünfzehn Millionen Mark. Das Borgehen Berlins ift dafür aber auch ziemlich entscheidend für gang Deutschland und vielleicht noch über die Reichsgrenzen hinaus geworben. In dem Werke über Wiens fanitare Berhaltniffe und Ginrichtungen, das die Mitglieder des Deutschen Bereins für öffentliche Gesundheitspflege bei ihrem vor-- jährigen Zusammentreten dort als Festgabe empfingen, wird mitgetheilt, daß die Stadtbehörden fich "fast ohne jede Opposition" für das Schwemminftem im Gegensatz zum Abfuhrinftem entschieden haben, worauf die lange gründliche Erörterung der Frage in und für Berlin wohl nicht ohne Ginfluß geblieben fein wird. Die öfterreichische Kaiserstadt hat es freilich mit ihrer hügeligen Lage, mit vier fie durchziehenden Flugchen und Bächen, und mit dem mächtigen Donauftrom als Aufnahmebecken bei weitem leichter als die in der Gbene liegende und nur über die Spree verfügende preugisch-deutsche Reichshauptstadt. Um fo rühmlicher ift es für die Selbstverwaltung der letteren, daß sie sich soviel früher au diefer Radicalreform entschlossen hat.

Eine andere für die öffentliche Gesundheit wichtige Anstalt ift früh in's Auge gefaßt, aber spät erft errichtet worden: das Gemeinde-Schlachthaus. Wir tehren damit, was die Form des Unternehmens betrifft, zu den alten Innungs= Schlachthäusern zurud, an welche die Berliner Stadtverordneten auch anknupften, als fie 1814 und wiederum 1822 die Frage anregten. In diesem Falle verhielt der Magistrat sich ablehnend. Das tonigliche Polizeipräsidium interessirte sich erst unter hindelden recht dafür, der an der Möglichkeit, das Schlachten zwangs= weise zu centralifiren, seiner Natur nach nicht verzweiseln konnte. Aber zu Stande brachte er die Sache nicht. Der Magistrat entsendete dann im Jahre 1865 zwei Commissare zur', Besichtigung großer öffentlicher Schlachthäuser in's Ausland, was als Frucht den Bericht des Stadtraths Risch abwarf, der gahlreichen anderen Städten zu Statten gekommen ift. Den daran geknüpften praktischen Borschlag jedoch lehnten im Jahre 1867 nun wieder die Stadtverordneten ab. Da kam das Landesgesetz von 1868, welches die Communen, die öffentliche Schlachthäuser besitzen, ermächtigt, das Schlachten außerhalb derselben zu unterdrücken; und so nahm der Magistrat seinen Blan alsbald wieder auf, diesmal mit besserem Blücke. Im Jahre 1876 stimmte die Stadtverordnetenversammlung der Anlage zu und genehmigte auch den Ankauf des Blakes im Often der Stadt und den Bau des städtischen Biehhofs. Diefer, im letten Frühjahr eröffnet, verheißt jett schon sich als ein gutes Geschäft auszuweigen.

Eigene Krankenhäuser besitzt die Stadt Berlin erst seit kaum zehn Jahren: bis dahin brachte sie ihre armen Kranken in der königlichen Charits und in Privatansftalten unter, was nicht ohne Unbequemlichkeiten war. Das Barackenlazareth in Moabit entstand 1871 aus Anlaß einer Bocken-Spidemie, diente dann für kranke Kinder und Thphuskranke, stand auch wieder einmal ein Jahr Leer, wird aber seit 1875 dauernd und ordnungsmäßig mit Leidenden belegt. Zu dem Bau des großen allgemeinen Krankenhauses im Friedrichshain trieb mit heilsamem Drucke die 1864 ersolgte Schenkung von 150,000 Mark durch einen Privatmann. Es nahm 1876 im Ganzen 3781 Kranke auf, das Moaditer Lazareth 1684.

IV.

Die Berliner Armenpflege trägt den eigenthümlichen Zug, daß sich neben die communale Verwaltung ein freier Verein gestellt hat, welche jene, die zunächst und wesentlich doch der auf Staatsgeset beruhenden öffentlichen Unterstützungspsslicht dient, nach der vorbeugenden Seite hin ergänzt. Jene ist für die Armuth da, dieser sucht der Verarmung entgegenzuwirken. Von Haus aus aber haben sie einträchtig und wohlabgepaßt neben einander gearbeitet. Ja, der 1869 gestistete "Verein gegen Verarmung und Vettelei" ist ursprünglich schon aus einer schon im Jahre 1864 entwickelten Idee des Magistrats oder näher des damaligen Obersbürgermeisters Schoel entsprungen, der der jezige Stadtverordnetenvorsteher Dr. Straßmann — vom Prediger Lisco insbesondere innterstützt — Gestalt gab. Sine exacte, musterhaft eingerichtete und controlirte Verwaltung (unter dem Vorsit des Stadtraths Gilow) und jener den zum Wohlthun geneigten Sinn der Vervölkerung stets von Neuem anregende, regelnde und vertretende Verein sind zussammen, wenn sie nicht ganz so gut sein sollten wie die streng einheitliche

Armenpflege Elberfelds mit ihrer ftarten Bflegerschar, doch mindeftens die nächftbeste Behandlung diefer großen jocialen Aufgabe, und vielleicht für eine Stadt von Berlins Große und vielgemischter Ginwohnerschaft die allein mögliche. Wie Elberfelds Armenordnung bahnbrechend gewirkt hat, jo ift auch der Berliner Berein gegen Berarmung und Bettelei ein Mufter für gablreiche andere Städte innerhalb und außerhalb Deutschlands geworben. Man möchte nur wünschen, daß es ihm irgendwie gelange, die bunte Menge anderer Wohlthatig= keitsvereine — welche auf ein Bierteltausend geschätzt wird — sich einzuverleiben, und damit der fortwährenden Berfumpfung des Gefellichaftsfeldes durch alle diefe regellos darüber hinlaufenden Quellen abzuhelfen. Seute lebt freilich oft gerade da, wo man die freie Bereinsbildung im Grunde innerlich verwünscht. ein seltsamer Begriff von der unbeschränkten Souveranität der Bereine. Doch nur das mundige Individuum ift in einem gewissen Sinne fouveran: die Bereine muffen fich von Rechtswegen Aufficht und Beschränkung gefallen laffen, wenn sie mit einer nothwendigen communalen Thätigkeit sonft in einer den 3wed gefährdenden Beife zusammenftogen. Der Brivatwohlthätigkeit naturlich keine Schranken, aber wohl der Bereinswohlthätigkeit, - felbstgezogene innere lieber, als äußerlich gesetzte, im Nothfall indessen auch solche!

Der Zuschuß der Commune zu den eigentlichen Armenausgaben beträgt in Berlin nicht weniger als 4,377,644 M., wenn man das lettverfloffene Rechnungsjahr (endigend am 31. März 1881) zu Grunde legt; oder, die Ausgaben für Rranke, Sieche, Frre hinzugefügt, 5,832,237 M. awangig Jahren ift dieser Communalaufwand besonders "ftark im Steigen. 1861 gab man dafür aus 1,823,699 M. oder 31/2 M. auf den Ropf der Bevölkerung; 1866: 2,624,268 M. oder 4 M. auf den Kopf; 1871: 3,812,857 M. oder 4%,0 M. auf den Kopf; 1876: 5,019,102 M. oder 51, M. auf den Kopf. Aber die Rahl der öffentlich unterstrikten Armen ift im Berhältnif jur Bevölkerung teineswegs auch geftiegen, fondern jene Zunahme des verhältnigmäßigen Aufwands repräsentirt nur theils die Erhöhung der Waarenpreife, theils die Berbefferung der Pflege. Fortlaufend baar unterstützt wurden - die Empfänger zeitweiliger sogenannter Extra-Unterstützungen nicht gerechnet — 1862: 1,74 Procent der Einwohnerschaft, 1866: 1,70, 1871: 1,68, 1876: 1,48. Bon einer Berschlimmerung des Zustandes kann also in dieser Sinficht keine Rede fein, auch wenn fich ergiebt, daß in den letten Jahren lang anhaltender, weit verbreiteter Erwerbstörung die Berhältniftablen wieder etwas anfteigen. Die Extra-Unterftugungen fallen allerdings noch bei Beitem mehr Berfonen zu, als die fortlaufenden Unterftützungen, aber ihr Gefammtbetrag bleibt ganz erheblich unter bem der letteren. 33,075 Berfonen erhielten 1880 81 gujammen 243,266 M., die 13,194 "Almosenempfänger" hingegen insgesammt 1,723,349 M. und die 6028 Pflegekinder 402,646 M. Daneben koftete die Waisenverwaltung noch 612,004 M.

Bisher herrschte in Berlin, wie in den meisten anderen Städten, das Gefühl, sie würden durch den Zufluß vom Lande her in ihrer communalen Armenlast besonders stark beschwert. Allein eine Untersuchung des städtischen statistischen Amtes im vorigen Winter hat das Gegentheil, eine unerwartet geringe Belastung durch folden Zuzug ergeben; was seitdem auch von anderen Städten festgestellt worden ift. So hat sich einer der ftarkften Einwände gegen die geltende Frei-

zügigkeit verflüchtigt.

Gegen die kurze, zweijährige Dauer der Erwerbsfrift für das Recht auf öffentlichen Armenbeistand (Unterstützungswohnsitz genannt) ist hiernach weniger einzuwenden, als gegen den Streit über die hilfspflichtige Commune überhaupt. Was dieser Streit an besser zu verwendenden Kräften ausbraucht und um welche Summen er sich dreht, sagt uns der vorliegende jüngste Magistratsbericht mit sast erschreckenden Zahlen. Berlin hat danach im Jahre 1876 gegen auswärtige Armenverbände 322 Processe geführt; gegen hilfsverpslichtete Verwandte u. dgl. außerdem 648, macht zusammen 970 Processe. 362,601 M. 56 Pfg. wurden in demselben Jahre von anderen Silfspflichtigen eingezogen. Mit dem, was so verbraucht wird, weil die Hilfspflicht nicht mit dem Ausenthalt zusammensfällt, ließe sich schon für eine Anzahl Armer mehr sorgen. In England geht man jetzt alles Ernstes mit der Abstellung des gesetzgemäßen Hinnabherschiedens der Armenlast um. Natürlich ist das Staats- und nicht Gemeinde-Sache, — von den Gemeinden höchstens durch Enthaltung von unnöthiger Angst und Klage zu fördern.

Die Armen-Direction der Stadt Berlin ift übrigens, troh des neben ihr stehenden und harmonisch mit ihr cooperirenden großen Bereins, seineswegs auf die Ersüllung der gesetlichen Pflichten der Gemeinde beschränkt. Oberbürgermeister Sehdel's Gedanke von 1864 ist eben nicht völlig verwirklicht, insbesondere von den der Stadt überwiesenen Bermächtnissen zu allgemeinen Wohlthätigkeitszwecken nichts an den Berein gegen Berarmung und Bettelei abgetreten worden. Nach wie vor versügt über die Jinsen derselben die städtische Armen-Direction. Es ist aber ein gewaltiges Capital, um das es sich dabei handelt, und das stark anwächst: 1860 erst 2,052,770 M. betragend, hatte es sich 1876 auf 5,666,499 Mark vermehrt. Dazu kommen noch andere Zuwendungen, so daß die Behörde über ihre staatliche Pflichtaufgabe hinaus 1861 zwar nur 53,329, 1876 aber 147,213 Mark nach freiem Ermessen unterstüßend verwenden konnte. Ueber die Verwendungsweise ersahren wir nicht viel. Hier ist also ein, wenn auch nothgedrungen, etwas dunkler Punkt, auf den die verantwortlichen Vertreter ein scharses Auge gerichtet halten sollten.

Dasselbe gilt von der eigenthümlichen Einrichtung des Kartoffelbaus durch Arme, die bei einer so großen und so durchaus modernen Stadt wie Berlin besonders auffällt. Die Armen-Direction pachtet Kartoffelland im Großen und verpachtet es im Kleinen wieder — im Jahre 1876 in 1800 einzelnen Parcellen von je 4½ Ar — an solche bedürstigere Familien, welche die (175) Armen-Commissionen der verschiedenen Stadtbezirke dafür vorschlagen. Bierzehn Parcellen sind sür die Aussehn Barcellen sind sür die Aussehn welche daraus Musterselder machen sollen. Für die übrigen wurden je 9 Mark bezahlt, zu denen die Stadt im Durchschnitt der Jahre 1869 bis 1876 noch 7 M. 12 Pfg. zuzulegen hatte. Sin theilweises und schwach verschleiertes Almosen also, das den Kreis der öffentlich-unterstützten Familien möglicherweise ohne Noth ausdehnt, die Empfänger an die Hinnahme und das Fordern öffentlicher Unterstützungen gewöhnt, und dessen neiderweckende

sociale Wirkungen zu fürchten sind; das aber andererseits auch den Charakter eines Reizes zu ländlicher Beschäftigung hat, welche für Großstädter aus den überfüllten Massenquartieren und für tinderreiche Familien — denen es vorzugseweise zufällt — als gesund und frisch erhaltend besonders zu wünschen ist. Anderswo hat man aus diesem letzteren socialpolitischen Gesichtspunkt verwandte Ginrichtungen, wie die Verpachtung von Communalland zu kleinen Gärten, oder wie selbst das Holzholen aus dem Gemeindewalde, nicht gleich ohne Weiteres ausgegeben oder abgeschafft, als sich für die Stadtcasse dabei Nachtheile herausestellten. So läßt sich denn auch über den Kartosselbau der Verliner Armen nicht schlechtweg der Stab brechen; aber eine gründlich alleitige Untersuchung seiner socialen Wirkungen dürfte gelegentlich doch angezeigt sein.

Eine wahre Lichtseite des Berliner Armenwesens ift bagegen die Baisen= verwaltung, und wird in dem Magistrats=Bericht über die Jahre 1861 bis 1876 mit gerechtfertigter Ausführlichkeit dargestellt. Sie hat mit der ausichließlichen Unterbringung in Baifenhäufern, die in Deutschlands Städten fonft leiber noch die Regel ift, lange gebrochen. Reu ihr anheimfallende Rinder werden zunächft in das Waisen-Depot gebracht, nicht um dort zu bleiben, sondern damit Zeit fei, ausfindig zu machen, wie man fie am besten unterbringe. Hierfür gilt bann als Grundsat: fämmtliche verwaifte Mädchen Familien anzuvertrauen, welche forgfältig ausgewählt und überwacht werden (Communalbeschluß vom 2. März 1871), die Knaben vorwiegend der großen städtischen Waifen-Erziehungsanstalt in Rummelsburg, suböftlich nahe der Stadt. "Nicht als ob fich," jagt der amtliche Bericht, "bie Erziehung der Mädchen in der Anftalt als verfehlt erwiesen hatte;" das anzunehmen "lag eine thatsächliche Veranlaffung nicht vor. Es war vielmehr nur der allgemeine Gesichtspunkt maßgebend, daß wenn, wie in der Berliner Waisenverwaltung, AnstaltBerziehung und Familienpflege neben einander ftehen, es nach der Ratur der beiden Geschlechter geeigneter sei, die Knaben in die Anstalt, die Mädchen in die Familie zu geben. Die Borzüge ber Unftaltserziehung, als schnellere Förderung in der Schulbildung, straffere Bucht, Gewöhnung zur Regelmäßigkeit, tommen mehr ben Anaben - die Borguge ber Familienpflege, als Unregung des Gemuths, Bekanntwerden mit dem Sauswesen, Gewöhnung an den Familienton, mehr den Madchen in ihrem fpateren Leben zugute; die Schattenseiten der Maffenerziehung machen fich mehr bei den Mädchen, die der Ausgebung in Kostpflege mehr bei den Knaben geltend."

An das Baisen-Depot lehnte der Berein für Familien- und Volks-Erziehung 1868 ein Institut zur Ausbildung von Kinderpslegerinnen an, um confirmirten Baisenmädchen Gelegenheit zur theoretisch-praktischen Erlernung der Pflege und Behandlung von Kindern in den ersten Lebensjahren zu geben. Vom 1. October 1869 übernahm die Baisenverwaltung dasselbe ihrerseits und wandelte es 1873 in ein Institut zur Ausbildung von Dienstmädchen um, das im Jahre 1876 rund hundert Schülerinnen hatte. Im Depot sinden seit 1870 auch alle vierzehn Tage Sonntag-Abendunterhaltungen für die entlassenen Waisenmädchen statt, die ihnen einigermaßen das Familienleben ersehn sollen.

Während das Waisen-Depot damals durchschnittlich mit 26 Kindern belegt war, befanden sich in Familienpstege 2641, darunter 1475 in Berlin. Ihre

Beaufsichtigung war von Neujahr 1867 an eignen Baisen-Aemtern anvertraut, an denen die beiden Geschlechter gleichberechtigt theilnahmen. Ueber sechshundert Männer und Frauen, den gebildeteren Ständen der Gesellschaft angehörend, waren in denfelben thätig. So ward es möglich, Behandlung und Entwickelungsgang jedes einzelnen Kindes genauer zu beobachten; kamen doch durchschnittlich auf Pfleger oder Pflegerin nicht viel über zwei Waifen, also das Verhältniß der Urmen Elberfelds zu ihren communalen Pflegern. Nach neun Jahren führte ein Staatsgesetz leider einen kleinen Ruckschritt herbei. Die Bormundschafts= ordnung vom 5. Juli 1875 beftellte Gemeinde-Waisenräthe, ohne die Aufnahme von Frauen in dieselben vorzusehen. Allerdings hat nun die Berkiner Stadt= verwaltung ihren Waisenräthen, die mit Reujahr 1876 an die Stelle der gemischten städtischen Waisen-Aemter traten, Frauen beigesellt; aber es konnte doch nur mit berathender Stimme geschehen. Die durchaus bewährte Neben= einanderstellung von Mann und Frau in diesem der Frau so viel mehr zusagenden öffentlichen Geschäft machte abermaliger störender Unterordnung Plat. in die Gesetgebung einmal wieder ein fortschrittsfreundlicher Bug tommt, muß Dieser Fehler verbeffert. — muß überhaupt, wie die vereinigten deutschen Armen= pfleger auf ihren im Berliner Rathhaus abgehaltenen erften Congressen selbst schon gefordert haben, dem weiblichen Geschlecht ein seinen Gaben und Leistungen entsprechender Antheil an der öffentlichen Armenpflege eingeräumt werden.

Die außerhalb Berlins untergebrachten Waisen werden dort gegen eine sefte Bergütung von Predigern, Lehrern und Bürgermeistern überwacht. Es sinden aber auch noch regelmäßige Superrevisionen durch städtische Beaufstragte statt.

Das Rummelsburger Waisenhaus, das seit zehn Jahren also nur noch Knaben ausnimmt, umfaßt stieben Knabenhäuser mit je funfzig, eine Station für Schwächlinge und vier Stationen für Kranke mit je zwanzig Betten. Es nimmt seine Zöglinge meist elfjährig auf; da sie mit dem vollendeten vierzehnten Jahre consirmirt und entlassen werden, genießen sie dann drei Jahre lang die Anstaltserziehung. Ihr Gedeihen dort steht im Allgemeinen außer Zweisel; wie sich schon daraus kundgibt, daß es leicht ist, sie nach der Entlassung anzubringen. Die große Masse der von 1861 bis 1876 entlassenen 1355 Knaben ging in Handwerkslehre über.

Es war daher gewiß ein sehr richtiger Schritt, daß, als die Kunde von dem dänisch-schwedischen Handsertigkeitsbetriebe vor einigen Jahren nach Deutschs- land drang, der Director Wilski dorthin entsendet und nach seiner Rückschweiser neue Unterrichts= und Erziehungszweig in Rummelsburg eingeführt wurde. Der Bericht über die Anstalt für 1880 theilt mit, daß die Sache weit genug gediehen war, um alle Knaben von zwölf Jahren an, 214 Ende 1880 von der etwa das Doppelte betragenden Gesammtzahl, an dieser Beschäftigung theilenehmen zu lassen. "Die Schneiberwerkstätten konnten nun schon dazu schreiten, auch neue Kleidungsstücke anzusertigen; die Tapezierwerkstatt bearbeitet Alles, was in der Anstalt an Matrazen und anderen Polsterwaaren, an Kouleaux und Vorhängen sowie an Hosenträgern gebraucht wird; die Buchbinderei hat sich besonders auf Schreibheste und Büchereinbände gelegt; die Korbmacherei

liefert, was ihr Name besagt, aber auch Strohbecken und Nohrstuhlgeflechte." Obenan hat sich durch die Praxis die Tischlerwerkstatt geschwungen, gerade wie die Theorie des berühmten schwedischen Slöjd-Seminars in Nääs sie vor allen anderen Handwerken bevorzugt. "Sie bietet," sagt der Rummelsburger Bericht, "die meiste Gelegenheit zu mannigsaltigen Leistungen, da ja ein großer Haußelt die verschiedenartigkten Utensilien aus Holz in Gebrauch hat, und es daher leicht ist, aus dem Bedürsniß der Anstalt selbst solche Arbeiten zu sinden, welche besonders instructiv sind und besonders geeignete Uebungen sür Knaben enthalten." Auch sinanziell beginnt die Neuerung sich zu bewähren: "es zeigt sich schon, daß die ganze Einrichtung bei weiterer Entwickelung nicht nur keine Kosten verzursachen, sondern eher pecuniären Bortheil gewähren wird." Das Berhalten der Knaben in den Wertstätten wird gelobt: "sie arbeiteten überall gern und mit Ersolg, die Lehrmeister waren recht zusrieden mit dem guten Willen und der Unstelligkeit berselben."

In aller Stille ift die Berliner Waisenanstalt hiermit vorangegangen. Seit Handarbeitsunterricht der Knaben und ländlicher Haussleiß der Männer Gegenstand einer geordneten Ugitation in Deutschland geworden sind, werden die anderen Städte ihr darin wohl rascher nachfolgen, soweit sie nicht selbst ihre Waisen-Knaben in Familienpslege thun.

Much zu Afplen für Obdachlose, einer für alle größeren Städte heutzutage unentbehrlichen Wohlthätigkeits=Inftitution, hat Berlin Deutschland das Zeichen gegeben. Ihr Geschichtschreiber Landgerichts-Director Dr. Föhring in Hamburg jagt darüber ("Nordweft" vom 2. October 1881): "Das Berdienft, ein Beispiel der Rachahmung für das übrige Deutschland gegeben zu haben, gebührt ganz wesentlich dem Bezirksverein Friedrichswerder, welcher nach Erledigung der recht schwierigen Berhandlung mit den Behörden im Jahre 1869 das erfte Afgl für Obdachlose als Frauen-Uipl in der Dorotheen- und Wilhelms-Strage eröffnete, und deffen Einrichtungen gleich derartig gut und durchdacht getroffen hat, daß dieselben nicht allein auf der damaligen Umfterdamer Arbeiter=Induftrie=Aus= ftellung ichon eine ehrenvolle Anerkennung fanden, sondern auch bis heute nur in geringfügigen Details als änderungsbedürftig sich erwiesen haben. Dem Afpl für Frauen folgte bald ein Afpl für Manner; dem Beifpiel Berling folgten bald andere deutsche Städte; dem Beispiel der Bereine folgten bald die Magistrate. So feben wir heute ichon fieben Bereins-Uinle in Berlin, Breglau, Dregden, Wien, München und Leipzig und zwei ftadtische Ufple in Berlin und Brestau in jahrelangem fegensreichsten Betriebe und in steter Bergrößerung ihrer Thätigkeit." Das städtische Ufpl für Obdachlose in Berlin entstand, als 1873 das königliche Polizei-Prafidium die nächtlicher Weile aufgegriffenen Obdachlosen im Polizei-Gewahrsam nicht länger unterzubringen wußte. Auf biesem socialen Felbe bleibt das Berdienft alfo bei der freien Bereinsthätigkeit der Bürger beruben.

Gine zügellose socialpolitische Phantasie freilich hat den Stadtverwaltungen sogar schon zumuthen wollen, sich in den Besit alles städtischen Obdachs und Wohnungsgelasses zu sehen, um die Miethpreise obrigkeitlich regeln zu können. Aber in Berlin wenigstens — und wohl auch anderswo — benken die commu-

nalen Prattiter gar nicht daran, diesem Ginfall einer fich in Extremen bewegenden Doctrin näher zu treten. Sie beklagen freilich fo fehr wie Einer, daß das Wohnungswesen sich so ungunftig entwickelt hat, weil man bisher nicht recht herauszukommen wußte aus dem Zauberkreife, daß zunächst dem bebauten städtischen Gebiet der Boden zu theuer war, um anders als durch hochstöckige kaser= nenhafte Miethshäufer fich verwerthen zu laffen, und daß bei einem Sprunge über den nächsten noch unbebauten Ring hinaus gleich ganze Städte angelegt werden mußten, wenn die dorthin überfiedelnden Stadtbewohner nicht zuviel ftädtischen Behelf vermiffen follten. London ift aus diesem Bann bekanntlich (ebenso wie die deutsche Stadt Bremen) glücklich heraus; und während Londons Gefundheitszuftand früher hinter Berlin zuruckblieb, fteht jest dort die Sterblichteit bei weitem gunftiger. Es hat aber auch durchschnittlich noch nicht ein Sieben= tel soviel Bewohner auf das Haus wie Berlin. Der Magiftrat unserer Reichs= hauptstadt sekt mit Recht seine Hoffnungen auf den Ginfluß der neuen Berkehrsmittel: der Pferdebahnlinien und der der Bollendung nahen Stadtbahn. bieten der Bevölkerung die begueme Gelegenheit, fich wohnend zu vertheilen, ohne danit auf die Bortheile der Grofftadt zu verzichten. "Ihre Bertheilung tvird dann nicht bloß innerhalb des Raumes, welchen die jegige Weichbildgrenze cinfchließt, fondern in viel ftarkerem Mage als bisher innerhalb des die Stadt umgebenden Kranzes von Gemeinden erfolgen, der übrigens ichon im Jahre 1875 über hunderttausend Einwohner gahlte, und beffen Bewohner, außer Stande in ihren fleinen Ortsgemeinden den Bedürfniffen des Grofftadters zu genügen, ichon jett in Berlin ihren Mittelpunkt finden, und von diesem durch keine andern localen Intereffen getrennt find, als welche auch jeder andere Theil der großen Stadt felbst in gleicher Weise für fich empfindet."

Die Sicherung der Häuser gegen Brand zählt nicht zu den communalen Leistungen: Berlin verdankt seine Feuer-Societät einer Anregung des Großen Kurfürsten, die anfangs von dem Kleinmuth der Stadtvertretung sehr ängstlich abgewehrt wurde und deshalb erst unter dem ersten König zu ihrem Ziele kam (die heute allerdings auch, dei der gewaltigen und im Ganzen höchst gesunden Entwickelung des freien Feuerversicherungswesens, keine Nothwendigkeit mehr sein würde); — und das Feuerlöschwesen, seit Scabell's Zeit zum Muster für zahlereiche andere Städte geworden, steht unter dem königlichen Polizei-Präsidium.

Dagegen ist die Stadt dem Exeditbedürsniß der Hausbesitzer durch ein 1868 geschaffenes Pfandbrief-Institut zu Hilse gekommen, das sich glänzend entwicklt hat. Den Grundwerth noch über die erste Hypothek hinaus nach Art der Bremer Handsesten mobil zu machen, ist dis jetzt Project geblieben. Gine Capital-Quelle hat das creditbedürstige städtische Grundeigenthum an den sizen Beständen der Stadt-Sparcasse.

Diese Quelle könnte und sollte aber noch reichlicher fließen; nicht so sehr wegen des Creditbedürsnisses der Hauseigenthümer, als wegen des Sparbedürsnisses der ärmeren Bevölkerung. Der Ginlagenempfang der städtischen Sparcasse hat sich zwar von 1,518,700 Mark im Jahre 1860 auf 5,870,570 Mark im Jahre 1876 gehoben, also ungleich stärker als die Bevölkerung; aber auch die letztere Summe beträgt doch durchschnittlich auf den Kopf noch nicht einmal

6 Mark. Sparcassenbücher gab es 49 704 im Jahre 1860 und 115 292 im Jahre 1876, d. h. nur der achte oder neunte Berliner im Durchschnitt bediente fich in letterem Jahre der Sparcaffe, während es im Königreich Sachfen icon der dritte oder vierte Mensch thut. Es gab aber in den Nahren 1874 bis 76 auch nur 29 Unnahmeftellen in der ganzen großen Stadt, während in Chemnit jett die Stadt = Sparcaffe in 28 verschiedenen Saden ihre Karten und Marken feilhalten läßt. Gine maffenhafte Bermehrung diefer Empfangs= Organe für Ersparniffe ift vielleicht die dringenofte gemeinnütige Aufgabe, welche die Stadtbehörden Berlins noch zu erfüllen haben. Gie werden im Bufammenhange mit der feineren und ausgedehnteren Berzweigung ihrer Sparannahme bann ohne Zweifel auch erwägen, ob es nicht gerathen ware, ichon die bildfame Jugend in den Schulen zum Sparen praktisch zu erziehen; und ihre Erörterung wird gewiß für nicht wenige Industrielle jum Aulag werden, zu erwägen, ob nicht Fabrit-Sparcaffen am Plate waren, die den Spar-Entschluß unmittelbar mit dem Lohn-Empfang verknüpfen, jowie der Sparmarten-Berkauf in Saushaltswaaren-Läden ihn mit dem Berausbekommen kleiner Munge verknüpft. Etwas Wirksameres könnten die Communalcorporationen für die Hebung der focialen Zuftande in ihrem Bereich gar nicht thun. Da Berlin aber die Reichshauptstadt ift, wurde es sie vielleicht noch weiter führen zu einer wahrhaft zeit= gemäßen nationalen Initiative, welche die communalen Sparcaffen Deutichlands unter fich verbande und ihre Bucher, der geltenden Freizugigigkeit des Arbeiters gemäß, gleichsam zu überall im Reiche zahlbaren Wechseln machte.

Die Mittel für den Stadthaushalt wurden chedem, foweit fie von der Bevölkerung fortlaufend einzuziehen, größtentheils aus indirecten Steuern gewonnen, - jetzt aus directen. Roch im Jahre 1861 verhielt die directe Besteuerung der Einwohner zu Bunften der Stadt fich nur wie 1 zu 43, (diejenige zu Gunften bes Staats wie 1 zu 11/3); 1876 aber, nachdem die Stadt fowohl auf die Ginjugs- und Bürgerrechtsgewinn-Gelder wie auf die Mahl- und Schlacht-Steuer theils freiwillig, theils infolge Staatsgesetzes verzichtet hatte, brachten die directen Abgaben der Stadt 55mal fo viel wie die indirecten (und dem Staate von ben Einwohnern Berlins 81,2 mal so viel). Aus sich selbst heraus hat hierbei die Commune fo wenig gehandelt wie bei der Miethsteuer, welche ihr durch königliche Berordnung schon 1815 bescheert ward. Sie hat nur 1874 der von Regierung und Landtag aufgehobenen Mahlfteuer in gleichem Geifte die Schlacht= fteuer folgen laffen und dem abgeschafften Einzugsgeld 1867 das Bürgerrechts= gewinngeld. Es ift nicht Schwerfälligkeit und Unproductivität ihrer Behörden, was fie fich so wesentlich auf directe Steuern stüten läßt, - es ift die richtige Erkenntnig, die Opferbereitschaft und Gemeinfinnigkeit einer fich felbst regierenben aufgeklärten Ginwohnerichaft. Denn von einzelnen Bollen auf Gegenftande minder nöthigen Maffenverbrauchs und den damit zusammenhängenden Binnenfteuern abgefehen, wird die birecte Steuer immer den Borgug behalten und das reifere Bolk charakterifiren. Die rechten indirecten Communalfteuern aber muß in Deutschland erft das Reich oder der Staat überhaupt ermöglichen, insbesondere durch eine socialpolitisch überlegte Regelung des Getränkesteuer= wefens.

Die Besteuerung der Einwohner muß in Berlin mehr als dreiviertel der gesammten Stadtverwaltungskosten aufbringen; sie bewegte sich in den Jahren 1861—76 zwischen 64½ und 97½ Procent der Gesammteinnahme. Das Grundberwögen der Stadt warf gleichzeitig nur bis zu 3½ Procent der Gesammteinnahme. der Grundstücks-Verkauf bis gegen 4 Procent, — seit 1868 aber betheiligte sich die Gasanstalt mit ihren Ueberschüffen an der Bestreitung des allgemeinen städtischen Haushalts, und zwar sehr bald mit dis zu 12 Procent der Gesammteinnahme. Im Jahre 1876 belief sich ihr Beitrag auf rund drittehalb Millionen, während die Steuern zwanzig Millionen Mark aufzubringen hatten. Mußte man sich 1861 aber noch mit etwa 7,800,000 Mark Ginkünsten behelsen, so versügte man 1876 über rund 28,600,000 Mark oder sast das vierssache. In eben dieser Zeit sind die Gesammtkosten der Armenverwaltung von 18 auf 14 Procent der städtischen Einnahme gesunken.

Bermaltet wird die Stadt Berlin von ihrem Rathhaus herab noch immer gang centralistisch. Außer den vierunddreißig Magistrats-Mitgliedern (wovon bie Hälfte befoldet) und dem eigentlichen Beamten-Bersonal, das Alles in Allem die Zahl tausend eber übersteigen als nicht erreichen mag, ftanden 1876 zur Berfügung 194 Bezirksvorsteher, 1394 Mitglieder der Armen-Commissionen, 1024 Mitglieder ber Schul-Commissionen, 315 Pfleger in den Waisenräthen und 249 denfelben beigegebene Pflegerinnen. Aber darin liegt nur, ebenfo wie in den bestehenden zwölf Deputationen und fünf Curatorien, eine sachliche Zerlegung des Berwaltungsftoffes bei einzelnen Gegenständen, — nicht eine örtliche. Eine folche wurde 1872 vom Magistrat den Stadtverordneten vorgeschlagen. Es follten Bezirks-Deputationen gebildet werden, denen die Verwaltung gewiffer Dinge für ihren Bezirk mit einer nur durch den Stadthaushaltsplan und durch allgemeine Beifungen des Magiftrats beschränkten Selbständigkeit obliege. Doch tam man zu keiner Berftandigung. Der Magiftrat hat deshalb in der Erwägung, daß eine neue Städteordnung das Bedürfniß großstädtischer Gemeinden anerkennen werde, ihre Berwaltung in anderer Weise zu organifiren als für fleine und mittlere Städte zu geschehen braucht, die Wiederaufnahme der Berhandlungen über städtische Decentralisation bis dahin verschoben, wo die 1876 plöglich aufgegebene Absicht des Erlasses einer neuen Städteordnung von der Staatsregierung wieder aufgenommen wird.

Die gelegentlichen begrenzten Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Masgiftrat und der Stadtverordneten-Versammlung hindern übrigens nicht ein harmonisches Zusammenwirken beider Körperschaften in allen Hauptsachen. Bereinzelte Anläuse zu einem stärkeren Gegensat und schärferen Tone unter einander sind immer rasch wieder ausgegeben worden. Die Staatsgewalt in ihrer großen äußern Ueberlegenheit steht den Vertretern der städtischen Interessen in Berlin zu nahe, zu gewaltig, und mitunter auch zu gebieterisch vor Augen, als daß sie nicht allesammt das Bedürsniß der Eintracht lebendig empfinden sollten. Sie haben ihr gegenüber auch bei hestigem Angriss einen sichern Rückhalt in der sie wählenden und controlirenden Bevölkerung. Je kritischer Bezirksvereinen und gestimmt ist, je wachsamer sie in der Presse, in zahlreichen Bezirksvereinen und

sonst dem Gange der städtischen Berwaltung solgt, desto mistrauischer nimmt sie sremde Aufsorderungen zum Mistrauen gegen ihre selbsterkorenen Geschäftssührer auf. Eine sorgiam in allem Einzelnen verwaltende, im Großen rege weiterdenkende und sorschreitende Communalbehörde, wie der Magistrat von Berlin mit seinen Gehilsen und unter der controlirenden Mitwirkung der Stadtsverordneten ist, kann jede Kritik vertragen, und wird sich eben deswegen auch nicht so leicht in jene gesährliche Stimmung des Trozes wider den Staat treiben lassen, welche den Pariser Gemeinderath zuweilen befällt und dann bei begünstisgenden politischen Umständen zur "Commüne" führt.

Rus dem esthnischen Volksleben.

III.

Welche hohe Bedeutung und Wichtigkeit in dem sonst an äußeren Ereignissen wie an höheren Interessen so armen Leben des Esthen die Familienseste einnehmen, geht aus der Unzahl von Ceremonien hervor, mit denen er dieselbe begeht und weiht. Jedes Dorf hat dabei seine eigenen Sitten, jede Gegend ihre eigenen Lieder, allein das Wesentlichste ist doch allen gemeinsam.

Schon bei dem Eintritt des Rindes in die Welt ist mancherlei zu beobach= ten. Das erste Badewasser muß an einem möglichst verborgenen Orte außgegoffen werden, damit nicht Menschen oder gar Thiere über die Stelle ichreiten können; namentlich ift dies bei Mädchen wichtig, denn je einsamer die Stelle ift, besto sittsamer wird einst sein Lebenswandel werden. Durch efthnische Rinder= wärterinnen ist dieser Brauch auch in den deutschen Kamilien des Landes ein= heimisch geworden und wird bei vielen forgfältig beobachtet. Führt ein Mäd= chen später ein ausgelaffenes Leben, fo fagt man gewöhnlich: "Der muffen wohl viele Leute über's Badewasser geschritten sein." So lange ein Kind noch nicht getauft ift', fteht ein brennendes Licht neben der Wiege, sonst würde der Teufel kommen und einen Wechselbalg hineinlegen. Aus demfelben Grunde muß das Rind möglichst häufig betreuzigt werden. In die Tauftleider wird ihm ein Stückchen Schwefel eingebunden als Schutz gegen den "bofen Blick", der es unterwegs treffen könnte; zuweilen bindet man auch einige gedruckte Blätter hinein, damit es leicht lesen lernt. Während der heiligen Sandlung macht man ihm die Hände aus den Windeln frei, damit es einst thätig und arbeitsam werde. Der Name darf dem Prediger nur leise flüsternd mitgetheilt werden, auch darf man das Kind während des ersten Jahres nicht damit benennen, sondern nur laps (Rind), weil ihm das frühzeitige Nennen des Namens im Wachsthum ichaben wurde. Unter diesen vielen thörichten, ja wöllig finnlosen Brauchen ift es erfreulich, bisweilen auch einen finnigen und garten anzutreffen, wie den fol= genden. Die Bathen treten bei der Heimkehr aus der Rirche auf die Eltern zu und fagen: "Gott läßt Euch vielmals grußen und befiehlt, das Rind gut zu er= giehen, ben Eltern gur Freude und dem großen Wott gur Chre!"

Dann folgt freilich wieder ein gang finnloser Gebrauch, indem die Pathen eiligft ihre Rode ausziehen, in der Stube umberhüpfen und springen, weil dies

bas Kind munter machen wird. Bei dem Taufschmause muß der Täufling mit am Tische obenan sigen, damit er Ehre und Achtung vor den Leuten gewinne.

Obwohl der Sonntag der gebräuchlichste Tauftag ist, so zieht man doch in einigen Gegenden den Donnerstag (den Tag des alten Gottes Taar) vor, und zwar aus dem Grunde', weil dann dem Kinde "die Götter des alten und des neuen Glaubens geneigt sein würden". Gin anderes Zeichen, wie wenig tief das Berftandniß des Chriftenthums in das efthnische Bolt eingedrungen, ift die Bitte um eine zweite Taufe, was hier und da vorkommt, weil die Bathen irgend einen wichtigen Gebrauch bei der erften Taufe möchten vergeffen haben, indem das Kind viel schreie, ohne Spuren von fonftiger Krankheit oder Berherung an fich zu tragen. Je kleiner das Kind ift, um fo forgfältiger hat die Mutter es vor bewundernden oder neibischen Blicken zu hüten; dem Urzte gelingt es oft nur mit Mühe, fie zu bewegen, ihm ein krankes Kind auch nur au zeigen, ba fie den "bofen Blict" eines Fremden gang befonders fürchtet. Gin schauberhafter Gebrauch, der früher allgemein, jest nur noch in Strand-Wierland herrscht, ift das sogenannte Berftandschütteln. Man nimmt das erst wenige Monate zählende Kind an beiden Füßen, schüttelt es tüchtig, mit dem Kopf nach unten baumelnd, und gibt ihm einige Schläge mit dem Befen. Diese Procedur foll den Erfolg haben, daß aller Berftand, der im Körper vertheilt ift, sich im Kopfe ansammelt. Dant ihrer kräftigen Constitution, schadet es den meisten nicht; allein manches gartere Rind hat ohne Zweifel Krankheiten und gar den Tod davon getragen, zumal da das Berftandschütteln in der alübend beifen Babestube vorgenommen wird.

Wie bei dem Eintritt in's Leben, so ist auch bei dem Ausscheiden aus demzelben Mancherlei zu bevbachten, dessen Bernachlässigung großes Unheil über die Zurückbleibenden herausbeschwören würde. Es herrscht der Glaube, daß der Empfang der Sakramente entweder den baldigen Tod oder die Gesundheit herbeisühre. Da es dem Esthen leicht zu lange dauert, dis der Verlauf der Krantheit
sich entscheit, so ruft er zur Veschleunigung derselben den Pastor mit der Vitte
"auf den Kranken zu kommen". Sobald der Sterbende verschieden ist, öffnet
man die Thür weit, "damit der Geist ausziehen könne"; der Spiegel wird verhangen, "weil sonst der Tod daraus hervorschaue". So lange die Leiche nicht
beerdigt ist, hat im ganzen Dorse die Arbeit zu ruhen.

In den Sarg legt man den Männern Branntwein, ein Beil, sein Rafirmesser und sonstige Geräthschaften, den Frauen Nadel, Zwirn und Lappen; Beiden aber ein Kreuz von Strohhalmen auf die Brust und gibt ihnen ein Stiick Seise, eine Bürste und etwas Geld mit. In die Hand steckt man dem Todten einen angebrannten Kienspan, damit er sich bei der Wanderung durch das dunkle Thal des Todes leuchten könne.

Bei dem Zunageln des Sarges hat Jeder im Dorse drei Schläge zu thun; selbst Kindern, welche noch auf dem Urm getragen werden, führt man dazu die Hand.

Alsdann beginnen die Vorsichtsmaßregeln, die man gegen das etwaige Heinestehren der Todten trifft. Ginem Hahn wird zu diesem Zweck auf dem Leichenwagen, ehe derselbe abfährt, der Kopf mit einem Beile abgehackt, dann gießt man dem wegfahrenden Wagen einen Eimer Waffer nach und schlägt einen Ragel in die Thürschwelle. Auch wirft man Branntwein unter die Räder, was ein vorzügliches Brafervativ fein foll, daß der Abgeschiedene fich nicht in der andern Welt auf den Trunk verlege. Während der Fahrt lenkt man den Wagen vorzugsweise über fteiniges Gerolle, damit der Sarg ruttele und fcuttele, "um den Ropf des Berftorbenen zu betäuben", daß er den Weg vergift. Auf dem Grabhugel ftampft man dreimal mit dem linken Jufe auf und ruft "sin sa pead magama, hier follst du schlafen". Wenn die Begleiter des Leichenzuges in das Trauerhaus zurücklehren, fo schwingen sie grüne Zweige über ihrem Saupte und rufen den Trauernden gu: "Sterbet nicht, benn für Euch ift kein Raum mehr auf dem Gottesacker". Hiermit ist die Trauer abgethan. Mues fest fich jum Leichenschmause nieder und ift und trinkt in Fröhlichkeit, was das Saus zu bieten vermag. Ueberhaupt weiß der Efthe fich im Allgemeinen unglaublich schnell in den Tod feiner Angehörigen zu finden, wenn nicht die Umftande den Berluft zu einem besonders schmerzlichen machen; ift der Todte doch der Mühfal des Lebens enthoben! Namentlich bei Krankheiten der Kinder hört man die Worte: "Möchte Gott es bald zu sich nehmen", ungleich öfter als den Wunsch nach Genefung.

Von allen Greignissen im Leben des Bauern ift die Hochzeit dagienige, welche das reichste Ceremonial besitzt und das auch in der Gegenwart noch vollständig beobachtet wird. Wenn der junge Bursche auf die Freierei ausziehen will, fo sucht er sich einen alteren Bekannten, Brautigamsvater genannt, der für ihn bei der Bewerbung das Wort zu führen hat. Beide begeben fich an einem Dienstag-, Donnerstag- oder Samstagabende, wenn es dunkel ift, "damit es Niemand merke", nach dem Hofe der Erkorenen, die gewöhnlich von ihrem Rommen inofficiell durch ein vorausgeschicktes altes Weib benachrichtigt ift. Auf dem Sofe fragen die Freiwerber nicht nach dem Mädchen, sondern reden mit möglichst unbefangener Miene ein Langes und Breites über ein angeblich entlaufenes Stück Bieh, ein Thema, auf welches der Hausvater mit derfelben Unbefangenheit einzugehen hat. Erft in weitem Bogen naht sich das Bespräch dem eigentlichen Ziele, das jedoch auch dann nicht geradezu erwähnt werden darf. Der Bräutigam langt hierauf aus seinem Quersacke einen Krug Branntwein und bietet den Eltern des Mädchens einen Trunk an; nehmen fie denselben, so heißt es ja, weisen sie ihn zurud, so heißt es nein. Sind die Eltern mit der Werbung einverstanden, so wird die Tochter herbeigeholt und die Berlobung abgeschloffen, indem der Bräutigam ihr ein Stud Geld gibt, wofür fie ihm ein Tuch und eine Schurze zu ichenken hat. So oft der Bräutigam seinen Besuch bei der Braut wiederholt, hat er Branntwein mitzubringen; geht die Berlobung zuruck, fo muß das Madchen denfelben doppelt bezahlen. Faft alle Berlobungen finden im Frühling ftatt. Während des Sommers tommt ber Brautigam, seine Braut jur Erntezeit in fein elterliches Saus ju holen, damit fie bei der Arbeit helfen und zeigen kann, wie viel Rraft und Geschicklich= feit sie hat. Der efthnische Bauer legt großen Werth auf Beides und das Bolkelied warnt die jungen Burichen nachdrücklich, nicht auf die Schönheit, fonbern auf die Arbeitskraft der Braut zu achten:

"Lieber Bruber, liebfter Bruber, Wann du gehft ein Weib zu nehmen. Dir ein emfiges einzufahen: Nimmer ftrebe nach ber Stolgen. Nimmer luge nach ber Lichten! Bahl' aus dem Gebiet die Baife, Wähle fie bir aus ben Letten. Glang, ben thut man nicht in Töpfe, Roch die Schönheit in die Schuffel: Fleiß, den thut man in die Töpfe, In die Schuffel Muh'n der Bande. nimm ein Weib bir, welches ichwärzlich! Denn die Unansehnliche ichafft Arbeit, Schafft, bie Anbern unterrichtenb, Thatig felber, treibt fie jene, Rennet felber, reigt die Undern. Führt ben Brügel hinterbrein, Trägt ben Steden unterm Urm."

Wie hoch der so träge esthnische Bauer Fleiß und Geschicklichkeit an der Frau schätzt, spricht sich auch in der hohen Meinung aus, die er in dieser Hinssicht von den Frauen und Töchtern der Deutschen hegt: "Wer eine deutsche Mutter hat," sagt das esthnische Sprüchwort, "der braucht kein Erbtheil des Vaters."

hat die Braut während der Erntearbeit den Erwartungen des Bräutigams entsprochen, so schenkt er ihr ein Pfund Schnupstabat und einige Pfunde Rauchtabat. Zu ersterem macht sich die Braut ein verziertes Horn, zu letzterem einen gestickten Beutel. Mit einer von dem Bräutigam bezahlten Gesellschafterin zieht die Braut nun in die umliegenden Dörser, um Gaben zu sammeln. Die Braut selbst muß dabei schweigen und emsig stricken, während die Begleiterin um so redseliger zu sein hat; mit Bitten, Schmeicheln und Schelten dringt sie in die Leute, von dem Tabat (oder in anderen Gegenden von dem Branntwein oder dem Freierskuchen) etwas anzunehmen und dafür Flachs, Wolle, Strumpsbänder, Handschuhe u. dergl. zu schenken. Von der erhaltenen Wolle strickt die Braut Geschenke sür die Hochzeitsgäste, wobei ihr die Brautjungser zu helsen hat.

Die Hochzeit findet im Spätherbst statt. Schon in der Nacht bricht der Bräutigam mit seinem Gesolge nach dem Hause der Braut auf; dasselbe besteht außer seinen Gästen aus solgenden Personen, die niemals sehlen dürsen: einem "Bräutigamsvater", einer "Bräutigamsmutter", dem Hochzeitsmarschall, der Brautjungfer, dem Kastenführer und dem Spielmann.

Eine Strecke vor dem Gehöft der Braut machen Alle Halt, zwei Berittene mit Degen werden als Späher vorausgeschickt; ist es denselben nach einem kurzen Scheingesechte, wobei Flintenschisse hüben und drüben sallen, gelungen, in das Gehöfte einzudringen, so solgen auch die Uebrigen, denen man aber zunächst hartnäckig den Gingang verwehrt. Da Gewalt nichts hilft, so legt sich der Bräutigam auf's Bitten, er gibt an, sich mit seinen Freunden in der dunkeln Nacht verirrt zu haben und bittet um ein Lager. Der Hausherr schlägt es ab unter dem Borwande, es sei kein Raum mehr frei. Unter solchen Reden und Neckereien geht die halbe Nacht hin; bei Andruch des Morgens öffnet sich

dem Bräutigam endlich die Pforte und das innen harrende Gefolge der Braut ftimmt einen Gesang an:

> "Terre, terre, sajokenne, Terre teelta tallamasta etc. Sei gegrüßt, Bräut'gamsgefolge, Sei gegrüßt, vom Wege kommend! Wer begrüßt' euch auf bem Wege, Wer boch reicht' am Rain die Hand euch? Gott begrüßt' euch auf dem Wege, Maria reicht' am Rain die Hand." 2c. 2c.

Dann singt das Bräutigamsgefolge:

"Laß mich fragen, laß mich lauschen, Ob bes Bräut'gams Bank gewaschen, Sauber ist ber Sig ber Säng'rin?" 2c.

Unterdeß hat die Braut sich versteckt, die "Bräutigamsmutter muß sie suchen, während das Brautgefolge ein Spottlied auf den Bräutigam singt:

"Hästi, hästi, peiokenne, Kes käskio sajoga tulla? Rccht so, Recht so, Bräutigämchen, Wer hieß mit Geleit bich fommen? Konntest du nicht kommen heimlich? Bräutchen rief der Pseise Blasen: Bräutchen lief zum Föhrenwalde, Bräutchen sprang zum Birkenwalde; Ward zuletzt geseh'n in Wierland, Theilte Gaben aus in Harrien; Strählt' in Weißenstein das Haar sich, Quästet' im Felliner Bad sich."

Wenn die Braut gefunden ift, so fingt die Bräutigamsmutter:

"Ara ma polgan ponderikud,
Jälle ma jätan jänderikud etc.
Ich verschmähe die Knirpse,
Lasse zurück die Berwachsenen,
Diese paßt mir auf den Schoß,
Diese paßt mir in's Haus,
Diese arbeitet wie eine Meise,
Müht sich wie eine Sperling,
Diese hat seine Kissen,
Diese leinene Tücker,
Liese gesteppte Decken,
Dieser ged' ich schone Kammern,
Da hinein ein Seidenbett.
Dieser ged' ich den wackern Bräut'gam,
Diese ist die einzige, liebe Jungfrau."

Die andern Mädchen singen als Antwort Spottverse auf die Braut, um deren Bortrefslichkeit in Frage zu ziehen, worauf aber die Brautmutter eine derbe Abfertigung für sie bereit hat!

> "Mis sa sitt seal sorrised, Pori-kärbes porised? Was zijchelst du Dreck dort, Was summst du Kothsliege?

Runzeln haft bu an den Augen. Haare wie ein Elsterschwanz. Gelb bist du wie eine Leiche! Wer hier möchte Gold für dich bieten? Eher gehst du in die Erde!"

Hat man seiner Gesangesluft Genüge gethan, so setzt sich Alles zum Morgenimbiß, nach welchem man zur Kirche fährt. Bei dem Eintritt in dieselbe müssen die Hochzeitsgäste sich möglichst dicht zu einander halten, damit es dem Teusel nicht gelinge, mit hinein zu schlüpfen.

Nach der Heimkehr aus der Kirche wird abgewechselt mit Essen, Trinken, Singen, Jubeln und Tanzen bis zum späten Abend. Bei den Mahlzeiten, aus setten Suppen mit Klößen, Kartosseln, Erbsen und ungeheueren Massen von Schweinesleisch bestehend, sitzen Männer und Frauen an getrennten Tischen. Da nie str Alle genug Platz an demselben zu sein pslegt, so wird abwechselnd gegessen.

Wie in Hauff's Lichtensteinern die Mahnung erfolgt:

"So effet nun und trinket fatt, Was ber Magistrat euch vorgeseth hat,"

so wird in einigen Gegenden bei den esthnischen Bauernhochzeiten zum Zulangen genöthigt, indem alte Weiber umbergehen und den Gästen in singendem Ton in's Ohr raunen: "Roste, schmecke, bezahle."

Die Braut selbst darf bei Tisch aus Blödigkeit keine Speise zu sich nehmen, sie vermöchte es auch kaum; denn während des ganzen Mahles liegt eine dicke wollene Decke über ihrem Kopf, die man mit silbernen Spangen so fest schließt, daß sie kaum sehen kann und unter der sie in der ohnehin heißen Kauchstube wahre Qualen aussteht.

Hier und da stopft ihr die Bräutigamsmutter mit Gewalt einige Brocken Schweinesleisch oder sonstige Leckerbissen in den Mund.

Nach Beendigung des Mahles wischt die "Suppenmutter" die Tische mit einem Gänsestügel ab und ermahnt die Gäste kleine Münzen auf den Tisch zu wersen, den Lohn für ihre Mühe. Wehe dem Hausvater, wenn die Bewirthung den Erwartungen seiner Gäste nicht entsprochen hat, ohne Schonung stimmen sie in seinem Hause improvisirte Spottlieder auf seine Knauserei an.

Nach der Hauptmahlzeit wird der feierliche Act der "Haubung" vorgenommen. Mit den Worten:

"Mellesta mello: Unnusta und, Pea mees meles, Pea sanno peas! Tenf zu gebenfen: Scheuche ben Schlaf, Halte ben Mann hech, Auf bem Hanpte bie Haube,"

wird der Braut durch die Bornehmste unter den weiblichen Hochzeitsgäften die Haube aufgesett, das Kennzeichen der verheiratheten Frau. Dazu erhält sie eine Ohrseige oder eine Maulschelle, um ihr diesen wichtigen Act auf immer in's Gedächtniß einzuprägen.

Sehr lieblich ist ein Lied, das in einigen Orten die Brautjungfern der Braut fingen:

"Jungfraunstands, verschmähten Standes, Kranz, er wird hinweggeworsen, Wird berachtet als geringe!
Möglich wär's, daß du beweintest Sinst den Frühern Stand als Jungfrau, Stand der Jungfrau, Spiel des Mägdleins, Wo du eine Engelblume, Sin gar minn'ges Mädesüßchen, Sine junge Auenblume Auf dem Kasensize forglos, In der Mutter Schuse blühtest, Wo im Lustgespann die Stränge Dir ein sliegend Schlittchen führten, Wo dein Pflug im Joch des Jauchzens Sinen leichten Acker pflügte."

Nach der Haubung wird der Braut die Schürze umgebunden, wobei man ausruft:

"Die Schürze hat ein Loch, gebt einen Lappen!" Auf diese Aufforderung wirft jeder Hochzeitsgaft ihr eine kleine Münze hinein. Auch reicht der Marsschall den Schuh der Braut an seiner Degenspize herum und sammelt Gaben für sie ein. Der Aufforderungen und Anlässe zum Geben sind überhaupt so viele, daß das Sprüchwort: "nicht der Mann wird zur Hochzeit geladen, sonsdern der Beutel" nur zu gerechtsertigt erscheint. Während des Gabensammelns muß die Braut einen Stein unter dem Fuße halten, dann bekommt sie ein starkes Herz.

Der Tanz im Hause der Braut dauert bis gegen 10 Uhr; die Violine gilt dabei nicht nur für ein vornehmeres, sondern auch für ein gottesfürchtigeres Instrument als die Sackpfeise; diese nämlich hat der Teusel ersunden, jene aber die Engel. Mit welcher Lust und mit welchem Eiser die Esthen sich ihrem Tanze hingeben, davon gibt das Lied, das die Hochzeit des Sternenknaben mit der Jungfrau Salme berichtet, uns ein lebendiges Bild:

"Und sie schwenkten sich im Kreuztanz, Taumelten im Wier'schen Wirbel, Rasten in bem Harri'schen Hopser, Witheten im Wiet'schen Balzer, Tobten in bem Jerw'schen Juchzer, Drehten sich im Dörpt'schen Dreitact, Jeder zeigte, was er konnte, Bis der Kiessand Funken sprühte, Bis der Chricht zum Morast ward, Und die Preißelbeeren kniehoch Durch der Tänzer Zeh'n gewachen!"

Endlich aber naht für die Braut die Abschiedsstunde. Während die Gäste ben fröhlichen Gesang anstimmen:

"Ehi, ehi neitsikenne, Schmücke, schmücke, Jüngferchen" 2c. hat sie in jämmerliches Weinen auszubrechen, was ihr, nachdem sie den ganzen Tag Hunger und Durft ausgestanden, wohl nicht allzu schwer wird. Unter lauten Klagen nimmt sie Abschied, nicht nur von Eltern, Geschwistern, Gesinde und Bieh, sondern auch von Tischen und Bänken, besonders kläglich aber von dem Osen. In alle Käume des elterlichen Gehöstes muß sie eine kleine Münze wersen, auf daß das Glück nicht mit ihr daraus entweiche; damit sie aber gleichzeitig dieses Glück in ihr neues Heim übertrage, muß sie ein Brod aus dem Elternhause mit sich nehmen. Sin überaus liebliches altes Lied wird in einigen Gegenden noch während dieses Abschiedes gesungen; es lautet:

"Mutter, bu holbes Mütterchen, Auferzogen haft die Tochter, Auferzogen, ausgebildet, Sie gefäuget, sie gewieget: Wähntest, dir stünd' eine Stühe, Wähntest, dir würd' eine hilse; Ward Dem Stühe, der's nicht wuhte, hilse Dem, der's nimmer dachte! Mutter, du holdes Mütterchen, Dir zur Stühe blieb die Stube, Deine hilse dieb der Ofen, Dir als Hausfchlang' heim der Rauchsang! Ich muß ziehen in die Ferne, Schwimmen aus der Schar der Gänse."

Während die Braut von dem Gefolge des Bräutigams fortgefahren wird, fingt das zurückbleibende Brautgefolge:

"Brantigamden, Knäbchen, Wußtest du zu frei'n die Schwester, Wußtest du's, wiß' sie zu hegen! Lah die Kinder sie nicht schlagen, Richt des Hauer Sehn and durch der wiersprechen. Tas Gesinde wiersprechen. Seifden ihnen schieß Schirm sie, Hau' dawider wie dies Eisen, halt bawider wie die Kliese!"

Während der Fahrt muß die Braut die Augen fest geschlossen halten, damit keine Hexerei an ihr haften könne. Bei der Ankunft wird ihr Haften über den Kopf geschüttet, auf daß in ihrem Hause nimmer Mangel sei. Den Einzug hält sie durch die Scheune, weil aus dieser dem Hause alles Glück komme. Dem Brautpaare voran schreitet der Hochzeitsmarschall, der vor der Thüre mit seinem Degen ein Kreuz schlägt und sich dann als "Feuerwache" vor dem Ofen niederläßt.

Während die Braut die Reisekleider ablegt, erheben die Frauen abermals einen Wechselgesang, indem die Einen die Braut, die Andern den Bräutigam loben:

> "Erfter Mann im Dorf ber Braut'gam, Rafcher Mann im gangen Gaue, Albekannt im Kirchenfprengel,

Reicher Mann im ganzen Reiche, Bräutchen trog des Bräut'gams Augen, Ihm der Augen Stern umzaubernd: Sonft hätt' er fie nicht genommen, Hätt' erhalten eine Deutsche, Aus der Stadt ein Bändervöglein, Aus dem Riecken fern ein Liebchen!"

Darauf antworten die Andern:

"Euer Bräutigam betrüglich, Trog, ach, unfre junge Schwester! Honigherzens, süßen Scherzens, Hat das Liebchen er verlocket! Wirbelte windig Eitelkeiten, Flüsterte ihr falsche Eibe, Erdbeeren, gar übersüße, In verzauberten Bortförbchen, Haben der Maid das Herz bethöret."

Sierauf heben die Ersten wieder an:

"Kein Betrüger ist ber Bräut'gam, hat kein Lügen abzuleuguen, Bräut'gams Herz ein klarer Bronnen, War durchsichtig bis zum Boden! Doch der Braut verblühte Sitten Deckte man mit goldnem Deckel! Schön von Golde schien die Schote, Wand ein Würmlein sich im Kern!

Darauf die Zweiten:

"Schöner Schote sieches Kernlein, Das ist euer Bräut'gam erdhaft! Schwarzer Krebs in Ufers Höhle, Der ist eures Bräut'gams Bildniß! Unste Braut ein art'ges Wiesel, Wangen wie die Abendröthe! Tanbenherzchen, Taubensitten Sind des frommen Kindes Erbtheil!"

Eine Mahlzeit im Hause des Bräutigams, bei der man der Braut einen kleinen Knaben, den "sülle-pois", auf den Schoß setzt, als Sinnbild ihrer künftigen Pflichten, und ein Tanz solgt hierauf. Inzwischen ist die Nacht hingegangen, die Sterne erbleichen bereits am Himmel und die Morgendämmerung beginnt zu grauen. Nun endlich ziehen sich die Hochzeitsgäste zurück.

Am folgenden Tage erscheint jedoch die ganze Gesellschaft abermals, um die junge Frau zu begrüßen und Hochzeitsgaben von ihr zu erhalten: Es wird ein Morgenimbiß aus Brod, kaltem Fleisch, Bier und Branntwein eingenommen, worauf die junge Frau aufgefordert wird, ihre Geschenke hervorzubringen. Die Keden und Gegenreden über diese Angelegenheit ziehen sich jedoch bis zum Mittagessen hin. Erst nach demselben begeben sich alle zur "Kleete", wo der Brautkasten sich besindet: Die Frauen singen dabei:

"Bring heran acht Leinwandballen, Hundert Paar an Stiefelftrumpfen, Zehen Baare her an Handschuhn, Fünf Baar zarte Zwidelstrümpse! Biel Gesinde hat der Bräut'gam, Biele muß dein Mann bekleiden! Dann wird laut dein Lob im Hause, Ehre kommt herein zum Fenster!"

Bei so nachbrücklicher Bermahnung sollte man glauben, die Braut werbe nun ihre Gaben vertheilen, dem ift aber nicht so, sondern der Hochzeitsmarschall zieht nach einer witzigen Rede als Einleitung einen Teller aus dem Wams auf dem das Wort "Geld" raha groß und deutlich geschrieben steht und Jeder wird auf's eindringlichste ausgesordert, eine Vorausbezahlung für das zu hoffende Brautzgeschenk darauf zu legen. Ist dies erfolgt, so wird der Kasten geöffnet und der Marschall reicht einem jeden Gaste das seinige an der Spitze seines Degens; währenddeß singen die Gäste:

"Sei bebanket, Jungfräulein,
Sei bebankt für beine Arbeit,
Arme für die emi'ge Mihr:
Für des firaffen Gurtes Stricken,
Für des Buntwerts feste Bindung.
Welche wunderblaue Garne,
Welche reinlich rothe Garne,
Welche in weißer Zwirn dazwischen,
Kädexzierden in der Mittel"

Bei diesem poetischen Danke bleibt es jedoch nicht allein, sondern nach der Gabenvertheilung sammelt der Marschall abermals Geld ein.

Dann wird die junge Frau im Gehöfte herumgeführt, in alle Räume desselben wie auch in den Brunnen hat sie Münzen zu wersen, damit das Glück mit ihr einziehe. In dem Stalle bindet sie den Kühen Handschuhe an die Hörner sür das Gesinde. In einigen Gegenden ist es Sitte, daß die junge Frau versuchen muß, zu entsliehen; ist sie sehr behende und gelingt es den Gästen nicht sie zurückzuholen, so wird unter großem Jubel ein Pferd angespannt und die Entslohene eingesangen.

Hierauf wird der Kehraus getanzt, währenddes die Brautjungser mit dem Teller umhergeht und abermals Geld einsammelt. Bisweilen dauert die Hochzeit, wenigstens bei den Reicheren, noch ein oder zwei weitere Tage. Während dieser ganzen Zeit muß der Tisch mit Speisen besetzt sein, indem nicht nur die eigentlichen Gäste, sondern auch sämmtliche Arme und Kinder der Amgegend freien Zutritt haben.

Ift das Fest aber zu Ende, so werden die Thüren weit geöffnet und der Hausherr sagt: "Jest seid Ihr Alle satt, Ihr habt gegessen und getrunken, so viel ich geben konnte, nun geht nach Haus zu Arbeit." Dann wird schleunigst von Allen gleichzeitig ausgebrochen. Was aber zu betrunken ist, um freiwillig zu gehen, wird von dem Hausherrn hinaus geworsen und von mitleidigen Nachsbarn heimgeschleppt. In einzelnen Gegenden sindet man bei diesem tumultuarischen Aufbruch von dem Feste noch Zeit einen Abschiedsvers zu singen, in welchem der jungen Frau gute Lehren zu Theil werden:

"Jetzt zum Abschieb, Anverwandte,
Jedes heim zu seinem Hause!
Du bleib' als des Hauses Eig'ne.
Höre folgsam das Geheiß des Baters,
Höre folgsam das Geheiß der Mutter,
Jmmer sei dem Manne nach dem Sinne:
Werden wirst du dann des Schwähers Blume,
Schwähers Blume, der Schwähers Blume,
Heißen des Mannes honigliche Beere!"

Außer diesen weltlichen Liebern, welche das ganze Fest begleiten, werden auch geistliche, namentlich Psalmen, in großer Anzahl auf der Hochzeit gesungen.

IV.

Lieder wie die eben erwähnten sind theils uralte Tradition, theils Improvisationen, wie der Augenblick sie eingibt, namentlich gilt dies von den Spottliedern. Bei der großen Neigung des Esthen zu Spott und Sathre fallen dieselben oft so scharz aus, daß sie den Betressenden die Thränen in die Augen treiben. Bei den Wettgesängen zwischen den Gästen des Bräutigams und benen der Braut kommt es nicht selten vor, daß, nachdem jede Partei das Aeußerste an spizigem Witz und scharfem Hohn geleistet, Worte nicht mehr auszeichen. Die Parteien, vor Allem die Weiber, stürzen wüthend auf einander los, im Nu sind die Hauben, dieses soeben noch im Liede so hoch gepriesen Heiligthum, herabgerissen und es beginnt eine surchtbare Rauferei, die mit blutigen Köpsen endigt, der Fröhlichkeit des Festes aber weiter keinen Eintrag thut.

Der efthnische Bolksftamm besitt eine ungewöhnlich reiche poetische Aber, in den Tagen der Borgeit mag Wald und Feld, haus und hof von Liebern er= klungen haben, und noch zu Anfang diefes Jahrhunderts ließ der Sirte in der einsamen Trift, der Ackerer hinter dem Pfluge und die Hausfrau an dem Spinnroden ihren Gesang erschallen. Unter Wechselliedern banden die Schnitter ihre Garben und von Sügel zu Sügel pflanzten fich die alten Weisen fort. Leider nimmt das Singen bei der Arbeit in neuerer Zeit immer mehr und mehr ab, mit ihr aber auch der lette Schimmer von Poesie, der das elende Leben des efthnischen Bauern verschönt und verklärt hatte. Bor Allem ift es das weibliche Geschlicht, dem nicht nur die Erhaltung der noch vorhandenen Refte des alten Bolksliedes, fondern auch die Erfindung neuer Gefänge zu danken ift. Un den Sonn = und Feiertagen des kurzen, aber zauberisch schönen Frühlings fieht man die jungen Mädchen des Dorfes in langen Reihen Urm in Urm fingend durch die Felder wandern oder auch an warmen Sommerabenden am Waldrande sigen und sich mit Wechselgesang erfreuen. Gine ist die Borfangerin und oft auch Dichterin des Liedes; fie fingt jede Zeile zuerft allein, die dann vom Chore wiederholt wird.

Im Winter trägt die Mutter des Hauses Sorge, daß die Töchter die Lieder erlernen, welche fie selbst von den Voreltern ererbt hat, und so kommt es, daß viele derselben kaum einem einzigen Bauernmädchen des Landes unbekannt sind. Neben den eigenen Liedern haben sich allmälig auch die bekannteren deutschen Volkslieder in esthnischer Uebersehung im Lande eingebürgert und das

"Steh' ich in finst'rer Mitternacht" und "In einem kühlen Grunde" hört man in jedem efthnischen Gehöfte. In früheren Zeiten durchzogen einzelne Sänger das Land, in den Dörsern als gern geschene Gäste begrüßt, denen an den langen Winteradenden Alt und Jung um den großen Osen der Kauchstube hockend und liegend zuhorchte. Der letzte berselben war ein hochbetagter Mann, der im Jahre 1812 oder 13. starb. Ihm werden einige der schönsten, neueren Bolkslieder zugeschrieben. Auch unter den Frauen gab es berühmte Sängerinnen und von der Kreusse Liso, welche die Aeltesten des jetzt lebenden Geschlechtes noch gekannt, erzählt man, daß bei ihrem "lieblichen und bodenlosen" Liede den Zuhörern das Herz im Leibe vor Wonne gejubelt und vor Schmerz gezittert habe.

Faft alle Lieder tragen den Charakter der Schwermuth; bald find es alte Eltern, die durch die weite Welt wandern, um den im Kriege verschollenen Sohn zu erkunden und da sie sein Grab in der Fremde gefunden, von Schmerz und Ermüdung zu Tode erschöpft, darauf zusammensinken; bald ist es eine Schwester, die den vom Fischang nicht heimgekehrten Bruder sucht und bei Sonne, Mond und Sternen nach Kunde fragt:

"Sah ben Stern empor ich steigen: Sei gegrüßt, o Stern, du Knäblein, Haft gesehn du meinen Bruber Auf dem Strome streben fürder, In des Kieferkahnes Mitten?"

""Sah ihn wahrlich, sag' es wahrlich! Fluthen faßten beinen Bruber, Fluthen saßten, Riffe ragten. Flogen mit der Fluth die Kränze, Trieb sein Hut in's Thal zur Kirche,""

"Monblang klagt' ich meinen Bruder, Monblang klagt' ich seine Kleibung, Taglang klagt' ich seine Kränze! Aller Brüder er der beste!"

In einem andern dieser melancholischen Lieder wird erzählt, wie eine Mutter, um dem Sohne, ihrem Liedling, das Freien zu erleichtern, alle ihre Töchter in den Fluß gestürzt; später aber, da die junge Frau sich als unfähig und unwillig zu jeglicher Arbeit erweist, eilt die Mutter reuevoll an's User und rust die gemordeten Töchter zu Hilse. Geisterstimmen antworten ihr aus den Fluthen, daß sie niemals wiederkehren, sondern lieder mit den Fischen leben, denn in solchem Hause.

Unheimlich ift das Lied von Frau Maie, die nach der Hochzeit den jungen Gatten ersticht und vor den Berfolgern fliehend die Bäume des Waldes vergebelich um ihren Schutz ansleht, dis sie von Gewissensdissen gepeitscht, den Tod im Waldse findet.

Ein liebliches altes Lied, das die Sehnsucht der zurückgebliebenen Gattin nach dem in der Ferne weilenden Gatten schildert, ift das:

"Wessi winud kasakesse, Wessi winud Wenne pole etc. Winde bringt ihm wehend Grüße, Schloffen, bringt ihm neine Briefe Wolfen bringt ihm langes Leben, Simmel jende weisen Sinn ihm, Rauch du, warme Liebesworte, Ihm so viel, so viele Grüße!

Zwischen uns wie viel der Forsten? Zwischen uns stehn tausend Forsten. Wie viel alter Ebereschen, Wie viel edler Apfelbäume? Hundert alte Ebereschen, Zehen edler Apfelbäume!"

Am verbreitetsten von diesen elegischen Gesängen sind die sogenannten Waisenlieder, es gibt deren sehr viele; allein der Grundgedanke ist stets derselbe: das elternlose junge Mädchen beklagt sein einsames Dasein und hält Zwiegespräch mit den im Grabe ruhenden Eltern:

> "Lang ift todt, jchon todt die Mutter, Lang ift todt, jchon todt der Bater, Trug man aus der Thür die Mutter, Floh durch's Fenster fort die Liede; Trug die Weg' entlang den Bater, Floh auch längs des Hags die Liede; Einsant in das Grab die Mutter, An die Seit' ihr sant die Liede!"

Die verlassene Tochter sleht auf dem Grabe, die Mutter möge erwachen aus dem Todesschlase und ihr die Hochzeit ausrichten.

"Kann nicht aufsteh'n, arme Tochter, Kann nicht aufsteh'n, kann nicht kommen! Ruht ein Kasen auf der Erbe, Grünet blum'ges Gras am Grabe, Ob den Augen blaue Blumen, Ob den Brauen rothe Blätter, Mir am Fuß ein Forst von Weiden, An den Armen Tranerbirken, Dehr am Haupt ein Hain von Linden. Möge Gott das Haupt dir strählen, Deiner Truhe Deckel Juthun, Ceiner Truhe Deckel Juthun,

Ein kleines unbedeutendes Lieb, das aber nicht nur unter dem Landvolke, sondern auch in den deutschen Familien, ja sogar in öffentlichen Concerten häufig gesungen wird und das sich einer ungemeinen Beliebtheit erfreut, die es wohl hauptsächlich seiner lieblichen Melodie verdankt, ist folgendes:

"Tio tassana ja elde, Olli armas minnule, Tio eutses, Tio nartses, Eutses, nartses surmale. Tio sanst und zart War mir lieb. Tio blühte, Tio welfte; Erblühte und verwelfte zum Tode."

Wie alle ackerbautreibenden Bölker, so hat auch das esthnische nur wenig Sinn für die Schönheiten der Natur; in zahlreichen Liedern besingt es die ländelichen Arbeiten, die der Wechsel der Jahreszeiten ihm bringt, und in den mannigfachsten Bariationen schildert es darin den materiellen Nutzen, den Mensch und Thier aus diesem Wechsel ziehen, allein nur selten sinden sich in diesen Liedern eigenkliche Naturbeschreibungen.

Bereinzelt wie Blumen in einem Getreideseld sind die hier und da eingewebten poetischen Landschaftsbilder, in denen der Frühling auftritt als eine "Jungfrau, schimmernd in dem Schmuck der Knospen", während die Bogelsstimmen erwachen, das Säuseln der Trauerbirke, das Grünen der Cspe, und die "Wonne der Baumblüthe", das Herz entzücken. In einem Volksliede, das die Jahreszeiten mit dem Leben eines jungen Mädchens vergleicht, sinden sich höchst anmuthige Schilderungen von dem Erwachen und allmäligen Hinsterben der ganzen Natur:

"Nun ist's Sommer, ist es sonnig, Lerchen zwitschern zu dem Brachpstug! Nun ist Laub am Laub'gen Baume, Laub am Baume, Gras am Boden, Grüne Kräuter auf der Aue, Schwankt die Föhre Längs den Fluren, Wiegt die Birte sich im Bruche, Leuchten Nepfel an den Aesten, Leuchten Nisse Längs der Haibe, Blüht im Haus des Sanges Mägblein!

Flieht der Sommer, folgt der Herbst nach: Streift ein Stahl der Aue Kräuter, Bon der Flur die Föhr' ein Wasser, Fällt ein Beil die Birke nieder, Rimmt der Reif vom Ast die Repfel, Blig die Nüsse von der Haide. Und ein Mann dem Haid das Mägblein."

In vielen Liebern preist das esthnische Bolt die Macht des Gesanges und die Kunst des Dichtens; es vergleicht dieselbe gern mit der Arbeit des Webens und redet von "Liebergarnes Knäuel", von golden gewebten "Lieberpelze" (laulokassuka)":

"Wo mir Lieberweisen wurden, Mir der Worte Auber wurden, Klanggespinnst gesponnen wurde, Stand die Spill in dürft'ger Stube, Boll der Wocken in Tara's Wohnung, Garn des Auszugs am Quell des Schöpfers, An Maria's Thor zum andern, In des Frühroths Schulhaus brittens."

In einem Bolksliede, das in einer febr lieblichen Melodie gefungen wird,

erzählt ein Hirtenbube, wie er in den einsamen Waldtriften zum Sänger geworden:

> "Böglein von geschmeid'ger Zunge, Trugen Schall im spihen Schnabel: Singdrossel im Nußgesträuch, Kistwögel im Nußgesträuch, Schwälbchen in dem Schein der Sonne, Spahen unterm Schirm des Daches. — Andre Weisen dot der Windhauch: Regenraussen das Gewölke, Aus dem Weer klang dumpses Murmeln, Aus dem Weer klang dumpses Murmeln, Aus den Wogen Schall der Schlachten. Sturmtwind stieß in die Posaune, In die Sachseif' Walbeswipsel."

Ein Liedchen, das man im Wierland bei der Ernte hört, mahnt in horagisscher Weise die Schnitter: zu fingen, zu lieben und sich des Lebens zu freuen, indem es auf bessen Bergänglichkeit hinweist:

"Dann wohl wirst du schweigen muffen, Wann du unter schwarzer Erde, Weilest zwischen weißen Brettern, In des schwen Schreines Mitten!"

Lied und Gesang ist dem Esthen Eins, wie er auch nur das Eine Wort: laulma hat, um Beides zu bezeichnen. Fast Alle sind mit einem scharsen musistalischen Sehöre und einer guten Stimme begabt, leider aber wird die letztere dadurch verdorben, daß man schon die Kinder anhält, dieselbe möglichst anzustrengen, da laut singen für besonders schön gilt, wodurch die Stimmen frühzeitig etwas Kreischendes bekommen.

Die Melodien in ihrer ursprünglichen Einfachheit bekunden ein hohes Alterthum, die meisten sind nur ein rhythmisches Auf= und Niederbewegen innerhalb weniger Töne, nach Art der deutschen Kinderreime. Verhältnißmäßig wenige esthnische Volkslieder besitzen eine freiere und wechselnde Gesangsweise; die der Plaskau'schen Esthen wohl am meisten. Diese Melodien athmen jene tiese Schwermuth, wie sie allem nordischen Gesange eigen ist, der gleichsam wie mit einem Trauerstore verhüllt ist. Die langgezogenen Töne, in denen einzelne derselben am Ende jeder Strophe ausklingen, verleihen ihnen den Zauber einer unnennbaren Sehnsucht.

So reich das Bolk an Chrischen Dichtungen ist, so arm ist es dagegen jeht an erzählenden Liedern. Es ist dies um so auffallender, als der benachbarte und ihm nahe verwandte finnische Bolksstamm einen großen Reichthum an epischen lleberlieserungen besitzt. Die spärlichen lleberreste, die wir dagegen in Esthland sinden, sind immerhin noch bedeutend genug, um auf eine an Sagen reiche Borzeit schließen zu lassen. Das ganze Land war belebt von einer bunten Märchentwelt, ähnlich derzenigen, in die uns die Brüder Grimm in ihren Kinder- und Hausmärchen hineinversehen. Wir sinden Königsöhne, die auf Abenteuer in die weite Welt ausziehen und verzauberte Prinzessinnen aus dem Zauberschlas oder aus der Gewalt des Drachen erretten, den Ritter Blaubart, eine schöne Melusine, Spinnerinnen, die aus Flachs Gold spinnen, Riesen, Zwerge

und Wassernigen, Wünscheltruthen, Glückseier und andere Gaben, die ihre Wunderstraft verlieren, sobald der Besitzer davon plaudert. Jeder Hügel, jeder See, jeder Wald hatte seine Sage, und an den erratischen Felsblöcken sieht das Volknoch heute die Spuren, welche die Thaten seiner Riesen und Helden zurückgelassen.

Der Haupthelb der Sagenwelt ist der Kalewipoug, der Herfules des esthnischen Bolkes. Von ihm berichten noch einzelne Bruchstücke von Liedern und mehrsfach haben sleißige Sammler versucht, diese Ueberbleibsel eines ursprünglich großartigen Epos zu sammeln und zu einem Ganzen zusammenzusügen. Der Kern der Sage ist in der Kürze folgender:

Es war einst ein Riese, Kalew genannt, der als König über Wierland herrschte. Der freite um eine Jungfrau Linda, die einem Birkhuhnei entsprossen und von so wunderbarer Schönheit war, daß Sonne und Mond, Wind und Wasser um sie warben. Sie aber verschmähte Alle und wählte den starken Kalew zum Manne. Es erwuchs ihnen ein zahlreiches Riesengeschlecht an Söhnen. Da starb Kalew in der Blüthe seiner Jahre und die Wittwe versank in untröstlichen Schwerz. Der Domberg in Reval wurde sein Grabhügel,

"Und der Rasen auf dem Grabe Grünte bald von sammtnen Gräsern; Rur des Todten Hals trieb Thaugras, Seine Wangen rothe Blumen, Seine Augen blaue Glöckhen, Engelblumen seine Lider."

Nach des Baters Tode wird der Kalewipoëg geboren, als der stärkste unter den Kalewiden. Schon in seiner Jugend volldringt er Wunder an Kraft und Kühnheit. Die Macht seines Gesanges aber ist so süß, daß daß scheue Wild des Waldes sich zum Horchen versammelt, die Wipsel der Bäume sich neigen, des Elsenkönigs Tochter und die Nixen in den Quellen vor Entzücken weinen und daß die Nachtigall von ihm ihre süßesten Töne erlernt. So waren auch einstmals die Söhne zur Jagd ausgezogen. Die Mutter hütete sorglich das Feuer und bereitete sür die Heimkehrenden das Mahl, als ein mächtiger sinnsländischer Zauberer sie, die nach des Gatten Tode alle Bewerbung zurückwies, mit Gewalt entsührt. Die Götter aber erhören ihr Flehen und verwandeln sie in einen Felsen, der auf der Landstraße, die nach Keval sührt, heute noch zu sehen ist. Die heimkehrenden Söhne sinden die Mutter nicht mehr und all ihr Kusen und Suchen bleibt vergeblich. Da beschließen sie einmüthig in die weite Welt zu wandern, um den Spuren der Entschwundenen nachzusorschen.

Auf dieser Fahrt gelangt Kalewipoëg in eine einsame Waldschmiede, wo ihm ein Schwert von wunderbarer Krast, an dem sieben Jahr gearbeitet worden, zu Theil ward. In Folge einer Frevelthat aber, die er im llebermuthe seiner Krast begeht, spricht der Meister, der die Wasse geschmiedet, einen surchtbaren Fluch über das Schwert aus. Rachdem der Kalewipoëg von dieser ersten Fahrt heimgekehrt ist, wird er durch das Loos zum Könige von Wierland erkoren. Er gründet vier große Städte, zu denen er das Bauholz mit eigenen Händen unter der Hisse seiner Beitus-See fährt. Nachdem dieses Werk vollbracht ist, läßt es ihm in der Heims-See fährt. Nachdem dieses Werk vollbracht ist, läßt es ihm in der Heimath keine Ruse; abermals zieht er aus, um nach der ver-

lorenen Mutter zu suchen. Zahllose Abenteuer hat er auf diesen Irrsahrten zu bestehen, er kämpst gegen Riesen und Zauberer, gegen tückische Kobolde und Wassergeister. Sin der Siegsriedssage analoger Zug ist sein Kampf mit einem solchen Wassermann, dem er seinen Hort an Gold und edlem Gesteine abringt, den derselbe in heimlichen Grotten verborgen hegte.

Immer aber treibt die Sehnsucht nach der Mutter ihn weiter und weiter über die Erde hin, und so gelangt er denn endlich, von seinem guten Schiffe Lennot getragen, nach der Funkeninsel, wo Feuer und Rauch aus den Bergen aufsteigen, während ein anderer Ströme siedenden Wassers hervorstößt. Die Sage meint hier offenbar Faland, die ultima Thule der Alten. Dort findet

Ralewipoëg das "Weltende" und den Eingang zur Unterwelt.

Wie die Sage fast aller alten Bölker ihre Beroen in das Schattenreich hinabsteigen läßt, gleichsam als gebe es auf diefer Erde nicht genug Schreckniffe für sie zu überwinden, so auch die esthnische Sage. Furchtbare Rämpfe mit Sarwit, dem Todtenfürsten, hat der Ralewipoëg dort zu bestehen, aus denen er aber, durch Zauberkräfte gestärkt, fiegreich hervorgeht. In der Unterwelt findet er endlich die geliebte Mutter wieder, ein ftummes, bleiches Schattenbild, das lautlos die Spindel dreht und nicht vermag, dem Sohne ein Wort zu fagen. Da erkennt er, daß sie nicht mehr unter den Lebenden verweile und unwieder= bringlich für ihn verloren fei. Er zieht in die Beimath gurud; allein feine Freudigkeit ist dahin; er legt die Krone Wierlands nieder und zieht sich in die Waldeinsamkeit zuruck. Da naht sich auch für ihn, gegen den weder Gewalt noch Lift etwas vermochten und der aus allen Rämpfen bisher ftets fiegreich hervorgegangen, das Berhängniß. Der Fluch erfüllt sich, der an feinem Schwerte haftet; beim Durchschreiten des Embaches schneidet die icharfe Waffe dem helden beide Fuge durch. Bu Tode verwundet finkt er in den grunen Rlee, den er roth farbt mit feinem Blute. Die Bötter aber halten Rath, welches Umt fie ihm geben follen; viele Tage dauert die Berathung, dann beftimmen fie ihn zum Wächter am Thore des Todtenreiches, wo er, durch Wunder= kraft gefesselt, Wache halt bis auf den heutigen Tag. So oft er versucht, sich loszureißen, erzittern Meer und Erde; einst aber wird er wiederkommen und dann bricht für sein Land eine neue, glückliche Zeit an. So weit die Sage.

Der Blick in diese Sagen- und Liederwelt, die selbst in ihren geringen Ueberresten noch unverkennbar auf eine ursprünglich groß und edel angelegte Natur schließen läßt und welche noch dunkle Kunde von einer Zeit der Freiheit und des Besitzes bringt, die dem geistig und moralisch ties gesunkenen Volke längst entschwunden, ist überaus wehmüthig. Es ist wie der Blick in jenen gesheimnißvollen See, aus dem sernes Glockengeläute leise hervorschallt, aus dem die Spizen der höchsten Thürme herausschimmern und anzeigen, wo ehedem die Stadt gestanden hat und versunken ist.

Ob fie einst wieder erstehen wird, in ihrer Kraft und Herrlichkeit, wer vermöchte es mit Sicherheit vorauszubestimmen! Jedenfalls aber möchte man im Interesse der Gerechtigkeit diesem Bolke wünschen, daß es sich aufraffe, aus der Erniedrigung, in welche fremde und eigene Schuld es gestürzt haben.

Die Anfänge der Republik in Frankreich (1848).

Bon Rarl Hillebrand.

I.

Um Morgen des 25. Februar 1848 war Frankreich ein Freistaat 1). Während Taufende von Boten, Briefen und Zeitungeblättern die überraschende Rachricht in die Proving trugen, wachte der fiegreiche Aufftand noch immer in den Strafen der Hauptstadt, damit ihm der so unerwartet zugefallene Kampspreis nicht etwa wieder entriffen werde. Wohl schien der Sieg ein vollständiger: der Feind war mehr als geschlagen, er war verschwunden, alle seine Stellungen von den Siegern besett; alle Enden des großen Staatsneges in den händen ihrer Führer. Allein an's Ausruhen bachte Niemand, an's Entwaffnen noch weniger, und nach der durchtosten Nacht brachte auch der Morgen keine Stille. Noch immer jubelte die Orgie in den Tuilerien; das Frauengefängniß von Saint-Lazare hatte die Thore geöffnet und seine Bewohnerinnen durchzogen larmend die Gaffen am Arme ihrer raschgeworbenen Buhlen; bis in den hellen Tag hinein dauerte die Plünderung des Palais-Royal. Doch tam das Stehlen nur vereinzelt vor; hier und da ward wohl auch ein Dieb ftandrechtlich erschoffen, wenn gerade ein oder ber andere Republikaner zugegen war, dem die Unbeflecktheit feiner Sache am Bergen lag; ber frangösisch-nervosen Zerftorungeluft aber vermochte Riemand Ginhalt gu thun. Spiegel und Saugrath, Gemalde und Statuen wurden gertrummert, ber Wein ausgegoffen, wenn man felber deffen genug hatte; das Flintenknallen nahm kein Ende. Trunkene Scharen zogen nach dem Jagdhause von Rainch, in dem fich einst der Bergog von Orleans mahrend der Juliwoche verborgen, nach dem Schloffe von Neuilly, wo ihn damals nach erfochtenem Siege die Königsmacher aufgefucht: beide wurden geplündert vom Reller bis jum Speicher, an beide bas Feuer gelegt. Auch die naheliegende Billa Rothichild's und Billiers, ein Landhaus des Herzogs von Aumale, gingen in Flammen auf. Faft alle Eisenbahnstationen der Umgegend wurden verwüstet, die Brücken gesprengt, end=

¹⁾ Bgl. Deutsche Rundichau, Juli 1879

lich fogar die Schienen aufgeriffen. In den Borftadten drangen die Arbeiter in die Fabriten, um ihren Muth an den verhaften Maschinen zu kuhlen; und vornehmlich waren die Drucker geschäftig, die Dampfpreffen maffenweise zu zertrummern. Alle Erhebeftellen für Accife und Brückengeld wurden gerftort, Die Cafernen gewaltsam erbrochen, die Waffen weggetragen, die Soldaten mit fortgeriffen. Dasselbe ftand den Gefängniffen bevor: ichon zwei hatten ihre Infaffen freigeben muffen; ein drittes, welches die gefährlichsten Berbrecher beherbergte, war bedroht. Auch tam bereits Methode in die Zerstörungswuth: im Stadthause felber ward der Borichlag laut, "alle Refidenzen, welche der Dynaftie angehört, zu vernichten, damit auch die letten Spuren der Monarchie verschwänden", und ichon setzte fich die Menge gegen das Louvre in Bewegung. Sier wie in Bersailles und Saint Cloud kamen die neuen Machthaber noch zeitig genug, um die hiftorischen Balafte und die Runftschätze zu retten. Auch die Kriegsvorrathe und den Artilleriepart ju Bincennes gelang es dem Secretar der Regierung, Flocon, zu sichern. Als er die hinausziehende Menge nicht zur Umfehr zu überreden vermochte, ichlog er fich ihr an, und der Befehlshaber des Forts wußte ihn tlug zu unterftugen, indem er den drohenden Scharen willig einige taufend Gewehre auslieferte, mit denen fie frohlockend in die hauptstadt zurückzogen.

Neberall sonst hatte die Regierung das Zusehen. Ihre flehenden Proclamationen verhallten wirkungslos: ihre Manifeste wurden nicht einmal gelesen, oder schon zerriffen. Umsonst gaben ihre Sendboten gute Worte, baten, man folle doch die ehemals königlichen Gebäude verschonen, dieselben seien ja jest Nationaleigenthum: ben Leuten behagte es in den Palästen; zumal die Tuilerien leerten fich felbst dann nicht, als fie jum "Spital der burgerlichen Invaliden" erklärt worden. Umfonst auch ersuchte man die Besatungen der Barrikaden, ihre hindernden Balle abzubrechen, um den Berkehr nicht langer zu hemmen; man könne ja die Baumaterialien zu beiden Seiten aufhäufen, um die Bollwerke der Freiheit sofort wieder aufzurichten, wenn's nothig wurde. Niemand gab folden Bitten Gehör; recht im Gegentheil hatten fich in der Racht überall neue Barritaden erhoben, wurden die geftrigen weiter ausgebaut und befeftigt. bem Grebeplat waren gablreiche Ranonen aufgefahren, mit dem Schlunde gegen das Stadthaus gerichtet, bebient von Bloufenmännern, die brennende Lunte in der Hand. Im Stadthause selber wogte die Menge noch immer auf und ab, von einem Saal zum andern, wimmelten die Höfe und Gange von Bewaffneten, zechten und lärmten die Ginen, mahrend die Andern, von der Ermüdung oder bem Weine überwältigt, auf Tifchen und Banten ichlummerten. Das Aufftands= heer gefiel fich darin, den Sieg auf der erfochtenen, oder doch ihm überlieferten, Wahlstatt zu feiern. Die Polizeipräfectur, deren fich einer der Berschwornen bemächtigt, drohte die Leitung der Dinge in der Hauptstadt auf eigene Fauft, unabhängig von der Stadthausregierung, an sich zu reißen und warnte das Bolt auf der hut ju fein, ermahnte es dringend, "bie Waffen nicht aus der Sand zu laffen, feine Stellungen und feine revolutionare Saltung nicht aufzugeben: allzuoft ichon fei es verrathen worden". Denn, wo rohe Genuffucht und wilder Zerftörungstrieb andere Gefühle auftommen ließ, war nicht die Freudigkeit, geschweige denn die Begeifterung der sonnigen Julitage von 1830, sondern düstrer Argwohn die herrschende Leidenschaft. Gine seindselige Stimmung, trübe wie das regnerische Februarwetter, beseelte die Sieger: sie fühlten, daß der Bürger heute nicht zu ihnen stand wie damals, und sie vermeinten, der so unverhofft, saft kampflos in ihre Hände gefallene Siegespreis könne ihnen auch jeden Augenblick wieder entwunden werden.

In der Regierung des Stadthauses, die noch immer tagte, herrschte ein ähnliches Gefühl der Unsicherheit; nur waren's nicht die besiegten Feinde, sondern die stegreichen Freunde, die man fürchtete. Nun man im Befitze ber Macht war, wollte man auch darin verbleiben, und man wußte, daß ichon andere Volksfreunde ungeduldig bereit ftanden, den Platz einzunehmen. Auch zeigten fich bereits, wie's zu gehen pflegt, von der verantwortlichen Stellung aus, die man erklommen, die Gefahren des eingeschlagenen Weges, für welche man draußen in seiner Unverantwortlichkeit kein Auge gehabt hatte. Um aber nicht weiter fortgeriffen zu werden, als es lieb war, wünschte man natürlich die revolutionare Episode so schnell als möglich zu schließen, den geängsteten Mittelftand zu beruhigen, die erregten Leidenschaften des Bolkes abzuwiegeln, diefem die Waffen aus den händen zu winden ober doch zum Schutze jenes Burgerthums zu verwenden, das noch zu eingeschüchtert war, um fich felber zur Wehr ju feten. Bor Allem galt's, die feiernde Menge wieder zur Arbeit zuruckzuführen. In Gegenwart einer Schar bewaffneter Geheimbündler — Studenten, Literaten und Nationalgardiften — die fie argwöhnisch überwachten, nur durch eine Wand von einer andern Regierung getrennt, welche, bis an die Zähne bewaffnet, nebenan "im Namen des Boltes" ihre Sitzungen hielt, faßten die neuen Minifter die bringenoften Beschlüffe, indem fie mit der linken Sand die Riffe gu ftopfen suchten, die sie mit der rechten in den Staatsbau schlugen. Dem Borurtheil und dem Saffe ward die Municipalgarde geopfert, ohne Entschädigung entlaffen, dem Elende preisgegeben, die bewährteste Truppe, die je in einem Lande Leben und Eigenthum selbstlos geschützt. Zugleich aber beantragte Lamartine — man fagt auf Eingebung jenes abenteuerlichen "General" Dubourg, der schon achtzehn Jahre früher in einer erborgten Uniform ben felbfternannten Berrn des Stadthaufes gespielt hatte — die Einrichtung einer beweglichen Bürgerwehr (garde nationale mobile), bestehend aus vierundzwanzig Bataillonen, die noch heute auf jeder der 3wölf Bürgermeiftereien der hauptstadt angeworben werden follten. Die andert= halb Franken täglicher Löhnung, der in Aussicht ftebende wichtig-geschäftige Müßiggang, und die gefällige Uniform zogen Taufende blutjunger Leute aus bem Arbeiterstande an und machte aus gefährlichen Feinden der Ordnung treffliche Bertheidiger derfelben: denn auch fie wurden nun mit einem Male conservativ wie die herren im Stadthause. Zugleich lockte ein anderes Decret, das fämmtliche großjährigen Bürger in die ständige Nationalgarde (garde nationale sedentaire) berief, die feit zwei Tagen verschwundene Bürgerwehr wieder an die Sonne: denn bis die neuberufenen Rameraden aus dem Arbeiterftande gekleidet, regelmäßig bewaffnet und organifirt waren, hatte es Zeit.

Nicht alle Beschlüffe, welche die provisorische Regierung in jener ersten Sitzung faßte, hielten sich in diesen Schranken staatsmännischer Klugheit. Sie

ließ sich nur zu bald mehr als eine Magregel abtroken, welche die Zukunft nicht wenig gefährdete und fie felber weiter führen mochte, als fie es gewollt. Gine unterschiedslose Freilassung aller politischen Gefangnen schuf den neuen Machthabern ein Heer läftiger Aemterbettler, ja Rebenbuhler, bald auch Feinde, die in ungähligen Clubs ihre Gegenregierungen aufthaten. Und kaum war dies Decret erlaffen, die Berkunder desfelben noch nicht draugen angelangt - denn jedes Bugeftandniß derart ward fofort der belagernden Menge zur Beschwichtigung mitgetheilt - als auch ichon neue Bolfshaufen aus dem überfüllten Plat in's überfüllte Saus drangen, wo denn freilich die fich begegnenden Maffen, indem fie die eigene Bewegung hemmten, dem Ministerrathe eine furze Ruhe gewährten. Endlich aber gelang es doch einer der bewaffneten Deputationen, die einander wie im Meere Well' auf Welle folgten, bis in den Sitzungsfaal zu dringen. Und fie war nicht so wohlfeil abzuspeisen als die vorhergehenden. Ungestüm verlangte der erregte Sprecher, der fie führte, angehört zu werden und ließ den Gewehr= kolben dröhnend zu Boden fallen, als man ihm auszuweichen suchte. Was er will, ift die Berkundigung des "Rechtes zur Arbeit", die "Organisation der Arbeit". Es mar dies der Titel einer 2. Blanc'ichen Schrift, deren Worte foviele Röpfe beraufcht hatten, die dem darin enthaltenen Gedanken, so ärmlich er war, kaum zu folgen im Stande fein mochten. Wohl weigerte fich Lamartine entschieden, die unheilschwangere Principienerklärung zur seinigen zu machen; wohl fahen auch feine Collegen, mit Ausnahme Blanc's, welche Gefahr darin Lag und ftanden zu ihm in feiner Bedrangniß; allein umfonst versuchte er feine Zauberfünfte an dem trotigen Bloufenmanne. "Genug gefchwatt," rief Diefer ungeduldig, indem er von Neuem den Rolben drohend aufstieß. Lamartine gab nach und bat den Unbändigen felber den Entwurf des geforderten Decretes aufzusetzen. Der Mann versuchte denn auch seinen nebelhaften Gedanken eine Korm zu geben, mußte aber bald von dem schweren Beginnen abstehen und begehrte wieder haftig auf: zugleich wurden auch seine Begleiter immer lauter. Go that man ihnen denn ihren Willen. Es ward ein Beschluß entworfen, und von allen Ministern unterzeichnet, wodurch "die provisorische Regierung der franzöfischen Republik fich verpflichtete (s'engage) den Arbeitern die Eriftenz durch die Arbeit zu gewährleiften (garantir) und allen Staatsbürgern Arbeit zu sichern, das Recht der Arbeiter anerkannte, sich untereinander zu verbinden, um zum Genuffe des rechtmäßigen Geminnes ihrer Arbeit zu kommen, und den Arbeitern zuruckgab, was ihnen gehörte, die fällige Million der Civillifte."

Besser widerstand man einer folgenden Kundgebung, die zwar ein weniger verfängliches Princip aufstellte, aber ein greisbares Symbol forderte, das lebshafter zu den Sinnen sprach und bei einer Nation, die sich leichter von Worten als von Gedanken erschrecken wie begeistern läßt, gefährlicher war als selbst jener abstracte Grundsah mit seinen bedenklichen Folgerungen. Der ganze Aufstritt war offenbar mit größtem Bedacht vorbereitet, wie denn überhaupt allen Kundgebungen dieser Tage ein Gepräge des Künstlichs-Gemachten aufgedrückt ist, das sie in einem ganz andern Lichte erscheinen läßt als die der Julis und Octobertage von 1789 oder "der großen Woche" von 1830, wo wenigstens das Heer des Aufstandes, wenn nicht die Führer, ganz unbesangen handelten. Schon in

ber Frühe hatte man die Leichen der Gefallenen in's Stadthaus gebracht und in jener Salle Saint-Jean ausgestellt, in der einft die Commune getagt, in der fie und der Wohlfahrtsausschuß am 9. Thermidor ihr Schickfal erreicht hatte. Ein Priefter wachte bei den Todten und sprach die Bebete, während die Nergte beschäftigt waren, fie für das in Aussicht genommene feierliche Begräbnif einzubalfamiren. Den ganzen Tag über wurden, um das Schaufpiel noch er= greifender zu machen, Leichen aus ben Krankenhäusern, ja fogar die Aefer von Pferden herbeigeschleppt, welche dann auf dem Groveplag in Reih und Blied nebeneinander gelegt wurden. Durch biefe schreckhafte Baffe wälzte fich eben wieder ein neuer Strom nach dem Stadthaus, fo voll, fo mächtig, daß er Alles vor fich niederwarf. Rothe Fahnen und Schleifen, rothe Cocarden und Armbander zeichneten die Herannahenden vor der übrigen Menge aus und ihrem Unprall widerstand Richts: schon drangen die Bordersten bis in den Sigungs= faal der Regierung. Ihnen warf fich Lamartine muthig entgegen, ließ ihren lärmenden Sprecher kaum jum Worte kommen, der die Annahme der rothen Farbe als der Nationalfarbe forderte und auf der Stelle befriedigt fein wollte. Nie ftromte die Rede voller, überzengender aus der Bruft des schonen Mannes, der teine Tafte unberührt ließ. Schmeichelnd, warnend, drohend; wikig auch, two es galt plogliche Ginsprüche abzuschlagen, die in der Menge laut wurden, fchien der Dichter heute über fich felbst hinauszugehen, und - es gelang ihm Die Leute jum Nachgeben, zur Umkehr zu beftimmen. Draußen aber begnügte man fich nicht mit dem schwachen Wiederhall der mächtigen Worte. So wohl= feilen Raufes sollten die "Aristokraten" da drinnen nicht davon kommen, welche die Republik zu Gunften der Bourgeois "escamotiren" wollten. Gin wildes Geschrei erhob sich, Gewehrsalven erschütterten die Luft, ein neuer Andrang der furchtbaren Maffe schien selbst die Mauern des alten Gebändes erschüttern zu wollen. Fünfmal trat Lamartine an's Fenfter um die aufgeregten Wogen zu besprechen. Umsonst warf der schon halbsiebernde Lagrange er war zum Bouverneur des Stadthauses ernannt worden - seine beiseren Worte in den Sturm: man war feiner Stimme gefolgt, fo lange fie jum Aufftand rief; nun fie jur Rube mahnte, verhallte fie machtlos. Wirren haares, ftieren Blickes, ichweißtriefend, rannte er vom Ginen zum Andern in seinem pulvergeschwärzten Kittel, Piftolen im Gürtel, den Sabel in der Hand, ein Bild des Wahnwihes, dem er anheim fallen mußte, sobald er rathlos und ohnmächtig vor dem Tener ftand, das er geschürt. Es mochte vier Uhr sein, als Lamartine endlich die Treppe hinunter mehr fich tragen ließ als ging und fich Leib an Leib gegen die brandende Menge stellte. Bon einem halbzerbrochenen Rohrstuhle herab, den ihm Jemand vor's Thor Schob, fielen seine Orpheusworte auf die erregten Gemüther: er pries den Heldenmuth, die Hochherzigkeit des Bolkes, das die Thrannei gefturzt ohne fich zu beflecken, das einmuthig zusammen gestanden gegen die Willfürherrschaft und dem man, da Alles nur Eintracht athme, Alles sich in der einen Liebe jum einen Baterland begegne, das Zeichen der Zwietracht und des Haffes, die Standarte des blutigen Standrechtes in die Hand driiden wolle, eine Fahne, beren traurige Berühmtheit fich darauf beschränke, "im Jahre 11 im Blute des Boltes um das Marsfeld geschleppt worden ju fein, während die drei

Karben die Welt mit dem Namen, dem Ruhm und der Freiheit Frankreichs umzogen hätten." Die Menge war bewegt: es lebe Lamartine! scholl es aus mehr als einem Munde. Schon glaubte er gefiegt zu haben, als die Rädels= führer, die sich auf dem Punkte saben ihr Spiel zu verlieren, unterm Rufe "Nieder mit dem Ariftokraten" mit Bajonett und Bike auf ihn eindrangen. Da zeigte sich plöglich neben ihm auf dem Stuhle ein zerlumpter, blutbefleckter Bettler, schloß ihn in seine Urme, bedectte ihn mit Ruffen, zeigte ihn dem Bolte als den Gottgefandten, und - aller Widerftand hörte auf vor diesem Schaufpiel, das die Bermählung des patriotischen Geiftes= und Geburtsadels mit dem Bolke zu verfinnbildlichen schien. Unter'm Jubel der Taufende ward die Tricolore wieder aufgehißt und nach achtstündigem Ringen schien die Sache der Ordnung, welche die drei Karben porstellten, noch einmal gerettet. Zugleich erschienen, während der Greveplat fich allmälig leerte, 600 Jünglinge der Militärschule von St. Cpr (bei Bersailles), die der Regierung ihre Dienste anboten und mit den ichon anwesenden Polytechnikern eine ansehnliche, wohl bewaffnete und wohl einerercirte Leibwache bildeten. Gin alter Militar wurde an Stelle Lagrange's. der, nun gang eine Beute des Wahnsinns, in's Krankenhaus getragen worden. zum Commandanten des Stadthaufes ernannt. In den Höfen zundete man Keuer an, um die sich die jungen Leute lagerten, die benachbarten Speisehäuser mußten ihnen auf Requisition die Abendmahlzeit liefern und endlich konnte die Situng des neuen Minifterrathes, welche feit dreißig Stunden dauerte, aufgehoben werden. Gine lette Proclamation — der zweiundsechzigste Erlaß seit dem Regierungsantritt — legte noch einmal dem Bolle Ruhe und Vertrauen an's Herz: "Richt Wochen verlangen wir von der Sauptstadt und dem Bolke um eine volksthumliche Regierung einzurichten und die Rube wiederzufinden, welche die Arbeit erzeugt. Nur noch zwei Tage und die öffentliche Ruhe foll vollständig hergestellt sein; noch zwei Tage und die Freiheit foll uner= schütterlich begründet sein; noch zwei Tage und das Bolk foll seine Regierung haben."

Leichteren Stand als das Stadthaus hatte die Polizeipräfectur in ihren Bemühungen um Wiederherstellung der Ordnung gehabt. Dort hatte fich am porhergebenden Abend ein SandelBreifender und alter Getreidehandler, Namens Marc Cauffidiere, eigenmächtig, oder doch nur unter Genehmigung der Berschwornen der "Reforme"=Redaction mit seinem Genoffen Sobrier eingerichtet und trotte hier wie fein auf dieselbe Weise eingesetter College vom Boftamt, Etienne Arago, des Aftronomen und Maxineministers jungster Bruder, der provisorischen Regierung des Stadthauses, welche, mit Ausnahme Ledru-Rollin's, fowie der beiden Secretare Louis Blanc und Flocon, aus Männern des gemäßigteren "National" beftand. Beide aus dem Stegreif zu hohen Beamten gemachten Revolutionäre zeigten mehr Energie und Gewandtheit als ihre Nebenbuhler im Stadthaus, über die fie freilich den Vortheil hatten, eine ungetheilte Dictatur auszuüben und von dem "Bolke" weniger beläftigt zu werden. Etienne Arago, der die Ernennung Bethmont's zum Generalpostmeister einfach ignorirte. gelang es schon am Morgen des 25. alle Couriere wieder richtig abzusenden. während Cauffidiere fofort seine Mitverschworenen und Barrikadenkämpfer in der Rue de Jerusalem um sich scharte und militärisch organisirte. Als der von ber Stadthausregierung ernannte Bolizeiprafect, Dr. Recurt, am 25. fruh er= ichien um von feinem Amte Befit zu nehmen, ward er ohne Beiteres abgewiefen; benn Cauffidiere war keineswegs gewillt, feine fcone Stelle fo mohlfeilen Raufes Preis zu geben. Umfonft kam noch am folgenden Tage (26.) der neue Bürgermeifter von Baris, dem die Bolizeipräfectur amtlich untergeordnet sein follte, um ihn gum Rücktritt zu bewegen; er blieb und man mußte ihn am Ende wohl oder übel in seinem selbstergriffenen Umte bestätigen. Bierzehn Tage später ward er denn auch formlich jum Bolizeiprafecten ernannt. Er hatte feine Amts= thatigkeit febr ernft genommen, und die Arbeit war um fo größer, als eine heftige Rrankheit seinen Genossen und Bertrauten Sobrier ichon vom zweiten Tage an ferne hielt. Er ließ sofort in der Provinz Getreide ankaufen, die Canale in Stand feten, den Backern das mangelnde Brennholz zuführen und sicherte fo der Hauptstadt wenigstens ihr Brot. Auch brachte er's endlich gegen Samstag Abend (26.) dahin, die noch immer unversehrten Barrikaden, welche den Weg nach den Hauptmärkten versperrten, doch zum Theile abzuräumen; und am Sonntag (27.) war die Stadt, wenn auch nicht wieder gepflaftert und fahrbar, fo doch wenigstens den Fußgängern zugänglich. Wichtiger war es, nach Auflösung der trefflichen Municipalgarde, eine Sicherheitsmache zu ichaffen: benn noch zitterten alle Burgersleute hinter ihren wohlverschloffenen Läden. Schon in der erften Racht (24.-25.) hatte Cauffidiere seinen Mitverschworenen Cheen mit der Anwerbung von 600 Bloufenmannern betraut. Bald waren fie auch, in vier Compagnien mit revolutionären Namen, als la Montagnarde, le Saint-Juft u. f. w getheilt, ichlagfertig. Rur wer eine politische Berurtheilung aufweisen ober wer darthun konnte, daß er auf den Barrikaden mitgefochten, ward gegen eine tägliche Löhnung von 21/4 Franken zugelaffen, und die "Montagnards", wie fie ber Boltsmund nannte, machten im Gangen ihres Schöpfers Wahlfpruche, "Ordnung durch Unordnung", alle Ehre.

II.

So ganz beschworen, wie die Regierenden es glaubten, war indeß der Sturm doch noch nicht; denn im selben Augenblicke, wo sie sich endlich nach Erlaß ihres slehentlichen Manisestes getrennt und zur Ruhe begeben hatten, gingen die Rädelssührer der mißglückten Bewegung für die rothe Fahne bereits mit dem Plane um, diese Bewegung zu erneuern und sich des Stadthauses um jeden Preis zu bemächtigen. Die Berathung sand zu später Stunde im Tanzlocale des Prado statt, wo sich sofort ein Club — der erste von unzähligen — aufgethan hatte. Schon war die Sache beschlossen, als Blanqui erschien, dessen Ansischen und Einfluß in den geheimen Gesellschaften damals noch allmächtig war. Er war sosort aus dem Privat-Krankenhause herbeigeeilt, worin ihm schon längst gestattet worden war seine lebenslängliche Gesängnißstrase abzubüßen. Ein Gang durch die Stadt hatte genügt seinem Kennerblick die Aussichtslossest weiteren Angriffs zu offenbaren: die Ebbe war eingetreten und nur die Fluth konnte ihn und die Seinen in den Hasen tragen. Das Erscheinen des Wiederauserstandenen ward lärmend begrüßt und seine Worte versehlten ihre Wirkung

nicht. Frankreich sei keineswegs republikanisch, meinte er. Die Revolution, die stattgefunden, sei eine glückliche Ueberrumpelung gewesen: Nichts weiter. Wenn man jest losschlüge, so wurde man nur die Broving und die Burgerwehr aufbringen. Beffer fei's, die herren im Stadthause fich felber verbrauchen gu laffen, und mittlerweile Alles vorzubereiten." Die meiften der Leute fahen die Wahrheit dieser Bemerkungen wohl ein und gaben nach: allein es gab Andre braußen, zahlreichere, freilich auch unschädlichere, die es nicht auf einen Hand= ftreich absahen und denen die Fahnenfrage tein Vorwand war fich in Besit ber Macht zu seken, sondern ein wichtiger Selbstzweck. Ihnen gelang es Louis Blanc für fich zu gewinnen, der ihr Anliegen bei feinen Collegen zu befürworten versprach. So fah denn der Morgen des 26. (Sonnabend) den Greveplat wieder dichtgedrängt von Bewaffneten, Larmenden, über deren Säuptern hunderte von rothen Fahnen flatterten und diesmal war etwas mehr Ordnung in der Sache als Tags zuvor; man schrie und knallte zwar auch, aber man drängte nicht, versuchte keinen Sturm gegen das Stadthaus: hatte man doch seinen Sprecher drinnen und die Realisten des Aufstandes hielten sich ferne, wie ihr Kührer es ihnen gerathen. Die Discuffion im Schoke der Regierung war lebhaft: Louis Blanc ftand allein nicht nur gegen seine befonderen Gegner Lamartine und Garnier=Pages, nicht nur gegen die "Moderantisten" wie Carnot und Couddaux, fondern auch gegen seine perfonlichen Gönner Arago und Dupont (de l'Eure), ja gegen Ledru-Rollin felber, dem Hauptvertreter des Jacobinismus im Schofe der Regierung; allein er war gabe, wich keinen Jug breit und das Mintengeknatter seiner Freunde draußen tonte dazwischen hinein, wie ein gar unwiderlegbares Argument. So kam man denn zu einem Compromiß, man behielt die drei Farben bei, aber in der Reihenfolge, wie fie zu Zeiten der erften Republik gewesen; man behielt den gallischen Sahn — "dies verehrte Zeichen. unter dem die Republik von 1792 gegründet, das in den ruhmreichen Julitagen wieder aufgenommen worden" - aber unter ihm follte die rothe Schleife flattern und alle Behörden follten die rothe Cocarde tragen "als Andenken der Dankbarkeit für die lette That der Bolksrevolution." Das befriedigte denn die Menge draußen, wenn auch nicht alle: denn ein auf rothem Bavier gedrucktes Manifest der Unzufriedenen erklärte sofort: "Das Bolk habe die rothe Farbe auf den Barritaden aufgeftectt; man folle nicht versuchen fie zu brandmarken: roth fei fie nur von edlem Blute, welches Bolt und Burgerwehr vergoffen. Sie flattere leuchtend über Paris. Sie muß beibehalten werden. Das siegreiche Bolt wird feine Flagge nicht ftreichen." Der Aufruf blieb jedoch ohne Wirkung: man war des Thema's mude und hatte schon begonnen, ein anderes zu variiren, das der endgiltigen Erklärung der Republik.

Während in der That die Regierung drinnen ein Decret nach dem Andern erließ, worin sich ein edler Idealismus und knabenhaste Spielerei, ein Haschen nach theatralischer Wirkung und ehrlicher Wahnglaube verbanden, mischten und solgten, sann man draußen schon wieder auf neue Forderungen. Wohl vernahm man mit Befriedigung jeden der Beschlüsse, welche sosort vom Fenster aus verkündet wurden: bald, daß die Abelstitel abgeschafft, ihr Tragen sogar verboten, die Anrede "Bürger" und "Bürgerin", statt der aristokratischen "Monsieur" und "Madame" eingesührt sei, daß alle Straßen, Anstalten, Gymnasien republikanische Namen

erhalten, auf allen Pläten Freiheitsbäume gepflanzt, an alle öffentlichen Gebaude die Worte "Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" geschrieben werden follten; bald aber auch, daß auf Staatstoften Wertstätten für die Arbeitslosen eröffnet, oder daß die Gidleiftung der Beamten, die Septembergesete gegen Preffreiheit und Berfammlungsrecht, die in den Colonien noch immer bestehende Sclaverei, end= lich auch die Todesstrafe für politische Verbrechen abgeschafft seien. Zugleich aber mit diesem letten und schönften Beschluffe, der die Nation über die mögliche Wiederkehr einer Schreckensherrschaft lau beruhigen bestimmt war, mußte auch dem Parifer "Volke", das achtzehn Jahre vorher einen ähnlichen Vorschlag zur Rettung ber Minifter Karl's X. durch feine drohende Saltung jum Scheitern gebracht hatte, das Bugeftandniß gemacht werden, das es fturmifch verlangte: es mußte die Republik von 1793, deren Verbrechen man verleugnete, als zu Recht bestehend anerkannt, und so dem Lande das Selbstbeftimmungsrecht benommen werden, das man ihm vorgestern noch besonders vorbehalten hatte: wo nicht, so erklärte Raspail, ein volksthümlicher Doctor aus Inon, im Namen der wartenden Menge, würden die Barrikaden nicht geräumt werden. So mußte denn Lamartine wiederum an's Kenster treten um zu erklären, daß fürder keine Art von Legitimität außer der der Republik — anerkannt werden solle. "Das Königthum unter jed= weder Form, fo lautete der Erlaß, den er vorlaß, ift abgeschafft. Die proviforische Regierung hat alle nöthigen Magregeln getroffen um die Rücklehr der alten Dynaftie und das Aufkommen irgend einer neuen unmöglich zu machen. Die Republik ift ausgerufen." Gegen folche Borausbezahlung war es ihm dann auch erlaubt, die Abschaffung der Todesstrafe für politische Berbrechen zu ver= fünden. Wie aber das Barijer "Bolt" diese feiner Leidenschaft gesette Schranke um jenes Zugeftandniffes willen hinnahm, fo beftätigte das Land, wenn auch nur vorläufig, jenes Zugeftändniß um diefer Schranke willen.

Auf den nächsten Tag (Sonntag den 27.) ward die feierliche Berkündung die dritte in vier Tagen — anberaumt und in dem Decrete, welches diese Feier= lichkeit anzeigte, erschienen zum ersten Male die Namen der nicht im Abgeord= nctenhause berufenen Louis Blanc, Armand Marraft, Flocon und Albert (des Arbeiters) in bunter Reihe mit denen Dupont's (de l'Eure), Arago's, Lamartine's, Marie's, Crémieux', Ledru-Rollin's und Garnier-Pages' vermischt, als gleichberechtigte "Mitglieder der provisorischen Regierung", mahrend bis dahin, wenn auch auf E. Blanc's Drangen bie Bezeichnung als Secretare ichon am zweiten Tage verschwunden war, doch immer noch die Namen der vier Nachgekommnen und Portefenillelosen, durch einen Absak von den andern getrennt, als Anhängsel erschienen waren. Das Berdienst den Männern, die der Bolksvertretung nicht angehörten, mittelft der Runfte des Schriftsegers einen Blat in der Regierung Frankreichs erobert zu haben, kam Louis Blanc zu. Gegen zwei Uhr Nachmittags fah man die provisorische Regierung sich nach glücklicher Beendigung ber erneuten Wort- und Principienkämpfe, welche den ganzen Vormittag ausgefüllt, aus dem Stadthaufe nach der Julifaule richten, wo die Feierlichkeit ftatt= finden follte. Sunderttaufende von Menschen wogten durch die noch immer kaum gangbaren Strafen. Auf dem Baftillenplat angelangt, stellten fich die durch dreifarbige Schärpen und rothe Schleifen ausgezeichneten Minifter um das Piedeftal der Säule auf. Es sprachen Cremieux und Arago, der den greisen

Borsitzenden der Regierung, Dupont (de l'Eure), der Menge vorstellte: "Bürger, achtzig Jahre eines reinen, patriotischen Lebens reden zu Euch." Dann ward das Decret verlesen und tausendstimmiger Jubel begrüßte die Berkündung der Republik, worauf sich der ungestüme Zug vor den neuen Herrschern vorbeibewegte: zuwörderst Bürgerwehr zu Tuß und zu Pferde, dann die obersten Behöreden und kirchlichen Würdenträger, die Schiller von St. Chr., endlich unterm Gesange des za ira die Compagnie der Sansculotten und zahlreiche andere Bereine und Brüderschaften. Schon dauerte das Desile fast zwei Stunden, als die Minister ausbrachen, um den Rest des ausgestellten Heeres vorübergehend zu mustern und sofort brach die Menge einige der noch ragenden Barrikaden ab um den Durchzug zu erleichtern. Der Kriegszustand schien beendet, der Frieden wieder hergestellt: aber war's auch mehr als Schein?

III.

Während fo die neuen Machthaber fich ihre Unerkennung seitens des haupt= ftädtischen Aufstandsheeres erbetteln mußten, schloß sich das Land ohne Zögern der einzigen Gewalt an, welche, bei der drohenden Auflösung der staatlichen und gefellschaftlichen Ordnung, fich als Anhaltspunkt für die Reubildung einer folschen Ordnung darbot; und es feilschte nicht um Ramen und Zeichen, so lange fie ihm nur das Wesen zu wahren versprach. Selbst die in manchem Sinne so berechtigte, von der Mehrzahl der Nation so begeistert aufgenommene Revolution von 1830 hatte mehr Widerspruch gefunden als diese, Allen unwillkommene, durch Richts gerechtfertigte Ueberrumpelung, welche einer ganglich wurzellosen Autorität ein unerwartetes Ende bereitet hatte. Alles beugte sich vor der vollendeten Thatsache. Das Beamtenthum bot durch das Organ des Staatsraths und der Oberrechnungskammer, die Juftig durch dasjenige des oberften Gerichtshofes, die "Universität" durch die höchsten wissenschaftlichen und Lehr-Unftalten der Hauptstadt, die Finanz und der Handel durch die Bank von Frankreich, die Pariser Handelskammer und das Haus Rothschild, der extemporirten Regierung ihren Beiftand an im schwierigen Werke die Ordnung tvieder herzustellen. Die Provincialbehörden folgten felbstverftändlich fofort dem Beispiele der Centralbehörden: Bräfecten und Unterpräfecten, Appellhöfe und Tribunale, Municipal= und Generalräthe, Handelskammern und Facultäten wetteiferten in Anerkenntniß der neuen Gewalt, an welche sich der besitzende Bürgerftand wie an den einzigen Retter in der Noth anklammerte, als die Maffen der großen Städte, dem Beispiel der Parifer folgend, Gigenthum und Ordnung bedrohten. Hatten die Arbeiter in Lyon doch schon am 26. Februar das Zerftörungswerk begonnen, die Arbeitshäuser, in denen sie Nebenbuhler fahen, in Brand gesteckt, taufende von Webstühlen zertrümmert, die armen Kinder und Frauen vertrieben, wie sie überall die fremden Arbeiter verjagten. Auch die Befestigungswerte der Croix-Rouffe fielen unter ihren Sanden und meuterisches Militär gesellte fich ju ihnen. Aehnliches fand in Lille, namentlich aber in Rouen ftatt, das die Arbeiter thatsächlich vier Wochen lang beherrschten. Und felbst wenn die Bürger und Bauern in der provisorischen Regierung keine Beichützerin gegen die aufgeregten städtischen Maffen, sondern die Urheberin

aller drohenden oder schon ausgebrochenen Unordnung gesehen hätten, so wäre doch an einen Widerstand oder eine unmittelbare Reaction des Landes gegen die unliedsame Ueberraschung um so weniger zu denken gewesen, da es an einem Mittelpunkte sehlte, um den man sich hätte sammeln können; denn die Dynastie hatte sich ja selber aufgegeben; sobald aber die Hand, welche alle Fäden des Staates leitete, dieselben losließ, sielen sie alle wie leblos zu Boden; und der Erste, der sie wieder auffaßte, konnte sie von Neuem zerren und lenken, wie ihm beliebte, — so lange kein Dritter kam, der sie ihm wieder aus der Hand wandte.

Auch bas Beer fügte fich ohne Widerrede der neuen Gewalt; denn ein oberfter Kriegsherr war nicht mehr da, und das Baterland, dem man den Dienft nicht verweigern konnte, ward nur noch von den Männern dargestellt, welche fich mit der Hilfe und Erlaubniß des hauptstädtischen Böbels der Regierung bemächtigt hatten. Schon am Abend des 25. Februar hatten sich ihr die Generale Bedeau und Lamoricière zur Verfügung geftellt. Selbst die Marschälle, welche dem Bürgerkönige am personlichsten und eifrigften gedient hatten, Soult, Sebaftiani, Bugeaud, boten nach furgem Besinnen ihre Dienste an: "Die Ereigniffe, die vorgefallen, ichrieb der Lettere am 28. Februar, die Nothwendigkeit der allgemeinen Einigkeit um die Ordnung im Innern und die Unabhängigkeit nach Außen zu wahren, machen es mir zur Bflicht, der Regierung, die eingerichtet worden ift, meinen Degen zur Berfügung zu stellen." Alle Oberofficiere blieben auf ihrem Boften und nahmen die Befehle des neuen Kriegsministers, General Subervic, an. "Officiere und Soldaten," lautete der Tagesbefehl Graf Caftellane's, welcher die Militärdivifion in Rouen befehligte, "Ihr feid Eures Gides gegen die gefallene Regierung entbunden. Gine provisorische Regierung ist eingerichtet worden; die Republik ift eine vollendete Thatsache. Scharen wir uns um die provisorische Regierung im Interesse der öffentlichen Ordnung und der nationalen Unabhängigkeit." Selbst in Algier, wo 100,000 Mann ftanden und wo die Nachricht vom Geschehnen am 27. Februar eintraf, erhob sich tein Finger für die Herrscherfamilie, welche achtzehn Jahre lang allen Ruhm und alle Gefahren der afrikanischen Armee getheilt, welche mit dieser Armee so innig verwachsen au fein ichien, daß man fie fich taum ohne Bringen des haufes Orleans benten konnte. Unterwarfen fich doch die Königssohne selber, welche das heer und die Flotte befehligten, ohne Bogern den Männern Edie fich an ihres Baters, ihres Neffen Stelle gesetzt. "Nichts ift an unseren Pflichten gegen Frankreich gean= dert," fo ichloß der Generalgouverneur Algeriens, der junge Bergog von Aumale, ber Befieger Abdelkader's, das Manifest, mit dem er der Colonie und dem Beere die Bildung der provisorischen Regierung anzeigte. "Die Bevölkerung und die Urmee erwarten in größter Ruhe die Befehle des Mutterlandes." Um 2. März verkündete er selber die Ausrufung der Republik und am nächsten Morgen trat er mit seinem Bruder, dem Flottencommandanten Bring Joinville, die Reife nach Gibraltar und England an, nachdem er die baldige Ankunft feines Nachfolgers angezeigt. Denn die provisorische Regierung hatte den Generalmajor Cavaignac, den Sohn des Conventsmitgliedes Jean-Baptiste und Bruder des Julifampfers Godefron Cavaignac, einen noch jugendlichen Officier (geb. 1802),

ben nur seine republikanische Geburt zu solcher Gunft empsohlen, zugleich zum Generallieutenant — oder vielmehr vom Brigade- zum Divisionsgeneral befördert; die Titel der ersten Revolution mußten ja wieder hergestellt werden — und zum Generalgouverneur von Algerien ernannt. General Changarnier, welcher der Dynastie so gut wie Alles dankte, folgte den Prinzen nicht, sondern übernahm das Interim des Gouvernements, bat aber zugleich um den Oberbesehl über die "meistbedrohte Grenze" des Mutterlandes. "Die Gewohnheit Truppen zu manövriren, sagte der bescheidene Mann, das Zutrauen, das mir dieselben schenken, eine Ersahrung, die durch ernste Studien erleuchtet ist, eine leidensschaftliche Ruhmesliebe, der Wille und die Gewohnheit zu siegen, würden mir zweiselsohne erlauben alle meine Obliegenheiten mit Ersolg zu erstüllen." (Brief vom 3. März.)

Beeilten sich alle von der Centralregierung abhängigen Behörden ihre Unterwerfung anzuzeigen, so ging die einzige Macht, welche noch, trok der Ernennung und Zahlung durch den Staat, ihre Selbständigkeit diesem gegenüber zu wahren gewußt, ging die Kirche einen Schritt weiter: sie begrüßte den siegreichen Aufftand als eine Befreiung von unerträglichem Joche. So wenig nütte jett dem Ronig feine fpate Unnäherung und Berfohnlichkeit: genug, er hatte der Fordernden nicht Alles bewilligt, ihr nicht das Unterrichtswesen bedingungsloß ausge= liefert: das wurde schon als Tyrannei empfunden und jede Neuerung will= tommen geheißen, die weitere Zugeftandniffe zu versprechen schien. Und zum erften Male in den Jahrbüchern der Revolution zeigte fich der Aufruhr, der die könig= lichen Paläfte zerftörte, schonend, ja achtungsvoll vor den Gotteshäusern, bot der Beiftlichkeit die Sand, welche dieselbe denn auch beeifert ergriff. Bereits am Sonntag Abend (27.) nach der feierlichen Berkundung der Republik am Fuße der Julifäule, brachte der papftliche Nuntius der Regierung seine Glückwünsche: und überall in diesen Tagen, wo die Freiheitsbäume an jeder Strakenecke gepflanzt wurden, holte sich das Bolt die Priefter des Sprengels, um die republikanischen Embleme zu weihen und fegnen, wurde in allen Kirchen das Te Deum salvam fac rempublicam angestimmt. Hatte doch der Erzbischof von Baris, derfelbe Mfar. Affre, den der König als einen Gallikaner und Resuiten= feind begunftigt und in feine einflugreiche Stellung eingeschoben hatte, ichon am Abend des 24. Februar allen seinen Pfarrern Weisung gegeben Messen für die "Opfer" des Tages zu lefen; jest empfahl er allen den Befehlen der provi= forischen Regierung nachzukommen und auf allen Kirchen und Kapellen die Fahne der Republik aufzuziehen. In einem hirtenbriefe vom 3. März verherrlichte er das Bolk von Paris als den "neuen Simson", der das Gebäude der Zwingherrschaft eingestürzt und wies aus der Geschichte nach wie die Republik überall der Freiheit der Kirche günftig sei. Dieselbe Saite berührte der ultramontane Fanatiker, Cardinal Bonald, der das Erzbisthum von Lyon inne hatte, als er meinte (27. Februar), "die Fahne der Republik" werde sich ja auch in Frankreich als eine "Schutfahne der Religion" erweisen. Gar die dritte Partei, welche sich im Schofe der Kirche gebildet hatte, die der freifinnigen Katholiken von Montalembert's und Lacordaire's Farbe, bewillkomm= nete freudig die neue Regierungsform. Der beredte Dominikaner war ichon am 27. Februar in der Kanzel von St. Merrh erschienen, an der Stelle wo vor fünfzehn Jahren die Sieger von heute ihre blutige Niederlage erlitten, und hatte das Bolk geseiert, das "so herrlich in seinem Zorne" gewesen, während Montalembert im "Univers," (25. Februar), der sich noch nicht so schrend Montalembert im "Univers," (25. Februar), der sich noch nicht so schrend Wortspielen Republikaner geben als die französischen Katholiken." Im selben Sinne schreib sein Freund Graf de Fallour am selben Tage an eine Provinzialzeitung und schon am 1. März verließ sein unzertrennlicher Kampsgenosse, de Coux, die Redaction des "Univers," um mit Ozanam und Marct eine neue Zeitung zu gründen, und "eine Fahne auszusiehen, in deren Falten sich Keligion, Kepublik und Freiheit unzertrennlich umschlangen."

Ueberhaupt war die Preffe gunftig für die neue Regierung geftimmt; nicht nur die der legitimiftischen Bartei und der "dynastischen" Opposition, sogar die ehemals minifteriellen und confervativen Organe traten ein für das, feit geftern, Bestehende, nachdem das Alte nun doch unwiederbringlich verloren war. Die demokratischen und republikanischen Blätter frohlockten natürlich und feierten pomphaft ihren Sieg, bis fie, nur zu bald, wieder unter fich in Streit geriethen. Der Haltung der Preffe entsprach die der Bolfsvertreter. Larochejacquelin, der fcon in der letten Sitzung des Abgeordnetenhauses eine fo entscheidende Rolle gespielt, war gang Tener und Flamme für die neue Ordnung und selbst die gemäßigten Legitimiften erklärten burch Berryer's Stimme "ihre gange Berhaltungsregel beschränke fich darauf, die provisorische Regierung zu unterftützen." Und die bei Obilon Barrot versammelte Opposition, darunter Thiers und sein Remusat, Dufaure, Duvergier de Hauranne und Malleville, Billault auch und Abbatucci, scharten sich um die Republik. Als die Ersten aber erschienen die Bonaparte - Bonapartiften als Partei gab es noch nicht - auf der Stelle, für's Erfte nur um ihren Plat an der Sonne ju fordern: das lebrige mußte ja von felbst tommen. "Die Zeit der Dynaftien ift vorüber," rief der weiland König von Weftphalen (26. Februar); "nun fei's aber auch an der Regierung der Republik seine Berbannung aufzuheben, die eine Beleidigung Frankreich's fei." Der Sohn gar hatte an der Seite feines Freundes Bietri macker mit= gefochten am Chateau d'eau, war Giner der Erften in die Tuilerien gedrungen und hatte ichon am Abend des 24. fein dem großen Oheim aus dem Beficht geschnittenes Profil auf dem Stadthause gezeigt und seine Dienste angeboten, während die Getreuen seines Betters Louis, Berfigny und General Biat, in ihrem troftlosen Geldmangel, wenigstens Meffer vertheilten und in geschriebenen Unichlagszetteln das Bolk an "den Erben des Siegers von Marengo und Aufterlig" erinnerten. Aus allen Winkeln tauchten Bonapartes auf; die Sohne Lucian's beriefen fich auf die republikanischen Gefinnungen des Baters und auch ihre Halbbrüder, die fo lange in Amerika, dem Orient und Italien gegbentenert, waren plötklich zur Stelle, man wußte nicht woher und erklärten fich für treffliche Republikaner. Bereits am 25. Februar erschien auch ber Mann von Strafburg und Boulogne felber, der feit feiner Flucht aus Sam in London weilte, in der frangofischen hauptftadt. "Run das Bolk von Baris burch seinen Seldenmuth die letten Spuren der fremden Invasion vertilgt hat,"

schrieb er sosort an die provisorische Regierung, "eile ich aus der Berbannung herbei um mich unter die Fahne der Republik zu stellen . . . ohne anderen Chrzeiz als den meinem Lande zu dienen . . . " Im Stadthause schenkte man dieser Uneigennühigkeitserklärung wenig Glauben und hieß den Prätendenten sosort Paris zu verlassen. "Nach dreiunddreißig Jahren der Berbannung und Bersolgung, " antwortete der Prinz beim Abreisen (29. Februar), "glaubte ich das Recht erlangt zu haben, wieder einen Herd auf dem Boden des Baterlandes zu sinden. Sie glauben meine Gegenwart in Paris sei jetzt eine Ursache der Berlegenheit. Ich entserne mich also für den Augenblick. Sie werden in diesem Opfer die Reinheit meiner Absichten und die Aufrichtigkeit meiner Bater-landsliebe sehen."

IV.

Die Rathsamkeit den einzigen Bürgen der inneren Ordnung, d. h. die provisorische Regierung, zu ftüten um von ihr die Erhaltung des äußeren Friedens zu erlangen, war auch an den Söfen Europa's maßgebend. Lamartine, der das Auswärtige übernommen hatte, zeigte am 27. Februar den in Paris anwesenden Bertretern der Mächte die Berkundigung der Republik an, welche den Nachmittag am Juge der Julifäule stattgefunden hatte. "Die neue Regierungsform habe weder die Stelle Frankreichs in Europa noch deffen loyale und aufrichtige Gesinnungen guter Harmonie gegen die Mächte verändert, welche, wie es, die Unabhängigkeit der Nationen und den Frieden der Welt wollten . . . Der Grundsak des Friedens und der der Freiheit seien am selben Tage in Frankreich geboren worden." Zugleich gab er dem britischen Botschafter, Lord Normanby, das bündigfte Bersprechen, Nichts gegen Belgien zu unternehmen, ja die Annexion des kleinen Königreichs nicht anzunehmen, wenn sie der Republik angeboten würde. Das beruhigte Lord Balmerston in hohem Grade. Schon am nächsten Tage (28.) wieß er Lord Normanby an in öfficiöse Beziehungen zur neuen Regierung zu treten, indem er "sich vorbehielt, nach Maggabe der Ereigniffe zu beurtheilen, ob Großbritannien dieselbe auch officiell anerkennen folle;" und noch am selben Tage schrieb er an die Höfe des Oftens, indem er fie bringend beschwor, "fich jeder Handlung zu enthalten, welche die provisorische Regierung reizen oder dem Sturze, vielleicht der Ersetzung durch Männer der Kriegspartei, aussetzen könne. Dies sei das einzige Mittel vielleicht noch die Störung des europäischen Friedens zu verhindern." Hatte ihn doch Lamartine ichon bedeuten laffen, daß eine öfterreichische Dazwischen= kunft in Italien den Krieg zur unvermeidlichen Folge haben würde. Die Sofe von Berlin und Wien folgten gerne dem Rath wie dem Beispiel Englands. Der preußische Gefandte, S. Alexander v. Arnim, ward zwar nach Berlin gerufen, aber mit der ausdrücklichen Erklärung, es handle fich nur um eine Berufung, nicht um eine Abberufung (un appel, non un rappel) und fein erfter Legationssecretar fei beauftragt, officiofe Beziehungen mit der neuen Regierung zu unterhalten; übrigens beabsichtige Preußen in feiner Weise fich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen. Graf Appony, der österreichische Botschafter, blieb sogar in Paris, obichon auch er die Geschäfte

durch seinen ersten Botschaftssecretär versehen ließ. Ablehnender verhielt sich der russische Geschäftsträger Kisseless, der die Verhaltungsbesehle von Petersburg abwartete. Sie lauteten höchst seindlich. "Machen Sie sich bereit zu Pserde zu steigen," hatte Czar Nikolaus zu seinen Officieren gesagt, als ihm auf einem Balle im Winterpalast die erste Nachricht vom 24. Februar gebracht wurde; und am andern Tage wurde die russische Armee auf Kriegssuß gesetzt, vier Armeecorps in Polen ausgestellt. Dagegen erhielt der Vertreter Sardiniens, Mse. Brignole-Sale, trotz der intimen Beziehungen, in denen er zum gestürzten Könige gestanden, gemessenen Besehl aus Turin, sich sofort auf besten Fuß mit der neuen Obrigseit zu setzen, wie es denn bei der Lage seines Landes nicht anders zu erwarten war. An eine förmliche Anerkennung konnte natürlich allerseits erst gedacht werden, nachdem sich Frankreich durch seine Vertreter über die neue Regierungssorm ausgesprochen: als dies aber eintrat, war die ganze europäische Lage durchaus verändert.

Diese Lage war sehr gespannt, ja bedenklich gewesen im Februar. Schon lagen 8000 Mann in Toulon zur Einschiffung nach Rom im Ginverständniffe mit Defterreich bereit und die Bevollmächtigten der beiden beutichen Mächte hatten sich bereits über alle Beftimmungen der conservativen Tripclalliang und die Intervention in der Schweiz und Italien geeinigt, mahrend England, das noch immer die spanischen Heirathen nicht überwunden hatte, mit der Gidgenoffenschaft und den jest eben conftitutionell gewordenen Staaten der Salb= insel angeknüpft hatte. Niemand hatte die Haltung der letten Regierung in den auswärtigen Angelegenheiten icharfer getadelt, in beredteren Worten gebrandmarkt, als der Mann, der jett das Portefeuille des Auswärtigen in Sänden hatte. Schon fein Einzug in's Hotel bes Boulevard bes Capucines, bas Guigot eben hatte verlaffen muffen, genügte um das gange Schachbrett zu verrücken. Weder Defterreich noch Preußen konnten auch nur einen Augenblick erwarten, Lamartine werde seine Hand zu einer Intervention gegen die liberale Partei in der Schweiz und Italien bieten. Indeß, welches auch seine Gefinnungen sein mochten — und fie waren entschieden anti-öfterreichisch —, seine ersten Worte und Sandlungen waren durchaus friedfertig; denn er wußte, daß "die gemäßigte Republit", die er begründen wollte, im Entstehen untergehen würde, wenn fie fich auf einen Krieg revolutionärer Propaganda einließ. So war benn fein Erftes, nicht nur Defterreich, sondern auch Biemont vor jedem Schritte gu warnen, der jum Kriege führen konne. Wiederholt sprach er in diesem Sinne mit dem fardinischen Botschafter und als Gioberti Baris verließ, legte er's ihm bringend an's Berg all' feinen Ginfluß in Turin aufzuwenden um jeden Angriff auf die Lombardei zu verhindern; denn dadurch wurde "die Hoffnung auf die italienische Unabhängigkeit und die neue Gebietsvertheilung Europa's mittelft eines Congresses ju Nichte werden. Denn bei aller Friedsertigkeit theilte er doch auch die Meinung aller Franzosen, zu welcher Partei fie auch gehören mochten, daß "die Berträge von 1815 Frankreich in Grenzen — es waren die von 1792 — zurückgedrängt hätten, welche für seinen Stolz und vielleicht auch für seine Thatigfeit zu enge feien." Während aber "das durchaus friegerische Land", feinem eigenen Geständnisse nach, "nicht nur des Friedens mude war, fondern

fich durch denfelben gedemüthigt fühlte; die Revolution von felbst alle Thore des Krieges zu eröffnen schien: die Armee danach lechzte (aspirait), das Volk ihn im Gefange feierte, der Neberfluß an einer beweglichen und mußigen Bevölkerung ihn rechtfertigte (motivait); die Berbrüderung zur Befreiung der unterdrückten Nationen ihn beiligte; der Saß der unbesonnenen Republikaner gegen die Throne ihn leidenschaftlich machte (passionnait); die heftigen Staatsmänner ihn mit der Lippe und der Gefte in's Volt warfen, die empirischen darin ein unschätzbares Mittel saben sich der revolutionären Massen der Städte zu ent= ledigen" - meinte der neue Minister des Aeuferen, dasselbe Ziel d. h. die Aheingrenze, Belgien und Savoyen, auf friedlichem Wege, durch einen Congreß oder auch durch die einfache Neugruppirung der Mächte erlangen zu tonnen. Denn auch er träumte den Lieblingetraum aller französischen Dilettan= ten, gleichviel ob legitimiftischen oder republikanischen Bekenntniffes: "das Bundniß mit Rugland, diesen Ruf der Natur, diese Offenbarung der Geographien ... welches, gegen die Ueberlassung Constantinopels, des schwarzen Meeres, der Darbanellen und der Adria an Rufland, Frankreich erlauben würde fich frei in Italien außzudehnen. Belgien und die Rheingrenze wiederzuergreifen und feinen Einfluß in Spanien auszuüben." Bielleicht auch ware es möglich, Preußen friedlich zur Abtretung feiner Rheinprovingen, Sarbinien zu ber Savogens zu vermögen, wenn man fie frei ließe fich in Deutschland und Italien zu vergrößern; und da der Krieg unfehlbar die gemäßigte Bartei der Regierung, an beren Spige Lamartine ftand, gefturzt hatte, fo fuchte er Zeit für seine Congrefplane ju gewinnen. Er hatte fofort alle Botichafter und Gefandten abberufen und durch neue Männer ersetzt, benen er auftrug "England mit Würde zu erwarten, Breußen entgegenzukommen, Rugland zu beobachten, Polen zu beschwichtigen, Deutschland zu schmeicheln (caresser), Defterreich auszuweichen, Italien zu lächeln, ohne es aufzureizen; die Türkei zu beruhigen, Spanien fich felbst zu überlassen." Und seine geheimen Instructionen waren nicht weniger unbestimmt und allgemein gehalten. Deutlicher sprachen seine Collegen, wo sie eine Gelegenheit fanden, den Mächten den wahren Beweggrund flar zu machen, der sie bestimmen muffe die provisorische Regierung zu begunftigen: "Suchen Sie in Berlin wohl begreiflich zu machen, daß hinter uns nur noch das Chaos bleibt", sagte der Freund Alex, von Humboldt's, Fr. Arago, zu dem neuernannten Gefandten, Graf Circourt, bei feiner Abreise nach Berlin, und abn= liche Andeutungen fielen allerseits.

Einstweilen sollte in Lamartine's Meinung ein Manifest der Republik an Europa Alle beruhigen; aber er hatte wieder einmal ohne seine Gegner gerechnet; als er seinen Entwurf am 4. März der versammelten Regierung vorlegte, fanden ihn L. Blanc und Ledru-Rollin viel zu friedsertig. Das sei nicht die Sprache, an welche einst der Convent Europa gewöhnt habe. Mit gewohnter Heftigkeit verlangten sie die Aufnahme einiger Sähe, welche die Würde der Republik wahren sollten, freilich aber an den Hösen von London und Berlin sowohl als Wien und St. Betersburg wie eine Drohung klingen mußten; und mit gewohnter Nachgiebigkeit willsahrte Lamartine. Das Manifest vom 4. März, welches mehr einer Kammerrede als einem diplomatischen Actenstück glich, trug,

wo nicht in der Sprache, so doch im Inhalt das Gepräge dieser Doppelsftrömung, die ja nicht nur im Schoße der Regierung, sondern auch im Kopse des Versassers sich bewegte. Das Leitmotiv dieser Symphonie war dasselbe, welches auch der Abschaffung der Todesstrasse für politische Verbrecher zu Grunde gelegen: der Unterschied zwischen der Republik von 1792 und der von 1848; aber nur zu drohend klangen überall die Reminiscenzen an das revolutionäre Thema von der Völkerbesreiung durch Frankreich durch: Völkerbesreiung aber meinte die Vesteiung Belgiens, der Rheinprovinzen und Savohens von der Fremdherrschaft und ihre Annexion an Frankreich.

"Die Berfündung der frangösischen Republik, hieß es, ift kein Uct des Ungriffes gegen irgend eine Regierungsform der Welt . . . Der Krieg ift nicht das Princip der frangöfischen Republik, wie er die verhängnisvolle und glorreiche Nothwendigkeit von 1792 mar. Zwischen 1792 und 1848 liegt ein halbes Jahrhundert. Rämen wir nach einem halben Jahrhundert auf das Brincip von 1792 oder auf das Princip der Eroberung gurud, fo hieße das gurudgehen, nicht fortschreiten und die Revolution von gestern ift ein Schritt vorwärts . . . Nicht bas Baterland, auch die Freiheit läuft am Meiften Gefahr beim Kriege . . . Allein täuschen Sie sich nicht, diese Gedanken ... haben nicht zum 3wecke um Berzeihung für die Rühnheit zu bitten, welche die Republik gehabt bat, auf die Welt zu kommen . . . Die französische Republik wird alfo Riemanden den Krieg erklären; fie braucht nicht zu fagen, daß fie ihn annimmt, wenn man dem frangöfischen Bolle Kriegebedingungen macht ... Glücklich ware Frankreich, wenn man ihm den Krieg erklärte und es fo zwänge, trot feiner Mäßigung, an Macht und Ruhm zuzunehmen! Furchtbar die Berantwortlichkeit, wenn die Republik felbst den Krieg erklärte ohne herausgefordert worden zu sein." Das lautete Alles recht ftolz, aber doch auch beruhigend; ganz anders klangen die folgenden Worte, mit denen das internationale Grundgeset Europa's, die Wiener Bertrage, gefündigt wurden. "Die Bertrage von 1815 bestehen nicht mehr zu Recht in den Augen der frangofischen Republik; obgleich fie die Gebietsbeftimnungen dieser Bertrage als eine Thatsache annimmt, welche die Grundlage und den Ausgangspunkt ihrer Beziehungen mit den andern Nationen bildet. Aber wenn die Berträge von 1815 nur noch als Thatsachen existiren, welche in gemeinfamer Berftändigung (d'un commun accord) abzuändern find und wenn die Republit laut erklärt, daß fie es für ihr Recht und ihre Sendung halt, diefe Abanderungen auf regelmäßigem und friedlichem Wege herbeizuführen, fo exiftiren noch der Berftand (le bon sens), die Mäßigung, die Gewiffenhaftigkeit, die Klugheit der Republit und fie find eine beffere und ehrenvollere Burgichaft als die Worte dieser Verträge, welche Europa jo oft verlett und abgeändert hat." Wenn die Stunde für die Biederherftellung der unterdrückten Nationen fchlüge, wenn die Schweiz in ihrem Centralisationswerke, Italien in seiner innern Organisation und bem Buniche fich zum Zwecke ber nationalen Unabhängigkeit untereinander zu berbunden geftort wurden, jo wurde die Republit zu deren Schute herbeieilen. "Die einzige Kriegsfrage war die zwischen Frankreich und England" betreffs Spanien; aber sie war nur dynastisch und ist mit der Dynastie verschwunden. "Die Republik wird feine unterirdische und brandstifterische Propaganda bei ihren Nachbarn machen,

aber sie darf sich den Proselhtismus ihres leuchtenden Beispiels wohl erlauben. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ... Wenn Frankreich sich seiner liberalen und civilisatorischen Mission im Jahrhundert bewust ist, bedeutet keines dieser Worte Krieg. Wenn Europa klug und gerecht ist, bedeutet jedes dieser Worte Frieden. Lamartine." Ein gleichzeitiges Decret, welches die Armee von 370,000 auf 580,000 Mann brachte, ein anderes welches ein Heer von 150,000 Mann am Khein, ein anderes von 50,000 Mann an der savohischen Grenze, das "im Fall eines sei es siegreichen, sei es unglücklichen Krieges zwischen Desterreich und Piemont die Alpen überschreiten sollte um zu handeln oder die Wassen in der Hand zu verhandeln", waren der Commentar zum Maniseste vom 4. März. Allein ehe noch auf Manisest und Commentar eine Antwort ersolgen konnte, war in Mailand, Berlin und Wien der Aufstand siegreich, war die Lage Europa's, welche das Manisest voraussetze, ein Ding der Vergangenheit.

V.

Der Kampf, den Lamartine am 4. März im Schofe der Regierung für sein Friedensmanifest durchfechten mußte und nur halb gewann, erneuerte fich jeden Tag und um jede Frage; benn der zwiefache Ursprung der neuen Ge= walt follte fich mahrend der drittehalb Monate, die fie im Stadthause tagte (24. Februar bis 11. Mai) nie ganz verwischen. Die im Abgeordnetenhause ausgerusene Regierung bestand, mit Ausnahme Lamartine's, dem nur seine große Lopularität und die wichtige Rolle, die er bei Bereitelung des Regent= ichaftsplanes gespielt, einen Sit darin erzwungen hatten, aus lauter Männern des "National", d. h. der gemäßigten Republik. Bon der vorgeschrittenen republikanischen Bartei, welche die "Reform" vertrat, und die schon einen Monat vor der Revolution mit jener zerfallen war, war nur Ledru-Rollin, allerdings in die einflufreiche Stellung eines Minifters des Innern, eingetreten, weil er eben das einzige Barlamentsmitalied dieser Bartei war und man doch im Palais Bourbon noch Bedenken gehegt hatte ganz mandatlose Berfonlichkeiten in die proviforische Regierung zu berufen. Bon den vier Spätgekommenen aber, welche dann am Abend des 24. im Stadthaus eingetroffen waren um ihr Untheil gu fordern und die, wie wir gesehen haben, sich auch ohne bestimmte Portefeuilles Sit und Stimme im Minifterrath zu ertrogen gewußt hatten, gehörte nur Giner, Armand Marraft, der fogar Chefredacteur des "Rational" felber war, der gemäßigten Richtung an, während die drei Andern, Louis Blanc, Albert, der Arbeiter, und Flocon, der Chefredacteur der "Reform", fich um Ledru-Rollin scharten. Die beiden Ersten gingen sogar noch weiter in den Revolutions= gedanken, als der Minister des Innern, dem es im Grunde nur um die eigene tribunicische Dictatur unter den Worten und Formeln von 1793 zu thun war, tvo jene Beiden schon mit socialiftischen Planen umgingen und keineswegs bei den politischen Errungenschaften der Demokratie stehen bleiben wollten. Allein Louis Blanc's Energie und beispiellose Popularität im Arbeiterftande waren von so großem Werth für den Tribunen, daß derfelbe dem jungeren Manne ichon gerne etwas nachgab, um nur feinen Beiftand in= und außerhalb der Regierung zu gewinnen. Auch die Männer, welche fich der Bolizeipräfectur und

der Poft bemächtigt und fie den vom Stadthause bazu ernannten Leuten des "National", Recurt und Bethmont, abzutreten sich geweigert hatten, Caussidière und Ctienne Arago, waren Freunde der "Reform", schienen jedoch nicht zugeben zu wollen, daß überhaupt noch eine Sand über ihnen wäre. Immerhin ftütten fie auf der Straße die Partei Ledru-Rollin's, und noch gab die Straße in faft allen Angelegenheiten den Ausschlag. Denn obichon Lamartine, welcher die Seele der gemäßigten Bartei in der Regierung war und auf den gang Frankreich als auf den letten hort des innern Friedens, des einzigen Schützers des Gigen= thums und der Familie blickte, im Ministerrathe über eine beträchtliche Mehrheit verfügte, so war doch die Furcht vor den noch immer nicht entwaffneten Aufftandischen fo groß, daß in allen jenen täglich wiederholten Zusammenftogen beider Parteien die kleinere, aber entschloffenere, fast jedesmal den Sieg davon trug; meift indem fie, wenn die Argumente nicht mehr ausreichten, die ultima ratio der Flinte anriefen. "Mit 200,000 Mann zu feiner Berfügung, fann man Alles wagen," meinte Ledru-Rollin und das Ende war faft jedesmal ein Compromik.

Die Woche (28. Februar bis 5. März) hatte mit einem folchen Rampfe begonnen, in dem Lamartine und die Seinen, d. h. Dupont (de l'Eure), Fr. Arago, Crémieux, Carnot, Gouddaux, Marie, Garnier-Bages, Bethmont, Subervic, Armand Marraft, den Kurgeren gezogen. Schon der ganze Sonntag Bormittag (27. Februar) war in heftigen Erörterungen hingegangen und nur mit Muhe war es der Mehrheit gelungen, sich der zudringlichsten Freunde ihres Collegen &. Blanc zu entledigen und bei Zeiten am Ruge der Julifaule an= zulangen, wo die Republik verkundigt werden follte. Denn wiederum waren Deputationen über Deputationen im Stadthause erschienen, welche drohend und nachdrücklich die Ginrichtung eines Fortschrittsministeriums, mit dem Louis Blanc zu betrauen sei, und ein neues Programm der Regierung forderten, in welchem die "Organisation der Arbeit" vorgesehen würde. Der Forderung jeden perfonlichen Anftrich zu benehmen beanspruchte man auch ein Bortefeuille der ichonen Rünfte für A. Marraft und eines der Wohlthätigkeit für Flocon; doch waren beide tactvoll genug, die angebotene Ehre auszuschlagen. & Blanc felber vertheidigte die Sache seiner Blousenfreunde, die ja feine eigene Sache war, und die Stimmen Marie's und Goudchaur', die entschieden Ginsprache erhoben, wurden unschwer von den lärmenden Bolksmännern niedergeschrieen. Der grüne Tisch, welcher allein noch die Regierenden von den Eindringlingen trennte, erdröhnte von den aufstogenden Piftolenkolben und Sabelgriffen; doch Lamartine widerftand, wie immer, wenn er fich nur der phyfifchen Gewalt gegenüber fah. "Bürger, rief er, und wenn Ihr mich bor die Kanonenschlunde bindet, welche Ihr dadraußen gegen uns gerichtet seht, nie würdet Ihr mich dazu bringen, diese zwei Worte "Organisation der Arbeit" zu unterschreiben!" Und nach einer langen, hinreißenden Rede schob er ruhig das Decret bei Seite, das man ihm zur Unterschrift vorgelegt hatte, und erhob fich; mit ihm die Collegen; die Arbeiter aber schlossen sich, halb gewonnen, halb zweifelnd, dem Zuge nach dem Baftilleplake an.

Allein das war nur ein vorübergehender Vortheil. Schon am nächsten Tage

(Montag 28.) begann der Sturm von Neuem und diesmal unterschrieb Lamartine denn doch, wenn nicht gerade die Worte "Organisation der Arbeit", so doch gleichbedeutende, ohne daß es nöthig gewesen wäre ihn vor die Ranone zu binden. Die dreitausend Arbeiter, welche heute auf dem Plate erschienen, ließen sich nicht fo wohlfeilen Raufes abspeisen, als die geftrigen und Louis Blanc war teines= wegs gewillt, sich überftimmen zu laffen. Als man ihm das verlangte Portefeuille des Fortschrittes nicht zugestand, reichte er einfach seine Entlassung ein und Albert, der Arbeiter, folgte natürlich seinem Beispiel. Das wirkte; man fand, wie immer, einen Mittelweg: "in Anbetracht, daß es Zeit sei den langen und ungerechten Leiden der Arbeiter ein Ende zu machen" ward ein Regierungs= ausschuß für die Arbeiter eingesett, deffen erfter Borfitender &. Blanc, beffen zweiter Albert war. Das verkundigte dann der Sieger felber feinem Beere braußen, das frohlockend die Marfeillaife auftimmte und jubelnd abzog; freilich nur um bereits andern Tages wieder zu erscheinen. Diesmal eilten die Mitglieder der Regierung selber hinaus, gingen von einer Gruppe zur andern mit beschwichtigenden Worten; felbst 2. Blanc empfahl jest dem Bolke "Rube in der Stärke" zu zeigen, und bat, der provisorischen Regierung die für ihre Berathung nöthige Geiftesfreiheit" zu laffen. "Es lebe Louis Blanc!" ertonte es aus taufend Rehlen und der kleine Mann, deffen die Meisten nicht ansichtig werden konnten, ward von zwei stämmigen Leuten auf die Schultern gehoben und wie im Triumphe zur Schau getragen. Die übrigen Minister aber wiesen ihm und seinem Ausschuß das Balais des Luxembourg, worin bis jett die Bairs ihre Sitzungen gehalten, zur Refidenz an. (Decret vom 29. Februar.) Schon Tags darauf (1. März, Mittwoch) fand die erfte Sigung ftatt, worin die verfammelten zweihundert Arbeiter ihre gange gesetgeberische Thätigkeit mit der Einschränkung der Arbeitszeit auf 10 Stunden — in der Proving auf 11 und der Abschaffung der Mittelsmänner bei der Arbeitdingung begannen: zwei Maßregeln, denen dann auch die andern Tages herbeigerufenen, nicht wenig eingeschüchterten Arbeitsgeber ihre Zuftimmung gaben. Allein das hielt nicht lange vor. Die unbeschäftigten und brotlofen Leute belagerten von Morgens früh bis Abends spät ihre Cameraden im Luxembourg, indem fie bald die Bertreibung der fremden Arbeiter, bald das Berbot der Maschinen, heute ein Minimum des Tagelohns, morgen das Bersprechen der Beschäftigung, selbst wo Richts zu thun war, forderten; und es dauerte nicht lange, fo mußte der "Ar= beiterkönig" bald ebenso flehentlich um Geduld und Nachficht bitten, als die Regierung vom Stadthause, von der er fich so unabhängig geberdete als es nur die Bolizeipräfectur thun fonnte.

Während so im Luxembourg die seierliche Einberufung des Arbeiterparlamentes vorbereitet wurde, welches das Loos der arbeitenden Stände sür alle Zustunst neuordnen und bessern sollte, waren die schon am Sonnabend (26. Februar) decretirten Rationalwerkstätten, welche der augenblicklichen Roth der Arbeitsslosen abzuhelsen bestimmt waren, bereits in vollem Gange. Die Einrichtung war, wie die der Mobilgarde, die aber nur ganz junge Leute aufnahm, eine Ginsebung des Augenblicks gewesen, um bei dem allgemeinen plöhlichen Stocken des Handels, des Gewerbes, des Credits, des Fremdenzuslusses und folglich des Vers

dienftes und des Unterhaltes, der dringenoften Roth abzuhelfen, die gefährlichften Clemente zu beschwichtigen. Jeder, der fich als Bewohner des Seinedepartements ausweifen konnte, erhielt von der Burgermeifterei feines Begirtes eine Bulaffungskarte zu den gang zwecklofen und unproductiven Erdarbeiten, die man erdacht hatte, um einen Borwand zu haben, unter dem man den Nothleidenden eine Unterftutung zukommen laffen konne. Dort erhielt der Betreffende 2 Franken und wenn schon Alles besetzt war, 112 Franken täglich. Je elf Arbeiter bil= beten eine Escouade, deren felbstgewählter Chef einen halben Franken mehr als feine Cameraden bekam. Un der Spige von je fünf Escouaden ftand ein Brigadier, der 3 Franken Tagelohn hatte; je 4 Brigaden bildeten eine Lieute= nance, je 4 Lieutenancen eine Compagnie von 1000 Mann. Die Lieutenants und Compagniechefs fowie die gahlreichen Inspectoren, Recensoren, Bahler 2c., meift unbeschäftigte Runftler und Literaten, wurden in aufsteigendem Berhaltniß bezahlt. Unter den Kindern der Angeworbenen ward unentgeldlich Brot vertheilt. Die Arbeitszeit follte neunstündig fein, war aber thatsächlich faum dreiftundig, was ja auch im Grunde gleichgultig war, da es fich nicht etwa um Canale, Teiche, Strafen oder andere gemeinnutige Anlagen handelte, fondern um eine Urt von Sandbauten im Großen, wie die Kinder fie mit ihren Schaufeln am Meeresftrande zu machen pflegen. Was Wunder, wenn die Bürgermeifterei des Arbeiterviertels St. Antoine allein täglich 1000 Anmeldungen erhielt, wenn die 5000 Mann vom 1. März im April schon fast 120,000 geworden waren, und vielleicht 4-500,000 ihnen angehörige Weiber und Kinder das Brot der Steuerzahler agen? Welche Migbrauche unterliefen, wie groß die Bahl der freigelaffenen, aber von der Polizei überwachten und aus nahegelegenen 3mangs= anftalten herbeigeeilten Sträflinge mar, läßt fich denken. Die fo vereinten Ben= fionare des Staates aber druckten wieder auf die Fabrifarbeiter, brachten fie durch Einschüchterung dahin, ihre Arbeitgeber zu verlaffen, oder durch Forderung übertriebner Arbeitelohne zu ihrer Entlaffung ju zwingen, in der hoffnung, daß dann die bestehenden Fabriten von der Regierung in die Sand genommen, d. h. den Arbeitern selbst ausgeliefert würden. Denn diese fühlten fich schon als die Herren. Wohl bildete fich die große militärisch organisirte Urmee der Nationalwerkstätten von Tag zu Tag mehr zu einem mächtigen Werkzeuge in ben händen der Stadthausregierung und insbesondere des Arbeiterminifters Marie gegen Louis Blanc und beffen Gegenregierung im Luxembourg aus; wenn fie nun aber diefen Sanden entschlüpfte?

Es gab noch gefährlichere Leute als die unbeschäftigten Arbeiter und nicht für alle Berschwörer, gesinnungstüchtigen Schriftsteller und Volksreduer konnten Stellen, sei's im Stabe der Nationalwerkstätten, sei's im Staatsdienste, geschäffen werden; es gakt auch die unbequemen politischen Gesangenen, die man hatte in Freiheit sehen müssen, die am 24. Februar Berwundeten, welche sich nicht zeitig genug bei der Beutevertheilung hatten einstellen können, die Wahlagenten und Journalisten, welche in der Opposition gekämpst, zu besriedigen, wenn man sie nicht auf Schritt und Tritt im Wege sinden wollte. Und nie, selbst 1830, war die Stellenjägerei zudringlicher und im größeren Waßstabe betrieben worden. So ward denn unter Albert's, des Arbeiters, Vorsitz ein

"Ausschuß der Nationalbelohnungen" eingesetzt (1. März), welcher die Kategorie der "Republikaner von jeher" (de la veille) zufrieden stellen sollte, was freilich weniger kostspielig war als die Nationalwerkstätten, die täglich bei 300,000 Franken verzehrten, oder die wichtigen Personnagen, welche sich als "Republikaner von hinterher" (du lendemain) herzudrängten und ihren Beiftand, ja ihre Neutralität, nur gegen fette Pfrunden für ihre Schütlinge und Nepoten vertaufen wollten. Immerhin wollte das Geld aufgetrieben fein und die Finangen des Staats waren gang ebenso in Ebbe, wie die der Stadt. Das Octroi war nämlich thatfächlich aufgehoben, seit am 24. Februar die Barrièren niedergeriffen worden. Umfonft beschwor der Maire von Paris die Bevölkerung ihm die Wiederherstellung biefer fast einzigen Ginnahmequelle der Stadt zu erleichtern; feine Worte waren in den Wind gesprochen; und über irgend eine Gewalt verfügte er ja nicht. Dabei floh das Geld auch vom Markte. Alle Geschäfte stockten, die Fremden hatten Paris verlaffen, die Bestellungen und der Consum der Luxusartikel, welche Die Hauptindustrie von Baris ausmachen, hörten auf. Die fälligen Wechsel mußten um 10 Tage verlängert werden. Die Börfe war verlaffen und blieb's, trok allen Bemühungen der Regierung, bis zum 7. März. Die Rentenlieferungsverträge für das Ende des Monats verursachten die größten Schwierig= feiten; man konnte den Räufern nicht zumuthen eine fo im Breife gefunkene Waare, wie es die Rente war, zu den vorher ausgemachten Bedingungen zu nehmen: die Berkäufer, worunter das mächtige Saus Rothschild, das noch faft das gange lette Staatsanlehen in Sanden hatte, wollten fich nicht zum Berlufte verstehen, der ihnen bei der Zahlung jum Cours erwachsen ware; und man mußte endlich einen mittleren Compensationscours festseken. In der That ward bei Wiedereröffnung der Borfe am 7. März die 3% Rente, welche am 23. Februar noch auf 74 ftand, zu 47 angeboten, die 50 , zu 75 (ftatt 116. 75 am 23. Februar), - fo groß war die Banik, welche die Faillite der Laffitte'schen Sandelsbant, die focialiftischen Reformplane L. Blanc's, die Entlaffung des Kinanzminifters Couddaux und die ersten Magregeln feines Nachfolgers Garnier= Bages erregten.

Man hatte in der That dem ersten Finanzminister der Republik seine kurze Berwaltung sauer genug gemacht. Es gab kaum eine Staatseinnahme, die nicht in Frage gestellt worden wäre: die Massen verlangten die Ausseinnahme, die verhaßten Getränkesteuer und drohten die "Kellerratten", wie der Volksmund die betrefsenden Steuerbeamten nannte, zu hängen, wenn sie sich zeigten; die Journalisten, die in wenig Tagen zu einer Armee angewachsen, sorderten besehsterisch die Abschafsung des Zeitungsstempels, dieser "Steuer auf den Gedanken", und begannen damit, ihn einsach nicht mehr zu gebrauchen, wie denn auch die hunderte neuer Zeitungen, die wie Pilze aus dem Boden schossen, sich wohlt hüteten, irgend welche Caution in die Staatscasse zu zahlen; die Handwerker meister und Kausseuten Wichten Nichts mehr von Patenten wissen; die Hausseigenthümer protestirten gegen die Thürs und Fenstersteuer, die Grundbestiger gegen die Bodensteuer, alle Besitzenden gegen die Mutationssteuer, die gesammte Bevölkerung gegen die drückende Salzsteuer. Goudchaux aber bestaat mit äußerster Energie aus Ausseichaltung aller Steuern und vertheidigte den Staat,

d. h. die Gesammtheit, mit seltenem Muthe gegen die leichtsinnige Gewiffen= lofigkeit der Ginzelintereffen. Vor Allem verlangte er auf's Entschiedenfte und fette es durch (29. Februar), daß teine Finanzmaßregel irgend einer Urt ergriffen würde, ohne ihn zu befragen. So ward benn wieder einmal ein Decret nebft Proclamation erlaffen, worin zwar die Ungerechtigkeit aller bestehenden Steuern, namentlich was Octroi, Zoll auf den Gedanken und Steuer auf Luft und Licht (fo nannte die revolutionäre Rhetorik die Thur= und Tenstersteuer) betraf, nach Berdienst gebrandmarkt, eine Reform für die Zukunft verheißen, zugleich aber doch bestimmt ausgesprochen wurde, daß für den Augenblick alle eingegangenen Berbindlichkeiten eingehalten werden mußten: "jedes andere Berhalten wurde das keckste Eingreifen" in die Rechte der Nation impliciren, welche allein durch ihre rechtmäßig gewählten Bertreter über die Abgaben zu entscheiden habe; folglich würde man bis zum Zusammentritt der Volksvertreter fortfahren, "alle Steuern ohne Ausnahme wie vorher zu erheben." Das fette boses Blut; am gedankenloseften waren natürlich wieder die Manner des "Gedankens". Die Bertreter aller hauptstädtischen Zeitungen, mit der ehrenden Ausnahme des "Journal des Debats", versammelten fich anderen Tages (1. März) und beichloffen Ginsprache zu erheben: wohl follte es feine Privilegien mehr geben, auch der Bolksversammlung allein das Recht zustehen, über Geldfragen zu bestimmen; aber "ber Gedanke" mußte doch über dem Gesetze fteben. Die Re= gierung gab natürlich nach; erklärte (2. März), der Stempel folle gehn Tage por den Wahlen fuspendirt werden; und als das nicht genügte, um den thatfächlich feit dem 24. Februar nicht mehr bestehenden Stempel wenigstens für ein paar Wochen wieder in's Leben zu rufen, so hob man ihn am 4. März auch förmlich auf, indem man zugleich die Septembergesetze abschaffte und auf eigene Fauft neue Begunftigungen der Preffe einführte, die fo immer mehr über das gemeine Recht geftellt murde.

Der Finanzminister war entruftet. Nicht nur daß die Lage des Schakes keineswegs dazu angethan war, Erleichterungen irgend welcher Art eintreten zu Laffen, man hatte den Chef der Berwaltung nicht einmal von dem Beschluffe in Renntniß gesetzt. Nun war man aber felbft mit allen vorhandenen Mitteln nicht im Stande, den Berbindlichkeiten nachzukommen und weit entfernt, Rach-Laffungen erlauben zu konnen, mußte der Minister auf Mittel finnen, die Gin= fünfte zu erhöhen. Die ziemlich leichtfinnige Finanzverwaltung der letten Jahre Louis Philipp's hatte bei ungeftortem inneren und außeren Frieden noch lange ungestraft weiter wirthschaften können; aber der erfte Stof, der den öffentlichen Credit erschütterte, mußte die bedenklichsten Folgen haben: betrug doch die un= gedeckte, fcwebende Schuld allein eine Milliarde. Kaum war der Thron gefturzt, fo drängten fich felbstverftandlich die Inhaber der Schabscheine zur Ginlöfung, wurden die Sparcaffen, bei denen der Staat geborgt hatte, von den Armen belagert; suchten alle Wohlhabenden ihre Papiere zu vertaufen, ehe fie fich noch mehr entwertheten. Denn die Panik war so allgemein als tief; und was man bom Staatsetat wußte, war nicht bazu angethan, die Gemüther zu beruhigen; das Budget von 1847 schloß mit einem Deficit von 257 Millionen ab, bas von 1848 ftellte eines von 245 Millionen in Ausficht; der Caffenbestand am 25. Februar betrug 192 Millionen, wovon 135 auf Zinszahlung gingen, so daß für alle lausenden Ausgaben, bei dem Nichteingehen sämmtlicher Steuern, für's Erste nur 62 Millionen übrig blieben. In solcher Lage noch auf die geringste Einkunft zu verzichten und zwar, entgegen dem abgegebenen Bersprechen, ohne nur den Finanzminister zu fragen, das war mehr, als dieser hinnehmen konnte. Die Collegen aber gingen noch weiter. Goudchaux hatte Tags zuvor der versammelten Regierung die ganze Lage schonungslos klargelegt; er glaubte den Staat schon am Kande des Bankerottes angekommen und hatte, um nur den schlimmsten Feind, die Panik, zu besiegen, geäußert, man könne vielleicht die am 22. März fällige Kente schon am 6. anzahlen.

Diese Makregel nun, die Niemanden täuschte, war so sehr im Sinne der Regierung, daß fie fich diefelbe fofort aneignete und mit gewohntem Trompetenftoß amtlich verfündete: "Die vorübergehenden Schwierigkeiten der Lage flöften ihr keinerlei Beforgniffe ein . . . Die Republik bedürfe, um große Dinge ju verrichten, nicht des Geldes, welches die Monarchie verschlang, um elende Dinge zu thun." Und man ergriff die Magregel, ohne dem Finanzminister auch nur ein Wort davon zu fagen. Er reichte fofort feine Entlaffung ein. Man beschwor ihn, auf seinem Boften zu bleiben, bot ihm an, die königlichen Guter einzuziehen. um ihm Geld zu schaffen, was er auszuschlagen bie Teftigkeit hatte. Nur der Volksvertretung stehe es zu, darüber zu entscheiden; die provisorische Regierung konne jene Güter nur vorläufig mit Beschlag belegen. Man fab ein, daß er Recht hatte und folgte seinem Rath. Die Privatguter Louis Philipp's, sowie die Domane und Civillifte, wurden einstweilen unter Armand Marraft's Berwaltung geftellt, der in dem Secretariate durch den republitanischen Buchhandler Bagnerre und den Selleniften Barthelemy St. Silaire erfekt wurde. Couddaux aber fam ichon anderen Tages auf fein Entlassungsgefuch guruck: der Chef des Hauses Laffitte (Couin) hatte ihn um Silfe gebeten, wenn es nicht feine Zahlungen einstellen und einen großen Theil des Parifer Sandels in seinem Falle nach fich gieben folle; Louis Blanc's bedrohliche Neuerungsentwürfe im Luxembourg nahmen immer festere Geftalt an und verhinderten jedes Wiederaufleben des Bertrauens; Coudchaur' eigenes Bankgeschäft bedurfte in dem gefährlichen Augenblicke der ganzen Umficht und aller Sorge seines Chefs; und diesmal mußte der Ministerrath endlich doch nachgeben. Er nahm die Entlassung des wackeren Mannes an, beffen Rame allein schon eine Beruhigung für den hauptstädtischen Sandel war (5. März). Garnier-Pages, der sich nie mit dem Finanzwesen abgegeben. und zu deffen Gunften - er war ja ber Bruder des ehemaligen parlamentarischen Bertreters der republikanischen Partei — man die revolutionäre Mairie von Paris wiederhergestellt hatte, übernahm die Nachfolge. Doch blieb fein General= secretar, der katholizifirende Republikaner Buchez, an der Mairie, die Armand Marraft zu feinen übrigen Laften noch hinzunahm. Das Bekanntwerden von Gouddaur' Entlaffung, mehr noch die erfte Magregel seines Rachfolgers, welcher den Gläubigern der Sparcaffen 5 % ftatt 4 % bot, wenn fie nur ihr Geld liegen laffen wollten, erschütterte was noch an Bertrauen übrig fein mochte, und die Borse ward am 7. Marz mit dem ungeheuren Sinken aller Werthe wieder eröffnet, von dem die Rede gewesen ift.

Indeh war es der Regierung doch nach dem ersten Rausche vor ihrer eigenen Machtvollkommenheit bange geworden: fie hatte die wichtigften Lebens= fragen entschieden, ohne die Ration zu befragen, und der Aweifel beschlich fie: fie hatte Gile, einen Theil der Berantwortlichkeit von fich abzuwälzen, das ichon Gethane durch die Boltsvertretung beden zu laffen. Um 2. März legte Timon= Cormenin der Regierung den Entwurf eines Wahlgesekes vor, den sie von ihm verlangt hatte. Es war einfach eine Rudkehr zum allgemeinen Stimmrecht von 1793, an das Niemand, felbst nicht die Mitalieder der neuen Regierung. mit Ausnahme &. Blanc's, gedacht hatte; nur foute die Abstimmung diesmal direct sein. Offenbar hatte man die Zeit und Rube nicht, ein Wahlgeset auszuarbeiten, und Cormenin's Vorschlag hatte den doppelten Vortheil, daß es unmöglich war, darüber hinauszugehen, folglich diefer Vorwand zu Agitationen ein für alle mal benommen war, und daß er an die große Revolution appellirte, die bei der ganglichen Abwesenheit aller politischen Ideen noch immer und überall herhalten mußte. So nahm denn die Regierung den Entwurf an, der mit einem Federstriche die Wahlberechtigung, welche bis dahin 250,000 Reichen allein quaestanden, über Nacht auf zehn Millionen übertrug, deren große Mehrzahl besitzlos war und weder lefen noch schreiben konnte. Zwei Tage darauf wurden dann die einzelnen Artikel berathen und sofort veröffentlicht (4. März). Danach wurden die Wahlen auf den 9. April, der Zusammentritt der Rationalver= fammlung auf den 20. April anberaumt. Diefelbe follte eine Berfaffung für Frankreich entwerfen und aus 900 "Repräsentanten" bestehen, denen Diaten bewilligt wurden, damit die Bolksvertretung nicht länger das Privileg der Reichen sei, wie unter Louis Philipp. Die Abstimmung follte geheim und alle Franzosen über einundzwanzig Jahre, ohne die geringste Censusbestimmung wählbar sein. Um die lange und schwierige Eintheilung des Landes in 900 Wahlbezirke zu umgehen, schlug A. Marraft vor, jedes Departement kurzweg für eine Lifte von 8-12 Abgeordneten ftimmen zu lassen, und man nahm den Borfchlag an, welchem Umftande das später zu einer politischen Theorie erhobene Liftenscrutinium seine Entstehung verdankt. Die Gemäßigten aber, wie Arago und Carnot, Marie und Garnier-Pages, Dupont und Crémieux, deren fühnfte Träume nie über die Wahlberechtigung der Höchstgebildeten neben den Höchstbefteuerten hinausgegangen waren, liegen Alles geschehen, fo lange fie mit folden Zugeftandniffen nur eine turze Athmensfrift gewinnen tonnten.

(Schluß im nächften Beft.)

Indische Reisebriefe.

Bon Ernst Haeckel.

Eine Woche in Bombay.

Der achte November 1881 war der herrliche und für mich denkwürdige Tag, an welchem ich zum ersten Male tropischen Boden betrat, tropische Begetation bewunderte, tropisches Thier= und Menschenleben anftaunte. Genau vor einem Monat, am 8. October, hatte ich mein liebes Jena verlaffen und nun ftand ich bereits, durch den Lloyd-Dampfer "Belios", wie durch Fauft's Zaubermantel über 34 Breitengrade getragen, 4000 Seemeilen von der deutschen Beimath entfernt, auf dem wunderreichen Boden Indiens. Schon eine Stunde vor Sonnenaufgang war ich an Bord und fah allmälig aus dem duftigen Nebel der Morgendämmerung das tief eingeschnittene Kuftenland von Bombay hervortreten, überragt von den feltsam geformten Gebirgszügen der "Bhor= Bhats". Diese letteren bilden die Grenzmauer zwischen dem ausgedehnten, circa 2000 Fuß hohen Tafellande von Dekkan (dem "Oberlande" der vorder= indischen Halbinsel) und dem schmalen und flachen Ruftenstreifen von Koukan (dem littoralen "Unterlande"). Die fteilen Gebirgsmauern, die da in lang= gedehnter Kette aufsteigen, bestehen aus plutonischem Bafalt, Spenit und anberen Gefteinen, und find in feltsamfter Weise gerklüftet und eingeschnitten, fo daß man auf der Höhe des horizontal abgeplatteten Tafellandes eine Anzahl coloffaler Festungen, Forts, Thurme und Zinnen zu erblicken glaubt.

In raschem Wechsel färbte sich der dämmernde Morgenhimmel über der indischen Küste mit den zartesten und duftigsten Tönen, und dann trat plöglich mit glühendem Strahl zwischen zwei breiten Wolkenschichten der indische Hervor, unser gleichnamiges Schiff mit seinem vollen Glanze begrüßend. Jeht ließen sich auch die Einzelheiten der nahen Küste deutlich unterscheiden, vor Allem ausgedehnte Wälder der Palmpra-Palme und zunächst der gewaltige, tausende von Schiffen beherbergende Hafen von Bombah. Von der Stadt selbst wurden die einzelnen Häuser des Colaba-Viertels sichtbar auf der südöstlich vorspringenden Landzunge der Insel Bombah, darauf die stattlichen Pracht-

bauten des nahen Forts, und im Hintergrunde der langgestreckte grüne Rücken von Malabar-Hil, das südwestliche Vorgebirge der Insel mit seinen zahlreichen Villen und Gärten. Aber mehr als dies sesselte unsere Augen zunächst das dunte Gewühl der Schiffe in dem geräumigen Hasen, einem der besten Indiens. Da lagen vor uns die beiden weißen eisengepanzerten Monitors mit ihren drehbaren Thürmen, welche die Besestigungen des Plazes in wirksamster Weise ergänzen; dort standen hunderte von englischen Soldaten an Bord zweier geswaltiger Truppen-Transport-Schiffe, die 3—4000 Mann auszunehmen vermögen; weiter suhren wir zwischen einer ganzen Flotte verschiedener Dampser durch, welche von Bombay nach allen Himmelsgegenden Frachten und Passagiere besördern; ganz fremdartig aber erschien das bunte Gewimmel der kleineren Schiffe und Boote der Eingeborenen, deren nackte braune Körper meistens nur mit einem weißen Schurze, oder einem weißen Lappen bekleidet sind, das Haupt durch einen bunten Turban gegen die tropische Sonne geschüßt.

Rurg nach Sonnen-Aufgang ließ unfer "Belios" in der Rahe des "Apollo-Bunder" (- des gewöhnlichen Landungsplates der Baffagiere -) die Unter fallen; Sanitäts= und Steuer = Officianten kamen an Bord, und alsbald befand fich die Passagier=Gesellschaft, die seit Triest, 24 Tage lang, das schwimmende Hôtel gemeinsam bewohnt hatte, in völliger Auflösung. In aller Gile murden noch einige freundliche Grüße ausgetauscht, Karten gewechselt und Glückwünsche auf die weitere Reise mitgegeben; und bann ftieg Jeder mit feinen Sabseligkeiten fo rafch als möglich in das Boot, das ihn dem ersehnten Lande zuführte. 3ch felbst folgte der gutigen Ginladung eines trefflichen deutschen Landsmanns, des Herrn Blascheck aus Frankfurt a. M., welcher seine Gattin, unsere liebens= würdige Reisegefährtin, von Bord abholte. Er bat mich, die Woche, welche ich in Bomban zubringen wurde, in feiner Billa auf Malabar-Sill zu wohnen, und ich nahm diese Ginladung um fo lieber an, als die englischen Sotels in den großen Städten Indiens mit ihrem leidigen Benfions = 3mange, ihrer fteifen Etiquette und ihrem Gewimmel läftiger Dienerschaft die freie Bewegung des Reisenden in unliebsamfter Weise beschränken.

Obgleich ich nun in der Billa Blaschen, mitten unter Palmen und Bananen, von allem dem glänzenden Comsort umgeben war, welchen die wohlhabenden Europäer in Indien für selbstverständlich halten, der aber dem deutschen Anstömmling sehr luxuriös erscheint, so fühlte ich mich doch bald so behaglich wie zu Hause; und wenn diese Woche in Bombah zu meinen angenehmsten Reiseseinnerungen gehört, so verdanke ich das mindestens ebenso sehr jener herzelichen und liebenswürdigen Gastsreundschaft, als den wunderbar schönen und mannigfaltigen Bildern, die während dieser acht kurzen Tage in reichster Fülle an meinen Augen vorüber zogen.

Natürlich reicht eine solche Woche nicht im Entferntesten hin, um eine Wunderstadt wie Bomban gründlich kennen zu lernen, und ich beabsichtige daher in den folgenden Zeilen nichts weniger zu geben, als eine ausführliche Beschreibung derselben, oder auch nur eine touristische Stizze; vielmehr muß ich mich auf eine dürstige Wiedergabe der mächtigen und großartigen Eindrücke beschränken, welche ich hier in kürzester Frist empfangen. Ich hatte von Boms

ban früher wenig gelesen und gehört; ich wußte wenig mehr davon, als daß es nach Calcutta die größte und bedeutenoste Stadt von Britisch-Indien sei, mit einem höchst großgrtigen Sandel und Berkehr, und einer bunt gemischten Bevölkerung. Auch erinnere ich mich nicht, jemals auf einer unserer Gemälbe-Ausftellungen Bilder diefer Stadt und ihrer Umgebung gesehen zu haben. fehr war ich daher überrafcht, hier einen Reichthum der schönften und großartigften Unfichten zu finden, welche ich nach meinen perfönlichen Erfahrungen nur mit benjenigen von Reapel in Europa, von Cairo in Aegypten oder beffer noch mit einer eigenthümlichen Combination dieser beiden berühmten und unter fich fo fehr verschiedenen Metropolen vergleichen kann. Mit Reapel läßt sich Bomban vergleichen hinfichtlich der herrlichen Lage an einer vielfach ausgeschnit= tenen, gebirgigen und mit der schönften Begetation geschmückten Meerestüfte, binsichtlich des Kranzes von Infeln und Ruftenbergen, welche den weiten großartigen Golf umgeben; dagegen erinnert Bombay an Cairo durch die bunte Mischung und malerische Gestaltung feiner füdlichen, aus den verschiedenartigsten Raffen zusammengesetzten Bevölkerung, durch das fremdartige Gewühl des Straffenlebens und durch die intensiven Farben, mit denen hier Natur und Runft gleichmäßig ihre mannigfaltigen Gebilde bekleiden.

Die Stadt Bomban bedeckt eine kleine Infel von 22 englischen Quadrat= Meilen Oberfläche; fie liegt unter 18° 56' N. Br., 72° 56' B. L. Diefe Infel wurde zuerft von den Bortugiesen im Jahre 1529 entdeckt und besett, und wegen des bortrefflichen großen Hafens, welchen fie mit einigen benachbarten Infeln und mit der naben Rufte des Festlandes einschließt, Buona-Bahia (d. h. "gute Ban", Bonne Bay) genannt. (Andere leiten allerdings den Namen Bombay von der indischen Meeresgöttin Bomba-Devi oder Maha-Deva ab). 1661 traten die Portugiesen Bomban an die Engländer ab; diese wußten jedoch anfänglich nicht Biel baraus zu machen; hauptsächlich hinderten ausgebehnte Sumpfe und das dadurch bedingte ungesunde Klima eine gunftige Entwickelung. Erft nachdem diefe Sumpfe ausgetrocknet, auch fonft beffere Bedingungen ge= schaffen waren, entwickelte fich Bombay rasch — hauptsächlich seit 1820, feit= bem der verdienstvolle Couverneur Mount Stuart Elphinstone die Regierung übernahm und im Lauf des letten halben Jahrhunderts ift daraus die drittgrößte Sandelsstadt Afiens (nächst Canton und Calcutta) geworden. Die Bevölkerung ift jett auf ungefähr 800,000 geftiegen (barunter 8000 Europäer und 50,000 Parfis); fie betrug noch 1834 nur 234,000 Einwohner, 1816 nur 160,000 und 1716 nur 16,000 Seelen. Für den ganzen Sandel und Berkehr des inbifchen Orients und insbesondere die Berbindung von Afien und Europa, hat fich Bomban jest zu einer ähnlichen Bedeutung emporgeschwungen, wie fie zur Zeit feiner höchsten Bluthe im Alterthum Alexandria besaßt. Der wichtigfte Theil bes Sandels ift der Baumwollen-Markt; Bomban wird in dieser Sinficht nur noch von Rem-Orleans in Nord = Amerika übertroffen. Der mächtige, ebenfo fichere als umfangreiche Safen ift der größte und befte Sandelshafen Indiene. Er öffnet fich nach Suden, wird nordöftlich vom Jeftlande begrenzt, weftlich von der Insel Bomban und nördlich von einer Gruppe tleiner Inseln, die dicht bei einander liegen.

Die Geftalt der Infel ift ein langliches Biereck, deffen langfter Durch= meffer von Norden nach Süden gerichtet ift. Das nördliche Ende ift durch mehrere Brücken mit der größeren Insel Salfette und durch diese mit dem Rest= lande verbunden. Ginen großen Theil der nördlichen Sälfte nimmt der ausgedehnte Palmenwald von Mahim ein. Die füdliche Sälfte läuft in zwei langgeftrectte Borgebirge aus, welche man den beiden ungleichen Schenkeln einer Rrebsicheere vergleicht, und welche eine weite, aber flache, icon gerundete Bucht ("Back Bay") zwischen fich einschließen. Bon ben beiden parallelen Borgebirgen oder Landzungen ift die weftliche kurzer und höher, dem Positippo von Neapel zu vergleichen; das ift "Malabar-Sill", die herrliche Billenftadt. Reizende Garten, mit allen Brachtpflanzen der Tropen geschmückt, umgeben hier in üppiafter Fülle die gahlreichen eleganten Billen oder Bungalow's, in denen die wohlhabenoften und vornehmften Einwohner (theils Europäer, theils Barfis) wohnen. Ein hübscher Weg, der zwischen diesen Garten der Lange nach über ben höchften Grat des Bafalt = Rückens von Malabar=hill führt, bietet eine Fülle der prächtigften Aussichten, bald nach Weften über das palmengefronte Geftade des offenen indischen Oceans, bald nach Often über die weite Back-Bah und die großartige Stadt, die fich rings um lettere ausbreitet. Der füdlichfte Ausläufer derselben geht bis zur Gudfpite von Colaba vor; das ift die öft= liche und längere von den beiden parallelen Landzungen, der Hauptplat des Baumwollen-Sandels, zum großen Theil noch von den Zeltlagern und Baracten der europäischen Truppen eingenommen.

Um nördlichen Ende der Colaba = Landzunge, zwischen diefer und dem an= ftogenden Fort, liegt der vielgenannte Apollo Bunder, der hubsche Quai, an welchem die meisten Reisenden zuerst landen, und an welchem auch ich zuerst den indischen Boden betrat. Seinen Namen führt diefer vielbesuchte Quai nicht etwa vom iconen Sonnen-Gotte der Griechen, sondern von dem indischen Worte "Pallow" (= Fisch), aus welchem durch Corruption Apollo entstand. Pallow= Bunder war ursprünglich indischer Fischmarkt. Jest ift hier eine vortreffliche Restauration (die einzige größere und elegantere in Bombay) errichtet; auf dem Altane berfelben, mit prächtigfter freier Aussicht über Safen und Gebirge, nahm ich, der Einladung eines werthen Landsmanns folgend, mein erstes Frühftuck in Indien ein. Auf dem freien Blate von Apollo = Bunder, wie auf der "Santa Lucia" in Reapel, entwickelt fich Abends besonders das reafte Leben. Oft spielt hier die Militar = Mufit und dann gibt fich die schöne und vornehme Welt von Bomban hier ihr Rendezvous. Zahlreiche elegante Equipagen begegnen sich in der erguickenden Abendkuhle und fahren langs des Strandes der Back-Bay nach Malabar Sill gurud. Und bagwifden entwickelt fich bann auf freien Rafenpläten am Strande das bunte Leben der Gingebornen, die hier ebenfalls auf ihre Beife, um Feuer gelagert und spielend, das Leben genießen.

Der breite Raum der füdlichen Inselhälfte zwischen beiden parallelen Landsungen Malabar-hill und Colaba wird von den beiden wichtigsten Stadttheilen eingenommen, vom Fort und von der "schwarzen Stadt". Das sogenannte Fort, früher eine isolirte Citadelle, stößt an das Nordende von Colaba und umfaßt den weitaus wichtigsten Theil der europäischen Stadt. Hier sinden sich

erstens die meisten öffentlichen Gebäude, auf geräumigen, mit Brunnen gezierten offenen Pläten vertheilt, und zweitens die meisten Comptoire und Geschäftshäuser der Europäer zusammengedrängt; sie bilden die eigentliche "Cith" mit dem lebendigsten Geschäftsverkehr. Die Mehrzahl der großen öffentlichen Gebäude: das Regierungsgebäude, Secretariat, Postamt, Universität, Kunstschule, Bank, Rathhaus ec. sind erst im Lause der letzten 20-30 Jahre mit großen Kosten ausgeführt, sämmtlich stattliche Prachtbauten im gothischen Stil, mit Spitzbogen und Säulenhallen, meistens in jener besonderen Form desselben, welche an vielen Palästen Benedig's zu sinden ist. Höchst seltzsam contrastiren diese venetianischgothischen Prachtbauten mit der üppigen Tropen-Begetation, welche sie umkleidet und mit dem bunten indischen Bolksleben, welches in den Straßen zu ihren Füßen wogt.

Den eigentlichen Berd diefes Bolkslebens aber bildet die fogenannte "Schwarze Stadt" oder die Stadt der Eingeborenen (Native-Town). Sie ift fowohl von dem füdlichen anftogenden "Fort", als von dem westlich angrenzenden Malabar - Sill völlig abgetrennt und bietet in ihrem farbenreichen und fremd= artigen Bolfsgewühl für jeden Europäer einen Anziehungspunkt bom bochften Intereffe. Beim erften Betreten berfelben wurde ich lebhaft an Cairo erinnert. Die offenen Laden der Gingebornen, die fich hier in buntefter Ausstellung dicht aneinander reihen, die lebhaft gefärbten Trachten und die halbnackten Geftalten der fich drängenden Volksmenge, das Geschrei der Verkäufer, das Gewühl der Wagen und Pferde ift in den Bagaren und Laden-Straffen von Cairo und von Bomban fehr ähnlich. Allein je länger man in diesem Gewühl verweilt, defto mehr fallen auch die charafteriftischen Unterschiede der indischen und der ägyptischen Metropole in die Angen. Ginen gang verschiedenen und einen viel schöneren Anblick bietet namentlich der nordweftliche Theil der schwarzen Stadt, welche den Ramen Birgaum führt. Sier liegen einzelne Sutten und Sofe hochft malerijch im Schatten eines prachtvollen Waldes von Cocos = Balmen, und die Staffage von nachten Kindern, reich geschmückten Weibern, braunen Mannern, zierlichen Zebus, dazwischen Pferde, Sunde, Affen ze. im bunteften Gemische, gibt dem Genre-Maler hier eine Fille der reizenoften Motive.

Die Bevölkerung, welche diese verschiedenen Theile von Bombay bewohnt, ist so mannigsaltig zusammengesetzt und trägt sich so verschiedenartig, daß es vollkommen die Krast unserer Feder übersteigen würde, wollten wir den Bersuch wagen, von ihrem bunten Leben und Weben auch nur ein stizzenhastes Bild zu entwersen. Die Hauptmasse der Bevölkerung vilden die Hindu, eine kleine und schwäckliche Rasse von dunkelbrauner Hautsarbe, welche bald mehr in das Casseebraun, bald mehr in das Kastanienbraun zieht. Allerliebst sind die Kinder dieser Kasse, welche überall nackt auf der Straße spielen und die Jum neunten Lebensjahre seder Kleidung entbehren. Aber auch die Männer der niedern Kasten gehen größtentheils saft nackt und tragen nur einen schmalen Gurt oder Schurz um die Hüsten, ähnlich einer schmalen Schwimmhose; der Maler kann daher den zierlichen Körperbau und die auffallend schwimmhose; nud besonders unter

ben Jünglingen von 16-20 Jahren wird er reizende Modelle finden. Diefe bilben hier in der That das "fchone Geschlecht"; ihre Gesichtszüge find in jenem Alter oft fehr fein und edel, durch einen gewissen elegischen Anflug auß= gezeichnet. Auch unter dem weiblichen Geschlechte erblickt man viele zierliche und ichlanke Geftalten, und das einfache faltige Gewand, in welches fie ihre Geftalt verhüllen, wird meift mit vieler Unmuth getragen; aber hubiche Gefichter fieht man nur fehr felten: die meiften Madchen heirathen fehr fruh (mit 10-15 Jahren), verblühen rafch und werden im Alter ausnehmend häftlich. Dazu kommt die entstellende Sitte, durch den linken Rasenflügel einen großen filbernen Ring zu gieben, an welchem Steine, Glasperlen und andere Zierrathen befestigt werden; bei vielen Weibern verdedt ein folches Gehange ben größten Theil des Mundes und Kinns. Außerdem wird deren Mund noch durch die Sitte des Betelkauens entstellt, wodurch Lippen und Zähne fich gelb farben. Ferner werden auf die Stirne allgemein Striche und Zeichen bon verschiedener Farbe gemalt, die Abzeichen der verschiedenen Raften. Die Urme werden blau tättowirt. Um die Rnochel und um einzelne Beben werden bei beiden Geschlechtern filberne Ringe getragen. So machen die nackten Figuren ber hindu äußerlich durchaus den Eindruck von echten "Wilden", obgleich fie in der That Abkömmlinge derfelben "mediterranen" oder arifden Raffe, aus der auch unfere europäischen Boltsftamme entsprungen find. Die befannten Ginrichtungen des Raftenwesens und der brahmanischen Religion haben sich unter ihnen größtentheils noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Todten werden durch Teuer bestattet, und wenn man Abends längs des ichonen Bac-Bah-Strandes vom Fort nach Malabar - Sill fährt, erblickt man unmittelbar neben den Eisenbahn = Stationen die Feuer in den großen Defen, in benen die Sindu-Leichen auf Roften in einfachfter Weise verbrannt werden — weit zweckmäßiger und billiger, als es bei unserer koftspieligen modernen Leichen-Berbrennung in Gotha geschieht.

Nach dem Census der Bevölferung Bombah's von 1872 (wonach die Gesammtzahl der Bevölferung 650,000 Seelen betrug) kommen mehr als is dieser Zahl auf orthodore Hindus verschiedener Kasten, welche sämmtlich unter der Botmäßigkeit der Brahminen sich befinden, während gegen 140,000, (also über 14 der Gesammtzahl) Mohammedaner sind, aber nur 15,000 (also kaum 14.1) Buddhisten. Dazu kommen nun noch ein paar Tausend Juden, Chinesen und afrikanische Neger; serner eine große Anzahl von Mischlingen der verschiedenen Rassen. Man kann also denken, wie bunter Natur das Völkergemisch ist, welches die Straßen von Bombah belebt, und welche verschiedene Then, Sitten, Anzichaungen und Gebräuche sich hier ungestört neben einander bewegen. Vielleicht in keiner Stadt der Erde wird eine größere Zahl von verschiedenen Sprachen durch einander gesprochen als in Bombah, zumal auch die europäische Colonie hierselbst durch alle Zungen vertreten ist.

Einen der merkwürdigften und wichtigsten Bestandtheile der Bevölkerung bilden in Bombay, wie in anderen Hauptstädten Indiens, die Parsis oder Gebern. Ihre Zahl beträgt nur ungefähr 50,000 (also etwa 1/12 der Gesammt=3ahl); allein durch ihre energische Thätigkeit, ihre Klugheit und ihren Fleiß haben sie sich so bedeutenden Einfluß erworben, daß sie in jeder Beziehung eine hervor-

ragende Rolle spielen. Wenn man, wie es oft geschieht, den Europäern in Bomban alle anderen Classen der buntgemischten Bevölkerung als "Eingeborne oder Natives" gegenüberstellt, so bilden die Barfis eine dritte Hauptclaffe der= selben, welche gewissermaßen zwischen erfteren und letteren in der Mitte steht-Sie find die Nachkommen der alten Berfer, welche nach der Eroberung Berfiens durch die Mohammedaner im siebenten Jahrhundert deren Religion nicht annahmen, fondern dicjenige Zoroafter's beibehielten. In Folge deffen vertrieben, wandten fie fich zunächst nach Ormus und zerstreuten sich von da aus über Indien. Da fie nur unter sich heirathen, erhalten sie ihre Rasse rein und sind auf den erften Blick, auch abgesehen von ihrer eigenthümlichen Rleidung, von allen anderen Raffen zu unterscheiden. Die Manner sind stattliche, große Figuren, von gelblicher Gesichtsfarbe, meistens wohlbeleibt, weit ansehnlicher und ftarker als die schwachen hindus. Sie find in weite und lange weiße Baumwoll=Röcke und Hofen gehüllt und tragen auf dem Kopfe eine hohe schwarze Tiara, welche einem Bifchofshut ähnlich ift. Die ausdrucksvollen Gefichter, oft mit ichon gebogenen Adler-Nasen, bekunden Energie und Klugheit; dabei sind die Barsis sparfam und genügsam, und haben in ähnlicher Weise, wie bei uns die Juden, die großen Capitalien in ihren Sanden zu vereinigen gewußt. Biele der reichsten Raufleute von Bomban find Barfis; außerdem haben fie als Gaftwirthe, Schiffsbauer, Mechaniker und Techniker sich besonderen Ruf erworben. Ihr Kamilienleben und ihre häuslichen Tugenden werden fehr gerühmt. Die Barfi = Bauern find meift stattlich und hochgewachsen, ihr Gefichtsausdruck ebenfalls klug und energisch; ihre Hautfarbe gelblich, Saare und Augen tiefschwarz. Ihre Kleidung besteht aus langen Gewändern von einfacher, aber leuchtender Farbe: grun, roth, gelb u. f. w. Die Kinder der reichen Parfis fieht man häufig in gold= und silber= geftieten Gewändern spazieren fahren. Biele wohnen in ftattlichen Billen, legen Werth auf ichone Garten und erregen durch ihre guten Berhältniffe wohl den Neid manches Europäers. Dabei zeichnen fich die reichen Barfis oft durch lobens= werthen Gemeinfinn aus. Biele haben nütliche Anstalten und wohlthätige Institute gegründet. Einige find von der englischen Regierung in Anerkennung ihrer besonderen Dienste zu Baronets erhoben worden.

Nicht wenig trägt sicher zu der hervorragenden Thätigkeit und Tüchtigkeit der Parsis der Umstand bei, daß sie sich von der Herrschaft der Priester in hohem Maße frei erhalten haben. Ihre Religion, die Lehre Zoroaster's, ist in ihrer reinsten Form eine der edelsten Naturreligionen, auf die Berehrung der schaffenden und erhaltenden Elemente gegründet. Unter diesen gebührt der Borzug dem Lichte und der Wärme der schaffenden Sonne, und deren Abbilde, dem Feuer. Daher begegnen wir beim Auf= und Untergange der Sonne am Meeressftrande von Bombay zahlreichen frommen Parsis, welche stehend oder auf auszgebreitetem Teppich knieend dem kommenden wie dem scheidenden Tagesgestirne ihre Verehrung betend bezeugen. Ich habe selber den Religionsübungen keines Bolkes mit innigerer Theilnahme zugeschaut, als denjenigen dieser "Sonnen-Unbeter" oder Feuer-Anbeter. Sind doch wir Natursorscher der Gegenwart, die wir in der Wärme und dem Lichte unserer Sonne mit vollem Rechte den

Urquell all' des herrlichen organischen Lebens unserer Erde erblicken, im Grunde auch nichts Anderes als "Sonnen-Anbeter"!

Die Religionsübungen der Parfen find übrigens höchft einfach und jum Theil, ebenfo wie beim Mohammedanismus, auf fehr zweckmäßige sanitäre Brincipien gegrundet, fo namentlich die diatetischen Borfdriften und die gahlreichen täglichen Waschungen des Körpers. Ihr fraftiger Körper erfreut sich daher auch meift einer trefflichen Gefundheit, und die muntern, lebhaften Kinder der Parfis machen in Bomban einen weit befferen Eindruck, als die bleichen Gefichter der matten Europäer-Kinder, welche in dem heißen Klima fraftlos dahinwelten. Bu den mertwürdigften Gebräuchen gehört die Todtenbeftattung der Barfis. Soch oben auf dem Felsenrücken von Malabar-Hill, und awar auf einem der höchften und ichonften Puntte desfelben, wo das prächtigfte Banorama von Bomban (ähnlich dem von Neapel von der Höhe des Pofilippo) zu Füßen des staunenden Beschauers sich ausbreitet, besitt die Barfi-Gemeinde einen herrlichen, mit hohen Balmen und blüthenreichen Bäumen gezierten Garten. Auf diesem Friedhofe erheben fich die feche Dakhma's oder "Thuren des Schweigens" (Towers of silence). Das sind weiße chlindrische Thuren von 30-40 Fuß Durchmeffer und ungefähr ebensoviel Sohe. Ginem Amphitheater ähnlich ift das Innere derfelben in drei concentrische Ringe abgetheilt, welche durch radiale Scheidewände in gahlreiche offene Rammern geschieden werden. Jede Rammer nimmt eine Leiche auf und zwar kommen in den inneren Kreis die Kinder, in den mittleren die Weiber, in den äußeren die Männer. Sobald die weiß= getleideten Todtenwärter die von den Angehörigen zum Friedhof geführte Leiche den Letteren abgenommen haben, bringen fie diefelbe unter Begleitung fingender Briefter in eine der offenen Grabkammern und entfernen fich. Alsbald erscheinen zahlreiche von den heiligen Bögeln des Ormuzd, von den stattlichen braunen Beiern, die in dichten Gruppen auf den Kronen der benachbarten Balmpra= Balmen sigen. Sie stürzen sich auf die Leiche im Innern des offenen Thurmes und haben in wenigen Augenblicken deren Fleisch verzehrt. Scharen von schwarzen Raben vertilgen die kleinen Ueberbleibsel ihres Mahles. Die übriggebliebenen Knochen werden später im Mittelraum des Thurmes gesammelt.

Die meisten Europäer sinden diese Todtenbestattung der Barsis entsetzlich, wie es schon im classischen Alterthum für eine besondere Beschimpfung galt, eine Leiche den "Geiern zum Fraße" hinzuwersen. Als vergleichender Zoologe kann ich jedoch das Geständniß nicht unterdrücken, daß ich persönlich es weit ästhetischer und poetischer sinde, eine geliebte Leiche in wenigen Minuten durch kräftige Raubvögel verzehrt zu sehen, oder (gleich den Hindus), verbrannt zu wissen, als sie jenem langsamen Berwesungsprocesse und jenem ekelhasten "Würmerfraße" ausgesetzt zu sehen, der bei der Beerdigung unserer europäischen Culturvöller üblich, und ebenso abschreckend als sanitätswidrig, ja die Quelle vieler Krankheiten ist. Indessen, was macht nicht Alles die liebe Gewohn= heit aus, der mächtigste Hebel der "Anpassung"!

Es war ein unvergeßlicher Abend, als ich am 14. Rovember in Gesellschaft meiner Reisegefährten vom "Helios", der Frau Blascheck und des Grafen Hunnadi, die Thürme des Schweigens besuchte. Die untergehende Sonne schweitete eben den westlichen Horizont mit jenen wunderbaren, nur zu rasch vorübereilen= den Karbentonen der Tropenzone, deren Gluth und Anmuth weder Binfel noch Feder annähernd wiederzugeben vermögen. Gegenüber im Often prangten mäch= tige Reihen gehäufter Thurmwolken mit goldenem Saume im magischen Purpurlicht; und darunter schimmerten violett die feltsam geformten Mauern und Thurme der Bhor-Chats, den Absturgen des Tafellandes von Dekkan. Bu unfern Rugen aber spiegelte der blanke Golf der Back-Bay die gange Farbenpracht des Himmelsgewölbes wieder und darüber erhob fich jenseits die Reihe der Brachtgebäude des Forts, überragt vom Mastenwalde der Schiffe. Zu unserer Rechten fudwärts verfolgte das Auge die Garten und Villen von Malabar-Sill bis zur äußersten Spitze, bis zu dem felfigen Vorgebirge Malabar=Point, auf tvelchem früher Lord Elphinftone in einer einfamen, einfachen Villa gewohnt hatte, auf welchem gegenwärtig der luftige Sommerpalast des Gouverneurs steht. Bur Linken aber verdeckten unten die dichtgedrängten Cocospalmen von Girgaum das bunte Leben der "schwarzen Stadt". Und dazu nun als Vordergrund die "Thurme des Schweigens", umgeben von den hohen Facherpalmen, auf deren Kronen die gefättigten Beier in dichten Gruppen ihre Abendrube hielten: und zu ihren Fugen die weißgekleideten Barfi-Briefter. Das gab ein Bild, wurdig eines großen Malers!

Bang verschieden von der tief elegischen Stimmung dieses Abendbildes war der Eindruck, den ich am folgenden Morgen von dem benachbarten Belvedere von Cumbala - hill erhielt. Ich war schon eine Stunde vor der Sonne auf bem Wege und war allein in der einsamen Morgendämmerung, an dem Thurme bes Schweigens vorbei, eine Viertelftunde weiter bis zu jener höchsten nördlichen Erhebung von Malabar-Hill gewandert, welche den "Flag-Staff" trägt. So heißt die Thurmwarte des fernblickenden Wächters, der von diesem höchsten Punkte aus die Ankunft der großen Dampfichiffe in Bombay zu fignalisiren und die der Postichiffe durch zwei Kanonenschuffe kund zu thun hat. Die steil abfallenden Felsen find bier theils mit stacheligem Geftrupp, theils mit Dattel-Palmen bewachsen, unter benen gablreiche Sindu-Sutten gerftreut liegen. Bang in der Rabe befindet fich in gleicher Sohe und in herrlichfter Lage die Wohnung des deutschen Consuls, der zur Zeit noch in Europa weilte. Der Blick umfaßt von hier aus nicht allein die ganze Stadt mit dem Golfe, sondern schweift auch weiter nordwärts nach dem großen Palmenwalde von Mahim (am Nordende der Insel Bomban) und darüber hinaus nach der großen Insel Saliette und dem benachbarten Weftlande. Gin garter grauer Nebelichleier deckte diefes großartige Panorama, als ich turz vor Sonnenaufgang dort anlangte; faum aber war Selios strahlend über der zackigen Felsenmauer der Bhor-Chats emporgeftiegen, als auch der Rebel zerfloß und ein Theil des herrlichen Bildes nach dem andern in voller Alarheit sichtbar wurde.

Ein Ausstug nach dem oben erwähnten Palmenwalde von Mahim, den ich am 13. November in Gesellschaft von Blascheck's unternommen hatte, gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen an Bombah. Es war ein herr-licher Sonntagmorgen — mein erster in Indien! — und ich werde seine mannichsfaltigen Sindrücke nie vergessen. Man muß unter den Tropen vor der Sonne

unterwegs fein, wenn man die volle Morgenfrische recht genießen will, und so trafen uns denn die ersten Sonnenstrahlen dieses wunderschönen wolkenlosen Sonntags bereits im leichten Wagen an, mitten unter den riefigen alten Bananen, am nördlichen Fuße von Cumbala-Sill. Die indischen Sutten im Schute dieser Feigenbäume, oft gang zwischen deren Luftwurzeln verftect und durch die daraus entstandenen Stämme geftütt, waren der Schauplat jener originellen häuslichen Scenen, welche den europäischen Antommling fo fehr ergöken. Gange Familien fagen im Coftime des Paradieses am Wege und verliehen ihrem braunen Tell neuen Glang durch Ginreiben mit Cocosol. Zugleich fuchten fich die liebenden Geschwifter — oder auch Eltern und Kinder — gegenseitig die kleinen langsam kriechenden Insekten ab, welche ihr langes schwarzes Saupthaar bevölkerten; da fie aber als fromme Sindu tein Thier todten burfen, sekten fie die Gefangenen forgfältig bei Seite. Andere wandten ein wirtsameres Mittel an, indem fie fich das Haupthaar radical abrafiren ließen. Andere badeten in kleinen Teichen am Wege, und noch andere dehnten sich behaglich, ehe sie wieder mit dem weißen Schurze fich bekleideten, unter oder auf den Aeften der Baume aus.

Der Cocospalmenwald von Mahim, der erfte den ich betrat, bot uns noch viel mannichfaltigere Bilder. Da kletterten Toddyzapfer mit affenartiger Behendigkeit an den mächtigen hoben Stämmen empor, um den Balmenwein, der Nachts in die oben aufgehängten Gefäße getröpfeit mar, einzufammeln. Auf Seilen, die horizontal zwischen ben benachbarten Stämmen ausgespannt waren, kletterten sie geschickt von einer Krone zur andern. Andere pflückten unten die gelben Früchte der edlen Bananen ab, und noch Andere waren mit der Burichtung des Frühmahls beschäftigt. Ich aber wurde nicht mude, die pracht= vollen Lichteffecte zu bewundern, welche der fpielende Sonnenglang auf den garten gitternden Federblättern der edlen Cocos und ihren weißen, anmuthig gebogenen Stämmen hervorbrachte, sowie auf den breiten frischgrunen Riefenblättern der zu ihren Füßen stehenden Bananengruppen. Und dazu nun überall eine Fulle herrlicher Blumen, ebenfo wie die um fie fpielenden Schmetterlinge durch riefige Größe, durch bunte Farbe, durch feltsame Gestalt und durch aromatischen Geruch ausgezeichnet! Sie und da erhob fich ein luftiger Busch bes zierlichen schlanken Bambusrohres; und allenthalben zerftreut lagen tleine Butten aus Rohr gebaut und mit Rohr gedeckt. Auf den Wegen allerlei Saus= thiere, Schweine und hunde, huhner und Enten; und zwischen diesen spielend und tangend die allerliebften Geftalten der nachten Sindutinder mit ihren großen schwarzen Augen!

Nachdem wir über eine Stunde auf Kreuz= und Duerwegen im Palmenwalde von Mahim umhergeschlendert, versuchten wir links nach dem benachbarten Meeresstrand durchzudringen. Allein der schmale, zwischen zwei Mauern eingeschlossen Pfad endigte in einer großen Pfütze. Gerade zur rechten Zeit kam und von der anderen Seite ein zweiräderiger Ochsenkarren (Bullock car) entgegen; wir erkletterten dieses saubere Gesährt in sehr heiterer Stimmung und ließen und von dem leitenden Hindusüngling durch die Pfütze hinüber sahren, wären aber beinahe in dem tiesen Schlamm derselben stecken geblieben! Glücklich hinüber, gelangten wir bald an den sandigen Meeressftrand, der hier in weiter Ausdehnung mit dem schönften Cocoswalde gesäumt ist. Hier begegneten wir stattlichen Gruppen des merkwürdigen Pandanus, jener sonderbaren Schraubenpalme, deren gebogener Stamm sich oben armleuchterartig gabelt, an jedem Ust
ein agavenartiges Blätterbüschel mit schraubenförmiger Drehung tragend, während
er unten auf einen Büschel von Lustwurzeln, wie auf Stelzen steht. Zwischen
den Aesten waren mächtige Spinnenneze von 1—2 m Durchmesser ausgespannt,
bewohnt von einer prächtig gezeichneten Riesenspinne, deren dicker Leib 6 cm,
deren dünne Beine 10 cm lang sind. Die ungeheuerliche Bestie ließ sich ziemlich seicht sangen und sand in meinem Spiritusglase ihr Ende. Die dicken
Häden ihres Gespinnstes, das über einen Meter Durchmesser zeigte, überraschten
uns durch ihre Festigkeit, sast derzeinigen eines Zwirnsadens gleich. Während
wir unten mit dieser ausregenden Spinnenjagd beschäftigt waren, erhob sich
oben aus den Palmenkronen ein kreischender Schwarm grüner Papageien, der
ersten, die ich wild erblickte.

Eine Reihe anderer zoologischer Neberraschungen warteten meiner am sandigen Strande von Mahim, welcher gerade durch die tiese Ebbe in ziemlich weiter Ausdehnung entblößt war. Da lagen ausgeworfene Riesenegemplare einer prächtigen blauen Meduse (einer Crambessa) von mehr als einem Fuß Durchemesser; daneben sonderbare Zgelsische (Diodon) mit stacheliger Haut und großem ausgeblasenen Kehlsack. Im Seesande selbst sand sich eine große Anzahl verschiedener Muscheln und Schnecken, lauter charakteristisch indische Formen, die ich disser nur in zoologischen Museen erblickt; serner große Röhrenwürmer, verschiedene Krustenthiere (darunter schnellfüßige Sandkrabben, die sich im Sande Wöcher graben), sowie viele Reste von großen Fischstelteten, untermischt mit Schäbeln und anderen Stelett-Theilen des Menschen. Letzter gehörten hindu's niederster Classen an, deren Leichen nicht verbrannt, sondern einfach im Seesande verscharrt werden. Meine Umhängetasche war mit diesen und anderen zoologischen Schätzen übersüllt, als wir endlich gegen Mittag nach Haufe zurücktehrten.

Einer der interessantesten Punkte von Bombah war für mich das heilige Brahminendorf Walkeschwan, nur wenige Minuten vom Bungalow meiner lieben Gastfreunde entsernt, zwischen diesem und dem Gouverneurshause auf Malabar-Boint gelegen. Ich besuchte dieses merkwürdige Dorf zu wiederholten Malen und zu verschiedenen Tageszeiten, und wurde stets durch eine Fülle origineller und mannichsaltiger Bilder aus dem Leben der höchsten Hindu-Kasten überrascht; denn nur solche, nur echte Brahminen bewohnen diesen heiligen Ort, und kein unreiner hindu niederer Kaste darf denselben durch seine Gegenwart entweihen. Den Mittelpunkt desselben bildet hier, wie an ähnlichen, hie und da in der schwarzen Stadt zerstreuten heiligen Orten ein viereckiger Teich, dessen User geradlinige Treppenreihen säumen. Diese sind eingesaßt von zahlreichen kleinen Tempeln und Capellen, zwischen welchen enge Gassen zum Wasser hinabsühren. Die Tempel zeichnen sich aus durch charakteristische weiße Thürme, theils von Gestalt einer Bischosmüße, theils von der eines breiten und niedrigen Obelisten. Das Innere der Tempel, gleich den dazwischen zerstreuten Hütten

nach der Strage geöffnet, zeigt einen einfachen Raum, in deffen Mitte (ober auch in einem besonderen Vorhofe unter einer Säulenhalle) ein heiliger Stier liegt. Andere Gegenstände der Berehrung, gleich den Stieren mit Blumen geschmückt, find merkwürdige steinerne Symbole der Fruchtbarkeit, jum Theil von obiconfter und grotester Form. Solche find auch an vielen Stellen der Wege inner= und außerhalb der Stadt gerftreut, mit rother Farbe bemalt. Sie werden namentlich von kinderlosen Cheleuten besucht und ihre rothen Theile werden mit Goldpapierchen betlebt, auch mit duftenden Blumen bedeckt, in der Soffnung, durch diese Opferspenden mit Kindern gesegnet zu werden. Bor den Stufen der Tempel und auf den Treppen des heiligen Teiches hocken oder bebewegen fich heilige Buger in den verschiedensten und sonderbarften Geberden und Andachtsübungen. Die meisten dieser Fatire sind geriebene Betrüger, welche dem Dolce far niente auf Rosten ihrer frommen und wohlthätigen Glaubens= genoffen sich hingeben. Ihr nackter Körper ift mit Afche und Del beschmiert. die langen haare in wirre Bopfe geflochten, die niemals gereinigt werden und eine besondere Species des "Weichselzopfes" repräsentiren, meift ein reich bevölkerter zoologischer Barten. Das einzige Berdienft der meiften Fatire besteht darin, daß sie irgend ein Glied ihres Körpers verstümmeln. Der Eine hat feit vielen Jahren feine Fauft frampfhaft geschlossen, so daß die Fingernägel tief in das Fleisch der Hohlhand eingewachsen find; ein Anderer hat ben emporgeftreckten Urm in fentrechter Stellung fo lange erhalten, bis derfelbe alle Beweglichkeit und Empfindlichkeit verlor, fo daß er nun gleich einem durren Ufte vertrocknet und atrophisch über das Saupt emporragt; ein Dritter hat fich die verschiedensten Wunden beigebracht und durch Ginftreuen von Asche in langer Eiterung erhalten, fo daß fein Geficht und Leib auf das Scheuflichfte entstellt ift u. f. w. Bekanntlich gibt es keine Thorheit und keine Berrücktheit, zu der nicht religiöse Wahnvorstellungen den Menschen bringen können, besonders wenn fie mit den üblichen Betrügereien der Priefterschaft Sand in Sand gehen; aber wenige Religionsformen dürften es in dieser Beziehung zu folden extremen Ausgeburten bringen, wie der Brahma-Cultus.

Während ich ftundenlang im heiligen Dorse Walkeschwan verweilte und unter dem dichten Schatten eines heiligen Banhanenbaums (einer riefigen indischen Feige mit dem sonderbarsten Burzelwert) am User des heiligen Teiches saß, um diese seltsamen Eindrücke in meinem Stizzenbuche sestigentlaten, hatte ich genügende Muße, um das sonderbare Leben und Treiben dieser privilegirten Faullenzerkaste zu studiren. Die Hauptbeschäftigung dieser eblen Brahminen, die eigentlich als echte "Bettelmönche" von den reichlichen Spenden der abergläubischen und opferwilligen Hindus niederer Kaste leben, besteht in süßem Nichtsthun, in philosophischer Betrachtung der Welt mit ihrer Narrheit; nur zeitweilig wird dasselbe durch äußerliche Religionsübungen unterbrochen, unter denen wiederholte Waschungen jedenfalls noch die zweckmäßigsten sind; sast ununtervochen war der heilige Teich von Badenden beiderlei Geschlechts besucht. Vielen Spaß hatte ich mit der munteren, jede Kleidung verschmähenden Jugend, die in Scharen meiner Uquarellarbeit zuschaute und darüber ihre luftigen Glossen machte. Besonderes Bergnügen schien ihr die Carricatur eines heulenden, sich ganz verrückt geberdenden Fatirs

im Teiche zu machen; wie denn überhaupt diese Sindu-Jungen noch nicht von der Orthodoxie der Alten angesteckt erschienen. Andere interessante Bilder in Walkeschwan lieferte mir eine Brahminenschule; der alte graue Schulmeister ichien ebenfalls den Ernft des Lebens mehr von der heiteren Seite zu nehmen und war offenbar fehr erfreut, als ich mich ihm pantominisch als Collegen zu erkennen gab. Dicht neben biesem Tempel der Weisheit hatte ich auch Gelegenheit, Etwas von der praktischen Medicin der Sindu zu feben; eine Entbindung unter erschwerenden Umständen wurde mit den sonder= barften Inftrumenten auf offener Strafe ausgeführt; ein Sindu-Constabler oder "Police-Man" hielt dabei die versammelten Zuschauer in Ordnung und erklärte mir fehr gefällig die Bedeutung des Actes; daneben war ein anderer Sindudoctor beschäftigt, aus einem armen Rheumatismuskranken den Teufel durch Aneten und Breffen auszutreiben. In diesen Fächern, wie überhaupt in der Thierqualerei, leiften die frommen Hindu wirklich Großes, während fie gleich= zeitig fich fehr hüten, irgend ein Wefen, fei es auch bas kleinfte oder schädlichste Infect, wirklich umaubringen.

Schon am Tage nach meiner Ankunft in Bomban, am 9. November, hatte ich Gelegenheit, an einer Excurfion nach der berühmten Insel Clephanta Theil zu nehmen, auf welcher sich die vollendetsten und figurenreichsten unter den zahl= reichen indischen Söhlentempeln befinden. Da diese brahminischen Tempel durch zahlreiche Abbildungen und Beschreibungen allbekannt find, will ich mich auf das kurze Geständniß beschränken, daß sie meinen hochgespannten Erwartungen nicht entsprachen; ich hatte mir den Eindruck weit großartiger und imposanter vorgestellt. Bon wirklicher Schönheit ist ohnehin bei den verschnörkelten und frakenhaften Sculpturen der Inder nicht die Rede: die häklichen und widernatürlichen Berbindungen von Menschen= und Thierleibern, die Gottheiten mit drei Röpfen (Trimurti), ferner die verzerrten Fragengesichter, die Leiber mit mehreren Reihen von Brüften, mit 8 Armen und Beinen u.f. w. find mir höchlich zuwider, und ich gehöre zu jenen wenigen Regern, die auch hier das Urtheil unseres Altmeifters Goethe von den "verrückten Glephanten= und Fragentempeln" zutreffend finden. Immerhin sind die Kelsentempel von Elephanta durch die forgfältige Sculptur der Einzelheiten, und durch die Art und Weise, wie der gange Tempelraum mit feinen drei Säulenhallen und den zahlreichen Riguren aus dem lebendigen ichwarzen und sehr festen Gestein des Trapp=Gebirges ausgemeißelt ist, sehr merkwürdig und die Lage des Tempels auf dem steilen Weftabhange der ichon bewachsenen Infel ift fo herrlich, der Blick auf den Hafen von Bombay fo großartig, daß fich Jeder durch diefe Ercurfion reichlich belohnt fühlen wird. Wir machten dieje vom Apollo=Bunder aus mit einer kleinen Dampfbarkaffe (Steam-Lounch). Die Ueberfahrt dauert nur eine gute Stunde und bietet eine Reihe hubscher Safenbilder; indische Schiffe und Boote aller Größen und Formen konnte ich hier in der Rähe feben. Sehr schon ift dabei der Blick auf das Tafelland, den Bhor= Chat von Bekkar und auf fein valmenreiches Borland, das Koukan, zwischen welchem und der Infel Bomban die kleine Infel Elephanta gelegen ift. Durch prächtig rothe Färbung der nackten Feljen zeichnet sich die benachbarte größere Insel Tromban aus.

In anderer Hinsicht bot mir die Excursion nach Clephanta das allergrößte Interesse und wird mir immer unvergeflich bleiben. Denn dieser Tag, der neunte November, war der erste, an welchem ich die tropische Flora ihr Bunderwerk. frei und ungefünftelt entfalten fah. Allerdings hatte ich schon den vorhergehenden Nachmittag, meinen ersten in Indien, dazu benutt, um mit dem Tramway nord= warts durch die schwarze Stadt nach Victoria Garden zu fahren. Das ift ein hübscher, wenn auch nicht fehr forgfältig gepflegter botanischer Garten; zwar kann er sich nach Reichthum und Anlage nicht mit anderen botanischen Gärten Indiens meffen; indeffen ich fah doch zum erften Male hier eine große Ungahl der schönften und großartigften Tropengewächse von Angesicht: insbesondere die Hauptform der indischen Balmen und Bambujen, Bananen und Pandanus Brotfrucht und Papano, Lotos und Bistia u. f. w. Wie sehr mich aber auch dieser schöne Victoriapark am ersten Abend in Bomban entzuckte und wie wenig ich jemals das prachtvolle Beleuchtungsfpiel des glühenden Sonnenuntergangs in demselben vergessen werde, so war doch meine Freude noch ungleich größer und lebhafter, als ich am folgenden Nachmittag auf Elephanta die bedeutendften Charakterpflanzen Indiens wild in ihrem freien und ungekünftelten Naturzuftande erblickte, in jener Ueberfulle der Ueppigkeit, die keinen Gartenzwang duldet. Da bekleiden rankende Schlingpflanzen und kletternde Farne die riefigen Teakstämme; da beugen die edelsten Cocospalmen ihren ichlanken gebogenen Stamm mit der herrlichen glitzernden Fiederkrone über den Strand des Meeres, der mit Pan= banusbuichen gefäumt und mit einer, im Waffer wurzelnden Mangrovenmauer befestigt ist. Da ranten mächtige Schmaroberfeigen und Winden, und andere, mit großen bunten Blumen ausgestattete Aletterpflanzen an den kerzengeraden schwarzen Stämmen der gewaltigen Balmpravalmen empor, und selbst ihre stolze Krone von handförmigen Fächerblättern ift mit Blumen befrängt. Und dort er= heben sich Brachteremplare vom heiligen indischen Teigenbaum, von den Banganen; unten löft sich ihr mächtiger Hauptstamm in ein förmliches Nehwerk gewaltiger Wurzeln auf, während oben aus dem dichten dunkelgrünen Laubwerke dicke Riesen= afte eine Schar von Luftwurgeln herabsenken; und von diesen erreichen viele wieder den Boden und bilden wurzelichlagend neue Stämme zur Stütze der alten mütterlichen Krone. Und dort, siehe dort, da erstickt ein gewaltiger Würger (eine parasitische Keigenart), mit dem Nekwerk feiner verflochtenen Stammafte die edle Palme, die er gah umklammert halt - und wenige Schritte weiter da fteht ein Bruder diefes Bürgers mit todtem, einen chlindrifchen Sohlraum umichließenden Gillarstamme, ohne Blätter: erst war die erwürgte Balme gestorben und vermodert, und dann hatte den grausamen Morder dasselbe Schicksal ereilt. Dazwischen bildet das gierliche Bambusrohr große Riefenbouquets, breiten prachtige Bananen und Straligien ihre frischgrunen garten Blätter aus, entfalten herrliche bunte und große Blumen ihre duftenden Kelche, bilden gartgefiederte Acacien weit ausgedehnte Schirmdächer, verflechten fich stachelige cactusahnliche Euphorbien zu dichten Becken. So fab ich hier zum erften Male auf Elephanta in greifbarer Wirklichkeit eine Fulle ber merkwürdigften und ichonften Geftalten der tropischen Flora, von denen ich seit 30 Jahren gelesen und geträumt hatte. Und dazwischen gautelten in der sonnenglübenden Luft Taufende der schönften und bunteften Schmetterlinge, schwirrten durch das Gebüsch große goldglänzende Prachttäfer, huschten durch das Laub hunderte von behenden Gidechsen und Schlangen, flogen von Stamm zu Stamm lärmende Scharen prachtgesiederter Bögel — lauter neue, nie lebend gesehene Formen, und mir doch großentheils seit Langem alte Bekannte. Wie ein Kind haschte ich nach all den herrlichen Siebensachen und legte meine Hand auf die Stämme der Palmen und Bambusen, um mich zu überzeugen, daß nicht Alles nur ein schöner Märchentraum sei! Und so suhr ich traumbefangen bei der wunderherrlichsten Abendbeleuchtung von Elephanta nach Bombay zurück und sah in der schlassosen Aacht, der ersten in Indien, tausende der prächtigsten Bilder an meinem Auge auf's Neue vorüber ziehen.

Leider geftattete die turze, raich verfliegende Woche in Bomban nur einen einzigen größeren Ausflug auf das indische Teftland; biefer mar aber fehr intereffant und gab mir eine recht gute Borftellung von der Natur des berühmten Hochlandes von Dekkan. Auf den guten Rath eines freundlichen Landsmanns, herrn Tintner (bem ich für viel andere Gefälligkeiten bei diefer Gelegenheit herzlich danke), wählte ich unter den verschiedenen, im Raume von zwei Tagen ausführbaren Ercurfionen diejenige nach Lanaulie und zu den Felsentempeln von Carli. In Gesellichaft des Grafen hunnadn, des Reise= gefährten vom "Helios", verließ ich Bomban am Mittag des 11. November. Das herrlichste Wetter begünftigte diesen Ausflug wie meinen ganzen Aufent= halt in Bombay; nur war es etwas zu heiß: Mittags im Schatten bis 300 R, meiftens am Tage zwischen 22 und 260 R; auch die Rächte waren fehr heiß und einmal hatten wir noch um Mitternacht 25° R.! Die Eisenbahnfahrt nach Langulie (die erfte Strecke der großen Bahn von Bombay nach Madras) dauerte fünf Stunden und entlockte uns neben vielem Schweiße manchen Seufzer über die stechende Sonnengluth; und doch waren die Waggons erster Classe, die wir benutten, überaus bequem und boten die raffinirtesten Schutmittel gegen die Tropen=Sonne: doppeltes, feitlich weit vorspringendes Dach, Jaloufien und grune Scheiben an den Fenstern, innen und außen Borhange, begueme und tühle Lederpolfter, sinnreiche Einrichtungen für reichliche Bentilation, und was das Angenehmfte war -, kleine Badecabinete mit gekühltem Baffer, in denen ich mehrmals während der heißen Fahrt ein erquickendes Bad nahm. Jeder Waggon erster Classe enthält nur zwei geräumige Salons und in jedem Salon dürfen nicht mehr als fechs Paffagiere sigen, mahrend man bei uns die dreifache oder mindeftens doppelte Zahl barin zusammenpferchen wurde. Nur brei Bante find in jedem Salon (zwei der Lange, eine der Quere nach); bei Nacht wird über jeder Bank noch eine zweite, 4 Fuß entfernt, aufgeschlagen; und fo erhält man fechs Betten, weit geräumiger und bequemer, als die Betten in Dampfichiffscabinen. Dabei kann man bequem in dem kleinen Salon feinen Koffer unterbringen und auspacken, promeniren und nach beiden Seiten durch die zahlreichen Fenster die Aussicht auf die vorübereilende Landschaft genießen.

Diese Aussicht war für mich höchst anziehend und ich sammelte während der kurzen fünfskündigen Fahrt eine Reihe interessanter indischer Bilder in meinem Stizzenbuche. Zunächst fährt die Eisenbahn durch einen großen Theil der Stadt Bomban felbst hindurch, an Byculla, Parell und Saffoon vorbei, dann auf eine Brude über einen ichmalen Meeresarm nach der Insel Saljette und von diefer über einen zweiten Meeresarm nach dem Festlande von Vorder= Indien hinüber. Unfänglich zieht fich hier die Bahn gang flach mehrere Stunden lang durch das ebene und niedere Ruftenland, das Roufan. Zahlreiche Dörfer, aus elenden Rohrhütten gusammengesett, und einzelne kleine Städtchen von unbedeutendem Umfang geben uns eine Idee von der Mahratten-Bevölkerung biefer Gegend. Die ausgedehnte Gbene ift mahrend der Regenzeit (von Juni bis September) mit dem üppigsten hohen Grafe bedeett, jum großen Theil auch gut cultivirt mit Reis, Mais 2c. Jest war die Begetation feit mehr als einem Monat völlig verbrannt und die weiten Grasflächen strohgelb. Nur die gablreichen immer grunen Pflangen erhielten fich frifch, die Bananengebuiche und Feigenbäume rings um die Butten, und vor Allem der wichtigfte Schat diefer Konkan=Flora, die herrliche Balmnra=Balme (Borassus flabelliformis). Taufende oder vielmehr Millionen von Stämmen diefer edlen Facherpalme mit bem terzengeraden schwarzen Stamme find allenthalben sichtbar, bald einzeln, bald in Gruppen, und geben dem gangen flachen Ruftenlande feine charakteriftische Physiognomie; gleich der Coco3= und Dattelpalme ift auch die indische Palmprapalme einer der nüklichsten Bäume: fast jeder Theil derfelben dient für einen oder mehrere häusliche oder technische Zwecke. Besonders schon erscheinen die Gruppen dieser Balme an den Ufern der gahlreichen schilfbekränzten Teiche, an benen wir vorüberfuhren, dazu als malerischen Bordergrund die nackten braunen Eingeborenen mit ihren zweiräderigen Ochsenkarren, badende Buffel und zu= fammengewürfelte Rohrhütten: im Hintergrunde darüber die malerischen Formen ber Bhor-Ghats, der zackigen Felfenwände, die den fteilen, 2000 Rug hohen Absturz des mächtigen Tafellandes von Dekkan bilden.

Auf der Station Rurjut, hinter Noreb, waren wir am Juge des Gebirges angelangt und die leichte Locomotive, die uns bisher geführt hatte, wurde jest mit einer schweren Gebirgelocomotive vertauscht. Die Steigung der Bahn wird bald fehr bedeutend (1:37); fie erhebt fich in wenigen Stunden Fahrzeit über 2000 Jug. Zahlreiche Tunnels und Biaducte, fowie fcharfe Biegungen der Bahn an fteilen Felswänden vorbei erinnern an unsere malerischen Alpenbahnen, Semmering und Brenner (die ftärkste Steigung auf letzterer beträgt nur 1:40). Die umgebende Landschaft nimmt alsbald einen ganz anderen Charakter an. Die Palmen, die in fo großer Masse das Unterland (Koukan) ichmuckten, verschwinden ichon beim Beginn der Steigung völlig; mächtige, bald fäulenförmige, bald aftreiche Waldbäume treten an ihre Stelle, darunter die ftolzen Tabatbaume, fowie Wollbaume mit fehr großen Blättern. Der fteile Abfall des tafelförmigen Hochlandes (Dekkan), der zum Theil treppenartig oder terraffenförmig abgestuft ift, wird vielfach von tiefen Wafferschluchten ein= geschnitten und diese Abgrunde, mit dichtem Baldgebusch ausgekleidet, geben dem Gebirgslande einen europäischen Charakter. Gang eigenthümlich aber, und in ähnlicher Form wie von feinem europäischen Gebirge bekannt, ift die Geftaltung der mächtigen Felsenmaffen biefer Bhor-Ghats. Gie ericheinen bald als ungeheure, fast senkrecht aufsteigende schwarze Mauern von mehr als taufend

Huß Höhe, bald als breite und flache Tafelberge mit horizontal abgeschnittenen Kuppen, bald als zerklüftete Wände, deren thurm= und caftellartige Aufjähe aus der Entfernung täuschend eine gewaltige Festung mit vielen Thürmen und Zinnen vorspiegeln. Obgleich die plutonischen Gebirgsmassen der Bhor-Ghats (größtentheils schwärzlicher Trapp und basaltartiger Spenit) von dem geschich= teten Quadersandstein unserer "sächsischen Schweiz" völlig verschieden sind, so bleibt die äußere Gestalt der isolirten Taselberge doch oft auffallend ähnlich.

Wie uns der Anblick des schluchtenreichen Waldgebirges, ohne alle Zuthaten tropischer Vegetations-Pracht, plöglich vom 19. nach dem 53. Breitengrade versetzte, so erschien auch die Luft, die wir athmeten, mit einem Male gänzlich verändert. An die Stelle der drückenden Hitze kühle und mit Wonne sogen wir die kräftige frische Bergluft ein — eine Wohlthat gemäßigten Klima's, welche man erst dann voll schähen lernt, wenn man sie unter dem erschlassenden Sinslusse der Tropensonne schmerzlich vermißt. Je höher wir hinauf kamen, desto heimathlicher wurde es uns zu Muthe. Doch ersuhr diese Julison einige Störung durch die Mittheilung, daß in der tiesen wasserichen Waldschlucht, an der wir eben vorbeisuhren, vor zwei Jahren ein englischer Capitän durch einen Tiger getöbtet worden sei. Hier stürzten aus beträchtlicher Höhe zwei Wasserschle herab. Während der Regenzeit sind diese überaus zahlreich; jeht waren sie größtentheils versiegt und gelbes dünnes Gras bedeckte die Flächen, die nicht mit Bäumen oder nicht mit "Dschungle"-Dickicht besetzt waren.

Kurz vor Lanaulie passirten wir die Station Matheron, eine beliebte Sommerfrische der wohlhabenden Bewohner von Bombay. Mehrere schöne Ausssichtspunkte in dessen höchster Umgebung gewähren einerseits wilde und romantische Einblicke in die umgebenden Waldschluchten, andererseits weite und umsfassende Ausblicke über das flache Küstenland und das Meer, dis nach Vombah hin. Sine besonders auffallende Felsensorm in der Nähe der vorhergehenden "Reversion-Station" führt den Namen Dukes Nose (Herzogs-Nase, Wellington zu Chren!). Es war bereits völlig dunkel geworden, als wir um 7 Uhr in einer Meereshöhe von 2100 Fuß an unserem Ziele Lanaulie anlangten und in dem kleinen Hötel eines Parsi recht leidliche Unterkunft fanden.

Der folgende Morgen war für eine Excursion nach den berühmten Carlie-Caves bestimmt, den buddhiftischen Grotten-Tempeln, welche alle anderen an bedeutendem Umfang und Reichthum der Sculptur übertreffen sollen. Wir hatten für 5 Uhr Ponies bestellt, welche uns bis in die Nähe der Grotten und ein Stück bergauf tragen sollten. Als wir aber die Bergpferde besteigen wollten, erschien statt deren eine stattliche Kutsche mit zwei Pserden, deren Lieserung dem schlauen Wirthe vortheilhafter erschien. Wohl oder übel mußten wir uns in die Kutsche seinen, die uns nur eine halbe Stunde weit auf gutem Fahrweg weiter brachte. Dann mußten wir aussteigen und über eine Stunde weit über Wiesen und Felder hinwegmarschiren. Schließlich ging es noch eine halbe Stunde steil bergauf zu den Grotten. Diese liegen in halber höhe am westlichen Ubhange eines Trachtberges, der sich noch mehr als tausend Fuß über das Plateau von Lanaulie erhebt. Letzeres liegt bereits auf der Höhe des Plateau's von Dektan.

Die buddhiftischen Söhlentempel von Carlie find weit größer und älter. als die brahmanischen Tempelgrotten von Elephanta; auch find die Sculpturen einfacher und weniger schnörkelhaft, die Riguren der Menschen und Thiere natürlicher. Sie gelten als die vollendetsten Bauwerke ihrer Urt. Gleich den Tempeln von Elephanta und vielen ähnlichen in Indien find auch diejenigen von Carlie durch Aushöhlung aus dem Felfen des Gebirges felbst heraus= geschnitten, ebenso wie die Sculpturen von Menschen oder Thieren, welche in großer Zahl die Wände zieren. Der stattliche Hauptraum des Tschaitna-Tempels von Carlie, ein riefiges Tonnengewölbe, wird durch zwei Säulenreihen in ein breites Sauptichiff und zwei schmale Rebenschiffe getheilt. Die gablreichen Figuren, von männlichen und weiblichen Geftalten, von Glephanten, Löwen u. f. w., fowie die Säulen und Thurpfoften, find fehr kunftreich aus dem harten ichwarzen Trapp-Felsen ausgemeißelt und glatt poliert; fie follen durch forgfäl= tige und ästhetische Ausführung diejenigen der meisten anderen indischen Tempel übertreffen. Oberhalb des Haupttempels und zu beiden Seiten desfelben, (- in 777 Meter Meeres-Höhe -) find kleine Raume ausgemeißelt, aus benen wir große Schwärme von Fledermäusen aufscheuchten. Un dem Gingange zu den Tempelgrotten stehen außen ein paar kleinere Tempel, von herrlichen heiligen Reigenbäumen überschattet; einige buddhiftische Briefter, die hier ihr Leben zu= bringen, bettelten uns um Almofen an. Während fie zum Danke dafür ein Gebet hinmurmelten, ertonte oben von der Bohe der Felsen lautes Geschrei, und als wir hinblickten, sprangen in eiligen Sähen mehrere große schwarze Affen (Wanderuh's) davon. Es waren dies die erften Uffen, die ich in wildem Natur= zuftande erblickte; im Bergleiche zu den schmutzigen und nachten Bettelmonchen zu unseren Füßen erschienen sie mir als deren Borfahren recht verehrungswürdig.

Der Blick von der Pforte der Carlietempel, noch besser von den vorspringens den Felsen oberhalb derselben, auf welche wir den Affen nachkletterten, umfaßt das Plateau von Lanaulie. Dasselbe erstreckt sich in gleichmäßiger Ebene ziemelich weit gegen Puna hin, und ist rings eingeschlossen von einem Kranze niederer, größtentheils kahler Higel. Hier beginnt das mächtige Taselland von Tetkan, das den größten Theil der vorderindischen Halbinsel einnimmt und sich gegen Osten, gegen die Coromandelküste allmälig herabsenkt, während es nach Westen, gegen das Koukan und die Malabarküste, größtentheils steil abfällt. Sehr besselben sührte, verließen wir Lanaulie am Mittag des 12. November und waren schon vor Sonnenuntergang wieder in Bombah.

Aleber die Verlängerung des Lebens.

Von

W. preger

in Jena.

Kein Mensch weiß, wie lange sein Leben dauern wird, und mancher möchte es wissen. Zwar heißt es in den Psalmen, mit siedzig und, wenn es hoch komme, mit achtzig Jahren werde die Grenze erreicht; aber die heilige Schrift selbst berichtet an anderer Stelle von vorsündsluthlichen Stammvätern, deren Alter sabelhaste Ziffern von vielen hundert Jahren umsaßt habe.

Seit diese Angaben nicht mehr wörtlich genommen werden, sind freilich die Patriarchen ihres mythischen Nimbus beraubt worden; doch beträgt das Alter des Methusalah immer noch etwa zweihundert Jahre statt der Mosaischen 969, wenn die älteste biblische Zeitrechnung mit ihrer eigenthümlichen Theilung des Jahres noch so ungünstig angenommen wird.

Mag nun jenes längste, sprüchwörtlich gewordene Leben historisch oder nur eine Legende sein, im Hindlick auf zahlreiche beglaubigte Fälle von Hundertjährigen, erscheint die Frage wohlberechtigt, ob das menschliche Leben über die gewöhnlichen Grenzen hinaus willkürlich verlängert werden könne, so daß es statt achtzig etwa die doppelte Anzahl Jahre dauere.

Selbst wenn es ganz sicher wäre, daß kein Mensch zweihundertmal seinen Geburtstag geseiert hat, würde es nicht vollkommen verständlich sein, weshalb solches nicht möglich sein soll. Denn wenn ein Greis einhundert Jahre erreicht hat und gesund ist, kann die Erwartung, daß er noch ein Jahr am Leben bleibe, nicht unwahrscheinlich genannt werden; ebenso die, daß ein hundert-und-ein-jähriger bei ungetrübtem Wohlsein die Hundert-und-zwei erlebe und so fort noch lange. Sinen Beweis für die Nothwendigkeit des Erkrankens und Sterbens nach einer bestimmten Frist kann Niemand liesern. Nur daß alle Menschen sterben werden, welche gegenwärtig leben, ist vollkommen sicher, ist ein Sah von solcher Gewißheit, wie kaum ein zweiter Ersahrungssah. Denn Niemand bezweiselt ihn.

Aber er sagt Nichts aus über den Zeitpunkt, wann die jetzt lebenden jungen und alten, gesunden und kranken Individuen ihr Dasein vollenden werden. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung und Statistik in ihrer Anwendung auf die Bestimmung der wahrscheinlichen Lebensdauer für jedes Alter können zwar in der Praxis manche brauchbare Resultate liesern, wie die segensreichen Ginrichtungen der Lebensversicherung beweisen; aber auf den einzelnen Fall kann die allgemeine Borhersage nicht prophetisch angewandt werden.

Niemand weiß beim Sonnenaufgang, ob er den Abend erleben wird und ob diese Stunde der Beginn eines neuen Jahres oder Jahrzehntes oder nur der der letzten Lebenswoche ist. Denn es gibt unerwartete und unberechendare Umstände, welche den Lebenssaden des starten Mannes ebenso wie den des hülstosen Kindes plötslich und ohne daß irgend Jemanden eine Schuld träse mit scharfem Schnitt unerbittlich abkürzen können. Noch lebt in Aller Erinnerung frisch die Nachricht von den Städte zerstörenden Erdbeben und leberschwemmungen diesseits und jenseits des Oceans. Im Kriege, auf hoher See im Sturm, im tiesen Schacht, wo böse Wetter unheimlich drohen, in dem zerklüsteten Gise der Eletscher mit trügerischer Schneedecke, wie in dem heißen Sande der großen Wüste, weiß der Glücklichste nicht, ob die nächste Minute noch sein ist, ob er sein heim je wiedersehen wird.

Andererseits kann es geschehen, daß dem Urtheile der besten Aerzte zum Trot aufgegebene, sogar schon für sterbend erklärte Kranke genesen und lange Jahre weiter leben.

Nur dann ist die Lebensdauer sest begrenzt, nur dann vorher bekannt, wenn gegen den natürlichen Verlauf der Dinge ein Mensch selbst Hand an sich legt. Diese Thatsache von der absichtlichen Lebensverkurzung, ein allein dem Menschengeschlecht zukommendes trauriges Vorrecht, zeigt unmittelbar den Einsluß des Willens auf die Lebenslänge.

Kann nun die Willenstraft die Dauer des Lebens auch im entgegengesetten Sinne bestimmen? Die Makrobiotik oder Kunst, das Leben zu verlängern, welche noch mehr eine Wissenschaft, als eine Kunst ist, beruht allerdings auf einer solchen Voraussetzung, sofern ihr zwar nicht obliegt, den Zeitpunkt des Ablebens vorher sestzustellen, wohl aber denselben weit über die gewöhnlichen Grenzen hinauszuschieben.

Diese Wissenschaft stützt sich vor Allem darauf, daß sehr viele Menschen mehr als ein Jahrhundert, einige mehr als anderthalb Jahrhunderte nachgewiesenermaßen gelebt und sich ihres Daseins gefreut haben. Fleißige Sammler
haben lange Berzeichnisse entworsen von hundert= bis hundert=und=zehn=jährigen
Bersonen. Auch einige Duhend hundert=und=zwanzig= bis hundert=und=vierzig=jäh=
rige sind bekannt. Nur wenige überschreiten aber das dritte Halbhundert, wie der Engländer Jentins. Dieser merkwürdige Mann erschien oft als Zeuge vor Gericht und zwar zum ersten Male als er siedzehn Jahre alt war und zum letzten Male, wie die gerichtlichen Protokolle bezeugen, hundert=und=vierzig Jahre später. Er starb hundert=und=sieben=und=sünszig Jahre alt. Nachrichten von noch älteren Greisen, die dem zweiten Hundert nahe gekommen sein sollen, sind unzuverlässig.

Aber wenn viele der zusammengestellten Angaben über lange Lebensdauer ganz unbegründet wären und alle aus dem Alterthum überlieserten Fälle wie die Geschichten von den Pandoren und den dreihundertjährigen Arkadischen Königen und den ebenso bejahrten Brahmanen zu den Märchen gerechnet werden, deren es auf diesem Gebiete eine Fülle gibt, so bleiben doch einige Tausend wohlbeglaubigte Fälle von mehr als hundert Jahre alten Männern und Frauen davon unberührt. Und wenn nur ein einziger sicherer Fall vorläge von einem Menschen, der hundert-und-fünfzig Jahre erreichte und sich dabei einer guten Gesundheit erfreute, es wäre genug, um darauf hin die Lehre von der Lebens-verlängerung zu gründen.

Wenn ein Mensch so alt werden kann, dann müssen auch andere es werden können. Die Frage heißt: Wie muß man leben, um diesem fernen Ziele möglichst nahe zu kommen? oder ist es nur Wenigen von vornherein etwa durch besondere

Anlagen und Umstände erreichbar?

Viele, deren Freude an der Selbsterhaltung, deren Liebe zum Leben und bloße Lust am Dasein stark ausgebildet war, haben ohne Bedenken in dem Sinne entschieden, daß jeder gesunde Mensch das höchste Alter erreichen könne, wenn er nur die richtigen Mittel anwende.

Die fühnste Phantasie erlahmt bei dem Versuche, all den abenteuerlichen Gedanken und vollends den Borschriften im Einzelnen zu folgen, welche die Bereitung solcher lebenverlängernder Mittel zum Gegenstande haben. Der Stein der Weisen hatte unter dem Namen "Lebenselizir" und "Große Panacee" als das Alles heilende Zaubermittel schon früh den Kuf, er vermöge außer der Verwandelung unedler Metalle in Gold, außer der Vermehrung ihres Gewichts, auch die Verlängerung des Lebens — durch Veseitigung aller todbringenden Krankheiten und Schäden — und unmittelbare Versüngung zu bewirken.

In der Geschichte der Jrethümer gibt es kaum einen lehrreicheren Abschnitt als diesen, als die Geschichte vom Steine der Unsterblichkeit. Jahrhunderte lang wurde für wahr gehalten, was nur durch mangelhaste Beobachtung ein eingebildetes Dasein hatte und besserer Ersahrung unmittelbar widersprach. Es wetteiserten im Mittelalter Leichtgläubigkeit und Unwissenheit miteinander in der geduldigen geheimnisvollen Herstellung jener alchemistischen Mittel. Nur einige Beispiele¹):

Der berühmte Raimund Lull, welcher im 13. Jahrhundert viele Millionen mittelft des Steines der Weisen zu Kreuzzügen und Kirchenbauten herbeizuschaffen wußte, sagt, er sei wieder ganz jung und munter geworden, als er hochbetagt, die große Panacee nahm. Auch ein gewisser Salomon Trismosin, Gelehrter in Constantinopel, versichert im Jahre 1490, er habe sich im hohen Alter mit einem Grane des Steines plöglich verjüngt, so daß seine gelbe, runzelige Haut wieder weiß und glatt, die Wange roth, das graue Haar wieder schwarz, der krumme Kücken wieder gerade geworden seien; Frauen von neunzig Jahren habe er ebenso in die blühende Jugend zurückversetzt. Der Alchemist Artephius im 12. Jahrhundert behauptete, er sei tausend Jahre alt, ohne daß ihm widersprochen ward. Die Eingeweihten sollten östers dieses Alter erreichen. Noch im Jahre 1724 starb der Benetianer Fridericus Gualdus, ein Rosenstreuzer, angeblich vierhundert Jahre alt. Der sogenannte Graf St. Germain,

¹⁾ Rach Ropp, Geschichte ber Chemie, II, 1844. S. 178 flg. 260.

von welchem 1770 bis 1795 viel die Rebe war, erreichte seiner Angabe zufolge durch seinen Thee zur Lebensverlängerung ein Alter von dreihundert-und-fünfzig Jahren. Cagliostro ging in seinen Behauptungen noch weiter. Den durch seine Goldmacherkunst im Jahre 1382 sehr reich gewordenen Nicolaus Flamel, über dessen Tod bis jeht Nichts bekannt ist, versicherte um das Jahr 1700 ein Derwisch zu Brussa mit seiner Gattin im besten Wohlsein in Indien wiedergesehen zu haben. Das glaubten die europäischen Schwarzkünstler und dankten dem Derwisch.

Es lassen sich noch viele ähnliche märchenhaste Berichte über die verjüngende Kraft des Steines der Weisen ansühren. Der Glaube an ihn entstand wahrscheinlich durch den misverständlichen Ausdruck "tranke Metalle", statt "unedle Metalle" bei den arabischen Schriftstellern des 8. Jahrhunderts. Die Heilung bestand in der Beredelung. Die kranken unedeln Metalle wurden durch den Stein der Weisen in gesunde edle verwandelt. Diese Veredelung ward auf den kranken, gebrechlichen, alten Menschen übertragen und durch sie — auch in sittlicher Beziehung — eine Besserung, eine Berjüngung erstrebt.

Längst ist der Zauber vernichtet. Sbensolvenig wie sich Blei in Gold verwandeln läßt, kann sein Gewicht vermehrt werden, kann eine Gssenz das Leben verlängern. Die Anerkennung dieser Thatsacken hat aber sehr lange gedauert. Noch im Jahre 1837 wurde dem Gewerbeverein zu Weimar eine veredelnde Tinctur von einem thüringischen Alchemisten zugestellt, damit die Mitglieder

fich felbft von ihrer Wirtung überzeugen follten.

Von größerer Bedeutung als solche vereinzelte Erscheinungen ift die That= jache, daß verftändige Männer und Frauen glaubten durch regelmäßiges Gin= nehmen von gewiffen Argneien, Salzen, allerlei fpirituofen Praparaten fich das Leben verlängern zu können. Der Sauptbestandtheil der meiften Geheimmittel der Art, Weingeist, verdankt seinen Namen Aqua vitae, welcher ihm noch jest in romanischen Ländern geblieben ift, seiner belebenden und darum als verjüngend angesehenen Wirkung. Er follte eher Aqua mortis heißen. Den Salpeter empfahl man früher täglich Morgens in nicht zu kleiner Menge einzunehmen, und die Modethorheit, daß in England auch von Gefunden das Mittel jur Berlängerung des Lebens Jahre lang regelmäßig verwendet wurde, hörte erft auf, als nach längerem Gebrauch üble Wirkungen eintraten 1). Die Abnahme der Arbeitsfähigkeit heilte den Aberglauben. Doch bald traten andere Mittel an die Stelle. Einige empfahlen das täglich zu wiederholende Umgraben frischer Erde. Ein vornehmer Sonderling ließ fich fogleich nach dem Aufwachen ein Stud frijder Erde vor das Geficht halten und jog den humusduft ein 2). Auch Umbra war ein Mittel zur Lebensverlängerung, welches von Alters her bis in die Neugeit diesen Ruf behalten hat.

Um Ungewöhnliches zu erreichen, muß Ungewöhnliches geschehen, dachten Biele; es muß ein Opser gebracht werden. Daher ließen sich auch Gesunde östers zur Aber. König Ludwig der Dreizehnte von Frankreich wurde in den

¹⁾ Joh. Hummel, Commentatio de arthritide. Bubingen, 1738. S. 32. 33.

¹⁾ Bacon von Berulam über die Lebensberlängerung, überfeht und mit einigen Bemerfungen begleitet von Chr. Aug. Strube. Glogan, 1799. S. 175. 176.

Iehten zehn Monaten seines Lebens sieben-innd-vierzig Mal zur Aber gelassen. Die noch jeht hier und da auftauchenden mystischen Lebensgeister sollten sich dadurch beruhigen. Andererseits glaubte man um dieselbe Zeit durch Einsührung frischen Blutes von jungen, gesunden Thieren in die Abern alter und kranker Menschen das Leben dieser erhalten und verlängern zu können. Derartige Transsussiber versuche — in den letzten Jahren in Bergistungssällen und nach großen Blutverlusten wieder aufgenommen — hatten beim Menschen wenig Ersolg. Einige Fälle sind aber günstig verlausen und Bersuche an Thieren bereits im vorigen Jahrhundert in Jena ausgeführt worden.

Ein merkwürdiges Berfahren, das Altern und Erkranken zu verhindern, bestand auch darin, sich von Kindern anhauchen zu lassen, kleine Kinder und Thiere wie Kataplasmen auf schmerzhafte Stellen aufzulegen oder nur mit ihnen lange zusammenzusein, um den "Lebenshauch", der verzüngen sollte, aufzunehmen. Noch jeht pslegen Landleute in Thüringen allerlei Leiden durch Bezührung frisch geschlachteter Thiere und Auslegen lebender Meerschweinchen zu mildern. Da die lehteren fast dieselbe Temperatur wie der Mensch haben, auch nicht wie ausgelegte Umschläge erneuert zu werden brauchen, so erscheint die wunderliche Cur verständlich.

Doch es wäre zwecklos, alle die verschiedenen Arzneien und Heilmittel, deren man sich bedient hat, um das Leben künstlich zu verlängern, namhast zu machen. Biel mehr Interesse dietet die Betrachtung des Standpunktes, welchen eine vernünstige, von Borurtheilen und Aberglauben möglichst freie Makrobiotik oder praktische Lebenslehre einnimmt.

Nachdem im Jahre 1623 Bacon von Berulam eine für damalige Zeiten vortreffliche kleine Schrift darüber hatte drucken lassen, erschienen zwar mehrere große und kleine Werke über die wichtige Frage, wie man versahren müsse, um ein hohes Alter zu erreichen, keines aber kommt dem nahe, welches Hufeland in Jena 1797 unter dem Titel "Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern", herausgab.

Wenige Bücher haben gleich nach ihrem Erscheinen solches Aussehen erregt, wie dieses. Es wurde eiligst nachgedruckt, so daß der Versasser bereits in der 1798 erschienenen zweiten Auflage bittet, man möchte es nur beim rechtmäßigen Verleger kaufen. Es wurde sogar ein Katechismus daraus präparirt. Im Jahre 1873 ist das trefsliche Buch neu herausgegeben worden. Es verdient in der That trot vieler veralteter Anschauungen auch heute noch gelesen zu werden. Ein Vergleich desselben mit Bacon's Abhandlung vom Leben und Tode, welches ebenfalls neu, jedoch in dem ursprünglichen Lateinsich, in der Gesammtausgabe seiner Werke (1870) edirt worden ist, zeigt übrigens, daß nicht allein wichtige Joeen, thatsächliche Angaben und Kathschläge des britischen Denkers, sondern auch seine Eintheilung des Stoffs in eine theoretische und praktische Hälfte und die Behandlung mancher Fragen von Hufeland, der ihn wiederholt citirt, beibehalten wurde, soweit die in der langen Zwischenzeit herbeigeführten Fortschritte in der Physiologie und Heilfunde es zuließen.

Beide Autoren vergleichen das Menschenleben mit einer Flamme, welche beständig gleichsam den Körper im Innern verzehre, während von außen die Luft verzehrend wirke. Um die Geschwindigkeit dieser sogenannten Consumtion zu vermindern, muß dem Feuer außreichende Nahrung geboten und die außtrockenende Wirkung warmer Luft durch Baden und sonstige Hautpslege verhindert werden. Beide Forscher nahmen serner im Körper eine Lebenstraft oder ein belebendes Princip an, von welchem, wie es früher üblich war, die Lebensersicheinungen und Lebensdauer, unmittelbar abhängig gedacht wurden. Bon diesen und damit zusammenhängenden theils unbewiesenen und unhaltbaren, theils auch überflüssigen Ansichten abgesehen, enthalten beide Bücher viele volltommen richtige Angaben.

So sprach Bacon den Satz aus und suchte ihn zu begründen, daß am längsten dauert was am langsamsten wächst, oder daß die Lebensdauer bestimmt wird durch die Entwickelung des Körpers. Alle Pslanzen und Thiere also, deren Längenwachsthum spät aushört, überdauern diesen Zeitpunkt lange. Die schnell wachsenden Pslanzen dagegen, welche frühe Früchte zeitigen, sterben früh, wie die frühreisen Thiere.

Dieje Behauptungen haben viele Discuffionen veranlagt. Buffon 1) sprach fich in demfelben Sinne aus. Er fette die Lebensdauer geradezu der Dauer des Längenwachsthums proportional und bemerkte, wie fein Borganger, daß darum im Allgemeinen kleine Thiere nicht jo lange leben wie große. Gin großes Feuer erlischt nicht fo ichnell wie ein fleines. Er wählte, allerdings nur beispiels= weise, für den Menschen die Bahl sieben, um die natürliche Lebensgrenze ju finden, indem er den Zeitpunkt des Uebergangs der Kindheit in das Junglings= und Jungfrauen-Alter zu vierzehn Jahren annehmend, das Product beider, alfo 98, allgemein aber für alle Länder 90 bis 100 Jahre als gegenwärtige mahr= icheinliche natürliche Grenze hinftellte. Sufeland meint beiläufig in der erften wie in der folgenden Auflage feines Werkes an einer Stelle 2), die höheren Thiere lebten im Allgemeinen fünsmal jo lang, als ihre erfte Entwickelung, gewiffer= maßen ihre Kindheit, dauert, an der Hauptstelle 3) aber achtmal fo lang, als die gange Zeit ihres Wachsthums währt. Er multiplicirte daher die 25 Wachsthumsjahre des Menichen mit 8 und fo erhielt er 200 Jahre. "Die Fähigkeit fo lange zu exiftiren, liegt in der menschlichen Ratur, absolute genommen" find feine eigenen Worte. Die andere Unnahme von der 5 als Multiplicator ergibt nur 125 Jahre. Der Widerspruch, daß einmal die Lebensdauer bes Säugethieres fünfmal, ein ander Mal achtmal so viel wie die Wachsthumsdauer betrage, ift um jo auffallender, als erfterenfalls nur "die Epoche der Mannbar= feit", also eine kleinere Wachsthumszeit mit 5, letterenfalls die ganze Wachs= thumszeit mit der größeren Bahl 8 multiplicirt werden foll. Für den Menschen würde die erstere Zahl nur fünsmal 14, also 70, wenn aber jene Epoche später eintritt, etwa im zwanzigften Jahre, icon 100 Jahre ergeben. Die Multipli= cation mit 8 ergibt bagegen 112 und 160 als Grenzwerthe. In Wahrheit dauert aber in fehr vielen, wenn nicht allen Fallen ungestörter Gefundheit, schon das

¹⁾ Œuvres complètes. Paris, 1844. Vierter Band. S. 109. 110.

²⁾ Zweite Auflage. Zweiter Theil. S. 137. 1798.

⁸⁾ Ebenda. S. 220.

Längenwachsthum des Menschen wenigstens 26 und wahrscheinlich 28 Jahre und das Massenwachsthum noch viel länger, oft bis gegen das drei-und-dreißigste Jahr und darüber hinaus. Es würde also nach dieser Nechnung die Grenzzahl noch erheblich steigen.

Die Rechnung ift aber unzulässig. Denn es bestätigt fich weder, daß die höheren Thiere ungefähr fünfmal, noch daß fie fiebenmal, noch daß fie achtmal fo lange leben, als fie fich entwickeln oder wachsen. Allerdings ift es ungemein ichwer dieses Berhältniß zu ermitteln. Die der Beobachtung am leichteften zu= gänglichen Hausthiere und das jagdbare Wild werden in der Regel vorzeitig getödtet und die nicht jagdbaren frei lebenden Thiere eriftiren in den Culturländern meistens nicht mehr unter günftigen Bedingungen. Wahrscheinlich ist es, obgleich das Greisenalter von Thieren nicht oft erreicht wird, daß einige sehr lange wachsende Thiere, sicher daß einige Bäume Jahrhunderte alt geworden find, und wenn auch aus dem Berhalten der Thiere und Pflanzen in diefer Beziehung nichts Bestimmtes für den Menschen folgt, fo liegt doch tein Grund vor gegen die Annahme von hundert-und-sechzig und mehr Jahren als Lebens= dauer des Menschen unter den gunftigften Bedingungen. Soweit kann man den früheren Forschern, welche fich bemühten, so hohe Zahlen zu begründen, wohl beiftimmen. Nur ihre Ableitung derfelben ift nicht genügend und im Befonderen der Zeitpunkt des eben vollendeten Wachsthums nicht allein ichwer zu firiren, sondern individuell höchft verschieden, ebenso wie der Zeitpunkt der Bubertat. Jene hohen Grenzwerthe haben aber die Erfahrung für fich. Und es ift im Allgemeinen richtig, daß ein Mensch, deffen Wachsthum, beffen gange körperliche und geistige Entwickelung langsam vor sich ging, eine längere wahrscheinliche Lebensdauer hat, als das Wunderkind und der frühreife vorzeitig zum Manne emporgeschoffene Knabe, weil bei diesen die ungleichmäßige Entwickelung zwar eine schnelle einseitige Ausbildung, aber auch ein Zuruckbleiben in anderer Rich= tung und damit Schwäche oder geringeres Anpassungsvermögen mit fich bringt.

Prüft man nun die älteren und neueren Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln, nach welchen die gern lange lebenden Menschen sich richten sollen, so ergibt sich, daß vor Allem Mäßigkeit und Mäßigung nothwendig sind. Die goldene Mitte, der sichere Mittelweg, die Vesonnenheit und Vermeidung aller Extreme, die Selbstbeherrschung — diese bereits von den indischen und griechischen Beisen als höchste Güter immer wieder gerühmten Tugenden muß sich der Mann, muß sich die Frau zu eigen machen, wenn sie alt werden wollen.

Aber es kommen noch viele Anforderungen hinzu, welche freilich zum großen Theile unter die allgemeine Borschrift, als besondere Anwendungen derselben sallen. Zunächst Berbote, dann Gebote.

Gine Neihe von lebenverkürzenden Momenten muß mit eiserner Consequenz vermieden werden. Dahin gehören alle übermäßigen bis zur Erschöpfung fortsgesten Anstrengungen, sowohl körperliche, als auch geistige — stundenlanges Sigen mit gekrümmtem Rücken — längeres Athmen unreiner Luft, wie sie beim Zusammenvohnen und Bersammeln Vieler in großen Städten regelmäßig vorhanden ist, und in stark geheizten Käumen mit verschlossenen Fenstern überall gefunden wird.

Ferner ist die Ernährung mit künftlich gewürzten, ausgesucht reich zubereisteten Speisen und Getränken, sowie das Zuviel bei beiden ein schnell wirkendes, krank machendes Mittel, das Leben zu verkürzen. Die Nahrung darf auch nie sehr kalt und nie heiß sein, schon weil die für die Ernährung sehr wichtigen Zähne darunter leiden. Die Enthaltsamkeit muß sich namentlich auf die narkostischen und alkoholischen Genußmittel erstrecken. Beide dürsen, wenigstens im ersten Lebensabschnitt, nicht regelmäßig, nicht täglich, sondern nur zuweilen und niemals im Uebermaß zugelassen werden, wie die sämmtlichen starken allgemein üblichen physischen Genüsse.

lleberhaupt müssen alle Leidenschaften möglichst unterdrückt werden. Ganz zu verbannen sind Mismuth, Klagen über Menschen und Schicksale und die entenervende Furcht vor dem Tode, welche die größte Thorheit ist, weil Niemand dadurch später, wohl aber Mancher früher in's Grab sinkt. Nur derzenige lebt im vollen Sinne des Worts, welcher darauf gesaßt ist, jeden Augenblick zu sterben.

Sehr energisch ist endlich dauernde Unthätigkeit, Grübeln über den eigenen Zustand, anhaltende Beschäftigung mit den Erzeugnissen der eigenen Phantasie ohne realen Untergrund zu vermeiden.

Wenn schon diese Verbote, welche im Ganzen als Mittel zur Fernhaltung von Schädlichkeiten, als nothwendig zur Vermeidung des heute wie früher alltäglichen langsamen unwillfürlichen Selbstmordes bezeichnet werden können, bei seten Willen, sie zu beachten, viel beitragen, das erhoffte Ziel zu erreichen, so sind doch die Gebote noch wichtiger.

Nur Shemanner und Shefrauen haben das höchste Alter erreicht, es ist also rathsam, nicht isolirt zu leben.

Wessen Nachtruhe oft gestört oder gekürzt wird, altert früh. Gewohnheits= mäßige Langschläser haben eine geringere Thatkraft. Für Gesunde gilt im Allgemeinen, daß sie im Mannesalter nie bei Tage, sondern ungefähr acht Stunden allnächtlich ohne Unterbrechung im ungeheizten Zimmer schlasen sollen.

Biel forperliche Bewegung ift unerläßlich, und dabei der Aufenthalt im Freien dem in warmen Wohnräumen bei Weitem vorzuziehen. Abhartende Unftrengung, jedoch ohne llebermudung, täglich in frischer Luft geubt, ift ein Lebens= verlängerer erften Ranges. Dabei find Abwechselungen, aber teine ploglichen Wechsel, also Reisen, und zwar Tuftwanderungen, besonders heilfam. Nichts tann die letteren in ihrer erfrischenden Wirkung für jedes Lebensalter erfeten. Dann Baden in Flüffen und Geen, welches die Wärmebildung fteigert und die Saut frijch erhalt. Die Reinlichkeit in Allem, ift gur Erhaltung der Gefundheit und Lebensfreude von der größten Bedeutung. Obgleich die Giftigkeit faulender Stoffe und die frankmachenden Gigenschaften des Staubes, zumal der organischen Bestandtheile desselben, welche die Genesung, die Beilung der Bunden verzögern und verhindern und Gesunde niederwerfen, erft feit Kurzem untersucht und erfolgreich befämpft werden, fo ift doch längst die Schädlichkeit der verwesenden Materien und des Staubes befannt. Die Desinfection ift ein machtiger Lebensverlängerer. Die Rahrung muß mit peinlicher Genauigkeit vor Berderbniß geschützt werden. Sie muß ausnahmstos von vorzüglicher Beichaffenheit, aber sehr einsach sein, nie vielerlei enthalten. Auch darf nicht sehr viel auf einmal verzehrt werden; nicht haftig muß die Nahrungsaufnahme geschehen. Wer bei jeder Mahlzeit viel und schnell ißt, erreicht das höchste Alter nicht, wer wenig und schnell ißt, kommt weiter, wer wenig und langsam, hat aber noch bessere Aussichten und wer bei jeder der drei täglichen Mahlzeiten nicht wenig und ziemlich langsam ißt, doch nie bis zur llebersättigung, dem ist die günstigste Prognose zu stellen. Ganz reines Quellwasser sei zwar nicht das ausschließliche, aber das regelmäßige Getränk.

Bon tugendhaften Eigenschaften ist vor Allem die strengste Sittlichkeit zu cultiviren. Zufriedenheit, welche dem Aerger, Zorn, Neid und Haß möglichst selten Zugang gewährt, muß ebenso wie Wahrhaftigkeit als Ersorderniß zu einem langen Leben gelten, schon weil durch jene Gemüthsbewegungen, ebenso wie durch eine Lüge unangenehme Gefühle und starke Nervenerregungen auch Conflicte und damit Störungen des Wohlseins herbeigeführt werden können, wohinzgegen die heitere Bemühung in jeder Lebenslage die Lichtseiten hervorzusuchen, sich über das gegenwärtige Angenehme zu freuen, ohne das sehlende Angenehme immer zu vermissen und ohne jedem geringfügigen unliedsamen Eindruck nachzugeben, also gleichsam die Abhärtung des Geistes — nicht Unempfindlichkeit, aber Beherrschung der Empfindlichkeit — höchste Befriedigung schaffen.

Schließlich das Wichtigste: die Thätigkeit. Nur wer arbeitet wird sehr alt. Aber die Arbeit muß freudig geschehen. Von welcher Art sie auch sei, sie muß Gutes fördern oder nuthöringend sein, und zwar nicht bloß dem Einzelnen, sondern der Familie, dem Staate oder der ganzen Menschheit. Sine ersprießliche Thätigkeit macht allein das Leben lebenswerth. Wem die Berufspslicht außerdem zugleich das größte Bergnügen ist, der hat dadurch allein schon eine Anwarschaft auf langes Leben. Denn dieses große Glück pflegt mehrere der anderen Ersordernisse in seinem Gesolge zu haben, zumal jene Frische oder geistige und körperliche Glasticität, welche zwar durch Ungemach, Trauerfälle und Liebslosigkeit vorübergehend getrübt, nicht aber dauernd zerstört wird.

Es ist nicht ganz richtig zu sagen, die Zeit heile alles Leid, in Wahrheit ift es die ersprießliche Thätigkeit. Weder das hastige Sich=mit=Ulem=und= Jedem-beschäftigen, noch das überbedächtige Zaudern bei Kleinigkeiten, sondern Arbeit ist es, welche die unvermeidlichen unerfreulichen Begebenheiten in jedes Menschen Dasein an nachhaltiger Schädigung des Wohlseins hindert und daburch deren lebenverkürzende Wirkungen abschwächt. Denn wer mit Lust und Liebe, mit Ersolg und reiner sester Ueberzeugung das Rechte zu thun, thätig ist, hat keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen und dem Taumel der materiellen so leicht im Uebermaß sich aufdrängenden Genüsse sich hinzugeben.

Bei alle dem darf die Regelmäßigkeit der Lebensweise nicht übertrieben werden. Eine gewisse Freiheit oder Zwanglosigkeit, dann und wann eine Ubweichung von der gewöhnlichen Tagesordnung ist deshalb nöthig, weil bei starrer Gewöhnung an immer dieselben Berhältnisse schon geringfügige Uenderungen leicht Störungen der Gesundheit bewirken. Daher die Ferien, Urlaubszeiten, Sommersrischen, auch die Sonntagsruhe ihre physiologische Be-

rechtigung haben. Bollkommene Gleichmäßigkeit ist der Gesundheit ebenso nachtheilig wie ununterbrochene Regellosigkeit.

Damit sind die wesentlichen Grundlagen der praktischen Makrobiotik angebeutet.

Können alle diese Vorschriften wirklich befolgt werden? Wird der mit den besten Vorsätzen Ausgerüstete ihnen gemäß sein Leben einrichten können! widerspricht ein solches Verlangen nicht der Menschennatur, die mit nothwendigen Schwächen behaftet ist?

Die biographischen Nachrichten, welche von langlebigen Menschen bekannt geworden find, zeigen, daß es nicht allzuschwer ift, jenen Lebensregeln im All= gemeinen zu genügen, wenn auch nicht viele eine folche Energie und Confequenz im Einzelnen gezeigt haben, wie Benjamin Franklin und der Benetignische Gbelmann Cornaro. Letterer, vor dem 35. Jahre durch unvernünftiges foge= nanntes Genugleben erkrankt, vor dem 40. durch faliche Heilversuche dem Tode nahe gekommen, anderte mit einem Male fein Leben und brachte es trot eines schwächlichen Körpers bis zu hundert und vier Jahren. Beide Männer waren glücklich wie wenige durch ihren eigenen Willen. Sie waren weise, einigen der größten Philosophen gleich, einem Phthagoras und Kant. Aber folche Zierden der Menschheit find höchft felten. Schon die Anficht des Raifers Tiberius, der fei ein Thor, welcher nach feinem dreifigften Lebensjahre einen anderen Arzt als fich felbst brauche, werden nur wenige theilen. Und wenn man die Mehrzahl der alten gefunden Männer und Frauen fragt, wie fie gelebt haben, fo ftimmen die Antworten nicht immer gang überein mit jenen Berhaltungsmaßregeln. Der eine fagt, er habe ftets gegeffen, ehe ihn hungerte und getrunken, ehe ihn durftete, mas freilich noch nicht unmäßig ware, der andere, er habe fich niemals fatt gegeffen. Gin britter hat fich überhaupt feine Lebens= regeln angeeignet, wie der 112 jährige Mittelftadt. Der 110 jahrige Baron Longueville verheirathete fich 10 Mal und wurde in seinem hundert und ersten Nahre noch Bater.

Es sehlt auch nicht an Fällen, in benen das höchste Alter erreicht ward nach ziemlich gleichmäßigem Lebenslauf in ärmlichen Berhältnissen. So der englische Bauer Thomas Parre. Dieser von seiner Hände Arbeit lebende Mann erreichte das erstaunliche Alter von 152 Jahren und 9 Monaten. König Karl der Erste wünschte ihn 1635 kennen zu sernen, und als er nach London kam, wurde er königlich bewirthet. Er starb bald darauf an einer Indigestion. Der große Physiologe Harven, Leibarzt des Königs fand an der Leiche keine der Beränderungen, welche man sonst des Königs fand an der Leiche keine der Beränderungen, welche man sonst des Greisen zu sinden pslegt. Doch hatte dieser Mann, welcher im 121. Jahre zum dritten Male heirathete und neun Könige von England erlebte, nicht die Bildung, Gesundheitssehre zu studien. Sebenso einige schwedische 1302 dis 140jährige Fischer und der 157jährige Jenkins. Der 146jährige Draakenberg hatte ein ziemlich hestiges Temperament. Der 103jährige Stender liebte den Tabak, der 104jährige Baron Baravicino de Capellis den Thee, aber Fleisch nahm er immer nur wenig zu sich. Er heirathete im vierzehnten Jahre zum ersten, im vierzund achtzigsten zum vierten Male.

Aus diesen und anderen ebenso unbezweiselten Nachrichten folgt, daß unter Deutide Runbichau, VII. 5.

sehr verschiedenen Umständen, bei unvollkommener Kenntniß der Vorschriften zur Lebensverlängerung gerade das höchste Alter erreicht worden ist, und zwar zuweilen trotz einiger Verstöße gegen die eine oder andere Maxime.

Mancher wird daraus schließen, die vielen Lebensregeln seien unnöthig; da ihr Exfolg sehr unsicher sei und sogar die beiden berühmtesten Makrobiotiker nicht sehr alt wurden — Hufeland starb im 75., Bacon im 66. Jahre — so lohne es nicht die Mühe die zum Mindesten lästige und schwer zu erlernende Lebensweisheit sich anzueignen; man müsse vielmehr alle hochbetagten gesunden Menschen als besonders vom Elück begünstigte ansehen und nicht meinen, jeder könne es ihnen gleichthun; das Beste und Angenehmste sei, gar nicht über die Möglichkeit der Lebensverlängerung nachzudenken.

Solche oft gehörte Einwände gegen die Grundlage der Makrobiotik zeugen von geringer Neberlegung. Sie verlieren alle Kraft bei näherer Beleuchtung. Daß die möglichst ftrenge Befolgung der Borschriften zur Erhaltung der Gefund= heit in körperlicher und geiftiger Hinficht lebenverlängernd wirken, ift eine Thatsache. Sie haben nicht nur den Zweck, frühes Sterben Gesunder zu verhindern, sondern auch den, Kränkelnde, Schwächliche gesund, ftark, langlebig und glucklich zu machen. Diefes Ziel ift thatfächlich in ungahligen Fallen erreicht worden. Darum allein ichon ware es verkehrt, die Vorschriften für überfluffig zu erklären. Die Befolgung derfelben, ja fogar der Berfuch, fie zu befolgen, ver= längert nachgewiesenermaßen, ihre absichtliche ober unabsichtliche Nichtbeachtung verkürzt das Leben. Den Beweis liefert das häufig vorkommende frühe Sterben nach unvernünftiger Lebensweise, welche tödtliche Krankheiten erzeugt und die Widerstandstraft vermindert. Den Beweis liefert ferner das lange Leben vieler, die theils schon früh, theils spät, nachdem fie kränklich geworden waren, an= fingen vernünftig zu leben. Mancher unheilbar Schwindsüchtige, Herzkranke, Magenleidende hat dadurch lange Jahre in verhältnigmäßig heiterer Gewohn= heit den graufamen Scherenschnitt der Parze hintangehalten. Etwas anderes als vernünftiges Leben verlangen die makrobiotischen Regeln nicht. Bon ihnen gilt, daß wer fie nicht befolgt, fei es aus Unkenntniß, fei es aus falichen Un= fichten über mahren Genuß, nicht das höchfte Alter erreichen kann. Rur wer fie in der Hauptsache wissentlich oder unwissentlich befolgt, kann es erreichen.

Wenn gerade die beiden Schriftsteller, welche die Lebensregeln zuerst zusammenfaßten, begründeten und ihren Werth klar darthaten, kein ungewöhnlich hohes Alter erreichten, so solgt daraus gar nicht die Unbrauchbarkeit der Borschriften. Man könnte sie höchstens für unvollständig ansehen und nach Lücken in ihnen suchen, salls nicht ihre hinter der Erwartung zurückgebliebene Wirkung doch mehr auf ungenaues Befolgen derselben zu schieben ist. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß Huseland Arzt war und Aerzte durch ihren Beruf eine kürzere wahrscheinliche Lebensdauer haben. Bacon konnte sagen: "Thut nach meinen Worten, nicht nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken!" Vom Glanz der Fürstengunst und höchsten Aemter geblendet stürzte er plöhlich im sechzigsten Jahre und ward wegen Bestechlichkeit verurtheilt. Er schwächte sich durch tollen Luzus und noch mehr dadurch, daß er die letzten drei Jahre täglich 30 Gran Salpeter zu sich nahm, um sich das Leben zu verlängern. Auch rühmte er das Opium als Lebensverlängerer.

Sein Tod erfolgte schließlich in Folge einer Unborsichtigkeit bei Experimenten zur Erforschung der Berzögerung des Berwesungsvorganges durch Schnee, mit welchem der kränkelnde Mann ein Huhn füllen wollte.

Die Sauptsache bleibt, daß die Berhaltungsmaßregeln nicht etwa borber ausgeklügelt, fondern der Erfahrung entnommen find. Wenn in einzelnen Fällen Menschen über hundert, fogar über hundert-und-fünfzig Jahre alt wurden, ohne viel von ihnen zu wiffen ober zu fprechen, und fogar gegen biefelben in einigen Einzelheiten hier und da verftogend, fo folgt daraus nichts gegen die Bedeutung der Lebensregeln in ihrem gangen Umfange, denn gerade biefe hochstbetagten Berfonlichkeiten find es, welche das Material zur Aufftellung derfelben geliefert haben und fie immer auf's Reue auch in der Gegenwart bestätigen. Erft nach= her kommt die Physiologie als theoretische Wiffenschaft und zeigt, weshalb die Luft und das Waffer nothwendig rein, die Nahrung einfach sein, die Thätigkeit mit der Ruhe paffend abwechseln muß u. a. m. Es ift nicht zu vergeffen, daß die Berftoße gegen solche makrobiotische Erfordernisse oft erft, wenn fie fich häufen, gespurt werden und bei hundertjährigen in der That felten find. Die Mehrzahl derselben war arm und kam nicht in die Lage viele narkotische und altoholische Genugmittel regelmäßig zu sich zu nehmen wie die mit Unrecht Sogenannten Lebemanner. Auch konnten die den größten Theil des Tages im Freien aubringenden Fischer und Bauern viel eher gelegentliche Ausschreitungen in den vorgeruckten Jahren ausgleichen, als die durch fociale und andere Pflich= ten der höheren Cultur hauptsächlich in geschlossenen Räumen verkehrenden Städter. In diesem Falle gilt wortlich die Bestätigung der Regel durch die Ausnahmen.

Die Makrobiotik ist also eine Ersahrungswissenst, welche im Wesentlichen mit der Gesundheitssehre zusammenfällt. Sie verlangt aber nicht kleinlich
jeden geringfügigen Fehler für gesährlich zu erachten, sich nicht vor Erkrankungen
zu fürchten, durch Mißerfolg sich nicht entmuthigen, ihre Lehren nicht außer
Acht zu lassen, wenn die Gesundheit bereits gestört ist, da ja im Gegentheil
die Ersahrung zeigt, daß bei vielen Leiden, ganz abgesehen von ärztlicher Behandlung allein schon die vernünstige naturgemäße Lebensweise geradezu das
Leben erhält. Der Patient muß sich dabei consequent nach seinen Ersahrungen
richten, nach Möglichseit vermeiden, was er als schädlich erkannte, und üben, was
er als heilsam für sein körperliches und gesstiges Wohlbesinden erprobte.

Diese Unterscheidung zu treffen ift auch für den Gesunden der Hauptpunkt in der Bemühung, das Leben zu verlängern. Wer weiß, daß ihm zum Beispiel kalte Füße schädlich sind, und nicht, sowie er sie fühlt, den Zustand zu beseitigen sich bemüht, der handelt thöricht; ebenso der, welcher durch verkehrte Nathschläge irregeleitet, meint, um warm zu werden, müsse man stärker heizen, anstatt sich mehr zu bewegen und wärmer zu kleiden. Solche alltägliche Schwäche einerseits und Unkenntniß andererseits verkürzen das Leben. Der Wille nach den Grundsähen der vernünstigen Lebensweise in jedem Augenblick zu handeln, seht freilich die Kenntniß der eigenen Achillesserse voraus. Über diese Kenntniß bedingt noch lange nicht jene Willenskraft. Viele wissen sehl, was ihnen schädlich ist, und verwögen es nicht zu vermeiden, weil die nöthige Energie sehlt.

Außerdem ist die Ansicht verbreitet, es sei ein solches vernünstiges Leben uninteressant und führe zu Hypochondrie, gerade die von der Gesundheitslehre verbotenen Früchte schmeckten am besten, und cs sei bei Weitem ein kurzes, aber intensives, an starken materiellen Genüssen reiches Leben dem langen aber vernünstigen, nüchternen, an unschädlichen materiellen, besonders an geistigen Genüssen reichen Leben vorzuziehen. Solche wollen von Makrobiotik nichts wissen und sinden die Lehren derselben pedantisch.

Hierin tiegt der größte Jrrthum. Denn wenn auch das für den gesunden wie den kranken Menschen nachtheitige Bergnügen, wie etwa die künstlich bereitete überreiche Mahlzeit oder die Nächte hindurch fortgesetzte gesellige Vereinigung in geschlossenen Räumen, für Viele einen großen Reiz hat, so ist doch dasselbe im Wiederholungsfalle nicht ohne wenig reizvolle Nachwirkungen möglich und von kürzerer Dauer, als das nicht nachtheilige, sondern zuträgliche Vergnügen, welches die vernünstige Lebensweise vorschreibt, sei es die einfache Mahlzeit, sei es die gesellige Vereinigung bei Tage im Freien. Hier ist die Nachwirkung nicht niederschlagend, sondern erseischend. Allein schon der Hochgenuß immer einen ganz klaren Kopf zu haben, wie es die Volkssprache ausdrückt, wiegt die sämmtlichen Freuden auf, welche der jahrelang sortgesetzte allabendeliche Besuch der Wirthshäuser im günstigsten Falle gewähren kann. Tägliches Viertrinken seht die geistige Leistungsfähigkeit herab und prädisponirt zu Katarrhen.

Dazu kommt, daß eine bewußte Nichtbeachtung der zur vernänftigen Lebensweise nothwendigen Grundsäte, welche das größte Glück in einer ersprießlichen Arbeit zu finden lehren, unausbleiblich zur Unbefriedigung und Krankheit führt. Beide wünscht sich Niemand. Wenn also im Vollgefühl jugendlicher Krast und Gesundheit übermüthig ein kurzes intensives sogenanntes Genußleben dem langen, vernünstigen, in Wahrheit unendlich genußreicheren Leben vorgezogen wird, so ist school der Versuch, es durchzusühren, eine Jussion. Die Voraussetzung, daß man jederzeit genußfähig bleibe, auch bei unvernünstigem Leben, trifft nicht zu. Die unbequeme Thatsache, daß unvernünstige Lebensweise, scheine sie auch noch so anziehend, Lebensüberdruß und Krankheit erzeugt, wird allzuleicht ignorirt.

Wie auch versucht werden mag, den Werth der vernünftigen Lebensregeln zu schmälern, immer sührt gründliche Prüfung zu dem einen Ergebniß, daß sie unentbehrlich sind für Jeden, der lange und glücklich leben will. Sie zeigen den Weg an, der zur vollkommenen Anpassung des Menschen an seine Umzebung, an die Welt führt. Das äußere Glück kommt dabei wesentlich nur insosern in Betracht, als es den Einzelnen vor plözlicher Vernichtung durch unabwendbare Ereignisse und unverschuldete Katastrophen schütt. Die meisten Menschen sind selbst schuld daran, daß sie nicht hundert Jahre alt werden. S verhält sich mit dem Altwerden ungefähr so, wie mit dem Reichwerden. Wenn ein sehr energischer junger Kausmann von durchaus zuverlässigem Sinn und mittlerem Verstande sich sest vornimmt, durch seine Thätigkeit sich in zwanzig Jahren ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, so wird es ihm gezlingen. Er braucht nur soviel Glück dazu, als die zeitlebens von unberechenbaren toddringenden Naturereignissen verschont gebliebenen Menschen. Ganz

ähnlich ein verständiger gesunder Mann in reiseren Jahren, der sich sagt: ich will lange leben! Er wird es auch ohne glückliche Zufälle, indem er alles Lebenverfürzende vermeidet und alles Lebenverlängernde übt, es sei denn, daß eine Calamität, gegen die es kein Mittel gibt oder die nicht vermieden werden kann, ihn gewaltsam tödtet.

Die theoretische Richtigkeit dieses Sages wird ohne Zweisel allgemein zugegeben werden. Wie verhält es sich aber in Wirklichkeit mit der praktischen Berwerthbarkeit desselben? Die Kenntniß alles Erforderlichen zur richtigen Zeit, ehe es zu spät ist, findet sich nur selten. So einfach das Berlangen klingt, vernünstig zu leben, es scheint doch den Meisten unaussührbar.

Der erfte Hauptsatz der Makrobiotik lautet:

Alles die Gefundheit schädigende verkürzt das Leben und ift zu vermeiden.

Der zweite Hauptfat lautet:

Alles der Gesundheit förderliche verlängert das Leben und ift zu üben.

Angenommen nun das Schädliche und Förderliche sei bereits genigend bekannt, wissenschaftlich begründet und populär dargestellt, so wird es doch gerade dann am wenigstens beachtet, wenn es zur Lebensverlängerung am wichtigsten wäre, in der Jugend. Mit der Jugend verträgt sich die Beschaulichkeit und Prüsung, die Weisseit und Leidenschaftslosigseit nicht. Die Jugend denkt nicht an sich selbst, sie genießt, prüst nicht, was ihr heilsam und schädlich ist; sie kann nicht vernünstig sein, weil ihr die dazu erforderliche Ersahrung sehlt, und wenn sie nicht mit einer gewissen undesonnenen Begeisterung vorgeht, den höchsten Zielen nachstrebend, dann sehlt ihr die Jugendkraft.

Demnach bleibt, so scheint es, die Ausübung der Kunft, das Leben zu verlängern, dem reiferen Alter vorbehalten. In der That ift sie bisher fast allgemein so aufgefaßt worden. Sie sollte dazu dienen, den Lebensabend zu verlängern.

Es kann nun ftreitig sein, ob die erste oder die zweite Lebenshälfte die angenehmere ist — einige Uralte meinen, die Zeit vom sechzigsten zum siedzigsten Jahre sei die schönste ihres Lebens gewesen, andere erklären das dritte Decennium dafür, sast jeder Lebensabschnitt wird seine Bertheidiger sinden, je nach den persönlichen Erlebnissen — darüber herrscht aber keine Meinungsverschiedenheit, daß es im höchsten Grade wünschenswerth ist, dis in das Greisenalter jung zu bleiben, den Bollgenuß der Sinne, das Gedächtniß, die Muskelkraft und Beweg-lichkeit und das Interesse an der Welt und den Menschen neben der reicheren Ersahrung und dem gereisten Berstande zu behalten. Niemand wird den Tithonos beneiden, für den seine Geliebte, die Göttin Gos, ewiges Leben von dem all-mächtigen Zeus erbat. Ihr Wunsch ward ersüllt. Da sie aber vergessen hatte, zugleich um ewige Jugend zu bitten, so wurde der unglückliche Mann immer älter und älter und kindisch und endlich wie ein Kind in der Wiege geschaukelt, dis schließlich, nachdem er immer mehr versallen war, nur noch die Stimme von ihm übrig blieb.

Wer lange zu leben wünscht, will nicht altern, will sich der Morgenröthe mit sehendem Auge und vollem Bewußtsein ihrer berückenden Schönheit erfreuen im höchsten Alter, will jung sein auch in der zweiten Lebenshälfte. Auf dieses berechtigte Verlangen nimmt die bisherige Lebenskunst nicht die gehörige Rücksicht. Die wahre Makrobiotik soll nicht allein alte Menschen in den Stand sehen, noch älter zu werden, sondern auch junge in der Kunst unterweisen, länger jung zu bleiben. Und das ist die Hauptsache. Denn es kann nur der ein sehr hohes Alter erreichen und zugleich sich des Lebens freuen, welcher sich trotz der Last der Jahre die Jugendfrische bewahrt. Der dritte Hauptsat der Makrobiotik heißt:

Um alt zu werden, muß man möglichft lange jung bleiben.

Das Jungbleiben läßt sich am schwersten erzwingen und der wird als besonders glücklich gepriesen, dem es noch am späten Lebensabend zu Theil wird. Bor allem ist dabei zu bedenken, daß wegen der Unbesonnenheit des Jünglings und der Unmöglichkeit ihn durch noch so eindringliche Ermahnungen und Rathschläge zu einer consequent-vernünstigen Lebensweise zu veranlassen, die einzige Möglichkeit ihn zu einem langen Leben tauglich zu machen in der Erziehung und zwar der Erziehung vom ersten Tage an besteht.

Es ist die Pflicht aller Eltern, ihre Kinder so zu erziehen, daß ihnen die vernünftige Lebensweise geradezu zur zweiten Natur und alles Unedle, Ungesunde widerwärtig wird wie Schmutz und übelriechende Luft, daß ihre Entwickelung keine Beschleunigung und keine unnatürliche Hemmung ersahre, vielmehr gleiche mäßig geschehe und dadurch die Vorzüge, welche die Jugend vor dem Mannesalter voraus hat, ohne deren Nachtheile bis in dasselbe hinein und bis über dasselbe hinaus erhalten bleiben.

Wie kann solches erreicht werden?

Vor Allem durch die Mütter, denen die Menscheit vor der Geburt und in den ersten Jahren nach derselben fast ganz anvertraut ist. Gegenüber den Opfern, welche eine Mutter sich selbst auferlegt, um ihr Kind zu nähren, zu pflegen, zu erziehen, zu unterrichten, ist das Verlangen, es nicht zu verziehen, nicht zu verwöhnen, sondern abzuhärten und vom ersten Keime an nach den Regeln der physiologischen Gesundheitslehre zu behandeln, statt nach Vorurtheilen überlieserter mittelasterlicher Ammenweisheit, in Wahrheit sehr gering. Die vernünstige Behandlung des Säuglings und ganz kleinen Kindes, namentlich die anfangs ausschließliche Ernährung mit natürlicher Milch und ununterbrochene Versorgung mit der reinsten Lust, die Vermeidung zu großer Wärme und all' der Schädlichkeiten des Verkehrs mit Fremden, die auf das unbewachte Kind einwirken können, belohnt sich selbst. Die Vernachlässigung rächt sich unsehlbar, wie die Ersahrung zeigt.

In keinem Alter ist bekanntlich die Sterblichkeit annähernd so groß wie im ersten Jahre. Die Ursache muß zum Theil in der verkehrten Behandlung liegen. Junge Frauen, welche zum ersten Male das unaussprechliche Glück haben, ein Kind das ihrige zu nennen, wissen meistens nicht (woher sollten sie es bei der modernen Erziehung wissen?), wie schädlich vieles ist, was sie dulden, wie viele heilsame einsache Borschriften sie schon vor seiner Geburt nicht besolgen, von denen

die Krast und Gesundheit, das Glück und die Lebensdauer ihres Lieblings unmittelbar oder mittelbar abhängt. Ein großes Buch ließe sich darüber schreiben.

Hier kann nur Giniges angedeutet werden, um die weitverbreiteten Berkehrtheiten der ersten Erziehung einerseits, die Leichtigkeit sie zu vermeiden, anbererseits an Beispielen zu zeigen.

Bor Allem ist Bewachung der Kinder unerläßlich. So lange sie nicht schlafen, dürsen sie nicht einen Augenblick allein sein — wenigstens dis in das fünste Jahr und möglichst darüber hinaus dis zur Schulzeit. Zahlreiche Todessfälle allein gelassener, eingeschlossener, schlecht beaufsichtigter Kinder beweisen die Nothwendigkeit ein Kind nicht sich selbst zu überlassen. Es weiß sich nicht zu helsen.

Ferner müssen Kinder ununterbrochen passend beschäftigt werden. Die weltumgestaltende Macht der Erziehung beruht darauf, daß die Ausmerksamkeit des Kindes vom Ansang an in eine bestimmte Richtung gelenkt und von anderen Richtungen von nachtheiligen, schlechten Bahnen abgelenkt wird. Dadurch allein ist es möglich den Charakter zu formen. Wenn das gesügige Kind stels beschäftigt, aber nur unschädliches Spielen ihm gestattet wird, dann hat es kaum Zeit Verkehrtheiten auszubilden, dann wird es an das Richtige von vornherein gewöhnt. Und die Macht der Gewohnheit reicht viel weiter als die Macht der Vernunft. Die Gewöhnung des Kindes an das Zuträgliche und Richtige ist ebenso aussührbar wie die an das Unzuträgliche und Verkehrte und beiderlei Gewohnheiten bestimmen das spätere Leben.

Dieser pädagogische Grundsatz hat eine ganz allgemeine Anwendbarkeit. Bergleicht man die vielen Kinder, welche von ihren Angehörigen und Fremden theils zur vermeintlichen Beluftigung, theils aus Unwissenheit allerlei unpassende Rahrung, Süßigkeiten, auch gegohrene Getränke erhalten, mit denen, welche gar nicht wissen, wie etwas ungefundes schmeckt, welche vernünftig einsach und reichlich ernährt werden, so daß ihnen, so lange sie Kinder sind, alles Uebersstüssen wöllig unbekannt bleibt, dann springt der Unterschied Jedem sofort in die Augen. Jene durch irregeleitete Elternliebe zur Naschhaftigkeit förmlich erzogene, vor der Zeit wie Erwachsene ernährte Kinder können sich nicht in normaler Weise entwickeln, diese, die Erzeugnisse höherer Kochkunft und die starken Genußmittel nicht kennend, haben nicht einmal Berlangen danach.

Hier ist auch die Unsitte zu rügen, daß manche Kinder gezwungen werden neue ihnen widerwärtige Speisen und Getränke zu sich zu nehmen, was durch gar nichts gerechtsertigt werden kann und oft genug der Gesundheit Schaden bringt.

Nicht weniger zu tadeln ist die Art, wie häusig dem zweis dis fünsjährigen Kinde die Rahrung, obwohl es beißen und kauen kann, erweicht wird. Man taucht das Brod oder den Zwieback in Wasser und Milch und läßt es ungekaut ohne Bermischung mit Mundslüssigkeit in den Kindesmagen gelangen, anstatt das Getränk für sich und die Brotkruste für sich zu verabreichen, wodurch die Speicheldrüsen sich normal entwickeln, die Mundverdauung in Gang kommt und die ganze Ernährung gefördert wird.

Für die Ernährung und das Wachsthum ist auch von großer Wichtigkeit, daß kleine Kinder nicht, wie es allzuoft vorkommt, anhaltend kalte Haut, besonders kalte Hände und Füße haben. Dauernde Abkühlung hemmt die Neusbildung der Gewebe.

Bezüglich des Schlasens herrscht die verwerkliche Meinung vor, Schulkinder müßten geweckt werden, wenn sie nicht zeitig ausstehn. Die naturgemäße Entwicklung ersordert aber, Kinder niemals zu wecken. Ihre Tagesordnung muß so eingerichtet sein, daß sie von selbst wach werden und neun bis zehn Stunden schlasen.

Ein Hauptpunkt ist auch die Scheu vor der Luft. Daß ungewöhnlich starker und kalter Wind, Regenwetter und drückende Schwüle im Hochsommer für den Ausenthalt im Freien ungeeignet sind, ist bekannt, daß aber dem gesunden Kinde, so lange es nicht schläft, der Ausenthalt im Freien viel zuträgslicher ist, scheint den Meisten unbekannt zu sein, welche sich vor Erkältungen sürchten und nicht wissen, daß man sich um so weniger leicht erkältet, je mehr man die Ofenhise vermeidet. Der in der Zimmerluft vorhandene Staub, den jeder Schritt auf's Neue emporwirbelt, die Verbrennungsproducte der Lampenslamme und das Fehlen frischen Sauerstoffgases schaden dem Kinde wie dem Erwachsenen viel mehr, wenn es wenig an die Luft kommt, als wenn es so lange wie irgend thunlich im Freien weilt.

Endlich die lleberladung mit Arbeit. Das Kind wird meistens dazu angehalten zu arbeiten, ehe es ein genügendes Interesse an der Arbeit hat. Aber es muß. Durch eine sehr geringe lleberschreitung der Leistungsfähigkeit entsteht leicht Widerwillen gegen das Lernen überhaupt, während ein nur ganz allmäliges Umgestalten der kindlichen Spiele zu ernsteren Spielen, z. B. zu dem Spielen mit Buchstaben und Zahlen die größten Schwierigkeiten viel leichter überwindet, als Zwang. Denken lernt Jeder ohne Unterweisung im Umgang mit Menschen so gut wie sehen und hören. Das frühe Beschweren des Gebächtnisses mit unzähligen Einzelheiten kann die Ausbildung des logischen Bermögens nur schwächen. Und daran ist nicht zu zweiseln, daß Verstand ohne Wissen bei Weitem dem Wissen ohne Verstand vorzuziehen sei, zumal ersterer sich noch später das Wissenswerthe aneignen kann, dagegen das Wissen auch bei der größten Ausdauer ein unfähiges Kind nicht intelligent macht. Also sei der erste Untervicht nur ganz leicht. Alle Dressur ist zu verbannen.

Und doch kann die beste Mutter es nicht unterlassen ihrem Kinde allerlei Kunststückchen beizubringen, welche ihm nicht nur unverständlich, sondern auch

unnüt find, und die es fich später wieder abgewöhnen muß.

Anders wurde Lamartine erzogen, der von sich schreibt: "Meine Erziehung lag ganz in den mehr oder weniger freundlichen Augen und dem mehr oder weniger beutlichen Lächeln meiner Mutter. Die Zügel meines Herzens lagen in dem ihrigen. Sie verlangte von mir nur, daß ich wahr und gut sei. Es ward mir nicht schwer. Mein Bater gab mir das Borbild der Wahrhaftigkeit dis zum Scrupulösen, meine Mutter das der Güte dis zur heroischsten Hingebung. Meine Seele, die nur Güte athmete, konnte etwas anderes nicht hervorbringen. Ich hatte niemals zu kämpsen, weder mit mir selbst, noch mit Anderen. Alles

fesselte mich, nichts verdroß mich. Das Wenige, was man mich lehrte, wurde mir wie eine Belohnung geboten. Meine Lehrer waren nur mein Bater und meine Mutter; ich fah fie lesen und ich wollte lesen; ich fah fie fchreiben und bat fie mir beim Geftalten der Buchftaben ju helfen. Das Alles geschah fpielend, in verlornen Augenblicken, auf den Knicen, im Garten, in der Kaminecte des Salons, lachelnd, plaudernd, fofend. Es gefiel mir; ich felbst veran= lagte die kurzen und unterhaltenden Lectionen. Go habe ich Alles gewußt, ein wenig spät freilich, aber ohne mich zu erinnern, wie ich gelernt habe und ohne daß eine Stirn fich rungelte, mich jum Lernen ju bringen. Ich fchritt fort, ohne das Geben zu merken." So ging es bis zum zwölften Jahre.

llebertrieben und dichterisch ausgeschmückt, wie diese Erzählung ift, fie ent= halt doch viel Beachtenswerthes. Das Gewöhnenlaffen des Kindes, das fpielende

Bernen und der Ginfluß des Baters verdienen vor Allem nachachtung.

In vielen Familien, zumal den großen, bekummert fich der Bater um die erfte Entwickelung seiner Rinder nur wenig oder gar nicht. Und doch wurde viel Unheil verhütet werden, wenn er schon vom erften Tage an das Kind täglich wenigstens einmal genau ansehen wollte. Gin einziger Blick des Menschenkenners lehrt oft mehr als die ausführlichften Krankheitsgeschichten Unkundiger.

Bor Allem hat der Bater die Pflicht durch Consequenz und Strenge die Nachgiebigkeit der Mutter, ihre mit der Kindesliebe verschwifterte Neigung Ausnahmen von nothwendigen Berboten zu geftatten, nie in Schwäche ausarten zu laffen. Ift einmal die Abhärtung als Princip der physischen Erziehung zu Brunde gelegt, dann darf nicht dazwischen die Berweichlichung wieder auftommen. Gin Tag der Ausnahmen ftellt das Ergebnig wochenlanger Bemühungen in Frage.

Außerdem muß der Bater die Intelligenz des Kindes durch Beantwortung aller Fragen fordern. Auf jedes "Warum"? eine paffende Erwiderung haben, immer die Ursachen erläutern, nie etwas verbieten, ohne einen Grund anzugeben, überhaupt möglichst wenig verbieten, früh das Selbstvertrauen weden, das Ge= fühl der Silflosigkeit nicht auftommen laffen.

Doch es ift hier nicht von den Grundfaten einer rationellen Erziehung im Gingelnen die Rede, sondern von den Mitteln die Jugend zu verlängern im Allgemeinen. Gute Lehren und eine noch fo forgfältige Erziehung, welche liebevoll und ftreng augleich mare, fonnen allein nicht die wichtigfte Bedingung gur Berlangerung der Jugend herftellen, nicht die vernünftige Lebensweise dem in die Welt eintretenden Jüngling zu eigen machen. Es ist bazu noch nothwendig, daß er ihren Erfolg sehe. Die Eltern und Erzieher muffen felbst Mufter fein und das ift allerdings leichter gefagt als gethan. Bei dem außerordentlichen Nachahmungsvermogen aller Kinder erscheint es als eine Pflicht, ihnen nichts der Nachahmung Un= werthes zu bieten; wer konnte fich aber solcher Unfehlbarkeit ruhmen, wer in Worten und Thaten, in Mienen und Bewegungen immer nachahmenswerth fein?

In erfter Linie ift auch hier die Aufmerksamkeit auf die Aneignung beilfamer gefunder Gewohnheiten zu richten und das Entftehen nachtheiliger Bewohnheiten, welche später dem Kinde mit Mühe wieder abgewöhnt werden müssen und oft nicht mehr abgewöhnt werden können, zu verhindern. Dieses vermag der Erzieher durch sein Beispiel. Denn die Kinderseele i ift das gestügigste Instrument, welches treu wie ein Echo und Spiegel zugleich wiedergibt, was man ihr einprägt. Und es prägt sich ihr nicht nur Alles und Jedes, Gutes und Schlechtes, unendlich leicht ein, sondern es hastet auch Dieses wie Jenes gleichermaßen sest. Da das Mustersein der Erzieher außerdem nicht ununtersbrochen, vielmehr nur in Gegenwart des Kindes stattzusinden braucht, so überssteigt es keineswegs eine mittlere Leistungsfähigkeit. Den Eltern selbst wird es schließlich zur Gewohnheit. Wenn aber ein Kind öfters bemerkt, daß sich dieselben gehen lassen und die ihm ertheilten Vorschriften gar nicht selbst besolgen, dann wirkt das Beispiel leicht ansteckend und alle Erziehungskunst vermag gegen den unwiderstehlichen Rachahmungstrieb nichts mehr. Jeder Augenblick der Freiheit wird dann gern benutzt, unvernünstig zu sein und auf die Gesundheit anzustürmen, wie es die zügellose Ledensluft der Jugend mit sich bringt.

Nichts wäre verkehrter, als die Meinung, durch solche unmittelbare Ginwirkung auf die zu verständigen, glücklichen, langlebigen Menschen zu erziehenden Besen, würde Pedanterie ihnen eingeintst und das jugendliche Feuer gedämpst; es wird nur ihnen, ohne daß sie es gewahr werden, eine Abneigung gegen Ausartungen, gegen scheindar Angenehmes, in Wahrheit Unbefriedigendes erweckt und dem Feuer gleichsam geeignetere Nahrung gegeben, so daß es nicht versengt und verkohlt und vernichtet, sondern erwärmt und erleuchtet und immer auf's Neue belebt. Das Jugendseuer muß langsam brennen, wenn es lange vorhalten soll. Aber es gehört gerade zu den wesentlichen Grundsähen der Makrobiotik, sich sorglos des Lebens zu freuen und der hat ihr zusolge am meisten Lebensfreude, von dem man mit Goethe sagen kann, daß hinter ihm in wesenlosen Scheine liege, was die Andern bändigt, das Gemeine.

Diese Beredelung des von Natur ideal angelegten sich normal entwickelnden jugendlichen Menschen ist grundverschieden von der bewußten Selbstbändigung, Bedächtigkeit, Beschaulichkeit, Weisheit des Alters, welches bewußt die der Jugend unbekannten Gesahren vermeidet und nach Maximen handelt. Sine solche reine unbewußt vernünstige lebensfreudige Versassung des Geistes und körperliche Gesundheit kann wirklich die Erziehung schaffen, so daß mit ihnen der selbständig Gewordene den Stürmen der Welt zu trozen, jeder Lebenslage gerecht zu werden vermag und viel länger jung bleibt, als der nachlässig ohne nachahmenswerthe Vorbilder Aufgewachsene. Der Stein der Weisen, das Gesheimniß der Verjüngung liegt in der Erziehung.

Es ist burchaus unbegründet zu behaupten, dazu seien besondere Anlagen nothwendig. Denn Jeder kommt mit unzähligen Anlagen zur Welt. Es handelt sich darum die einen zu entwickeln, die anderen an der Ausbildung zu hemmen. Jene sind zur Lebensverlängerung, diese zur Lebensverkürzung geeignet. Und wenn man gar davon spricht, in einigen Familien sei die Langlebigkeit, in

¹⁾ Bgl. meine fürzlich ericienene Schrift: "Die Seele bes Kindes. Beobachtungen über bie geistige Entwidelung bes Menschen in ben ersten Lebensjahren". Leipzig, Grieben. 1882.

anderen die Aurzlebigkeit erblich, wodurch die Makrobiotik als eine Scheinwiffenichaft fast ganz in Wegfall kame, so beruht eine folche Meinung auf unzureichender Ueberlegung. Denn erblich find eben die Anlagen, alle Anlagen und nur Anlagen. Gine Anlage ift für das Lange=Leben nachtheilig oder portheil= haft. Es gibt erbliche Krankheitsanlagen, Erbfehler, aber auch eine erbliche Gefundheit und Erbtugenden. Wenn Berg, Lunge, Magen, Gehirn, wenn alle lebensnothwendigen Körpertheile vollkommen gefund find, fo daß mehrere Generationen hindurch Niemand mit erblichen organischen Fehlern behaftet geboren wurde, so ift eine aunftige Bedingung für langes Leben dadurch gegeben. Aber ohne vernünftige Lebensweise ift fie nichts werth. Bielmehr überlebt der Schwächliche und Kränkliche mit Selbstbeherrschung den anerkannten Regeln folgend oft genug den Gesunden, welcher durch Unvernunft seine Gesundheit zer= ftorte. Also ift es unzuläffig zu fagen, die Langlebigkeit an fich fei erblich. Wenn in der Familie Parre Bater, Sohn, Enkel und Urenkelin das hundertste Lebensiahr überschritten, fo ift diese seltene Thatsache dem Umftande zuzuschreiben, daß fie alle gefund waren und zugleich einfach und naturgemäß lebten. Der Borganger biente dem Nachfolger zugleich als Borbild. Riemand wird behaup= ten die vernünftige Lebensweise selbst sei erblich. Es bedarf nur einer nach= läffigen Erziehung, des Mangels an gutem Beifpiel, um der jüngsten Generation die Langlebigkeit zu nehmen, weil die vernünftige Lebensweise unbekannt blieb.

Also weder frühes noch spätes Sterben ist erblich, vielmehr ein hinaussichieben der Todesstunde ebenso wie eine Beschleunigung derselben dem Willen des Menschen unterworfen. Bon den schlechterdings unvermeidlichen töbtlichen Katastrophen abgesehen wird durch den seisten Willen lange jung zu bleiben, thatsächlich eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit lange zu leben erzielt.

Es gibt aber außer schlechter Erziehung, angeborenen Mängeln, Schwäche und Kränklichkeit noch zwei für langes Leben ungünstige Bedingungen, welche nicht ganz in den Machtbereich des Willens fallen: der Ginfluß des Klimas und der des Berufs auf die Gesundheit.

Der erstere wird häusig überschätzt. Wenn auch plötzliches Wechseln der Lufttemperatur und Windrichtung, Nässe und Trockenheit einige Länder weniger günstig erscheinen lassen, so kommen doch in allen Erdtheilen Hundertjährige vor. Die gegenwärtig in Europa der neuesten Angabe zusolge lebenden 3108 über hundert Jahr alten Versonen vertheilen sich über alle Länder.

Wichtiger ift der Einstuß des Berufs. Die noch junge Wissenschater der Statistik hat für alle wichtigeren Berufsarten eine mittlere Lebensdauer noch nicht festgestellt, aber für einige ist es gewiß, daß mit ihnen ein hohes Alter sich nicht verträgt. Aerzte werden, wie bereits bemerkt wurde, selten alt. Hippokrates, der angeblich das hundert-und-vierte Jahr erreichte, ist eine große Ausnahme und schon die 85 Jahre Benillaud's stehen vereinzelt da. Gerade denjenigen, welche ihr Leben damit hindringen, anderen das Leben zu verlängern, wird durch diese oft ganz uneigennützige Thätigkeit die eigene Lebensfrist verstürzt. Doch könnte ohne Frage mancher junge Arzt dem frühen Ende vorsbeugen, wenn er die von ihm selbst zur Berhütung von Krankheiten vorgeschriesbenen diätetischen und hygieinischen Anordnungen selbst strenger besolgte.

In einigen anderen Berufsarten freilich helfen alle Bemühungen der Art weniger. Die Gisenbahnbeamten werden sehr selten achtzig Jahre alt. Besonders das Locomotivpersonal, von dem alljährlich über neunzig vom Hundert erkranken, hat nur eine kurze mittlere Lebensdauer. Die außerordentliche Berantwortlichkeit, welche mit der Thätigkeit des Locomotivsührers verbunden ist — da eine einzige verkehrte Bewegung, ein Griff nach rechts statt nach links viele Menschenleben auf einmal vernichten kann — die physischen Anstrengungen sind es nicht allein, welche ihm das Leben kürzen, sondern in erster Linie die Nothwendigkeit zugleich der Hike und der Kälte zu widerstehen, worauf kein Organismus eingerichtet ist. Daher die häufigen Lähmungen, Rheumatismen, Gehörleiden und andere Gebrechen, welche der schweren Arbeit bald ein Ziel sehen. Auch einige Arten der Fabrikthätigkeit, des Bergbaues und Hüttenbetriebes vertragen sich nicht mit langem Leben. Die den seurigssüssissen

Dagegen erreichen solche, die ihr Leben mit geistiger Arbeit, sei es lehrend, sei es schaffend, aussüllen, oft ein hohes Alter, namentlich die Geistlichen, Philosophen, Philosogen, Natursorscher, wenn sie in der Jugend die Kräfte nicht zu hoch anspannten und über dem Studium zu keiner Zeit die Gesundheit veraaßen.

Statistische Erhebungen haben gezeigt, daß auch mit anderen Berufsarten eine lange, mit wieder anderen eine kurze Lebensdauer häufiger verbunden zu fein pflegt. Es ift, als wenn viele fruh von der ichonen Erde Abichied nehmen mußten, damit die übrigen um so langer fich ihrer freuen konnen. Durch das Sterben der Einzelnen erhält fich das Gange. Nicht Jeder ift in der Lage fich feinen Beruf zu mahlen. Wenn aber nach Wahl des Berufes die mahricheinliche Lebensdauer als Richtschnur des Handeln's betrachtet würde, dann wäre wiederum die Makrobiotik wenig nütze. Glaubt ein Landmann als foldzer einen Unspruch auf langes Leben zu haben, ein Urzt als folcher nicht alt werden zu können, so wird jener wie dieser durch Berfäumnisse der schlimmsten Urt sich sein Leben verbittern und verfürzen. Gerade das Bewuftfein, durch den eignen Beruf nur auf eine kurze Lebensbahn rechnen zu dürfen, ist ein mächtiger Sporn, einerseits fie zu verlängern, andererseits keine Zeit zu vergeuden. Es haben sich auch sehr kurzlebige Menschen unsterblich gemacht. Alexander der Groke. Raphael Sanzio und der dem Beethoven congeniale Schubert, in der Natur= wiffenschaft der jest erft zur Geltung gekommene Manow, dann der Berfaffer der Histoire de la vie et la mort, Xavier Bichat, welche jeder auf einem anderen Gebiete die größten Leiftungen aufzuweisen haben, ftarben in einem Alter von 31 bis 37 Jahren. Es kommt also nicht auf die Zahl der Berufs= Jahre an, wenn bleibend Großes gethan werden foll. Bielmehr haben gerade Die allerälteften Männer, die 120= bis 150jährigen, gar nichts von Bedeutung geleistet. Aber fie find, obwohl überwiegend einfache Bauern und Fischer, allein durch ihre actenmäßig beglaubigte Existenz als Borbilder für die Epigonen von ber größten Bedeutung. Sie zeigen, wie weit man ce bringen fann; und da auch andere Berufsarten, als gerade das Land- und Fischer-Leben, fich mit dem höchsten Alter vertragen, ift keinem gesund geborenen und richtig erzogenen

Menschen das Ziel unerreichdar. So schädlich der Einfluß einzelner Berussarbeiten ist, in keinem Falle läßt sich vorhersagen, daß die rationellen Borsschriften zur Lebensverlängerung wirkungsloß seien und die ihnen zu verdankende Jugendfrische im Alter ist völlig unabhängig vom Berus. Es gibt überhaupt wahrscheinlich keine verständige, sei es unmittelbar gemeinnützige, sei es rein theoretische und mittelbar gemeinnützige Arbeit, welche nothwendig mit den Jahren zur Leistungsunfähigkeit führen müßte. Bei alten Männern, die mit der Hand oder mit dem Kopf arbeiten, vermindert sich zwar die Kraft, aber sie erlischt ebenso wenig wie die Liebe zum Leben, mögen die Freuden auch absnehmen.

Die Liebe zum Leben ift in jedem Beruf, von der Morgendammerung an, da die Sonne der Bernunft aufgeht und das bewußte Dafein zu tagen beginnt, bis jum letten hauch, den die Nocht des Todes mit ihren fchwarzen Schwingen dem Greife gewährt, der Bebel, an dem die Lehre von der Lebensverlängerung ansett. Wem wirklich fein Leben lieb ift, der muß auch bei Zeiten anfangen zu unterlaffen, was es verfürzt, der muß auch die Meinung von den Nachtheilen des hoben Alters überwinden. Den Hochbetagten felbst find meiftens diefe Rachtheile, wenn fie fich nur einer guten Gefundheit erfreuen, lange nicht fo fühlbar, wie die Jungeren glauben. Schon aus der Thatsache, daß bei Greifen wie bei Rindern die Selbstmordversuche einen niedrigeren Brocentsat ausmachen, aus ihrer Abneigung auf bem Sterbelager an eine Lebensgefahr zu glauben, aus ihrer peinlich genauen Bermeidung von Schadlichfeiten folgt eine intenfive Liebe jum Leben. Der heftige anhaltende Schmerz macht bagegen nicht nur im letten, fondern in jedem Alter wenigstens auf Augenblicke den Tod wünschenswerth. Un fich ift aber auch das höchste Alter weder schmerzhaft noch überhaupt eine Krantheit. Die Lebensluft erlijcht in vielen Fällen auch bann nicht, wenn nichts mehr zum Beften Anderer geleiftet wird wegen Blindheit, Taubheit, Gedachtnißichwäche und allgemeinem Marasmus. Wieviel größer muß fie bei dem ruftigen Neunziger sein, der mit voller Zuversicht die am hundert noch fehlende Decade zu leben hofft! Sein Auge ift klar, glanzend, beweglich und das Augenlid hebt sich nicht träge. Seine Haut hat trot der Furchen, welche die letten Jahre ein wenig vertieften, eine frische Farbe, feine Haltung ift nicht frumm, wenn auch der Rücken sich etwas zu beugen beginnt. Sein Gang ift nicht schleichend, wenn auch bedachtfam, jebe feiner Bewegungen ift wurdevoll, feine Stimme fonor. Gine thatige Bergangenheit bleichte das haar, verwehte die einft üppigen Locken, aber der lange weiße Bart erhöht nur den Gindruck ftattlicher Männlich= feit. Gin folder Greis, der Theil nimmt an den Geschicken der nachwachsenden Entel und Urentel, an der fortschreitenden Cultur, der an das Wohl feiner Mit= menschen denkt und ihnen mit seinen reichen Erfahrungen hilft, ift nichts weniger als beklagenswerth. Er schaut befriedigt von wolkenloser Sohe auf seine lange Lebensbahn hinab.

Um eine solche Jugendfrische zu behalten, muß vor Allem die mit den Jahren leicht eintretende Abstumpfung und Gleichgültigkeit bekämpst werden. Das schleichende Gift des Indisferentismus, die abnehmende Verehrung der wahrhaften Größe, des ethischen Menschenwerthes, der Nachlaß im Streben nach Selbstvervollkommnung, diese Schäden sühren zu der Behauptung, daß im Alter alle Eindrücke ihre Kraft verlören, nicht aber der natürliche Entwickelungsgang. Denn in jedem lebenden Organismus findet vom ersten Athemzug bis zum letzen eine Zunahme der lebendigen Zellen, welche ihn zusammenschen, eine Gewebsneubildung statt. Aufangs ist im Berhältniß zu ihr die gleichzeitige Berminderung der alten Zellen verschwindend klein, das Wachsthum rapide, dann kommt eine Zeit des Gleichgewichts von Neubildung und Berbrauch, erst in dem höchsten Alter kann die langsame Neubildung dem rascheren Berfall nicht mehr steuern. Nun hält aber die schnelle Neubildung der Zellen länger an bei gesundem, als bei ungesundem Leben, und auf ihr beruht die länger anhaltende Jugendfrische, Leistungsfähigkeit und Lebensluft, auf ihr das längere Vorhalten der Willenskraft, der willkürlichen Beweglichkeit und Fähigkeit, die Ausmerksamskeit auf das, was interessant erschent, zu richten.

Biele aber, welche die Abhängigkeit ihrer Thätigkeit vom Körper, von der lebendigen Zelle, nicht beachten, verändern zu einer gewissen Zeit ihres Lebens ihre Denkweise und ihre Gewohnheiten. Sie werden ruhiger, bequemer, meinen sie ermüdeten leichter, und altern, weil sie sich älter machen, als sie sind. Dieses traurige Altscheinen vor der Zeit ist noch schlimmer, als der mehr komische Bersuch, im wirklichen Greisenalter Jungsein zu heucheln. Wer dagegen in jener kritischen Zeit nach Erreichung erstrebter Ziele, sich nach wie vor für Alles interessirt, was des Interesses werth ist und das blasirte nil admirari verpönt, der wird über Abstumpsung nicht, vielmehr darüber zu klagen haben, daß jedes Jahr noch schneller, als sein Vorgänger zu vergehen scheint. Je älter man wird, um so rascher dreht sich das Rad der Zeit.

In der ersten Kindheit sehlt noch der Zeitbegriff ganz, das zwei- und drei- jährige Kind ist nicht im Stande, heute und gestern zu unterscheiden. Dann folgt die Unmittelbarkeit, das Leben ausschließlich in der Gegenwart, hierauf die Borbereitung sür die Zukunst. Im Mannesalter dringt erst die Erkenntniß von dem unersetbaren Werthe der Zeit durch. Iede Stunde wird gezählt. Im höheren Alter überwiegt die Beschäftigung mit der Vergangenheit. Kückblicke, Zusammenfassungen, Erinnerungsbilder treten an die Stelle des thätigen Eingreisens und Schaffens. Aber damit ist eine Gleichgültigkeit gegen Reues und eine Unthätigkeit nicht nothwendig verbunden. Es wird nur bei der Veschäftigung des älteren Mannes ein für das Jungbleiben wichtiger Punkt gewöhnlich übersehen.

Jeder gebildete Mensch hat in seiner Jugend unzählige Ideen, Pläne und Hoffnungen; mancher auch glaubt im Sturme die Welt erobern zu können. Aber es mangeln beim ersten enthusiastischen Versuche die Kräfte und Mittel, Ausbauer und Geduld. Im reiseren Alter sind diese meistens vorhanden, dann sehlen aber die guten Ideen. Da also in jungen Jahren die schaffende, kühn vordringende Geistesthätigkeit überwiegt, die Vesonnenheit zurücktritt, später dagegen diese zur Herrschaft kommt, während die Productivität abnimmt, so wird es für Jeden, der lange jung bleiben will, zur Pflicht, im Zusammenhang, in bewußter Continuität mit seiner eigenen Jugend zu bleiben. Soviel Zeit steht Jedem zur Versügung, daß er dann und wann über die eigene Entwickelung

nachbenken kann. Gewöhnlich vergißt der Mann die Gedanken des Jünglings, die ihn bewegten und begeisterten, als er aus der Schule entlassen ward, und wenn er sie nicht vergißt, dann nennt er sie lächelnd Jugendträume, oder hält nicht viel davon. Oft sind aber, zumal im künstlerischen, wissenschaftlichen, staatsmännischen Leben die Gedanken des Jüngeren besser, als die des nicht mehr unbesangenen, durch Ersahrung zum langen Restectiven geneigten älteren Mannes. Daher muß dieser sich nicht vergessen. Sin jedes Lebensjahr solgt nicht allein auf ein anderes, es hat sich aus allen verhergegangenen Jahren entwickelt, hängt mit ihnen sest zusammen, und wer die guten Ideen seiner unruhigen schöpferischen Zeit behält und in der ruhigen kritischen Zeit seiner Reise verwerthet, hat die Vortheile der Jugend ohne deren Nachtheile in die zweite Lebenshälfte hinüberzgerettet. Hierstriles der große britische Naturspricher Charles Darwin ein tressliches Beispiel. Er schrieb mit 28 Jahren nieder, was er mit 50 veröffentzlichte, und das neueste Werk des 72 jährigen ist eine Ausführung seiner vor 44 Jahren angekündigten Anschaungen.

Wer so sich selbst treu bleibt, bleibt jung. Und wer lange jung bleibt, hat bie sicherste Aussicht, lange zu leben.

Wenn nun der hier stizzirten Darstellung zufolge unstreitig eine Möglichteit, die Jugend zu verlängern, der modernen Treibhauserziehung entgegenzutreten, vorhanden ist, so muß sich auch Jeder, welcher Kinder zu erziehen hat, bemühen, das Mögliche zu verwirklichen. Wird es erreicht, oder bleibt es nur beim Versuch, beidesfalls folgt auf die elterliche Hauserziehung und die Schule die Selbsterziehung in der Welt. Mit dieser erst beginnt die andere Möglichkeit, die Jugend zu verlängern, die Kunst bewußt und energisch das Lebenverfürzende zu vermeiden und das Lebenverlängernde zu üben. So schwer es auch ansangs scheinen mag, es wird glücklicherweise leicht zur angenehmen Gewohnheit.

Was würde aber schließlich aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn nicht, wie es gegenwärtig der Fall ift, Wenige, sondern Viele das höchste Alter erreichten?

Es liegt in der Naturordnung, daß nur wenige Individuen sehr lange ausbauern, weil nicht Raum und Nahrung genug für Biele da ist, so lange die Bevölkerung in dem bisherigen Maße zunimmt. Die jungen Lebenskrästigen verdrängen die alten Schwächeren überall und jederzeit. Daran wird durch keine Makrobiotik etwas geändert. Selbst wenn ihre wichtigsten Borschristen, was in einer fernen Zukunst wohl möglich wäre, Geseheskraft erhielten, so daß es nicht mehr jedem Ginzelnen völlig überlassen bliebe, gesund oder ungesund zu leben 1), selbst dann würde die Anzahl der Hundertjährigen nicht sehr zunehmen.

²⁾ Im Strafgesehluch für das Deutsche Reich finden sich nur schüchterne Ansänge, 3. B. wird mit hait bestraft, wer sich dem Spiel, Trunk oder Müßiggang dergestalt hingibt, daß er in einen Zusand geräth, in welchem zu seinem Unterhalte oder zum Unterhalte Terjenigen, zu beren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörde fremde Hilfe in Ansveckgenommen werben muß (§ 361, 5). Ferner wird mit Gefängniß nicht unter einem Jahre beftraft, wer sich vorfäslich durch Selbstwerksümmelung oder auf andere Weise zur Ersüllung der Welprpflicht untauglich macht oder durch einen Underen untauglich machen läßt (§ 142).

Denn gewaltsam das Leben verkürzende Ereignisse, Kriege und Naturkatastrophen, ungünstige klimatische und Beruss-Einslüsse werden an ihrer tödtlichen Wirkung nicht gehindert. Auch macht es nur einen geringen Unterschied, ob man in jungen Jahren alt, oder in alten jung in plöpliche Lebensgesahr geräth. Außerdem aber müßte, je mehr Menschen das höchste Alter erreichen, um so mehr die Anzahl der gleichzeitig lebenden wachsen. Denn die Anzahl der Geburten nimmt keineswegs ab, wenn die der Hundertjährigen zunimmt. Vermöge der Nachtheile einer Uebervölkerung, welche für die hilflosen Kinder der ersten, und die ganz alten Greise der letzten Jahre zuerst tödtlich ist, kann aber nirgends eine erhebliche ununterbrochene Zunahme beider eintreten. Nach dieser Kichtung wird die Makrobiotik keine Umwälzung herbeiführen können.

Anders verhält es sich mit der mittleren Lebensdauer. Es kann nicht zweifelshaft sein, daß diese zunehmen wird, je mehr Menschen vernünstig den Grundsätzen der Physiologie gemäß leben und ihre Nachkommen erziehen. Und darin liegt ein großer Gewinn. Die Anzahl der Menschen ist in den Culturländern im Zunehmen begriffen. Ob von der mittleren Lebensdauer dasselbe gilt, erscheint fraglich. Es ist jedensalls wünschenswerth, da das höchste Gut, die Bernunst, erst im reiseren Alter voll zur Geltung kommt. Darum ist es wohlgethan sür Jedermann, an die Möglichkeit der Lebensverlängerung zu denken. Ob gerade das höchste Alter erreicht, ja nur erstrebt werde, ist von geringerer Wichtigkeit, salls nur ein hohes Alter das Ziel bildet.

Wenn im Frühjahr ein Baum mit tausend Blättern sich schmückt, die alle frisch und grün hervorsprießen, so läßt sich von keinem Blatte vorhersagen, es werde im Spätherbst vom rauhen Wind, von der Kälte und Trockenheit am längsten verschont werden. Niemand weiß vorher, wieviel Blätter übrig bleiben, wenn der Winter kommt, und nach jahrelangen mühsamen Zählungen hätte man immer nur eine wahrscheinliche Mittelzahl für die welken, an den Zweigen zuleht sesthaftenden Blätter, und wüßte nicht im künstigen Frühling, welche von den jungen Blättern im neuen Jahr die längste Dauer haben werden.

Gerade so im Menschenleben. Von 1000 Kindern können einige 80, auch wohl 90, oder gar 100 Jahre alt werden, aber welche? Das läßt sich nicht vorhersagen, auch wenn die Statistik noch so genau ermittelt hätte, wie viele im Mittel das höchste Alter erreichen.

Stellt man sich nun vor, jener Baum lebe und grüne unter günstigeren Bedingungen, auf besserem Boden, geschützt vor Wachsthum hemmenden und beschleunigenden Einslüssen, so wird er fast alle seine Blätter später verlieren, als vorher. Sie entwickeln sich besser und dauern länger aus. Sie bleiben länger frisch.

Das ist es, was die Makrobiotik auch für den Lebensbaum der Menscheit erreichen kann. Ihre Lehren unterstüßen die gedeihliche Entwickelung und ge-jundes Wachsthum, verhindern die Frühreise und die Verkümmerung, die Schwäche und Kränklichkeit und dadurch verleihen sie dem Menschen die Kraft auszudauern, und beglücken ihn durch die Einsicht in den Werth des Lebens.

Der Verzweifelte.

Mus eigenen und fremden Erinnerungen.

Von

Iwan Turgenjew.

I.

... Wir waren unserer acht im Zimmer – und wir unterhielten uns über Dinge und Leute der Gegenwart.

"Ich begreife diese Herren nicht!" bemerkte A. "Sie sind wie Verzweiselte! Wirklich Verzweiselte. — Etwas Aehnliches war noch niemals da."

"D boch, es war schon —" mischte sich B. ein, ein schon alter, grauhaariger Mann, der um die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts geboren war. "Berzweiselte Leute gab es schon früher; nur glichen sie den jezigen Berzweiselten nicht. Bon dem Dichter Jaspkow sagte Jemand, daß er einen Enthusiasmus hatte, der auf nichts gerichtet war, einen gegenstandslosen Enthusiasmus; so war auch bei jenen Leuten — die Berzweislung gegenstandslos. Und wenn Sie erlauben, so will ich Ihnen die Geschichte meines Nessen von Geschwisterseite, Mischa Poltew, erzählen. Sie kann als ein kleines Muster von damaliger Berzweislung dienen.

"Er erblickte das Licht der Welt, ich erinnere mich, im Jahre 1828 auf dem Familiengute seines Baters, in einem der allerdumpfesten Winkel eines dumpsen Steppen-Soudernements. An Mischa's Vater, Andrei Nikolajewitsch Poltew, erinnere ich mich noch sehr wohl. Es war ein wirklicher Gutsbesitzer nach alter Tradition, ein gottesssürchtiger, würdiger Mann, hinlänglich — für jene Zeit — gebildet, um die Wahrheit zu sagen, ein wenig närrisch und dazu anch an der Epilepsie leidend . . . (das war auch eine alte traditionelle adlige Krankheit. Uebrigens waren die Anfälle bei Andrei Nikolajewitsch still und endeten gewöhnlich mit Schlaf und Niedergeschlagenheit.) Bon Herzen war er gut, im Umgang höslich, nicht ohne eine gewisse Majestät: ich habe mir immer den Zaren Michail Feodorowitsch so vorgestellt. Das ganze Leben Andrei Nikolajewitsch's versloß in der unweigerlichen Ersülung aller seit alten Zeiten seiten seiten seiten seiten seiten seiten bes

Lebens des alt-rechtgläubigen heiligen Ruglands. Er ftand auf und legte fich nieder, er af und badete, er war vergnügt und er war ärgerlich (eines wie das andere, in Wahrheit, felten), er rauchte sogar eine Pfeise, er spielte Karten (zwei große Neuheiten) nicht etwa wie es ihm eingefallen wäre, nicht nach seiner Facon, sondern nach dem Bermächtniß und der Ueberlieferung der Bäter, emfig und voll Anftand. Er felbst war von hoher Geftalt, aut gewachsen und fleischig, er hatte eine leise und etwas heisere Stimme, wie fie öfter bei foliden Ruffen porkommt; er hielt auf Sauberkeit in Wasche und Rleidung, trug weiße Halstücher und langschößige tabaksfarbene Röcke, aber das adlige Blut sprach sich gleichwohl aus und Niemand hätte ihn für einen Popensohn oder einen Rauf= mann gehalten! Immer bei allen möglichen Borgangen und Begegniffen, wußte Undrei Nikolajewitsch unzweiselhaft, was er zu thun und was er zu reden hatte. und amor welche Ausdrücke er anzuwenden hatte; er wurte, wann man medi= ciniren mußte und auch wie, er wußte, welchen Borbedeutungen man glauben muß und welche man unbeachtet laffen kann ... mit einem Worte, er wußte Alles, was man thun muß . . . denn Alles ift von den alten Leuten vorhergesehen und festgestellt worden - nur denke dir nichts Eigenes aus ... und die Hauptsache: was du thuft, thue mit Gott! — Es muß gestanden werden: eine tödtliche Langeweile herrschte in seinem Sause, in diesen niedrigen, warmen und dunklen Rimmern, die fo häufig von dem Klange der nächtlichen Metten und dem Lobet den Herrn! widerhallten und aus denen der Geruch des Weihrauchs und der Fastenspeisen beinahe niemals sich verlor!

Schon nicht mehr in der erften Jugend hatte fich Undrei Nikolajewitsch mit einem armen Fräulein aus der Nachbarichaft, einer fehr nervofen und franklichen Berson, einem ehemaligen Institutsfräulein, verheirathet. Sie spielte nicht übel Clavier und sprach frangosisch, wie man es im Institut lernt; fie enthusiasmirte sich gern und noch lieber überließ sie sich Thränen und sogar der Melancholie . . . mit einem Worte - sie hatte einen unruhigen Charafter. Ihr Leben für verloren haltend, konnte fie ihren Mann, der fie gang und gar nicht verstand, nicht lieben; aber sie verehrte ... sie ertrug ihn, und da fie ein vollkommen ehrliches und vollkommen kaltes Wefen war, so dachte fie sogar nicht einmal an einen andern "Gegenftand". Dazu verschlangen fie immer die Sorgen, querft die über ihre eigene, wirklich fowache Gesundheit, zweitens die über die Gesundheit ihres Mannes, deffen Zufälle ihr immer eine Art abergläubischen Schrecken einflößten, und endlich die um ihren einzigen Sohn Mischa, den sie selbst mit großem Eifer erzog. Andrei Nikolajewitsch hinderte seine Frau nicht, sich mit Mischa zu beschäftigen - aber mit der Bedingung, baß fie unter keinem Borwand aus dem ein für allemal festgestellten Rahmen heraus= trat, in welchem sich bei ihm im hause Alles bewegen mußte! Go 3. B. von Weihnachten bis zu den Drei Königen und vor Reujahr, am Sylvesterabend. war es Mischa geftattet, sich zugleich mit den andern Jungen zu verkleiden, ja. es war nicht nur gestattet, sondern zur Bflicht gemacht . . . aber Gott behüte zu anderer Reit u. s. w. u. s. w.

II.

Ich erinnere mich dieses Mischa, als er Dreizehn war. — Er war ein sehr hübscher Junge mit rofigen Backen und weichen Lippen (ja er war überhaupt weich und zart) mit etwas vortretenden feuchten Augen, forgfältig gekämmt und geschniegelt, liebenswürdig und schämig — ein wirkliches Madchen! Nur eins gefiel mir an ihm nicht: er lachte selten, aber wenn er lachte - traten seine großen, weißen und wie bei den Thieren icharfen Zähne unangenehm hervor und das Lachen selbst tonte etwas wie scharf, ja wild — beinahe thierisch und durch die Augen liefen häßliche Funken. Die Mutter lobte ihn immer, weil er so gehorsam und höflich war - und mit den ungezogenen Jungen nicht umgeht und eher zu weiblicher Gesellschaft inclinirt. "Ein Muttersöhnchen ift immer verzogen," fprach fich ber Bater Andrei Nikolajewitsch über ihn aus. "Aber dafür geht er in das haus Gottes. Und das freut mich." Nur ein alter Nachbar, der ehemals Kreishauptmann gewesen war, sagte einmal zu mir über Mischa: "Ich bitte Sie, er wird noch einmal ein Aufrührer." Das Wort, ich exinnere mich noch, erstaunte mich damals. Der ehemalige Kreishauptmann fah allerdings überall Aufrührer.

Genau ein solch musterhafter Jüngling blieb Mischa bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr, bis zum Tode seiner Eltern, die er beinahe an einem und demselben Tage verlor. Da ich beständig in Moskau lebte, so hörte ich nichts von meinem jungen Verwandten. Es ist wahr, Jemand, der aus seinem Gouvernement gekommen war, hatte mich versichert, Mischa hätte für ein Butterbrod sein Erbe verkauft, aber diese Nachricht erschien mir gar zu unwahrscheinlich! — Und plözlich, an einem Herbstmorgen, biegt in den Hof meines Hauses eine Kalesche, bespannt mit einem Paar vortresslicher Traber, mit einem Ungeheuer von Kutscher auf dem Bock; und in der Kalesche, eingehüllt in einen Mantel von militärischem Schnitt mit einem zwei Ellen breiten Biberkragen, die Müschsche, auf diable m'emporte, sith — Mischa! Als er mich erblickte (ich stand am Fenster des Salons und sah mit Erstaunen auf die heranrollende Equipage) — da lachte er mit seinem scharfen Lachen, schlug seinen Pelzkragen auf, sprang aus dem Wagen und eilte in das Haus.

"Mischa! Michail Andrejewitsch!" wollte ich anfangen ... "Sind Sie es?"
"Sagen Sie zu mir "Du" und Mischa!" unterbrach er mich. "Ich ... ich bin es, in eigner Person ... kam nach Moskau ... mir die Leute ansehen ... und mich zu zeigen. So bin ich auch zu Ihnen gekommen. — Was für Traber? ... He?" sagte er, wieder lachend.

Obgleich sieben Jahre verflossen waren, seit ich Mischa das letzte Mal gesehen, erkannte ich ihn doch sosort wieder. Sein Gesicht war ganz jung und twie früher hübsch geblieben — sogar der Bart war noch nicht hervorgesproßt; nur unter den Augen auf den Backen zeigte sich eine Aufgedunsenheit — und aus dem Halse roch er nach Branntwein.

"Bist Du schon lange in Moskau?" fragte ich. "Ich glaubte, Du wirth-fchafteteft auf bem Dorfe."

"Ch! Das Dorf habe ich sofort auf die Seite gebracht — als die Eltern, Gott gebe ihnen das Himmelreich, gestorben waren (Mischa bekreuzigte sich inbrünstig ohne die geringste Spötterei) — und sosort, ohne Zögern . . . un, deux, trois! Ha — ha! Ich ließ es billig, Canaillerie! So ein Spishube schlich sich herein. — Nun, es ist Alles egal! Zum wenigsten lebe ich nach meinem Bergnügen — und Andern mache ich Bergnügen. Aber warum stieren Sie mich so an? — Sollte ich mich vielleicht immer mit dem Zeuge beschleppen? Lieber Onkel, wie wäre es mit einem Gläschen?"

Mischa sprach entsetzlich schnell, überstürzt und gleichzeitig wie aus einem Halbschlaf.

"Nischa, ich bitte Dich!" rief ich aus. "Fürchte Gott! wem fiehst Du ähnlich, wie siehst Du aus? Und noch ein Gläschen! Und ein so schwes Gut für ein Lumpengelb verkaufen . . ."

"Ich fürchte Gott immer und denke an ihn," unterbrach er mich. "Ja, er ift gut — Gott . . . er verzeiht und ich bin auch gut . . . Niemanden habe ich im Leben gekränkt. Und ein Gläschen ift auch gut; und kränken . . . das kränkt auch Niemanden. Und mein Aussehen ist ganz richtig. Wollen Sie, Onkel, so gehe ich auf der Ritze eine Diele entlang. Oder soll ich ein Bischen tanzen?"

"Ach, ich bitte Dich —! Tanzen? Du thätest besser, Dich zu setzen."

"Gut, so werbe ich mich setzen ... Aber Sie sagen ja gar nichts über meine Grauen? Sehen Sie sie an, Löwen sind es! Ich miethete sie, kause sie aber sicher ... sammt dem Kutscher. Eigene Pserde sind viel vortheilhafter. Und Geld war da, gestern hatte ich es in einem Bänkchen verloren. — Es thut nichts, morgen werde ich es mir wieder holen. Onkel, wie steht es mit einem Gläschen?"

Ich kam noch immer nicht zu mir. "Ich bitte Dich, Mischa, wie alt bift Du? Nicht mit Pferden und Karten solltest Du Dich beschäftigen . . . fondern die Universität besuchen, oder in den Dienst treten."

Mischa lachte zuerst wieder, dann pfiff er gedehnt:

"Nun, Onkel, ich sehe, Sie sind heute in melancholischer Stimmung. Ich werde ein anderes Mal wiederkommen. Und noch eins. Kommen Sie einmal des Abends nach dem Falkenhof. Ich habe dort ein Zelt aufgeschlagen. Zigeuner singen . . . Halten Sie sich seit! Und auf dem Zelt ist ein Wimpel, und auf dem Wimpel ist mit gro = oßen Buchstaben geschrieben: "Zigeunerchor von Poletew". Wie eine Schlange windet sich der Wimpel, die Buchstaben sind von Gold und Jedem angenehm zu lesen. Bewirthung, man braucht nur zu wünschen! . . . Es wird nichts abgeschlagen. In ganz Moskau wirbelt es Staub auf — meine Berehrung! Was? Sie kommen? Und ich habe da Gine . . . eine Natter! Schwarz wie ein Stiesel, böse wie ein Hund, und Augen . . . Kohlen! Wan weiß nicht — küßt sie oder beißt sie! Kommen Sie, Onkelchen? Nun, auf Wiedersehen . . ."

Und Mischa umarmte mich plöglich und schmatte mich auf die Schulter, sprang auf den Hof, in den Wagen, schwang die Mütze über den Kopf, rief Hüllenderbare Kutscher schielte über den Bart nach ihm hin, die Traber zogen an und AUS verschwand.

Um andern Tage ging ich, ich muß es schon gestehen, nach dem Falkenhose

und sah wirklich das Zelt mit dem Wimpel und der Aufschrift. Die Wände des Zeltes waren etwas aufgeschlagen, man hörte schon von Weitem Lärm, Geprassel, Geschrei. Das Volk schloß einen Kreis herum. An der Erde, auf einem außegebreiteten Teppich saßen Zigeuner und Zigeunerinnen, sangen, schlugen die Trommel und zwischen ihnen drehte sich Mischa mit der Guitarre in den Händen, in rothseidenem Hemde und mit weiten sammetnen Hosen wie ein Kreisel. — "Meine Herren! Geehrteste! Bitten ganz ergebenst! Die Vorstellung beginnt sosort! Umsonst!" — rief er mit rasselnder Stimme. — "He, Champagner, Pass! An die Stirn! An die Decke! Uch du Schelm, Paul — de — Kot!" — Zum Glück sah er mich nicht und ich machte mich rasse davon.

Ich will, meine Herren, mich über mein Erstaunen bei dieser Beränderung nicht verbreiten. Und wie konnte ein stiller und bescheidener Anabe sich plöglich in einen betrunkenen Taugenichts verwandeln?! War schon seit seiner Kindheit etwas in ihm verborgen gewesen und dann plöglich nach Außen geschlagen, sobald nur der Oruck der elterlichen Hand von ihm genommen war? Und daß, wie er sich ausdrückte, der Staub vor ihm durch Moskau ging — daran war schon kein Zweisel möglich. Auch ich habe zu meiner Zeit tolle Verschwender gesehen; aber hier zeigte sich etwas Unnatürliches, eine gewisse Kaserei der Selbstzerstörung, eine gewisse Verzweissung.

III.

Zwei Monate dauerte das Bergnügen Und wieder stehe ich am Fenster im Salon und sehe auf den Hof Plötzlich — welches Bild? In die Thür tritt mit leisem Gang ein Novize . . . Die Stülpmütze ohne Rand über die Stirn gezogen, die Haare darunter nach links und rechts vorgekämmt ein langer Leibrock, lederner Gürtel . . . ist das nicht Mischa? er ist es!

Ich ging zu ihm auf die Bortreppe . . . "Was ift das für eine Maskerade?" frage ich.

"Keine Maskerade, Onkelchen," antwortete mir Mischa mit einem tiesen Seufzer. — "Und da ich mein ganzes Vermögen bis zum letzten Kopeken verputzt habe — und mich starke Reue ergriffen hat — so habe ich mich entschlossen nach dem Dreisaltigkeitskloster zu gehen und meine Sünden abzubeten. — Denn welche Zukunft ist mir jetzt geblieben? Und so bin ich jetzt zu Ihnen geskommen, Onkel, wie ein verlorner Sohn . . ."

Ich sah Mischa lange an. Sein Gesicht war immer dasselbe, rosig und frisch (übrigens hat er es so bis zu seinem Ende behalten) und seine Augen seucht und sreundlich und verschleiert, — und die Hände weiß. Und er riecht nach Branntwein.

"Run," sagte ich endlich. "Du thust Recht — wenn Du keinen andern Ausweg hast. Aber weshalb riechst Du nach Branntwein?"

"Alte Säure," antwortete Mischa und lächelte plözlich, nahm sich aber sogleich wieder zusammen, verbeugte sich grade und tief, nach Art der Mönche und fügte hinzu: — "Wollen Sie mir nicht etwas auf den Weg geben? Sehen Sie, ich gehe zu Fuß nach dem Kloster."

"Wann ?"

"Heute . . . fogleich." "Und wozu fo eilen?"

"Ontel, meine Devise war immer: Rascher! Rascher!"

"Und welche Devise haft Du jett?"

"Immer diefelbe ... Rascher ... rascher zum Guten!"

So ging Mischa fort und überließ mich meinen Gedanken über ben Wechsel menschlicher Geschicke.

Aber er erinnerte mich bald wieder an seine Eristenz. Zwei Monate nach feinem Besuch erhielt ich bon ihm einen Brief, den ersten von den Briefen, mit welchen er mich später versah. Und bemerken Sie die Sonderbarkeit; ich fah felten eine sauberere und deutlichere Handschrift als bei diesem ungeregelten Menschen. Und der Stil seiner Briefe war fehr regelmäßig, etwas rhetorisch. Unveränderliche Bitten um Unterftützung wechselten immer mit Bersprechungen ab, fich zu beffern, mit Ehrenworten und Giden . . . Alles das schien und war vielleicht — aufrichtig. Die Unterschrift Mischa's unter den Briefen war stets von besonderen Schnörkeln begleitet — Pünktehen und Bunktehen und er gebrauchte beständig das Ausrufungszeichen. In diesem erften Briefe benachrichtigte mich Mischa von einer neuen "Wendung seiner Fortuna." (Später nannte er diese Wendungen - Tauchungen und er tauchte sehr oft.) Er ging als Junker nach dem Kaukafus, um "mit der Bruft" dem Zaren und dem Baterlande zu dienen. Und obgleich eine wohlthätige Tante feiner dürftigen Lage zu Silfe gekommen war und ihm eine unbedeutende Summe Beldes geschickt hatte — so bat er doch auch mich, ihm bei seiner Equipirung zu helfen. Ich erfüllte seine Bitte und hörte zwei Jahre lang nichts mehr von ihm.

Ich muß geftehen, ich zweifelte ftark, ob er nach dem Kankasus gegangen sei. Aber es zeigte sich, daß er wirklich dahin gegangen war und durch Protection als Junker in das T....sche Regiment eingetreten war und zwei Jahre in demselben gedient hatte. Ganze Legenden hatten sich dort um ihn gebildet. Ein Officier seines Regiments theilte sie mir mit.

IV.

Ich erfuhr Vieles der Art, was ich auch von ihm nicht erwartet hatte. Allerdings erstaunte es mich nicht, daß er sich als Militär, als Reglementsmensch schleckt, ja einsach untauglich gezeigt hatte; aber was ich nicht erwartet hatte, war, daß er auch keine besondere Tapserkeit bewiesen, daß er in Gesechten ein düsteres und schlasses Wesen hatte, als ob er sich langweilte oder melancholisch war. Zede Disciplin drückte ihn, beängstigte ihn; fühn war er bis zur Tollheit, wenn die Sache ihn allein und persönlich anging; es gab keine so unssinnige Wette, welche er verweigert hätte, aber Andern Vöses thun, tödten, sich rausen konnte er nicht, sei es, weil er ein gutes Herz — oder vielleicht auch, daß ihn seine, wie er sich ausdrückte, baumwollene Erziehung verzärtelt hatte. Sich selbst zu zerstören, war er auf jede Weise und zu jeder Zeit bereit . . . Uber andere nicht. "Der Teusel mag sich bei ihm auskennen," sagten seine Cameraden von ihm: — "er ist schwach, ein Lappen — und dann wieder wie ein Verzweiselter, gerade wie — ein Ausgestoßener!" Ich hatte in der Folge

Gelegenheit Mischa zu fragen, wie der bose Geist über ihn kommt, ihn trinken läßt, das Leben auf's Spiel setzen u. s. w. Er hatte immer nur eine Antwort: "Gram!"

"Und woher - Gram?"

"Wie so, ich bitte Sie! man geht so in sich, man kommt zur Besinnung, man denkt an das Elend, an die Ungerechtigkeit, an Kußland . . . Und dann ist es zu Ende! Sosort ist der Gram da, man möchte eine Kugel in die Stirn! Unwillkürlich betrinkt man sich."

"Weshalb bringft Du Rugland mit hinein?"

"Ich muß! Daran zu benten fürchte ich mich."

"Alles das — und diese Qual — fommt von der Unthätigkeit."

"Aber ich verstehe nichts zu thun, Onkel! — das Leben auf eine Karte zu seinem — . . . Das verstehe ich. - Lehren Sie mich was ich thun soll, wosier das Leben riskiren! — diesen Augenblick thue ich's!"

"Aber lebe Soch einfach! Weshalb ristiren?"

"Ich kann nicht; Sie sagen: ich handle unüberlegt. Wie soll ich anders? man fängt an zu reslectiren und, Herr, was kriecht da in den Kopf! Reflectiren — das ist die Sache der Deutschen!"

Was soulte ich mich so mit ihm verständigen? Er war ein Verzweiselter — bas ist genug!

Aus der Zahl der kaukasischen Legenden, von denen ich sprach, werde ich Ihnen zwei oder drei ergablen. Ginmal, in einer Gefellichaft von Officieren, rühmte sich Mischa eines ausgetauschten Säbels. Eine wirkliche persische Klinge! Die Officiere zweifelten, ob die Klinge echt sei. Mischa fing an zu streiten. -Mun, rief er endlich, man fagt, daß im Bunkte der Sabel der erfte Renner der einäugige Abdulka ift. Ich werde zu ihm gehen und ihn fragen. Die Officiere geriethen in Erftaunen. - "Bas für ein Abdulta ift das? Der in den Bergen hauft! Der Nichtunterworfene? Abdul-Rhan?" "Derfelbe." "Uber er wird Dich als einen Spion empfangen, Dich in's Loch setzen — und mehr, er wird Dir mit diesem selben Sabel den Kopf abschlagen. Und wie willst Du zu ihm hinkommen? Man wird Dich gleich fassen. — Und ich werde doch zu ihm gehen. — Pare, Du kommst nicht hin. — Pare! — Und Mischa sattelte sofort ein Pferd und ritt zu Abdulka. Drei Tage war er verschollen. Alle waren überzeugt, daß der Ausgestoßene sein Ende gefunden. Aber seht! er tehrte zuruck - ftark betrunken und mit einem Sabel, nur nicht mit demfelben, welchen er mitgenommen hatte, sondern mit einem andern. Man fragte ihn aus. - Es hat nichts zu bedeuten, fagt er; Abdulka ift ein guter Mensch. Zuerft befahl er allerdings mir Fesseln an die Beine zu legen und schiekte sich an, mich auf den Pfahl ftellen zu laffen. Aber ich erklärte ihm, weshalb ich getommen fei und zeigte ihm den Gabel. - Und halte mich nicht zuruck, fage ich. Lojegeld, fage ich, erwarte nicht von mir; ich felbft nenne keinen Groschen mein und Berwandte habe ich nicht. — Abdulka erftaunte und fah mich mit feinem einzigen Auge an. — Nun sagt er: Du Russe, bist ein Tollkopf, ein Delibasch! muß ich Dir glauben? Glaube mir, fage ich, ich lüge niemals. (Und wirklich, Mifcha log nie.) Abdulta fah noch einmal auf mich. — Und Du kannft Wein trinken?

Ich kann, sage ich. So viel Du mir gibst, so viel trinke ich. Abbulka staunte wiederum und rief Allah an. Und seine Tochter, ein hübsches Mädchen, nur Augen wie ein Schakal, ließ er den Ziegenlederschlauch herbringen. Und ich, ich sing an zu wirken. Aber Dein Säbel, sagt er, ist unecht; hier nimm einen andern. Und jeht sind wir beide Gastfreunde. — Und Ihre Wette, meine Herren, ist verloren. Bezahlen Sie.

Die zweite Legende ift folgende: er liebte die Karten bis zur Leidenschaft; aber da er kein Geld hatte und Spielschulden nicht bezahlte (obgleich er niemals ein falscher Spieler war), so wollte Niemand mehr sich mit ihm in ein Spiel einlassen. — Einmal wieder brang er in einen Cameraden, mit ihm zu spielen! "Und wenn Du verlierst — so bezahlst Du nicht." "In Geld allerdings nicht — aber die linke Hand will ich mir durchschießen, hier mit diesem Bistol." "Und was für einen Vortheil habe ich?" "Einen Vortheil allerdings nicht, aber es ist amufant." Die Unterhaltung fand nach einem Trinkgelage in Gegenwart von anderen Offi= cieren statt. Sei es, daß dem Officier Mischa's Vorschlag amufant erschien genug — er ftimmte zu. Man brachte Karten; das Spiel begann. Mischa hatte Glück: er gewann hundert Rubel. Da schlug sich sein Gegner an die Stirn. "Was für ein Tölpel bin ich!" rief er aus: "in welches Net bin ich gefallen! Wenn Du verloren hätteft, hätteft Du Dir die hand durchgeschoffen das glaube ein Anderer!" - "Und Du lügft," entgegnete Mischa. "Ich habe gewonnen — und doch schieße ich mir die Hand durch." — Er ergriff das Biftol und schof fich, baut, durch die Hand. Die Rugel ging durch und durch . . . und eine Woche später war die Wunde vollständig geheilt.

Ein anderes Mal ritt Mischa in der Nacht mit Cameraden auf der Strafe . . . Und fie saben längs der Straße selbst eine enge Schlucht gahnen, wie eine Spalte, dunkel, fehr dunkel; der Boden ift nicht zu feben. "Nun," fagt ein Camerad, "fo desperat Mischa ift, aber in diese Schlucht wird er nicht springen." — "Gewiß fpringe ich hinein!" "Nein, nein. Du wirst nicht springen, denn fie hat vielleicht gehn Klaftern Tiefe und man kann den Hals brechen." Der Freund wußte, wo man ihn fassen mußte: an der Eigenliebe; sie war bei Mischa sehr groß. — "Und ich fpringe boch! Willst Du pariren? Zehn Rubel." — "Es gilt!" Und ehe der Camerad das Wort ausgesprochen, war Mischa schon vom Pferd herunter — in die Schlucht — und man hörte das Rollen auf den Steinen. Alle waren ftarr . . . Es verging eine gute Minute, als man plötlich aus der Erdgruft die dumpfe Stimme Mischa's hörte: "Unversehrt! Ich bin auf Sand gefallen . . . Ich flog lange! Die zehn Rubel feid Ihr los." -"Klettere heraus!" riefen die Cameraden. "Ja, klettere!" echoete Mischa. "Alle Teufel, wer kann da heraus klettern! Ihr könnt jest Stricke und Laternen holen. Und damit ich mich unterdessen nicht langweile, werft mir eine Flasche herab" ...

Und so mußte Misch fünf Stunden auf dem Boden der finsteren Schlucht siben und als man ihn endlich herauszog, fand sich, daß seine Schulter außegesallen war. Aber das kränkte ihn nicht. Am andern Tage richtete ihm ein Knochenrenker von den Schmieden die Schulter wieder ein und er agirte damit, wie wenn nichts gewesen wäre.

Im Allgemeinen war feine Gefundheit erftaunlich, unerhört. Ich fagte Ihnen ichon, daß er bis zu seinem Tode sein fast kindlich frisches Geficht behielt. Rrantsein kannte er nicht, trot aller Unmäßigkeiten; die Festigkeit seines Organismus wurde nicht ein einziges Mal erschüttert. Wo ein Anderer unweigerlich krank geworden, vielleicht gestorben wäre, schüttelte er sich nur wie eine Ente im Waffer und blühte kräftiger als vorher auf. Ginmal, gleichfalls im Kautasus (es ist wahr, diese Sage erscheint unwahrscheinlich, aber aus ihr tann man ichließen, wessen Mischa für fähig gehalten wurde), also - einmal im Raukasus rollte er in trunkenem Zustande mit dem unteren Theile des Rumpfes in einen Bach, blog Ropf und Hände blieben auf dem Ufer. Es war im Winter; ein ftarker Frost trat ein und als man ihn am andern Morgen fand, ichimmerten feine Beine und fein Leib unter einer feften Gisbecke hervor, welche während des Laufes der Nacht gefroren war — und wenn er fich nur einen Schnupfen geholt hatte! Ein anderes Mal (bas war ichon in Rufland, in der Gegend von Drel und auch bei bitterer Ralte) gerieth er in Begleitung von fieben jungen Seminariften in ein Wirthshaus vor der Stadt. Die Seminariften feierten ihr Abgangsegamen und luden Mischa als einen angenehmen Mann, ober wie man damals fagte, einen Mann "mit dem Seufzer" ein. Es wurde außergewöhnlich viel getrunken und als endlich die luftige Compagnic aufbrach, war Mischa, schwer betrunken, schon in bewußtlosem Zustande. Alle sieben Seminariften hatten nur einen dreifpannigen Schlitten mit hohem Sintertheil; wohin sollte man den Körper thun, der wie todt war? Da verfiel einer von den jungen Leuten, von classischen Erinnerungen begeistert, auf den Borichlag, Mischa mit den Beinen an das Hintertheil des Schlittens zu binden, wie Hector an den Wagen des Achilles. Der Vorschlag wurde angenommen . . . und über die Löcher springend, an den abschüffigen Stellen geschleubert, die Fuße nach oben, den Kopf im Schnee herumgewälzt, tam unfer Mijcha die zwei Werft vom Wirthshaus nach der Stadt und wenn er dann auch nur gehuftet, auch nur die Stirn gerungelt hatte! Mit einer folden wunderbaren Gefundheit hatte ihn die Natur ausgestattet.

V.

Vom Kaukajus kam er wieder nach Moskau, in einer Tscherkesska mit Patronen auf der Brust, das Dolchmesser im Gürtel, die hohe Pelzmütze auf dem Kopse. Von diesem Cosküm trennte er sich dis zu seinem Ende nicht mehr, obgleich er sich nicht mehr im Militärdienst befand, aus welchem man ihn wegen Unpünktlichkeit entlassen hatte. Er besuchte mich, lieh etwas Geld... und hier begannen seine "Tauchungen", begannen seine Betteleien; es begann das plözliche Verschwinden und Wiederkommen, es wurden schön geschriebene Briese an alle möglichen Personen von den Metropoliten bis zu Bereitern und Hobedammen ausgeschüttet. Besuche wurden Bekannten und Unbekannten gemacht. Und was dabei zu beachten ist: wenn er diese Besuche machte, so entwürdigte er sich nicht und benahm sich nicht aufdringlich, sondern hielt sich im Gegentheil anskändig und hatte sogar ein frisches und angenehmes Aussehen, obgleich der eingewurzelte Geruch des Branntweins ihn überall hin begleitete — und sein

orientalisches Costum allmälig in Jegen fiel. "Geben Sie, Gott wird Sie belohnen, obgleich ich es nicht werth bin," fagte er, heiter lächelnd und aufrichtig erröthend: "geben Sie nicht, so haben Sie vollkommen Recht und ich werde nicht ärgerlich auf Sie sein. Ich werde mich durchfüttern, Gott gebe es. Denn es gibt noch Leute, die ärmer find als ich und würdiger der Hilfe - viel, fehr viel." Befondern Erfolg hatte Mischa bei den Frauen: er wußte ihr Mitleid zu erregen. Und glauben Sie nicht, daß er ein Lovelace war ober fich ein= bildete, einer zu fein . . . o nein, in dieser Beziehung war er fehr bescheiden. Ob er von den Eltern ein fo kaltes Blut geerbt hatte, oder ob auch hier fein Wunsch mitspielte, Riemandem etwas Uebles zu thun, da nach seinen Begriffen, mit einer Frau in näherem Berkehr sein, dasselbe ift, wie eine Frau beleidigen will ich hier nicht entscheiden; jedenfalls war er dem schönen Geschlecht gegen= über fehr belicat. Die Frauen empfanden das und bemitleideten ihn um fo lieber und halfen ihm, bis er fie endlich durch feine Zerfahrenheit und ewige Betrunkenheit, durch die Verzweiflung, von welcher ich schon sprach . . . ich kann fein anderes Wort finden, abstieß.

Dagegen hatte er in anderen Beziehungen jede Delicatesse verloren und war allmälig bis zur letzten Erniedrigung herabgesunken. Er war einmal dahin gekommen, daß er in der T....schen Abelsversammlung auf den Tisch eine Armenbüchse mit der Inschrift stellte: "Jeder, dem es angenehm ist, einem Edelmann vom alten Geschlechte Poltew (die authentischen Documente liegen bei) einen Rasenstüber zu geben, kann diesen Wunsch befriedigen, wenn er zuvor einen Rubel in diese Büchse geworsen hat." Und, man sagt, es sanden sich Liebhaber dafür, dem Edelmann einen Nasenstüber zu geben. Allerdings hätte er einen dieser Liebhaber, der in die Büchse einen Kubel gelegt und zwei Nasenstüber gegeben hatte, beinahe erwürgt und zwang ihn dann, um Entschlötigung zu bitten, allerdings vergab er einen Theil der solcher Weise gelösten Gelder an andere arme Teusel ... aber troh Allem, welcher Unsug!

Im Laufe seiner Wanderungen tam er einst zu seinem heimathlichen Neft. welches er für einen Spottpreis einem damals bekannten Speculanten und Wucherer verkauft hatte. Der Mann war zu Hause und als er erfuhr, daß der jum Landstreicher herabgesunkene frühere Besitzer anwesend sei, befahl er, ihn nicht in's Haus zu laffen und im Falle der Roth, hinaus zu werfen. Mifcha erklärte, daß er in das haus, welches durch die Gegenwart eines frechen Menschen beschmutt sei, selbst nicht geben werde, daß er aber Riemandem erlaube. ihn hinauszujagen und daß er fich auf den Kirchhof begeben werde, um bei der Afche feiner Eltern zu beten. Das that er auch. Auf dem Kirchhofe gesellte fich ein alter Hofemann zu ihm, der ihn einst als Kind gewartet hatte. Speculant entzog dem Alten sein Monatsdeputat, jagte ihn von feinem Sauschen: feit dieser Zeit hatte er bei einem Bauer Aufnahme in einem Berschlage gefunden. Mischa hatte fein Gut zu turze Zeit befeffen, als daß er eine befonders aute Erinnerung an sich hatte gurudtlaffen können; den alten Diener aber litt es doch nicht, als er die Ankunft seines einstigen jungen Herrn ersuhr, er lief sofort nach dem Kirchhof, fand Mijcha auf der Erde zwischen den Grabtafeln figend, tüßte ihm nach alter Erinnerung die Hand und vergoß fogar Thränen, als er auf die Lumpen fah, mit welchen die einft verzärtelten Glieder feines Pfleglings bedeckt waren. Mischa fah lange schweigend auf den Alten. - "Timofei," fagte er endlich. — Timofei fuhr zusammen. — "Was geruhen Sie?" — "Haft Du eine Schaufel?" - "Ich tann eine bekommen. Und zu was wünschen Sie die Schaufel, herr Michailo Andrejewitfc?" - "Ich will mir hier ein Grab graben, Timofei; - und bort für die Ewigteit liegen zwischen den Eltern. Rur dies einzige Platchen ift mir auf der Welt geblieben. - Hole die Schaufel!" -"Ich gehorche," sagte Timofei, ging und brachte. Und Mischa fing sogleich in der Erbe zu graben an; Timofei aber ftand neben ihm, die Sand auf's Kinn geftütt und fagte: "Nur das ift für uns Beide übrig geblieben, Berr!" Mifcha aber grub und grub, mahrend er von Zeit zu Zeit fragte: "Nicht mahr, es ift nicht werth zu leben, Timofei? - Es ift nicht werth, Baterchen." - Die Grube war schon ziemlich tief. Die Leute saben Mischa's Arbeit und liefen hin, es dem Spe-culanten zu sagen. Der Speculant erzürnte sich zuerst, wollte nach der Polizei schicken - das ift ja eine Entweihung! aber wahrscheinlich in der Neberzeugung, daß mit einem Tollen eine Geschichte zu haben immerhin unbequem ift, es fann ein Scandal daraus werden - ging er felbft auf den Kirchhof, trat an den arbeitenden Mischa heran und grußte ihn höflich. — Der fuhr fort zu graben, als ob er seinen Nachfolger nicht gesehen hätte. — "Michail Andrejewitsch", begann der Speculant, - "wollen Sie fo gut fein, mich wiffen zu laffen, mas Sie da machen?"

"Sie sehen es ja, ich grabe mir ein Grab." — "Und was soll das?" — "Weil ich nicht mehr leben will." — Der Speculant hob die Arme in die Höhe. "Sie wollen nicht leben?" Mischa sah ihn drohend an. — "Das seht Sie in Erstaunen? Sind Sie nicht an Alem schuld? — Oder Jhr? Oder Du? Haft Du Judas mich nicht beraubt, indem Du Dir meine Jugend zu Nute machtest? Ziehst Du nicht den Bauern das Fell über die Ohren, hast Du nicht diesem Hungerbild hier das trockene Brot genommen? Nicht Du? O Herr Gott! Ueberall nichts wie Ungerechtigkeit, dieselbe Bedrückung, dieselbe Bossheit . . Mag Ales zu Grunde gehen — und ich dort hinunter! Ich will nicht leben, ich will nicht mehr in Rußland leben!" — und die Schausel in seiner Hand ging er immer rascher hin und her.

"Beiß der Tenfel, was das ift!" dachte der Speculant — "er gräbt sich wahrhaftig ein." "Michail Undrejewitsch," sing er wieder an, "hören Sie, ich din Ihnen gegenüber allerdings im Unrecht; man hat mir von Ihnen nicht so berichtet." Mischa grub. "Aber weshalb solche Verzweislung?" Mischa grub immer weiter — und warf dem Speculanten die Erde vor die Füße als wollte er sagen: "Für Dich gemahlen, Erdesseser!" — "Wirtlich, das thun Sie. Wollen Sie nicht lieber mit mir tommen, etwas essen und sich ausruhen?" Mischa hob den Kopf etwas. "Also so bist Du jeht! Und gibt es etwas zu trinken?" Der Speculant freute sich. — "Ich bitte Sie . . . und ob!" — "Und Du ladest Timosin ein?" — "Weshalb nicht? . . . Auch ihn." — Mischa dachte nach. — "Nun sieh . . . Du hast mich an den Bettelstab gebracht . . . denke nicht, daß Du mit einer Flasche wegkommst!" "Beunruhigen Sie sich nicht . . . es wird Alles nach Belieben da sein." Mischa erhob sich und warf die Schausel fort . . "Nun, Timoscha,"

wandte er sich an seinen alten Wächter — wir wollen dem Herrn seine Bitte nicht abschlagen . . . Gehen wir!" — "Ich gehorche," antwortete der Alte.

Und alle Drei gingen in's Haus.

Der Speculant wußte, mit wem er es zu thun hatte. — Anfänglich allerbings nahm ihm Mischa das Wort ab, daß er den Bauern "jede Erleichterung von Lasten geben werde;" aber eine Stunde später — tanzte derselbe Mischa mit Timosei, beide betrunken, eine Galoppade in denselben Zimmern, durch welche beinahe noch der gottesfürchtige Schatten Andrei Nikolajewitsch's schwebte; und noch eine Stunde später war derselbe Mischa (er war sehr schwach im Trinken) tief eingeschlasen und mit sammt seiner Pelzmüge und seinem Dolchmesser auf einen Wagen geladen, fünsundzwanzig Werst weit in die Stadt gesahren und dort an einen Zaun geworsen. Und Timosei, der noch sest auf den Füßen stand und nur den Schlucken hatte, warf man hinaus. War es der Herr nicht, so war es doch der Diener.

VI.

Wiederum verging einige Zeit und ich hörte nichts von Mischa . . . Gott weiß, wo er stecken mochte. — Da site ich einmal beim Theekessel auf der Station der T....'schen Chaussee und erwarte die Pferde, als ich plöglich unter dem geöffneten Fenster des Stationszimmers eine heisere Stimme höre, welche auf französisch sagt: "Monsieur . . . Monsieur . . . prenez pitie d'un pauvre gentilhomme ruiné." Ich erhob den Ropf und sah hin ... die abgeschabte Belgmütze, gerbrochene Batronen auf der Ticherkefika, das Dolchmeffer in der aufgesprungenen Scheide, ein aufgedunfenes aber immer noch rofiges Gesicht, zerzaufte aber immer noch dichte Haare . . . Mein Gott! Mischa! — Jest bettelte er schon auf der Landstraße. Ich schrie unwillkürlich auf. — Er erkannte mich, fuhr zusammen, wendete fich ab und ichien vom Fenfter fortgeben gu wollen. — Ich hielt ihn zurück . . . doch was sollte ich ihm sagen? Sollte ich ihm eine Moralpredigt halten? Schweigend reichte ich ihm einen Fünf=Rubel= Schein, er ergriff ihn gleichfalls schweigend mit seiner weißen und weichen, wenn auch gitternden und unreinlichen Sand und verschwand um die Sausecke. Ich bekam nicht fogleich Pferde und überließ mich nicht eben heitern Gebanken über das unerwartete Zusammentreffen mit Mischa; ich machte mir ein Gewiffen daraus, daß ich ihn fo ohne Mitgefühl fortgelaffen. - Endlich reifte ich weiter und als ich etwa eine halbe Werst von der Station fort war, bemerkte ich vor mir auf der Strafe einen haufen Leute, welche fich in einem fonderbaren wie abgemeffenen Schritt bewegten. — Ich holte den Saufen ein, und was fah ich? Ein Dugend Bettler mit Saden über der Schulter gingen zu zweien in einer Reihe fingend und hüpfend und vor ihnen tangte Mischa mit den Füßen den Tact schlagend und dazu sprechend: Natschiki tschikalby, tschuch, tichuch, tichuch!

Als mein Wagen in einer Linie mit ihnen war und er mich erkannte, rief er sosort: "Hurrah! Kichtet euch! In Front! Landstraßen-Garbe!" Die Bettler fielen in seinen Ruf ein und machten Halt und er sprang mit seinem gewöhnlichen Lachen auf den Wagentritt und schrie wiederum: "Hurrah!" "Was ist das?" fragte ich ihn mit unwilltürlichem Erstaunen. — "Daß? daß ist mein Commando, meine Urmen . . . Alles Bettler, Gottes Leute; gute Freunde. Jeder von ihnen hat durch Ihre Güte ein Gläschen gepfissen, und jest sind wir alle vergnügt und guter Dinge. Onkelchen! glauben Sie mir, nur mit Bettlern und Gottes Leuten tann man auf der Welt leben . . . Bei Gott!" — Ich antwortete ihm nichts . . . aber er erschien mir diesmal als eine so gute Haut, sein Gesicht drückte eine so kindliche Einfalt aus . . . Mir war es plöslich, als komme eine Erleuchtung über mich und ich erhielte einen Stich in's Herz. "Sese Dich zu mir in den Wagen," sagte ich zu ihm. Er erstaunte. — "Wohin? in den Wagen?" "Sese Dich, sese Dich, sese Dich, sese Dich, wiederholte ich. "Ich will Dir einen Borschlag machen. Sese Dich! — Wir sahren zusammen."

"Nun, wie Sie befehlen." Er ftieg ein. "Nun — Und Ihr lieben Freunde, geehrte Cameraden," fügte er hinzu, indem er fich zu den Bettlern wandte: "Lebt wohl! Auf Wiedersehen!" Mischa zog die Pelzmüße ab und verneigte sich tief. Die Bettler waren versteinert . . . ich hieß den Kutscher die Pferde anzu-

treiben und der Wagen rollte dahin.

Was ich Mischa vorschlagen wollte, war Folgendes. Mir kam plötlich der Gedanke, ihn mit mir in mein Haus im Dorfe zu nehmen, welches dreifig Werft von jener Station entfernt war, ihn zu retten, oder wenigstens zu verfuchen, ihn zu retten. "Bore, Mischa," fagte ich zu ihm. "Willft Du Dich bei mir niederlaffen? Du wirft Alles haben, man wird Dir Unzug und Bafche nähen, man wird Dich equipiren, wie es fich gehört, Dir Geld zu Tabak und allem Uebrigen geben, unter der einzigen Bedingung: Du darfft feinen Brannt= wein trinken! Bift Du einverftanden?" Mischa erschrak formlich vor Freude; fah mich groß an, wurde purpurroth, fiel mir plöklich um den Sals, füßte mich und wiederholte mit ftodender Stimme : "Ontel . . . Bohlthäter . . . Gelt's Ihnen Bott!" Er fing endlich an zu weinen und die Mute abnehmend, schickte er fich an, fich die Augen, die Nafe und die Lippen damit abzureiben. "Bag aber auf," bemerkte ich ihm; "erinnere Dich an die Bedingung: nicht trinken!" "Möge der Branntwein verflucht sein!" rief er mit beiden Sänden gesticulirend und berührte mich durch diese heftige Bewegung noch ftarter mit dem spirituofen Geruch, mit welchem er gang durchzogen war . . "Wahrhaftig, Onkel, wenn Sie mein Leben kennten . . . wahrhaftig, wenn mich das Elend, das graufame Geschick! . . . Aber jett, ich schwöre, ich schwöre, ich werde mich bessern, ich werde zeigen . . . Onkel, ich habe nie gelogen — fragen Sie wen Sie wollen. Ich bin ein ehrlicher, aber ich bin ein unglücklicher Mensch, Onkel; Wohlwollen habe ich von Niemandem gesehen . . . "

Und nun zerfloß er in Schluchzen. Ich versuchte, ihn zu beruhigen und es gelang mir auch, denn als wir bei meinem Hause ankamen, schlief Mischa schon

längst wie ein Todter, den Kopf auf meinen Anieen.

VII.

Man räumte ihm sofort ein besonderes Zimmer ein und brachte ihn auch zu allererst in's Bad, was ganz unerläßlich war. Seine ganze Kleidung und den Dolch und die Pelzmütze und die Stiefeln voll Löcher, brachte man vorsichtig in die Vorrathstammer, man jog ihm reine Basche, Sausschuhe und irgend einen Angug von mir, der, wie es bei Bettlern immer der Fall ift, ihm wie angegossen zu Figur und Wuchs paßte. Als er zu Tisch tam, gewaschen, fauber, frisch, fah er so gerührt und glücklich aus, strahlte so vor freudiger Dankbarkeit, daß auch ich Rührung und Freude empfand . . . Sein Geficht hatte fich gang verändert . . . 3wölfjährige Rleine haben folche Gefichter, die am Oftersonntag, nach dem heiligen Abendmahl die pomadifirt, in neuem Jäcken und mit gestärktem Kragen, zu ihren Eltern kommen, um sich mit ihnen zu kuffen. Mischa betastete sich unaufhörlich, behutsam und mistrauisch und wiederholte ftets: Was ift das? - Bin ich nicht im himmel? Und am nächsten Tage verficherte er, daß er die gange Nacht vor Freude nicht habe schlafen konnen! Bei mir im Sause lebte damals eine alte Tante mit ihrer Richte; sie waren beide fehr unruhig, als fie die Unwesenheit Mischa's erfuhren; sie begriffen nicht, wie ich ihn zu mir in's Haus einladen konnte! Sein Ruf war ichon sehr schlecht. Aber gewiß wußte ich, daß er immer fehr höflich gegen die Damen gewesen war, und zweitens hoffte ich auf sein Bersprechen, sich zu bessern. Und wirklich recht= fertigte Mischa in den ersten Tagen seines Berweilens unter meinem Dache nicht blog meine Erwartungen, sondern übertraf fie fogar; und meine Damen bezauberte er geradezu. Mit der Alten spielte er Bicket, half ihr Garn abwickeln, zeigte ihr zwei neue Patiencen; die Nichte, welche ein bischen Stimme hatte, bealeitete er auf dem Forteviano, las ihr ruffische und französische Berse vor. erzählte den beiden Damen luftige aber anftändige Anekdoten; mit einem Worte, er war ihnen in jeder Beise bedienftlich, so daß fie mir wiederholt ihr Er= ftaunen ausdrückten und die Alte sogar die Bemerkung machte, die Leute seien doch zuweilen ungerecht. Was hätten sie nicht von ihm gesagt und er sei so ftill und höflich . . . der arme Mischa! Es ist wahr, bei Tische beleckte sich dieser "arme Mischa" etwas sonderbar jedesmal, jobald er auf die Flasche sah. Aber ich hatte nur nöthig, ihm mit dem Finger zu drohen, so richtete er die Augen nach oben und drückte die Hand auf's Herz ... "Ich habe geschworen. Ich bin wie umgewandelt," versicherte er mich. Gebe Gott! dachte ich bei mir. Doch diese Umwandlung dauerte nicht lange.

Die ersten beiden Tage war er sehr gesprächig und lustig. Aber schon vom dritten Tag an wurde er schweigsam, obgleich er sich noch wie früher zu den Damen hielt und sich mit ihnen beschäftigte. Ein halb trauriger, halb nachdenklicher Ausdruck flog über sein Gesicht hin, das blässer und, sast hatte es den Anschein, magerer wurde. "Bist Du unwohl?" fragte ich ihn. "Ja," antwortete er, "der Kopf thut mir etwas weh." Am vierten Tage war er schon ganz stumm geworden; er saß größtentheils in der Ecke, ließ traurig, wie eine Waise, den Kopf hängen und erregte mit seinem versallenen Aussehen das Mitseid der Damen, welche jeht ihrerseits sich bemühten, ihn zu unterhalten. Bei Tisch aß er nichts, sah auf den Teller und rollte Kügelchen. Um fünsten Tage verwandelte sich das Gefühl des Mitseids bei den Damen in ein anderes, das des Argwohns, ja der Furcht. Mischa verwilderte, hielt sich von den Leuten sern und ging immer längs der Wände, als wenn er sich wegschleichen wolle, und dann sah er sich plöhlich um, als ob ihn Jemand riese. Und wohin war die rosige Farbe seines

Gesichts gekommen? Es sah aus, wie mit Erde überschüttet. — "Dir ist gewiß nicht wohl?" fragte ich ihn. "Nein, ich bin gesund," anwortete er kurz. "Du langweilst Dich?" — "Weshalb soll ich mich langweilen!" Und er wendet sich ab und sieht mir nicht in die Augen. "Oder grämst Du Dich wieder?" Darauf ant=wortete er nicht. So vergingen noch vierundzwanzig Stunden. Am folgenden Tage kam die Tante in großer Aufregung zu mir in mein Cabinet und erklärte mir, daß sie mit ihrer Nichte das Haus verlassen würde, wenn Mischa hier blieb. "Weshalb denn?" — "Er ist Ihnen unerträglich... Er ist kein Mensch, ein Wolf, ein wirklicher Wolf... Nur daß er nicht mit den Zähnen bleckt. Kati, Du weißt, ist so nervöß ... Sie interessiste sich vom ersten Tage an sehr für ihn ... Mir ist bange für sie und auch für mich." — Ich wußte nicht, was ich der Tante antworten sollte. Ich konnte Mischa doch nicht fortzagen, den ich eingestaden hatte.

Er felbst erlöfte mich aus der schwierigen Lage.

An demfelben Tage, ich hatte mein Cabinet noch nicht verlaffen, höre ich plöglich hinter mir eine dumpfe und bösartige Stimme: "Nikolai Rikolajewitsch und Nitolai Nitolaitich." Ich sehe mich um. An der Thur steht Mischa, mit einem erschreckenden, dunkeln, entstellten Gesicht. "Nikolai Nikolaitsch" wieder= holt er . . . (nicht mehr Onkel). "Was ist Dir?" — "Laffen Sie mich fort . . . fogleich! Lassen Sie mich fort, oder ich richte ein Unbeil an; ich gunde das Haus an oder bringe Jemand um." Mischa schüttelte fich ploglich. - "Laffen Sie mir meinen Anzug zuruckgeben und laffen Sie mich in einem Bauernwagen auf die Chauffee fahren und geben Sie mir eine Kleinigkeit Geld!" - "Aber bift Du mit etwas unzufrieden?" fing ich an. "Ich kann so nicht leben!" schrie er mit aller Macht. "Ich kann nicht in Guerem vornehmen verfluchten Sause leben! Mir ift es ekelhaft, gegen mein Gewissen so ruhig zu leben; wie vertragt Ihr das nur!" "Das heißt," unterbrach ich ihn meinerseits, "Du willst sagen: ohne Branntwein kannst Du nicht leben . . . " "Run ja, nun ja, " schrie er wieder: "Nur entlagt mich zu meinen Brudern, zu meinen Freunden, zu den Bettlern. Fort von Guerer abligen, anständigen, widerwärtigen Race!" Ich hatte ihn an feine Schwüre und Berfprechungen erinnern wollen, aber der fanatische Ausdruck des Gefichts Mifcha's, feine ftockende Stimme, das frampfhafte Zittern aller feiner Blieder, alles das war fo ichredlich, daß ich eilte von ihm los zu kommen; ich erklärte ihm, daß man ihm fogleich seinen Anzug geben, einen Bauernwagen anspannen werde, und indem ich aus der Schublade eine Affignate von 25 Rubeln nahm, legte ich sie auf den Tisch. Mischa fing schon an drohend auf mich zu= zukommen, plöglich aber hielt er an fich, sein Geficht verzog fich augenblicklich, flammte auf, er schlug sich an die Bruft, Thränen tropften aus seinen Augen, und murmelnd: "Ontel! Engel! Ich bin ein verlorener Mensch - Dant! Dank!" - ergriff er die Affignate und rannte hinaus.

Eine Stunde später saß er schon in dem Bauernwagen, wieder als Tscherkesse angezogen, wieder rosig und lustig; und als die Pferde sich in Bewegung sehten, rief er ihnen Hü! zu, riß die Pelzmühe vom Kopf, schwang sie über dem Kopf und machte Berbeugung über Berbeugung. Bor seiner Abreise umarmte er mich lange und sest und stammelte: "Wohlthäter, Wohlthäter . . . Ich bin nicht zu retten!" Er lief sogar zu den Damen und kußte ihnen die Hände, fiel auf die Kniee, rief Gott an und bat um Berzeihung. Kati sand ich später in Thränen.

Als der Kutscher, mit welchem Mischa sortgefahren war, zurückkam, berichtete er mir, daß er ihn zur ersten Schenke an der Chausse gefahren — und daß "sie" sich dort niedergelassen und alle ohne Unterschied bewirthet hätten und bald ihrer Sinne nicht mehr mächtig gewesen wären.

Seit dieser Zeit bin ich mit Mischa nicht mehr zusammengekommen, aber

fein endliches Geschick habe ich auf folgende Weise erfahren:

VIII.

Drei Jahre später befand ich mich wieder bei mir auf dem Dorfe, als plöglich der Diener hereinkommt und mir meldet, daß eine Madame Poltjew mich zu sprechen wünscht. Ich kannte keine Madame Poltjew und der Mensch, der mir die Meldung gemacht hatte, lächelte etwas sarkaftisch. Als ich ihn fragend ansah, antwortete er, daß die Dame, welche nach mir frage, jung und ärmlich angezogen sei und daß sie in einem einspännigen Bauernsuhrwerk gekommen sei und selbst kutschirt habe. Ich ließ Madame Poltzew bitten, zu mir in's Cabinet zu kommen.

Ich erblickte eine Frau von fünfundzwanzig Jahren, gekleibet wie eine Kleinbürgerin mit einem großen Tuche um den Kopf. Gin einfaches, etwas rundliches und nicht unangenehmes Geficht; der Blick gesenkt und etwas traurig, die Bewegungen schücktern. "Sie sind Madame Poltzew?" fragte ich, und bat sie sich zu sehen.

"Jawohl," antwortete fie mit leiser Stimme, ohne fich zu setzen. "Ich bin

die Wittwe ihres Neffen Michail Andrejewitsch Poltjew."

"Ist Michail Andrejewitsch geftorben? Schon lange? Ich bitte, setzen Sie sich."

Sie ließ fich auf den Stuhl nieder.

"Zwei Monat."

"Und find Sie lange mit ihm verheirathet gewesen?"

"Ich habe mit ihm im Ganzen ein Jahr gelebt."

"Und woher kommen Sie jest?"

"Aus der Gegend von Tula. Dort liegt ein Dorf Znamenskoje Glüschkowo. — Vielleicht kennen Sie es. Ich bin die Tochter des dortigen Küsters. — Wir lebten dort mit Michail Andreitsch. — Er hatte sich bei meinem Vater niedergelassen. — Wir lebten im Ganzen ein Jahr mit ihm zusammen."

Die Lippen der jungen Frau zuckten leicht — und sie erhob die Hand zu ihnen. — Es schien sie wollte weinen, aber sie beherrschte sich und hustete nur etwas.

"Der selige Michail Andreitsch," fuhr sie fort, "hat mir vor seinem Tode aufgetragen zu Ihnen zu gehen: Du gehst, sagte er, ganz gewiß! Und er sagte mir, daß ich Ihnen für alle Ihre Güte danken sollte; und daß ich Ihnen ... dies ... diese Reliquie hier ... (sie nahm ein kleines Packetchen aus der Tasche), welche er immer bei sich gehabt hatte, Ihnen übergeben sollte. — Und Michail Andreitsch sagte: wenn es Ihnen gefällig ist, dies zum Andenken anzunehmen,

es mußte Ihnen nicht widerwärtig sein . . . mit etwas Anderem, sagte er, kann ich fie . . . d. h. Sie . . . nicht beschenken . . .

In dem Päcken befand sich ein kleines silbernes Schälchen mit dem Namenszug von Mischa's Mutter. Ich hatte dieses Schälchen häusig in Mischa's Händen gesehen und einmal hatte er sogar zu mir gesagt, indem er von einem armen Teufel sprach, daß er blutarm sein müßte, weil er weder ein Schälchen noch ein Täßchen hat, während er selbst doch dies hätte.

Ich dankte, nahm das Schälchen und fragte: "an welcher Krankheit ftarb Mischa? wahrscheinlich "

Hier biß ich mir in die Zunge ... aber die junge Frau verstand mich auch so ... sie sah mich rasch an, dann schlug sie die Augen nieder, lächelte traurig und sagte: "ach nein! Das hat er ganz gelassen, seit er mit mir bekannt wurde ... aber wie sah es mit seiner Gesundheit auß? Sie war ganz verloren. Alls er das Trinken ließ, so zeigte sich sogleich seine Krankheit. — Er wurde so gesetz; er wollte dem Bater immer helsen in der Hauswirthschaft oder im Gemüsegarten ... oder wo es sonst irgend eine Arbeit gab ... obgleich er von adeliger Herkunst war. Aber woher die Kräfte nehmen? — Auch mit Schreiberei wollte er sich beschäftigen, diese verstand er, wie Ihnen bekannt ist, sehr schwinzaber die Hände zitterten ihm — und er konnte die Feder nicht gehörig halten. — Er machte sich immer selbst Borwürse: weiße Hände habe ich, Faulenzerhände — Niemandem habe ich Gutes gethan, Riemanden habe ich unterstützt, nicht gearbeitet! Das peinigte ihn am meisten. Er sagte, unser Bolf arbeitet — und was thun wir? — ach Rikolai Rikolaitsch, er war ein guter Mann — und er liebte mich und ich ... ach entschuldigen Sie."

Jeht fing die junge Frau wirklich zu weinen an. Ich wollte fie tröften, aber ich wußte nicht wie.

"Haben Sie ein Rind?" fragte ich endlich.

Sie seufzte. "Nein, keins . . . und wie auch?" Und die Thränen rannen noch stärker.

So endeten Mijcha's Irrfahrten, schloß der alte P. seine Erzählung. — Sie, meine Herren, werden gewiß mit mir einverstanden sein, daß ich ein Recht hatte ihn einen Berzweiselten zu nennen; aber wahrscheinlich werden Sie mit mir darüber übereinstimmen, daß er den jezigen Berzweiselten nicht gleicht, obgleich vielleicht ein Philosoph verwandtschaftliche Züge zwischen ihm und Ihnen fände. — Hier wie dort der Durst nach Selbstaufopserung, nach Selbstzerstörung, der Gram, das Unbestiedigtsein . . . woher das Alles aber kommt, muß ich schon einem Philosophen zu beurtheilen überlassen.

Runft und Aunftgeschichte.

Charles Ephrussi. Albert Durer et ses Dessins. Paris, A. Quantin. 1882.

Albrecht Dürer hat von Beginn seiner Laufbahn ab nur Freunde gehabt. Seine Werfe sind in Italien, den Niederlanden und Spanien, den drei vornehmsten Cultursändern seines Jahrhunderts, sosort bewundert und geschätt worden. Sa genügt nicht zur Erklärung dieser Neigung, welche Dürer überall erweckte, nur die künstlerische Vortresslichkeit seiner Werke anzusühren. Dürer's Arbeiten wohnt ein Element behaglich sreundlicher Tüchtigkeit inne, das vom Wohlwollen dessen Aunde gibt, der sie geschaffen hat und das Wohlwollen derer heraussordert, die setrachten. Nur Raphael's Sachen ist diese ganz intime, überwältigende Liebenswürdigkeit in so ausgebreitetem Maße eigen wie denen Dürer's. Sine unser volles Vertrauen besitzende Persönlichkeit redet aus ihnen zu uns wie mit vernehmlicher

Stimme, in einer Sprache, die Jeder verftehen muß.

Mit seinen Gemälden hat Durer diesen Ruhm aber nicht errungen. Er malte wenig und feine Gemälbe wanderten nicht wie feine Holgichnitte und Rupferstiche. Erasmus in seiner kleinen Lobschrift auf Durer behandelt ihn nur als Rupferstecher und glaubt bamit die Hauptsache zu betonen. Dürer's Rupferstiche find eigenhändiger (wenn man diesen Comparativ gestatten will) als seine Holgichnitte, von denen das Meifte (Ginige behaupten: Alles) nur bon ihm auf ben Blod gezeichnet und bon Andern geschnitten worden ift. Seute jedoch, wo Photographie und Seliogravure fo ungemeine Dienste leisten, tritt neben Stich und Holzschnitt das in erste Linie, was in der That dahin gehört: Die Sandzeichnungen. Wer verschlöffe fich dem Reig biefer Blätter? Bon ber mit staunenswerther Sicherheit und Berechnung des Effectes im Fluge hingeworsenen Federzeichnung bis zu den mit dem Blicke und der hand eines langfam in alle Tiefen bringenden Malers durchgeführten Portrats und Körperftudien haben wir in Durer's Zeichnungen in unendlichen Abstufungen die Beweise einer Thätigkeit por uns, bei ber eine Unterbrechung taum ftattgefunden zu haben Dürer's geiftige Eriften; war eine unausgesette Reproduction beffen, was schaffende Phantafie und wirkliches Leben feinen Blicken barboten, und es war ihm dabei jo unmöglich, unrichtig zu zeichnen, als anderen Künstlern zuweilen das Gegentheil unmöglich gewesen zu fein scheint. Es foll bas nicht als Lob und Tabel hier in Gegenfat gebracht, fondern Folgendes damit ausgesprochen werden: Dürer trifft immer genau die Linie der Natur, er spricht gleichsam im eigenen Dialekte mit jeder Sache, die er darstellt und legt ihr den eigenen Dialekt auch wieder auf bie Lippen; mahrend andere bedeutende Meifter nur ihre eigene Sprache reden, an die man sich erft gewöhnen muß, so daß, was sie liefern, gewissermaßen stets den Charafter einer umgeftaltenden Uebersetzung behält.

Unter diesen Umständen ist es sachgemäß, wenn ein Bewunderer Dürer's, wie der Bersasser vorliegenden Schrift, "Dürer und seine Zeichnungen", in einem Werke sür sich zu behandeln beschließt. Es läuft in dem Buche genug nebenher, das über Dürer's Gemälde gesagt wird, Hauptsache aber sind diese nicht, und so ist der Titel: Albert Durer et ses Dessins, zu verstehen. Der Vorrede nach soll dieser schone Band nichts als eine Reihe zusammengedruckter Artikel, welche seit einigen Jahren in der Gazette des Beaux-Arts erschienen sind, enthalten, denen durch Ausfüllung der Lücken eine gewisse Consistenz gegeben wäre. Wir erlauben uns den Versasser zu großer Bescheidenheit anzuklagen. Er hat ein wohlgesügtes Buch von über 400 Seiten geschrieben, dem eine Menge von Heliograviren, Holzschnitten und Orucken anderer Art bei-

gegeben find, während ein Generalkatalog fämmtlicher Handzeichnungen Dürer's den Schluß bildet. Dieses Wert ist sür jeden Dürerfreund unentbehrlich. Längst schon wurde sein Erscheinen erwartet. Der Verfasser hat alles Material an Ort und Stelle gesammelt. Die erdenklichste Sorgialt ist auf die äußere Herstellung des Vuches gewandt. Nur Eins hat und ihm gegenüber mit einem gewissen Bedauern ersüllt: daß es nicht von einem Deutschen geschrieben worden und nicht in Deutsch-

land herausgekommen ift.

Paris bewährt seine Superiorität in Sachen der Kunst hier wieder auf das siegreichste. Das seit zwei Jahrhunderten dort gepflegte, in ununterbrochener Thätigfeit und Ausmertsamteit verharrende kunsthistorische Publicum bleibt einstweisen das erste der Welt und läßt noch kein anderes neben sich aufkommen. Kein Zweisel kann walten, daß wir in Berlin, im königlichen Kupserstichcabinette, an Zeichnungen Dürer's einen Schat besitzen, der den Bergleich nit keiner anderen Sammlung zu schenen braucht: ein Buch wie das vorliegende in dieser Gestalt aber hier zu Stande zu bringen, würde noch eine Unmöglichkeit sein. Davon könnte erst gesprochen werden, wenn nicht mehr bloß ein Duhend Leute in Berlin leben, die dergleichen kaufen und verstehen, sondern wenn eine ganze, durch Bildung höhergestellte Bevölkerungsschichte das Interesse an diesen Dingen und das Verständniß dieser Werke als einen natürzlichen Theil der Erziehung ansieht. Wir sind auf gutem Wege, diese Vortheile uns langsam anzueignen, und es wird nichts versäumt, was den Ersolg allmälig vielleicht herbeisühren kann, gegen Paris aber vermögen wir den Vergleich nicht auszuhalten. Auch gegen Wien kommen wir nicht auf.

Auf der andern Seite aber hatte Frankreich wieder ein Recht darauf, dieses Buch als das seinige zu produciren. Mr. Ephrussie's Arbeit ist zu einem bedeutenden Theile den in französischem Bestig besindlichen Zeichnungen Dürer's gewidmet. Seinen Bemühungen meist ist es gelungen, diese Schätz in die Oessentlichkeit zu bringen, manche sind durch ihn überhaupt erst gesunden und als Dürer's Werke erkannt worden. Auch manches Blatt aus Deutschen Sammlungen sehne wir an ziener Hand zum ersten Male an's Tageslicht kommen: so einige höchst wichtige Zeichnungen aus den Museen zu Bremen und Hamburg. Dazu sind viele aus englischen Sammlungen mitgetheilt, die kein Auge — wenige Bevorzugte ausgenommen — bis

dahin erblickte.

lleberschlagen wir das Resultat der Arbeit, so kann gesagt werden, daß das Studium Dürer's durch sie eine Förderung ersährt, wie ihm seit langer Zeit nicht zu Theil geworden ist. Thausing's Buch, das in's Französische übertragen worden ist, machte das europäische Interesse an Dürer zuerst wieder in weiterem Areisen rege. Ephrussisch Aufen Keige, bestätigt dessen Art. Ephrussischen Gegenfaße zu Thausing, bestätigt dessen Unschlen aber ebenso oft. Er glaubt z. B. nicht an Dürer's erste venetianische Reise, die, früher gänzlich beseitigt, von Thausing dann wieder rehabilitirt worden war und nun abernals ausgestrichen werden soll, was hoffentlich nicht gesingen wird. Ebenso glaubt Ephrussi nicht daran, daß die Löwenköpse auf dem Blatte mit dem Kaube der Europa nach plastischen Mustern gezeichnet seien, sondern will wirlliche Löwen als Modelle angenommen wissen, worin er ebensalls unserer Meinung entgegen ist. Bon solchen Einzelnheiten kann hier nicht die Rede sein: genug daß sie nieuer Weise behandelt sind, die die Discussion auch entgegengesehter Ansichten zu einer angenehmen Lectüre macht.

In gewissen Sinne geht bei dem Buche das Bestreben durch, Neues zu bringen, und so könnte ihm der Name einer Suppsementbiographie Dürer's gegeben werden. Mr. Ephrussi beginnt mit Dürer's signes Porträt, das dieser von sich zeichnete als er neun Jahre zählte, läßt er ohne Reproduction, da sich eine bei Thausing sindet, dagegen empfangen wir die prachtvolle Zeichnung des Bremer Museums von 1489, Kitter und Danen zu Pserde in einer weiten Landschaft, die uns in einem Facsimite hier zum ersten Mase entgegentritt.

Ebenso fremd war uns die auf dem gleichen Museum besindliche Zeichnung der Frau Dürer's, welche als Porträt die von Thausing gegebene Federzeichnung weit übertrisst. In dieser Weise wird Dürer's Laufbahn als Zeichner begleitet und mit der Besprechung seiner letzten bekannten Zeichnung (vom Jahre 1527, publicirt von Thausing) abgeschlossen. Was der Bersasser als Conclusion auf einigen Seiten noch Jugibt, ist in wenig Worten ein Kückblick auf diese gesammte Lausbahn, eine Würdigung und Anerkennung des Meisters, bei der kein unnüßes Epitheton verschwendet wird.

Die neueren Studien, welche Dürer heute gewidmet werden, schreiten in ersreulicher Weise vor. Gine Reihe von Leuten sind daran betheiligt, die einander zum Theil willig in die Hand arbeiten und denen glückliche Umstände gestatten, mit mehr als gewöhnlichen Mitteln vorzugehen. Sollen diese Studien Ersolg sür weitere Kreise haben — ein Gesichtspunkt, von dem aus heute ja Alles in die Hand genommen werden muß — so ist nöthig, daß die Schähe unserer Sammlungen so weit als möglich verbreitet werden. Wie man bei uns unsere Deutschen Classische jeht sür den geringsten Preis kaufen kann, muß man auch Dürer's Werfe villig haben sonnen. Unser Nationalgesühl muß, wenn es nicht zum inhaltlosen Chauvinismus werden soll, auf der intimen Kenntniß dessen beruhen, was der Deutsche Geist in allen Jahrhunderten an besten Erzeugnissen hervorgebracht hat. Dergleichen begreist sich nicht immer auf den ersten Blick. Langsam eindringend aber wird es hinterher um so sessen des der wirde es hinterher um so sessen der werden besten erzeugnissen hervorgebracht hat.

Manuel de l'amateur d'estampes par M. Eugène Dutuit. Écoles flamande et hollandaise, tome I. Paris, A. Lévy. 1881.

Seitbem Bartich sein grundlegendes Werk "Le Peintre-Graveur" herausgegeben und damit eigentlich erst ein rationelles Sammeln, bzw. Ordnen einer Kupserstichssammlung ermöglichte, hat sich die Specialsorschung mit Giser des anscheinend so abseits liegenden Gebietes bemächtigt, und es ist kann ein Meister so klein, der nicht seinen Homer gefunden. Staunen nag nun der Laie, dem außer Dürer's und Kemstrandt's Namen kanm ein oder zwei andere der großen Stecher und Zeichner geläusig sind, beim Anblick der Handbilothet eines Sammlers, wo neben dem halben Hundert Bände der Peintre-Graveurs von Bartsch, Passavant, Robert-Dumesnil, Andresen zc. eine nicht minder stattliche Reihe von Monographien ausgestapelt ist, der älteren Rachschlagebücher und Lexika zu geschweigen.

Die Handhabung einer Sammlung wird unter diesen Umständen von Tag zu Tag schwieriger; denn Bartsch ist, obgleich an hundert Stellen überholt, doch durch sein Werk erset; er muß unablässig zu Rath gezogen werden, da jedes Spätere auf ihn Bezug ninunt, Vassawant 3. B., der ebenso Unentbehrliche, gar nur Nachträge

au ihm liefert.

So sehr erwünscht also ein Werk käme, das diese gesammte Literatur, den revidirten Bartsch und Passavant mit eingeschlossen, zusammensafte, so dünkt uns doch das Unternehmen ein gewagtes in Anbetracht der vielen kunstgeschichtlichen Pro-

bleme, die auch hier noch der Auflösung harren.

Aus diesen Andeutungen ergibt sich der Standpunkt, den wir dem soeben erschienenen Werke Dutuit's gegenüber einzunehmen haben. Dutuit nennt seine Arbeit ein Supplement zu Bartsch und dessen Rachfolgern. Dies ist insoweit richtig, als er die Bartsch unbekannt gebliebenen, seitdem ans Tageslicht getretenen Blätter aufgenommen hat. Sine ausgiebige Quelle stand ihm dabei in seiner eigenen reichen Sammlung zu Gebote, wohinzu die sorgsältige Berücksichtigung der neuen Literatur trat. Aber das Werk ist wieder entschieden mehr als bloß Supplement; denn indem es auch das wiederholt, was bei Bartsch zu finden, such es sich an

B. R. N.

beffen Stelle zu setzen, sowenig dies auch in der Absicht des Berjassers lag. Hier nun steigen uns Bedenken auf, die wir bei aller Tüchtigkeit des Buches nicht ver-

ichweigen tonnen.

Während Dutuit, wie gesagt, sich bestrebt, das Stecherwert der einzelnen Meister vollständig zu geben, hält er dies nicht auch sür die betreffende Schule im Ganzen nöttig. Er gibt nur eine Auswahl der die Schule am besten charafterissenden Meister, nicht alle. Bon jedem überhaupt ausgenommenen Meister aber auch jedes, selbst das schwächste Blatt. Es traf sich unter diesen Umständen, das der vorliegende I. Band (der IV. des Gesammtwerkes), mit welchem die Riederländer besinnen, eine große Anzahl von Meistern enthält, welche bei Bartsch sehen, und umgekehrt, daß wir andere, die bei Bartsch Platz gesunden, hier vergeblich suchen. Wir sinden keine anderen Kriterien sür die getroffene Wahl als das objective Gutdünken, den Geschmack des Bersassen. Da empsiehlt sich doch die Untersuchung der Frage, an wen sich eigenstlich die umsangreiche Arbeit wende. An die Liebzgeber-Sammler? Run, wer von diesen Interesse sür einen Brosterhussen der kohn, der dürste schwerlich die Gelegenheit zum Erwerb eines Blattes von A. Flamen, oder J. se Ducq vorübergehen lassen. Wo aber soll er im solchen Hälen Belehrung hosen? Wird Dutuit ihn an Bartsch weisen wollen? Dann hätte die Behandlung des Stoffes in Passant's Weise genügt.

Die Sandbücher nach Art Le Blanc's und Heller-Andresen's haben es eigentlich Riemanden recht zu Danke gemacht. Dutuit versucht mit seinem Werk einen weiten Schritt über sie hinaus - möge er nun auch ganze Arbeit machen! Richt durch noch so geschmackvolle Auswahl, allein durch Vollskändigkeit seines Handbuchs wird er sich den geplagten Sammler verpflichten, der nach Vereinsachung seines Apparates

bringend verlangt.

Literarische Rundschau.

Cbers' "Frau Bürgemeisterin".

Die Frau Burgemeisterin. Roman von Georg Cbers. Stuttgart und Leivzig. Deutsche Berlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger). 1882.

Schiller sagt in der Borrede zu seiner Geschichte des Absalls der Niederlande: "Alls ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Kevolution unter Philipp II. in Watson's vortrefflicher Beschreibung las, sühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetz, zu welcher Staatsactionen nur selten erheben. Bei genauerer Prüsung glaubte ich zu sinden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetz hatte, nicht sowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirtung meiner eigenen Vorstellungstraft gewesen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirtung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten und auch Andere Antheil daran nehmen, zu lassen."

Es ift Angesichts dieser idealen Gesinnung, die den Dichter zu der Arbeit trieb, wahrlich zu bedauern, daß er die Feder niederlegte, ehe er an die Beschreibung eines der erhabensten Vorgänge jener Freiheitskriege, ehe er an die Vertheidigung der Stadt Leyden gelangte. Andererseits darf man sich saft verwundern, daß vor Ebers kein Schriftsteller auf diesen Stoff gerieth. Das muß man dem Aegyptologen in alle

Wege laffen: als er noch die Gestade des Nil abwandelte, war er glücklich in der Wahl seiner Borwürse und er ist es auch diesmal gewesen, ganz abgesehen davon, daß Land und Leute und ihre Geschichte in der "Frau Bürgemeisterin" dem Leser

näher fteben, als das Phramidenvolt.

Eberg geftaltet feinen Stoff nicht wie Schiller ju einem Sobenlied der Freiheit. Bahrend er gern bei den Bergensbeziehungen feiner Romanfiguren verweilt, gonnt er dem politischen und friegerischen Treiben der Zeit nur den unumgänglich erforderlichen Raum. Allerdings nimmt unter ben Bertheidigern ber Stadt, feiner geschicht= lichen Stellung gemaß, ber Burgermeifter Beter ban ber Werff ben erften Blat ein; aber ben Berfaffer intereffirt viel weniger ber einfichtige und unentwegte Rampe und Batriot als ber Gatte, beffen Cheglud die truben Zeitverhaltniffe ftoren und gwar gunächft nur indirect ftoren. Gefchidt hat er die Sache fo gewendet, dag van der Werff unter dem Druck der schweren Tage und der weitreichenden politischen Berant= wortung, die auf ihm lastet, seiner zweiten, um ein Vierteljahrhundert jüngern Frau von Staatsangelegenheiten nichts mittheilt und ihr feine gebeimen Bedanken und Plane verbirgt, da er von ihrer klugen Sochherzigkeit keine Uhnung besitht; er wünscht Togar, fie mochte, um dem unabweislichen Untergang zu entfliehen, sammt den Rinbern bie Stadt verlaffen; fie weift biefes Unfinnen energifch gurud, tragt ftarten Berzens alle Mühen und Leiden der Belagerung, und als in der hochften Roth dem Manne der Muth entsunken ift, da erweift fie fich als die unerschrockene, jum Aeußersten entschloffene Lebensgefährtin. Erft jest erkennt der Gatte, welchen Schak er in ihr befigt. Den aus diefer geiftigen Bernachläffigung ber Battin entsprungenen Conflict verscharft Cberg, indem er einen Jugendgeliebten derfelben auftauchen lagt. Ansprechender als dieser etwas blaffe beutsche Seldenjungling erscheinen der taubenbegende Mufikus Wilhelm und vor Allen der Techtmeifter Allertson. henrika fteht ben beiben völlig gleich, wie fic denn die originellste und gelungenste Frauengestalt Neben diefen und andern durch mannigfache Wechfelbeziehungen des Romans ift. effectvoll verbundenen zeigen fich noch eine gange Reibe zum Theil ebenfalls hiftorische Riquren. Ueberall hat fich Gbers bemuht, ein den Quellen entsprechendes Bild ber damaligen Zuftände der belagerten Stadt zu zeichnen; es ist ihm wohl gelungen, und in biefer Begiehung wird feinem neueften Werte ein entschieden bilbendes und förderndes Moment so wenig abzusprechen sein, als den ägpptischen Romanen. weilen drängt fich der Gelehrte etwas ju fehr vor und vergißt, daß Culturgefchichte nicht Boefie ift. Diefe Breite ber Schilberung entspringt faum bem Bergensantheil, ben ber Berfaffer etwa an bem Belbenmuth und ben Schickfalen ber Freiheitskämpfer nahme. Seine Ruhle wird faft nur unterbrochen durch die Schilderung des Berannahens der rettenden Beufen; hier rafft fich der Dichter zu energischer Sandlung auf, hier ist Alles turz gefaßt und dramatisch bewegt. Sonst beutet Ebers den Stoff vorwiegend nach idyllischen und genrehaften Motiven aus und verwendet alle Mittel ber Rleinmalerei auf bieselben; rein epische Scenen thut er möglichst furt ab, selbst ba, wo fie vielleicht eine angelegentliche Bearbeitung und Bervorhebung verdienten : fo wird (Seite 441) die wichtige Begebenheit, wo die verzweiselnden Einwohner an dem mannhaften Burgermeister sich vergreifen wollen, jast ohne Stimmung und fürger ergablt, als fie wohl in Folge ihrer Wichtigkeit in ber Geschichte und im Roman verdiente.

In einem solchen Bersahren liegt zunächst kein Fehler, wenn nur poetische Wirkungen erzielt werden. Aber gerade im Anschluß an die oben citirten Worte Schiller's wird sich stragen lassen, welche Behandlung ein solcher Stoff ersordert. Schiller war zusrieden, einem Theil des Publicums das Geständnis abzugewinnen, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Koman zu werden." Für einen Roman also wäre — seiner Meinung nach — die von ihm in die Geschichtscheibung hineingetragene pathetische Weise entsichieden erst recht ersprießlich gewesen. Dem Zug der Zeit solgend (und hier gewiß dem eignen Naturell) hat aber Ebers sich mehr dem Realismus zugewandt, sicherlich

nicht ohne Erfolg. Es handelt fich - felbst zugegeben, daß ber Mangel an politifcher Warme hier feinen fünftlerischen Mangel bedeutet - nur darum, ob nicht unter folchen Umftanden ber Realismus nach mehr als einer Seite weiter hatte ge= trieben werden muffen. Das vielfache gur Erreichung von Beit- und Localfarbe berwandte Bereinspielen von Kindergeschichten ftort eine reine Wirtung. Underes widerspricht entschieden bem Geifte jener Tage. Wer fich in der Lyrif bes ausgehenden fechzehnten Jahrhunderts auch nur oberflächlich umgeschen hat, der erkennt die Georg in den Mund gelegten Lieder als Rinder des neunzehnten Gaculums. Dagegen erweist sich - um nochmals auf diese gute Figur guruckzukommen - ber Gechtmeister Allertson als ein rechter Repräsentant feiner Zeit. Bon einem Bucherkundigen hat er, dem fonft blante Klingen mehr am Bergen liegen als verschimmelte Bergamente, Nachricht erhalten von der Seelenwanderungelehre der Alten, und als ihm zufällig die Geschichte bom Belben Roland unter die Sande gerath, da fommt er ju dem felfenfesten Glauben, feine Seele habe ein Mal in dem tavieren Ritter von Raifer Rarls Tajelrunde gelebt, er fei in feinem fruberen Leben Roland gewesen. Rurg por feinem Ende empfindet er einen Schmerz in der Rehle, wie der tapiere Paladin, als er im Thal Roncesvalles mit letter Kraft in's Horn fließ. Er ahnt auch seinen Tod er "hat wieder den Roncesballes-Bals". Und diefer Tod erfullt ihm zugleich den fehnlichften Bunfch. All fein Lebtag hat es ihn geschmerzt, daß er, der Bürgerliche, deffen Thun doch eitel ritterlich Wert ift, fich mit feinem Adligen im 3weitampf meffen tonnte. Beim erften Beranruden ber Spanier forbert er einen feindlichen Difficier heraus und fticht ben gefährlichen Gegner im echten und rechten Zweitampf nieber. Wenige Minuten fpater ftrecht ihn eine Rugel in ben Sand. Neben diefer Geftalt fallt es bin und wieder auf, daß fo ziemlich alle Perfonen in ihrem Reden und Gebahren den Figuren eines Rembrandt, Steen, Frang hals u. A. nicht immer abnlich feben. Aber Angesichts bes großen - namentlich weiblichen - Lefertreifes, auf ben das Buch gablen tann, erscheint die etwas gemilderte Wiedergabe jener berben Zeit und ihrer Gefellen freilich als ein Borgug. Abolf Fren.

Der zweitausendste Band der Tauchnitz = Edition.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2000: Of English Literature in the Reign of Victoria. With a glance at the past. By Henry Morley. With a frontispiece. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1881.

Es war am 1. September 1841, daß "Pelham, by Sir Edward Bulwer Lytton" als erster Band einer Sammlung britischer Autoren erschien, deren großartiger Ersolg selbst die fühnsten Hoffnungen ihres damals fünfundzwanzigjährigen Begründers überstiegen hat. Sein Oheim, der wackere Karl Christoph Traugott Tauchnitz, war der Erste in Deutschland, der (1816) eine Stereothpengießerei errichtete und in den correcten und billigen Stereothpausgaben der griechischen und ömischen Classister ein Bildungsmittel schuf, welches seinen Namen in philologischen und Schultreisen bis auf den heutigen Tag in wohlverdienten Shren erhalten hat. Es ist nicht unwahrscheinslich, daß aus diesem Borgang der gegenwärtige Baron Tauchnitz die Anregung empfangen hat, etwas Achnliches sür diesenige moderne Literatur zu thun, welche, nach den beiden alten Literaturen, uns Deutschen am Nächsten seht. Der Gedanke war ein gesunder und er ward ausgesührt mit jener Liebe zur Sache, aus welcher die Beharrlichsteit und Energie stammen, auch wo noch kein Ersolg sichtbar ist. Bes

schränkt mag zu der Zeit die Zahl derjenigen außerhalb Englands gewesen sein, welche englische Bucher lafen und es kamen auch noch nicht fo viele Engländer nach dem Continent, wie heute. Rein das literarifche Eigenthum fcugender Bertrag beftand zwischen England und Deutschland; damals und lange noch hatte Tauchnig die englischen Romane nachdruden konnen, wie man in Bruffel die frangofischen Romane nachdructe und in Deutschland sowohl die englischen wie frangofischen Romane nach Belieben übersette. Doch von Anfang an machte Tauchnit es zu feinem Grundfak, fein Wert eines lebenden britischen Autors zu reproduciren, ohne diesem ein Honorar dafür zu gahlen. Es mag, zumal nach englischen Begriffen, nicht gerade glänzend gewesen sein; und ich glaube, daß es Bulwer selber war, welcher einft icherzend fagte, daß es gerade hinreiche, um das Futter für fein Reitpferd damit zu bezahlen. Aber die Solidität und ftrenge Rechtlichkeit feines Berfahrens, auch mo fein Gefet ihn zwang, erwarben bem jungen Leipziger Buchhandler die gute Meinung und das Butrauen der berühmteften englischen Schriftsteller und fie ficherten ihm beren Unterftütung, als ber Erfolg fam, und mit bem Erfolg - wie ftets in Deutschland die Concurreng, welche keine eigenen Ideen hat, sondern nur fremde copirt. Aber bie Nachahmungen gingen vorüber und die Tauchnit-Chition lebt. Im Jahre 1860 and fie ben 500. Band heraus: "Five Centuries of the English Language and Literature"; Rr. 1000, "the New Testament," folgte im Jahre 1870, und vor wenigen Wochen ist die Nummer: 2000 erreicht.

In diesen vierzig Jahren ihres Bestehens ist die "Collection of British Authors" sast eine nationale Institution geworden: sowohl für uns Deutsche, denen sie die besten englischen Autoren der Bergangenheit und Gegenwart in der dilligsten und hand-lichsten Form gegeben, als sür die Engländer, deren Literatur durch sie eine Berbreitung auf dem Continent gesunden hat, welche — ganz abgesehen von anderen Gründen — die theuren Original-Ausgaben niemals hätten erreichen können. Henry Morlen sagt im Borwort zu der schönen Festschrift, welche den Inhalt des vorsliegenden Bandes bildet, daß er seinen englischen Schriftseller kenne, welcher dem Begründer der Tauchnitz-Sammlung nicht herzlich Slück wünsche zu seinem Erfolg; und ein Gleiches dürsen wir wohl von dem deutschen Leser sagen, welchem sie seit

Sahren eine Quelle der Belchrung und des Genuffes gewesen ift.

Das Unternehmen fiel in eine für dasselbe besonders gunftige Periode. Das Beitalter der Königin Bictoria wird für immer eines der glänzenosten der englischen Literatur genannt werden. Die Namen von Dickens und Thackeran, von George Eliot und Carlyle, von Tennyson und Macaulay bezeichnen eine Literatur-Cooche, welche, mit Ausnahme bes Dramas, auf allen anderen Gebieten die bochften Leiftungen aufzuweisen hat. Um diefe Größen ersten Ranges gruppirt sich eine Schar von gleichzeitigen Schriftftellern zweiter Ordnung und diefen ichließt fich ein Rachwuchs an bon folder Rraft und Fulle, daß ber literarische Genius, ber bierzig Jahre lang unaufhörlich thatig war, noch immer nicht erschöpft zu fein scheint. Die Bahl berjenigen, deren Werte gang oder theilweise in der Tauchnit = Edition reproducirt worden sind, beläuft sich auf 173; und unter ihnen sind die Namen der hervor= ragenbsten Staatsmänner dieser Periode, Disraeli-Beaconsfield's und Glabstone's. So sehr ist die Literatur eine Ergänzung des politischen und eine Macht des öffentlichen Lebens in England überhaupt; fo tief gehen ihre Wurzeln bis in den Kern des Bolkes und so weit reicht ihr Einfluß bis in die obersten Regionen; so stark ift ihre Vitalität, daß felbst heute noch der englische Roman und das englische Effah die Familienzuge jener Großen tragen, welche jung waren, als die Konigin Bictoria den Thron bestieg und deren Ruhm die literarische Muftration ihrer Regierung ift.

Noch ein Zug, der uns speciell angeht, gibt dieser Zeit ein unterscheidendes Merkmal: die Annäherung an den deutschen Geist; das Bestreben englischer Denker, einen Contact herzustellen zwischen dem intellectuellen Leben ihrer Nation und der

mächtigen Ideenströmung der unfrigen in Dichtung und Philosophie.

Die perfonliche Berbindung, in welcher ein nicht unwichtiger Theil Deutschlands

mit England durch mehr als 120 Jahre gestanden hatte, war nach dieser Seite hin ganz unsuchtbar geblieben. Die vier George waren keine Männer mit weiten Interessen. Die vier George waren keine Männer mit weiten Interessen. Die beiden anderen Hannoveraner, welche die englische Literatur nicht verstanden; und die beiden anderen Engländer, welche die deutsche Literatur nicht verstanden. Bon diesen war Förderung nicht zu erwarten. Aber als die Dichter der Seeschule, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, mit einer starken Empsindung sür die Natur und ein idiomatisches Englisch den Regeszwang des frauzösischen Elasse einem durchbrachen, welcher mit Dryden begonnen und weit über Pope hinaus geherrscht hatte, da zeigten sie zugleich den Weg nach Deutschland. Am 16. Sept. 1798 reisten Coleridge und Wordsworth nach Handurg und besuchten Klopstock. Im Winter 1798 aus 99 sebte Wordsworth mit seiner Schwester in Goslar und Coleridge ging nach Göttingen, um deutsche Sprache und Literatur zu studien, er sas die Bibelüberzeigung des Ulfstas und Ottried's Evangelienharmonie, die Minnessänger und Hans Sachs, Geslert, Klopstock, Kamler, Lessing und vor Allem Schisser

Ah! Bard tremendous in sublimity!
Could I behold thee in thy loftier mood —

Das erfte Jahr unseres Jahrhunderts wird bezeichnet durch Coleridge's llebersetzung der Wallenstein=Trilogie, welche gleichzeitig mit dem Original erschien. Es dauerte langer, ehe die Sonne Goethe's dieses Inselland erreichte und ihr Lauf war fast vollendet, als die Beimath Shatespeare's ihm die Huldigungen zuruckgab, welche er einft in der fturmischen Freude seiner Jugend dem größten Genius Englands dargebracht. Giner der tiefften und ursprünglichften Geifter im Zeitalter der Ronigin Bictoria, Thomas Carlyle, fand in Goethe's Berfonlichkeit und Dichtung den mahren Ausdruck jener Weltanschauung , durch welche er in einem langen und arbeitsvollen Leben den insularen Gesichtstreis feines Boltes erweiterte. Um dieselbe Zeit, wo bie richtigere Schätzung deutschen Beistes in England sich verbreitete, sah die Nation jur Seite der Königin einen deutschen Fürsten an ihrem Throne den zweiten, in ihrem Bergen den erften Plat einnehmen, und fie gewöhnte fich, in dem Bring-Gemahl einen Mann bon feltener Klugheit und feltenen Tugenden zu bewundern; einen Mann, der mit der umfaffendften beutschen Bilbung einen intuitib gu nennenden Blid für englisches Wefen verband, und der - wenn er in gerechter Bürdigung besfelben vermied, gegen englisches Borurtheil zu verftogen - doch durch feine bloße Existeng viel bagu beitrug, es zu mildern oder zu beseitigen. Sein Leben ift von Sir Theodore Martin beschrieben worden; und es war gewiß nicht zufällig, daß Die Konigin biefe Aufgabe bem Schriftsteller anvertraute, welchem England die befte Uebersetzung von Goethe's "Fauft" verdankt.

Wenn jest ein Literarhistoriter, wie Henry Morley sagt: "Die Deutschen und die Engländer sind Zwillings-Nationen", so wird dieses Wort verstanden werden auf beiden Seiten des Meeres, über welches die Sachsen und die Angeln in tleinen Schiffen gesahren sind. "Nichtsdestoweniger", heißt es weiter, "unterscheben sie sich von einander wie Brüder, welche sür sich leben, jeder mit seinem äußerlichen und durch die Jusälligkeiten seiner Stellung bestimmten Leben, welche auch seine Individualität in Gedanken und Charafter deutlicher hervortreten lassen. Es ist der Zwei dieses kleinen Buches, so viel es auf wenigen Seiten vermag, zu erzählen von dem Geist der englischen Literatur in dem Theile der Regierung der Königin Victoria,

welcher der Geschichte angehört."

Mr. Morley, Professor ber englischen Literatur an ber Londoner Universität, hat uns einen sehr werthvollen Abriß geliesert; ein ernstes Wert, welches auf teiner Seite die Gelegenheitsschrift verräth und um seiner selbst willen gelesen zu werden verdient. Nach einem Kücklic auf die Vergangenheit, von den Anfängen bis zur Königin Clisabeth, von dieser bis zur Königin Anna und von dieser die zur Königin Victoria, erhalten wir eine Darstellung der neueren und neuesten Literatur, in welcher kein Name von Bedeutung sehlt und die doch weit entsernt ist, eine Nomen-

clatur zu sein. In flarer, gedrungener Sprache, die nicht viel Worte macht, um einen Gedanken auszudrücken, charakterisirt er die Periode, sondert er die Gruppen, läßt er die Köpse, Brustbilder oder ganze Figuren heraustreten. Mr. Morley besitzt in bewunderungswürdiger Weise die Kunst des Prosils und der halberhabenen Arbeit: sein Werk gleicht einem Relief mit hunderten seingemeißelter Gestalten und einem Hintergrunde, der auch in der Andeutung noch individuelles Leben enthält.

Baron Tauchnitz seinerseits hat dem Bande, welcher gewissermaßen ein erklärender Catalog und ein Denkmal seiner Sammlung ist, in der Ausstattung etwas Monumentales gegeben und ihm in den Autographen sämmtlicher Autoren, die zu derselben beigetragen, einen sinnvollen Schmuck hinzugesügt. Biele von den Namen, die sich in dieser langen Liste sinden, und die glänzendsten unter ihnen, sind heute nur noch Namen auf einem Leichenstein. Aber wenn ihre Werke die beste Kraft und Stärke der Periode sind, welche nun sast sich der Vergangenheit angehört, so lebt doch in dem gegenwärtigen Geschlecht noch so ver Vergangenheit angehört, so lebt Viteratur in England immer noch so sehr Angelegenheit der Gesellschaft und einer ernsten Kritik, daß man die Tauchnitz-Gdition gern ihr drittes Tausend von Bänden beginnen sieht, zumal seit der Ausnahme der jüngeren amerikanischen Dichter und Humoristen, durch welche dem der Zukunst zugewandten Blick ganz neue Perspectiven sich eröffnen.

Berichtigung.

Wir erhalten von Sr. Excellenz bem Herrn Grafen v. d. Pahlen folgendes Schreiben:

Un die Redaction der "Deutschen Rundschau". Berlin.

Im Decemberheit der "Deutschen Kundschau" ist unter dem Titel "Bericht eines russischen Gouverneurs vom Jahre 1867" eine Schrift veröffentlicht worden, in deren Einleitung die Autorschaft dieses Berichtes mir zugeschrieben wird. Dieses ist ein Irrthum, da ich niemals solchen versaft und noch weniger mich an der Bersaflung desselben irgendwie betheiligt habe. Zugleich habe ich noch zu bemerken: 1) daß ich niemals den Posten eines Gouverneurs von Samara bekleidet und 2) daß ich die Berwaltung der Provinz Pstow am 1./13. Januar 1867 in Folge meiner Ernennung zum Gehilfen des Justizministers verlassen habe. Ich wende mich daher an die geehrte Redaction mit der Bitte, die im Decemberheste irrthümlich angesührten Facta gefälligst berichtigen zu wollen.

Graf Conftantin v. b. Pahlen, Staats-Secretär Sr. Majestät des Kaifers von Rugland.

St. Petersburg, 15./27. December 1881.

(Befferiche Buchhandlung).

ju Monat mit fteigenbem Untheil folgten, taftischen Umhüllung, von Lebensmahrheit find. ovinen einsweisen nur die Thatsache constatiren, hinweg, welche jeht veraltet und allzu überbaß die deutsche Literatur um ein Buch der schwänglich erschenn, und so dirfte das merkbesten Art reicher geworden ist und der Ber- würdige Buch auch heute noch, wie vor sünszig lagshandlung unste Auerkennung dasir aus Jahren, seinem ersolgreichen Gang durch die sprechen, daß sie es uns in so würdiger Gestatt Lesewelt machen. Burich in ganger Figur barftellen wird. Wir

Agnes von Lilien. Roman in zwei Bänden von Karoline von Wolzogen, Schillers Neu herausgegeben und mit Schwägerin. mon, Berfaffer ber "Gefchichte ber deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts". Zwei Banbe. Stuttgart, Levy Müller. 1891.

nehmen bes eifrigen Literarhistoriters, ben be- nur wußten wir, bag fie ftofflich viel Neues, tannten Roman ber geiftvollen Comagerin bas Alte aber in neuem lichte bringen merbe, Schillers einem größeren Bublicum vorzuführen. Das Bert ift diefer Biebererwedung im vollften halten, bas durch vollendete Feinheit der tünft-Dage würdig. Es ift nicht nur ein getreues lerischen Form Unspruch auf besondere Beachtung und intereffantes Bild ber culturbifforifden habe. Unfere Belehrten, welche - leiber -Werth, daß es sogar für eine Arbeit Goethe's mehr ichätzen und blicken nicht mehr mit so gehalten wurde und den warmen Beisal der königlicher Verachtung auf jene ihrer Standes-beiden Dichtersürsten sand. Da tiese Ansgabe, genossen, welche die Erzschnisse Forschung, wie gesagt, sir weitere Kreise berechnet ist, so goldone Friichte in kunswoll gesertigter Schale wie gefagt, für weitere Kreise berechnet ift, so wird man sich mit ber vom Gerausgeber barreichen. vorgenommenen forgfältigen Elimination und In Menderung veralteter Austrude und Wendungen gerne einverstanden erflären. Mit besonderem Intereffe haben wir das "Bormort bes Berausgebers" gelejen; aus Dornburg bei Bena batirt, und eriillt von einer wohlthuenden Pietat, ift in ihm Etwas von bem Bobengeruch jener claffiiden Grätten, auf welcher uns das Bild Rarolinens näher tritt, als irgendmo, felbst Weimar nicht ausgenommen.

o. 3. Pring Rofa Stramin. Bon Couard Beimer (Ernft Roch). Bierte Auflage. Kaffel, Georg H. Wigand. 1881.

Gerichte-Referentar lebte; es ift ein fpecififch besiisches Buch, das um seiner vielen tocalen Beziehungen willen lange nur in der engeren Das "Sonnenticht und die hellenische Seeluft", heimarth bes Beriasiers berühmt war, bis es welche die "Odiffee" erwärmen und durchwehen, altmälig auch einen weitern Weg machte. heute, baben sich auch auf diese entzillenten Schif-nach einem halben Säcusum, hat es naturgemäß derungen niedergesenkt Der Beriasier blickt mit

e. Das Sinngebicht. Novellen von Gott- ein mehr hiftorifches Interesse, aber es ift boch fried Reller. Berlin, Bilhelm Bert ein ftartes Reichen filr ben bichterifden Berth Keller. Berlin, Wilhelm hert ein ftartes Zeichen für ben bichterischen Berth be Buchhandlung). 1882. bes Buchleins, bag bie schlagenbe Kraft seiner Den Lesern ber "Runbicau" find biefe Satire und bie ibplifide Poesie seiner Schif-schönen Novellen Gottfried Reller's, welche berungen noch jetzt sich wirksam erweist. Der hier in einem starken Bande vorliegen, noch in Berfasser barf im Allgemeinen als ein Nachguter Erinnerung. War es boch unserer Zeit- folger Jean Baul's und Seinrich Heine's beschrift vergönnt, sie zuerst (Zanuar bis Mai zeichnet werden, ber in krausen Arabesten 1881) ju veröffentlichen. Lebendig im Gebächtniß und launenhaften Sprungen ben Lefer bie Kreug Aller, die bem Erscheinen berfelben von Monat und die Quer führt, jest in seine beschauliche Kinderzeit in bem Städtchen Lenzbach, jett in werben biefe funftreich verfnüpften Begebenheiten feine empfindfame Gegenwart, bann wieber gu fein, Die fo voll von Boefie, von humor, von ben abderitischen Schinfenburgern, beren mundertiefem Ernft und, trot ihrer zuweilen phan- fame Philisterexistenz er mit bem toftlichften humor ausschmudt, und ju bem Göttinger Bebes Wort jum Breise bes Dichters und feines Freunde aus ber Studentenzeit, dem langen Berkes an diefer Stelle wurde baber überfluffig | Theologen Erasmus Gabelftich, beffen Beineische fein; um fo mehr, als wir bereits in einem ber Jugendliebe zu theils gefühlsfeligen, theils äußerst nachsten hefte ein ausführliches Effan ju geben braftifchen Schilberungen ben Anlag gibt. Gine beabsichtigen, welches ben Deifter Gottfried von Fulle feiner und geiftreicher Einzelbemerkungen

> tinischen Raiferin. Bon Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brodhaus.

1882.

einem Borwort verfeben von Endwig Salo = |, Rorfu'. Gine jonifche Joulle. Bon Fer= binand Gregorovius. Leipzig, F. A.

Brodhaus. 1882.

Jede neue Schrift des berühmten Berfassers Es ift entschieden ein verdienstliches Unter- ift uns von je doppelt erfreulich gewesen, nicht wir waren zugleich überzeugt, ein Werf zu er-Buftande im letten Drittel bes verfloffenen lang genug mit ber Sprache recht unfreundlich Sahrhunderts, es besitzt auch so viel literarischen versuhren, lernen ben Werth der Form immer

In die erfte Reihe ber Manner, welche burch bas lebendige Beifpiel in Dieser Richtung wirfen, gehört Gregorovins. Seine Sprache schmiegt fich in voller Ratürlichkeit bem Werbegange tes Stoffes an, ift rubig gemeffen im einfachen Bericht geschichtlicher Ereigniffe, flar in ber gebantenhaften Betrachtung, plastifd, mo fie finnliche Wahrnehmungen verforpert, und bewegt, wo fie vom Wefühl getragen wird. Dlan mertt bie Schule ber Alten. Aber Gregorovins copirt die Fligungen antifer Eprachen nicht, fondern bleibt ftete beffen eingebent, mas bem Genius ber beutschen gemäß ift.

"Pring Rofa Stramin" ist querft im Jahre Diese Borgilge geben auch ben beiben uns 1584 in Raffel erschienen, wo sein Antor als vorliegenden Werten den bezeichnenben Stempel und, abgesehen vom Inhalt, ben literarischen Werth, vor Allem ber jonischen Ibylle "Korfu".

flarem Auge, welchem feine Schönheit entgeht, geren Problemen vorbeigeht. Ich kann hier nicht

.Griechin und Beibin, ber gelehrten Tochter eines atheniensischen Sophisten, welche burch wunder= bare Schickalsstigung auf ben Thron von By-zanz gefommen ift. Nichts ift romanhafter als das Leben und die Geschichte; wir sinden es bier von Neuem bestätigt. Roch fesselnder wird bas individuelle Bild burch ben hintergrund: bie Antife finkt zusammen, bas Chriftenthum gewinnt an Macht, hat aber in fich felbst frürmische Kämpfe durchzumachen, welche alle l'eiden= schaften entfesseln. Wie der Berfaffer mundern auch wir uns, daß die Geftalt ber Athenais, noch von keinem Romanschreiber ber Gegenwart be Ceffolis "einen Predigermond zu Rheims"(!) beniligt worden ift; mehr zu vermindern ware ale angeblichen Verfaffer einer "Auleitung zum es, wenn es jett nicht geschähe, nachdem Gregorovius mit dem Ernft des Forschers und ber

versität Breblau. Zweiter Band. Mit 136 man eine eingehenbere Berückschötigung unserer Holzschnitten. Leipzig, S. Hirzel. 1880. beutschen Sammlungen mittelatterlicher Kriegs-Wir haben in dem Septemberhefte 1880, geräthe gewünscht.

Sp. 484, ben ersten Band bes mit bem uns &. hente vorliegenden zweiten abgeschlossenen Wertes besprochen. In bemfelben wird im Wefent= lichen bas Leben bes mittelalterlichen Ritters und seine triegerische Thätigkeit geschildert. Wir werben mit ben Leibes= und Baffenübungen, mit der Kleidung und Ruftung beffelben befannt gemacht; bann lefen wir von Rampf und Gieg, von Tournieren, Gottesfrieden, Zweikampf, Tortur und Tobesfirafen, von heerfahrt und Schlachtordnung, von ber Schifffahrt und ben Seefchlachten, ben Belagerungen und ihren Folgen, von der Behandlung der Gefangenen, bis wir schließlich ben alternden Ritter noch in seine Ruhe begleiten und seinem Sinscheiden aus diefer Welt beimohnen. Die Umstände des Todes, Beerdigung und Grab machen den Schluß, worauf ber Berfaffer fich noch einmal gurudwendet, um bem Berfall des Ritterthums und ber höfischen Runft einige Seiten zu widmen und ein Befammtbild ber höfischen Gesellschaft zu entwerfen.

Wir können bei biefem Schluftbande im Wesentlichen nur bas Urtheil wiederholen, welches wir über den ersten gefällt haben. Ein großer genligen zu lassen, der jett eine so große Rolle und wichtiger Abschnitt aus der mittelasterlichen in der Fenilletonistit einnimmt; er sucht das Cultungeschichte hat hier eine auf umsassender Leben mit objectiver Ruhe zu ersassen, tämpft, Belesenheit beruhende Behandlung erfahren und bas Bert tann bem großen gebilbeten Bublicum Gebanten, gegen wirtliche Diffitanbe. Es ift burchaus nur empfoblen werben. Damit foll natürlich, bag nicht alle 22 Stiggen gleichwerthig nicht gesagt sein, daß nicht auch ber Fachgelebrte find, daß gewisse Benbungen ju oft wieder-reiche Belehrung aus bemselben schöpfen könne, tehren (wie "mit heißem Bemühn" S. 106, 159, wenn die Darstellung auch vielsach an der Ober- 277), aber im Ganzen ist zu seben, daß der

auf bas fagenumwobene Giland. Bon Bomer baran benten, auf alles bas einzugeben, wo ich selbst hat Gregorovius die Kunst gelernt, mit von des Verfassers Ansicht abweiche oder seinen Worten zu schildern, ohne das geben zu wollen, Angaben entgegentreten muß. Um nur das eine mas fich nur mit Farbe und horm erkennbar ober andere gu vermerken, so verwechselt berfelbe gestalten läßt. "Athenaïs" ergählt uns das Leben einer steinen; die Blüthe der deutschen und französischen Runft im 12. und 13. Jahrhundert in erfter Linie auf bas höfische Leben gurudguführen, geht nicht an; biefe Vorstellung von der Sache ver= fennt bas Ueberwiegen bes religiöfen Clementes. Bum I. Banbe S. 419 muß u. A. nachgetragen werden, daß jett, mo feit 1876 van der Linde's großartige Leistung vorliegt, man boch für bas mittelalterliche Schachspiel nicht mehr auf bas gänglich antiquirte Werk von Magmann als auf bie Hauptquelle verweisen follte; bier ift ber Berfaffer offenbar schlecht zu Saufe, sonft hatte ihm ber unglückliche Sat S. 419 über Jacobus Schachspiel"(!) nicht in die Feber fommen tonnen.

Gänglich vermißt haben wir in dem Buche Feinflissische bes Dickers das psychische Gesige eine Darstellung des Verhältnisses der bössischen der Gestalt und die wirkenden Gegensätze der und ritterlichen Kreise zu von dem übrigen Ständen Zeit so lichtvoll dargelegt hat. Aber freilich, der mittelalterlichen Welt — zu Volt, Geistliche welcher Romanschriftseller möchte das Wert seit, König; ebensoweng erfährt der Eleser etwas von dem Gereinragen des silbischen Tementes so unvergleichlicher Weise gethan hat? qx. Das höfische Leben zur Zeit der zu berichten war. Bei dem Capitel ilder Bassen Minnefänger von Dr. Ulwin Schultz, und Ristungen des Mittelalters, bei welchem ord. Prosessor der Kunstgeschickte an der Uni- Biollet-le-Duc mit Recht benutzt wurde, hätte

Mit bem Bleiftift. Geschichten und Sfiggen bon Ferbinanb Groß. Leipzig,

Carl Reigner. 1881.

Unter ben jüngeren beutschen Feuilletonisten hat fich befonders ber Berfaffer Diefer Sammlung einen geachteten Ramen erworben. Es ift in ben letten Jahren gur Sitte, wenn nicht Unfitte, geworben, Auffahe, welche gumeift nur ein Intereffe fur ben Tag haben, gu bereinen und in Buchform auf ben Martt gu bringen; begreiflich, baß sich gegen berartige Sammlungen ein Mistrauen gebildet hat, unter welchem felbst fehr beachtenswerthe Arbeiten ju leiden haben. Die vorliegende Cammlung fann bagu beitragen, das ungunftige Vorurtheil zu brechen; fie ift bie beste von den dreien, welche F. Groß bis jetzt hat erscheinen lassen. Was den Autor vor Allem auszeichnet, ist die Liebe, mit welcher er selbst den fleinsten Stoffen gegenübertritt. Man fühlt, daß er fie nicht nur behandelt, um eine gewisse Zahl von Spalten zu sillen, sondern um irgend einas innerlich oder äußerlich Er-lebtes festzuhalten. Groß ist zu erust angelegt, um fich's an jenem flachen, wortspielenden Wige oft unter ber Daste beitern Scherges, für ernfte flache ber Dinge hangen bleibt und an schwieri- Berfasser nicht nur nach selbständigem Inhalt,

fondern auch nach eigener Prägung besselben behandelten Gegenstände die Borzilge eines strebt. Als besonders sein möchte ich die solgen- leichten, gefälligen und anschaulichen Stils, so den Arbeiten nennen: "Doppelte Schuld", "Der bedarf es nicht erst unserer Berischerung, daß Realismuss", "Shalespeare und die Frauen", das Buch eines ber unserhaltendien ist, die "Kirmeß in Briffiel". Die zweite der genannten man lesen tann. Die beiden zierlich ausschieden ber die ber genannten man lesen tann. Die beiden zierlich ausschieden bei Berischen bisten die bei ber gestateten Baube besselben der Do. und beiden ber bei ber gestateten Baube besselben der Do. und eingestreute Benierkungen, ein nicht gewöhnliches 11. Theil ber "Collection Spemann", zu beren Feingefühl in anheilschen Dingen; "bie Kirmeß" weiterer Empfehlung fie sicherlich viel beitragen verrath bedeutenbes Schilderungstalent. Gesammteinbrud bes Buches ift ein liebenswiirdiger - es erwedt ben Bunfc, ber feinbegabte Berfaffer moge fein Talent in einem größeren Werfe zeigen; bas Genre, welches er, wenn auch mit Geift und Empfindung pflegt, scheint uns zu klein für die Anlage bes Antors. o. Reife um die Parifer Welt. Bon Theophil Bolling. 2 Bande. Stuttgart,

23. Spemann. 1881. Es ist weniger eine Beltreise als ein behaglicher Spaziergang, zu dem der Berfaffer uns einladet. Und zwar führt er uns nicht die gewöhnliche Marschroute, wo Sehenswürdigfeit nungen das Wesentlichste aus: wir gelangen in seiner Begleitung in Kannner und Senat, in Theater und Salons, zu Victor Hugo und Alphosse Daubet, zu Josa und Labiche, Sarah Bernhardt und Coquelin und zu mand Einem, beffen Befanntschaft uns erft burch Bolling inter= effant wird. Biele biefer Berfonen hat ber Mutor, wie er berichtet, perfonlich gefannt und die Lebendigkeit ber Schilderung wird baburch erhöht, wobei wir jedoch, um Irrthilmer gu ver= meiben, anmerten wollen, bag ber berühmte Berfaffer bes "Numa Roumestan" nicht mehr "unfern ber Julifaule hauft", fondern weit braußen, bem Garten bes Luxembourg gegen= über. Was Herrn Zolling vor Allem nachgeruhmt werben muß, ift bie Bielfeitigfeit, um nicht zu fagen Bollftandigfeit feiner Darftellung; und in diesem Sinne mochte ber Titel feines Buches wiederum gerechtfertigt fein, es ift in ber That die Pariser Welt, nicht etwa nur ein Stud ober Abschnitt baraus, Die wir er-halten. Rein Theil Dieses in seinen Dimensionen und Funktionen ungeheuren Organismus wird außer Acht gelassen und auf allen Gebieten zeigt Herr Zolling, der als Fenilletonist der "Neuen Freien Presse." sechs Tahre lang in Paris gelebt hat, sich wohlbewandert. "Ich .ibernehme die volle Berantwortlichseit für dies Buch, das ein getreues und möglichft umfaffenbes Bilb bes materiellen und geiftigen Parifer Lebens unter ber britten Republif geben will", burchweg auf eigener Anschauung beruben; und baß, wo biefe nicht ausreichte ober schwieriges Detail zu bemeistern war, die zuverlässigsten Bande geht eine lange ergänzende Einleitung Schriftsteller, wie Tocqueville, Taine, Pelletan, voran, welche den im ersten Bande begonnenen Maxime du Camp, d'Haussouille, zu Rathe ge- Abrif der Beziehungen zwischen Belgien und dem zogen wurden. Bon gang besonderem Reig find beil. Stuhl feit 1830 vervollftandigt. bie Porträts berjenigen Manner, welche gegen- Blatter, in einem eben so feinen Stol geschrieben, wartig im Borbergrunde bes politischen Inter- wie die fruheren, beweisen, daß Gerr Frebe-

Der werden.

Thomas Carinie. Gin Lebensbilb und Goldtorner aus feinen Berten. Dargeftellt, ausgewählt, übertragen von Engen Oswalb von Heibelberg. Leipzig, W. Friedrich.

Mit löblichem Eifer und anerkennenswerther Belefenheit hat ber Berf. unternommen, uns die wesentlichen Züge von Carlyle's Charafter als Menfch und Schriftsteller vorzuführen und biefe Stigge burch eine Auswahl significanter Stellen aus feinen Schriften vervollständigt. Demjenigen, ber aus bem Studium ber letteren fich eine Aufgabe gemacht, wird bas fleine, hibsch ausgestattete Werf des herrn Engen Oswald faum sich an Sehenswilrbigkeit reiht, sondern er sucht eiwas Neues bringen, obwohl selbst ein Solcher mit gutem Bedacht aus der Fülle der Erschei- es nicht ohne Bergnügen durchblättern mag; es nicht ohne Bergnugen burchblättern mag; denn überall und in welcher Fassung immer man Carlyle begegnet und wieder begegnet, ist er interessant und zeigt der Betrachtung gleich= fam ein neues Beficht. 218 erfte Anleitung, um Carlyle fennen zu lernen und eine annabernde Schatzung feines Benins ju gewinnen, wird die vorliegende Schrift gute Dienste leiften. Ueber bie Beziehungen Carlyle's zur beutschen Literatur und Philosophie zu sprechen, mar der Berf., ein Deutscher, ber feit vielen Jahren in England lebt, gang besonders competent; und er bat diesen Theil seiner Arbeit durch mannigfache Streiflichter, welche bis in die unmittelbare Gegenwart fallen, recht gludlich belebt. — Das Wertchen hat in der englischen Presse bereits eine febr freundliche Aufnahme gefunden.

οτ. La Belgique et le Vatican. Documents et travaux legislatifs concernant la rupture des relations diplomatiques entre le Gouvernement belge et le Saint-Siège. Précédés d'un exposé historiques des rapports qui ont existé entre eux depuis 1830. Tome deuxième et troisième. Bruxelles, Bruylant-

Christophe & Cie. 1881.

Wir haben in einem früheren hefte ber "Nundschau" (1881, Band XXVI, S. 148 ff.) ben erften Band biefer wichtigen, von ber belgischen Regierung ausgehenden Bublication angezeigt. Der Minister ber Auswärtigen Ange-legenheiten, herr Frere-Orban, läßt sochen in Bruffel ben zweiten und britten Band biefer fagt ber Berfaffer, und mit gutem Fing. Denn Sammlung erscheinen, welche bestimmt ift, in man sieht sogleich, bag seine Mittheilungen fast klinftigen Zeiten von den Staatsmännern zu Rathe gezogen zu werben, wenn fie mit bem Batican in Difhelligfeiten tommen. Dem zweiten Salifet und Challenel-Lacour, der Atademier lamentsredner in Europa ift, sondern dag-Galifet und Chalenel-Lacour, der Atademier lamentsredner in Europa ift, sondern daß em Maitre Rousse und John Lemoinne, der Intran- auch als Schriftseller einen hohen Rang einssigenten 2c. Nimmt man zu der Actualität der nimmt.

Breslau, Eduard Trewendt.

Das nachtige Wert, welches eine Zusammen- los ich aber das Buch auch gibt, so sind darch, sind der Gesammtheit des heutigen Wissens doch eine Menge von Wahrbeiten enthalten, bezweck, schreicht in rußigem Verlaufe vorwärts. deren Verwerthung nicht nur sir Vressau allein Die Absidit der Herausgeber, wie des Verlegers, von Vortheil wäre. Man sühlt immer, daß ein aus sedem Whichnitte besselsen ein abgerundetes Idealist, welcher nicht, wie so mander ihm, nach ihm, und gleichzeitig erscheinenden Kritiker der Gegenwart, im Theater nichts mehr Verwertungen anderer Theile des großen Werkes, siedt als ein Untervaltungswittel, sondern Les Ansbruck. Zwar ist das lexicologisch angeordnete Handbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie in sciner 6. Lieferung erst beim Buchstaben C, Artifel Ctenophorae angelangt, boch ist bas in ihm niedergelegte Dlaterial so vielseitig, und es tritt ein so ausgeprägtes Bestreben nach Bollständigkeit bervor, der gebildete Leser sich leicht über dieselben bin= wegsetzen wirb. - Gin fehr erfreuliches Bild bietet bas Sandbuch ber Botanit, bas bis zu feiner 8. Lieferung gedieben, sowie bas Sandbuch der Mathematit, welches sich feiner Bollendung nähert und bereits die 10. Lieferung aufweift.

5. Gin Menschenalter Theater-Grinnerungen (1845-1880) von Max Rurnik.

Berlin, Otto Janke. 1882.

Der Berschijer war wie wenige Zeitgenossen vertraut mit bem beutschen Theater; wenn auch seine Warte nicht gerabe die höchste Deutsch-lands war, so trat doch fast jede Bishene-erscheinung mindestens einmal in seinen Gesichtsfreis. Das Buch ift feine Geschichte bes Breslauer Theaters, aber ein febr bankenswerther Beitrag gu einer folden und zugleich zu einer ber beutschen Bühne überhaupt, welche uns trot Devrient's bedeutsamem Werke noch immer fehlt. Da8 | Berzeichniß ber in biefen tagebuchartig geführten Erinnerungen besprochenen Perfonlichteiten läßt faum einen Ramen vermiffen, welcher mit bem beutschen Theater des Zeitraums in Berbindung fteht; Schauspieler und Sänger, wie beren weib= liche Berufsgenoffinnen und Dichter haben in Breslau, fei es als Anfänger ober auf der Höhe bes Ruhmes, ihre erften Berfuche gemacht ober bie Schwantungen bes Geschmads, ber Rich- Publicums.

2. Enchflopadie ber Naturwiffenschaften. tungen in barftellender Kunft und Poefie grundlich kennen zu lernen. So einfach und anspruch8= Das machtige Werk, welches eine Zusammen- los fich aber bas Buch auch gibt, so find barin seinen vollen Werth hat, als Zusammensassung auch als Pflauzstätte ebler Anregungen geachtet eines ganzen Zweiges der Naturwissenschaften, sehen möchte. Ich erwähne als bezeichnend nur gewinnt schon jeht einen vollendeten und klaren das Urtheil über Wilbrandt's "Arria und Meffalina". Wir können bas Buch unfern Lesern, welche für die Bühnenwelt Interesse haben, bestens empfehlen.

o. Mit Ablauf des Jahres 1881 hat das Magazin für die Literatur des Auslandes" seinen filmfzigsten Jahrgang beschlossen. Es war in Goethe's lettem Lebensiahr, 1832, daß die baf bei aller Rurge ber Gingelartitel eine ichnellere erfte Nummer biefes Blattes ericbien, welches an Körderung wohl kaum möglich erscheint. Die in das Wort unsres großen Dichters und Weisen ben anthropologischen Artifeln vielfach vorge- anknüpfte: "Wenn wir Deutschen nicht aus bem tragenen Jäger'schen Specialansichten vermögen engen Kreife unserer eigenen Umgebung hinausben gunftigen Gindruck taum zu truben, jumal blicken, fo fommen wir gar zu leicht in ben pedantischen Dünkel einer Ueberlegenheit, die in ber That nicht besteht; ich sehe mich baber gern bei fremben Nationen um und rathe Jedem, es auch feinerseits zu thun". Dem wilrdigen Begrunder bes "Magazins" Jofeph Lehmann, war es noch vergönnt, den vierzigsten Geburts= tag feiner Zeitschrift im Rreise feiner Mitarbeiter und Freunde zu feiern. Raum zwei Jahre fpater starb er, wohlbetagt und allverehrt. Eine Zeit= lang redigirte dann Dr. H. Homberger das "Magazin", und auch hier machte fich seine "Magazin" grundliche Literaturkenntniß, fein feiner Gefchmad und fein fünftlerischer Sinn bemerklich. Seitbem ift bas "Magazin", in neue Sanbe ilbergegangen und hat unter ber Leitung feines gegenwärtigen herausgebers, Dr. Chuard Engel's, eine burchgreifende Menderung erfahren. Mus bem "Magazin für die Literatur bes Auslandes" ift bas "Magazin für bie Literatur bes 3n= und Anslandes" (Leipzig, 28. Friedrich) geworden, b. h. neben ber ausländischen wird auch ber inländischen, beutschen Literatur ein breiter Raum ber Betrachtung gewährt; und ba Berr Engel auf bem einen wie dem andern Gebiete fich mit Leichtigkeit und Geschick bewegt, so hat fein Organ an Mannigfaltigfeit gewonnen, mas es etwa gegen früher von feinem ursprünglichen. Charafter verloren hat. Es greift unmittelbar gereifte Lorbeern geerntet. So ist's begreiflich, in die literarische Bewegung des Tages ein daß ein fein beobachtender Kritifer im Stande und entspricht badurch vielleicht mehr bem Bewar, eine Fulle von Ersahrungen ju maden, burfniß eines größeren, nicht bloß erclusiven

20. Neuigfeiten, weiche ber Redaction bis jum 20. Januar zugegangen, werzeichnen wir, näheres Ein-gegen nach Naum und Gelegenheit uns vortehaltend: Abler. — Beim Ruchuf. Launige goodseitige Walds-gelänge dom H. Mehre. Frankturt a. Mr. W. Geras.

Berühmtheiten, die, der Welt. Nach Stadt und Beruf geordnet und mit kurzen biographischen Notizen ver-sehen. Ein Vademecum für Jedermann. Leipzig, H. 1882.

Ellissen 1882. Seryblättigen's Lebenslauf. Das Gebet ber Multer. Johannes Oswald, ober Die Arbeit ift ein Segen Grzäßlungen für Kinder bon Amanda M. Plantönftein. Stuttgart, C. Greiner'ide Berlagsbuchbig.
Blantenitein. – Aurt's Hreund und Annöen's Munical Grzighlungen für Kinder von Amanda M. Plantenitein. stuttgart, C. Greiner'iche Berlagsburdburd.

buchhandlung.

Dunghatolung.
Mankenftein. – Albert's Sieg. Eine Erzählung für Kinder den Mandad M. Mankenftein. Stuttgart, G. Greiner'iche Berlagsbuchhölg.
Näfer. – Deutsglands Interese an der Erwerbung und Golonisation der nordoritantischen Küften Tuits und Tribolis in leiner großen Bedeutung zumal hinschiftlich der handelspolitischen und gewerblichen Weitellung in der Wiesen Mit Gorten rightingen beseindiet von C.H. Alfre. Mit 2 Karten. Bertin, I. Bohne. 1882. Holge. – Claube und Werglaube in der neueren Laturwijfenigaft. Bon Dr. Heinrich Bolze. Danzig,

1882.

Frg. Art. 1882.
Prandhorn. — Leuer Bertenkranz deutschier Edwirtsteller in Boeie und Profa. Gedammelt von Cife Aranhornt. 1. Sammlung. Hannover, A. Weichelt. Brechm's Thierteben. Chromd's Anisgade. Mit 170 Lafeln in Farbendruf, unter Veitung ber Zoologen. Girtanner. Prof. Dr. Klunginger, Prof. Dr. O. Schmidt und Prof. Dr. Lathenberg nach dem Leben ausgeführt dem Aller Olof Anister. 1882.
Prochauf. Bibliographitides Antitut. 1882.
Prochauf Conversations-Exeriton. Treizehnte vollftändig umgeardeitete Aufläge. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Taefen und im Texte. Der Kellen. Aufmos.—Amphibialze. Beipzig, F. A. Proffhaus. 1882.

1882

Suchner. — Ferdinand Freitigrath, Gin Dichterleben in Briefen. Bon Wilhelm Buchner. Afg. 9—12. Ladr. M. Schauenburg. 1882.

Chailin. — Jan Lande ber Mitternachts-Sonne. Sommer- und Winterreifen durch Norwegen und Schweben, Laphtand und Nord-Finnland. Rach Baul V. Du Haillu frei überfelt den E. helms. Witt 48 Konditdern und 200 halfdwitten im Text. Mit einer großen Anficht von Stockholm und Karte. Leg. 3—5. Brestan, Kred. hirt Cohn.

Curtius. — Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge dom Ernft Curtius. 2. Bb. Bertin, Wilfs, Derk. 1882.

Reben und Dortseng Berlin, Wish, Herh. 1882. ahn. – Stalden Kunft. Schauspiel in 3 Aufzügen ahn. – Stalden Kunft. Schauspiel in 3 Aufzügen

Dahn. — Stalden Kunst. Schauspiel in 3 Aufgügen bon Heitz Dahn. Leidzig, Weitlods & Hartel. 1882. Ehrlich. — Die Musik - Aeskhetk in ihrer Entwickelung von Kant die Gegenwart. Ein Grundriss von H. Ehrlich. Leipzig, F. E. C. Leuckart. 1881. Gründungen, die, der neuesten Zeit. Iwanzig zuder einhultrieler Hortschart. Her Weitlausstellungen. Mit besonderer Rückfich auf Patentausstellungen. Mit besonderer Rückfich auf Patentausstellungen. Mit des Kuntindustrie. Unter Mitivorkung den Angenieuren des E. Patentamies und anderen Fachmännern. Derausgegeben von Dr. E. dan Muspern und Heitzigen Legatungsber der Auftrickhen Teget-Abbildungen und Kunstbeitagen. Ergänzungsband zur Arabt-Ausgabe dem Buch der Ersthulungen, Gewerde und Industrien. Heit 2-4. Leidzig, D. Spanner.

- Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst, ihrer Erfindung durch Johann Gutenberg und ihrer technischen Entwickelung dis zur Gegenwart. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Ton-druck, 12 Beilagen und 300 in den Text gedruckten Illustrationen, Schriftseichen und Schriftsproben. Lfg. 2-5. Wien, A. Hartleben's Verlag. Fontante. Bundberungen durch die Mart Branden-burg. Vierter Tieft. Spreeland. Beesfow, Sctorfow und Banntin-Setfow. Bon Theodor Fontane. Bettin, Withelm hert Gesferiche Buchhandlung). 1882. Frantfin. Bentjamin Frantfin. Sein Reben, von ihm felhft befärieben. Mit Borwort von Berthold Muerbach und Sinderlung den Friedrich Aupt. Bertin, U. B. Auff. Bertin, W. B. Auerbach. 1882. Freund. — Texte und Glosson. Resultate kritischer ihrer technischen Entwickelung bis zur Gegenwart

Berlin, M. B. Muerbach. 1882. reund. — Texto und Glosson. Resultate kritischer Gänge durch politische und unpolitische Gebiete mit

besonderer Rücksicht auf socialpsychiatrische Phänomene. I. Parteiwesen, Tagespresse und Justiz im Spiegel deutscher Gegenwart. H. Nachworte zur Signatur der Zeit. Von I. Verlags-Magazin. 1881. Dr. Leonhard Freund. Zürich.

Verings-viggam. 1993.
Erichichte, Allgemeine, in Einzel Darftellungen.
Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Meg. Brüchere, Felix Dahn, 206, Dümighen 2c. 2c. herausgegeben von Eilhelm Onden, 38.—48. Ubthla. Berlin,

gebeit von Atthetin Inden. 33.—45. Abthla. Berlin. G. Crote'ich Berlagsbuchhile. 1881.
Gewerbehalle. Draan für den Foorfdritt in allen Jweigen ber Kuntinultrie. unter Meiweitung bewährter Frachmanner redigirt von Aubuig Eifenlopt und Garl Meigle, Ardieteten in Euttgart. 20. Jahrg. Deft 1. Stuttgart, 3. Engelhorn. 1882.
Siacomelli. — Idelle aus der Bogetwelt. Achtgehn Driginalzichnungen von Saute Grannen von Julius Euren. Bentheichungen von Aubt Franz. Siutzukart, Deutsche Wertags-Anstalt (vormals Edward Aberger).
Seiberg. — Acht Vovellen von Hermann Feiberg. Leidig. W. Kriebrich.

(bormals Eviard Hallberger).

keiberg. – Ucht Rovellen von Hermann Heiberg.

keipzig. W. Friedrich.

keipzig. W. Friedrich.

keingarten. Eine Monatsfchrift gegründet und geleitet

bon P. K. Koiegger. VI. Jahrg. Heft 4. Jänner.

1882. Erzg. Leptam-Lofefstbal.

keinze. – Hungarica. Eine Untlagelchrift. Won Dr.

Rubolf Heinze. Orbentl. Wrofelfor ber Meche a. b.

Univ. Heibelberg. Großt. Bad. Geheimrath, Königl.

Säch. Geh. Hortauf. Freiburg. W. und Täbingen.

Adabem. Verlagsbuchholg. von I. S. B. Wohr. 1882.

Keft. – Erreifzigs burch bie Kantu. Populäre-wiffenjögettliche Schilberungen von Dr. W. Heigel.

Weichelt.

mine bon Hillern. Berlin, A. Dunder, Kgl. Hof-Sillern. budhaudlung. 1882. Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen, Lfg. 33—39. Leipzig, H. Schmidt & C. Ginther. 1881. Dill. — Dichtungen eines Biälzischen Boeten. Bon Johannes Hill. Setyzig, C. Beigner. Humboldt. Bonatsichrift für die gelammten Katur-voissenschaften. Herausgegeben von Dr. G. Krebs. 1. Jahrg. 1. Hest. Januar 1882. Stuttgart, Ferb. Guste

onne. Jonas. — Chriftian Gottfried Körner. Biographische Rachticken über ihn und fein Haus. Aus den Quellen zusammengestellt bon Dr. Frig Jonas. Berlin, Weidmann'iche Buchblog. 1882.
3ugend, Deutsche. Ilustrite Jugend- und Familienbibliothef. Derausgegeben bon Julius Kohmeher. Künftlerischer Start Pletig. 18. Band. Leipzig,

Kümflerischer Letter Oscar Pletsch. 18. Band. Metpass. Aufhons Dürr. 1881.
Kielland. — Else, Eine Weihnachtsgeschichte von Alexander J. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Capitain C. von Sarauw. Berlin, A. B. Auerbach. 1882.
Klein & Thomé. — Die Erbe und ihr organischen Geben. Ein geographische Haub und der Schen. Ein geographische Haub und Dr. Thome: Seitenstüd zu d. D. Sellwald's Erbe und ihre Böller. Leg. 54-57. (Schlüß des Wertes.)
Sinthaut W. Semenn.

Sinttgart, M. Speniann.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung
der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud.

Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 9. 10. Leipzig.

Kleinpaul. Mit 869 Illustrationen. Lig. 9. 10. Leipzig. H. Schmidt & C. Günther, 1881.
Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzeinten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Auß. Lig. 22, 28. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.
Kunst und Gewerbe. Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom Bayerischen Gewerbennseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto von Schorn, XV. Jahrg. 1891. Heft 1—12. Diezyn als Beiblott: Dirthefeitungen be Baytrifene Gemerbe-Buleiums zu Rütunberg. Rebigirt von Dr. Otto von Schorn. VIII. Jahrg. 1891. Rt. 1—24. Rütunberg. G. B. 3. Bieling (G. Diet).
Zajarus. — Das Eeben ber Geele im Monographien über feine Gefgeitungen und Gefege bon Prof. Dr. M. Zajarus. Smelte, erweitert und bernehrte Unfage. 3. Band. Berfin, Ferb. Dümmler & Berlagsbudipanblung.

fage. I. Band. Bertin, zierd. Dunmier's vertage-buchandbung. 1822. Leizuer. — Unier Zahrbundert. Ein Gefammtbild der wicktigfien Erfeinungen auf dem Gebiete der Ge-dichte, Kunft, Wissemhaft und Industrie der Ren-zett. Bom Olfto don Leizuer. Mit zahlreichen Ihre prationen. Hg. a.3.36. Sintligant, 3. Engelhorn. 1881. Ludolf. — Der Spracher- und Völferfampf in Ungarn. Ein Verchift- und Adhinvort an das beutzige Volt bon Karl Ludolf. Leipig, O. Muhe. 1-82.

ariano. — Das jetzige Papstthum und der Socialismus. | Von Raffaele Mariano. Berlin, R. Wilhelmi. 1882. Mariano.

Meitzen. — Das deutsche Haus in seinen volksthimlichen Formen. Belufs Ermittelungen über die Geographie und geschichtliche Verbreitung besprochen auf dem Geographen-Tage zu Berlin von August Meitzen. Mit einer Kartenskizze und 6 Tafeln Abbildungen. Berlin, Dietr. 1882. Reimer.

Neimer. 1882.
Metternich, — Aus Metternich's nachgelassenn Papieren. deraußgegeben von dem Sohne des Staatskansten Frühlen Richard Metternich, Blünneburg. Geordnet und pulammengestellt von Alfons d. Klinfodsström. Autoritiet deutsche Original Ausgade. S. Band. Wien, W. Braumüller, t. t. Hof- und Unid. "uchholz, 1882.
Moldenhauer. — Das Weltass und seine Entwicklung.

Darlegung der neufen Ergebniffe der fosmologiächen Forjdung der neufen Ergebniffe der fosmologiächen Forjdung den E. F. Molbenhauer. L.J. 2. 3. Köln, E. D. Maher. 1892 Müller Köpen. – Fluss- und Eisenbahnkorte

üller-Köpen. - Fluss- und Eisenbahnkarte vom Deutschen Reich. Specialabdruck in 8 Farben. (Die Müller-Kopen. — Fluss- und Eisenbahnkarte von Deutschen Reich. Specialabdruck in 8 Farben. (Die Provinzen sind durch fardige Flächen deutlich nervorgehoben). Entworfen und geseichnet nach amtlichen Quellen von Müller-Köpen. Ingenieur und Regierungs-Keldmesser, Berlin, Selbstverlag des Verfassers.
Wufter altitalienischer Leinenftieferei. — 1 Sammlung. Gesammelt und berausgegeben den Frieda Litheren und geseinen der Verling Verling und Lereichung. Iss. Vovellenbung, Italienisches. Uedersehungen der Hondelbung, Italienisches. Uedersehungen der Hondelbung, Italienisches. Uedersehungen der Hondelbung, Italienisches Ledersehungen der Hondelbung. Stellmann. Mit einer Einleitung den Auflus Hande und Konnad Leimann. Mit einer Einleitung der Von Richard Oberländer. — Fremde Völker. Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt von Richard Oberländer. Mit mehr als 200 Text-Illustrationen. Lifg. 8.4. Leipzig, Jul. Klinkhardt. 1881.
Bhilantstrop, der. Zeitschrift für die gefammten Weitzehungen auf dem daritativen Gediete, sitzt Webplithätigfeit und Armenpflege. Derausgegeben den Der Derentpard Deflein. 1882. Met Ayriedrisch, hagen dei Berlin, Expedition des Mitjantsprop. Reissmann. — Handlenkon der Tonkunst. Herausgegeben von Dr. August Reissmann. Lifg. 12—20. Iterlin, R. Oppenheim. 1882.
Richter. — Bitder aus der bentschen Auflurgeschichte den Albert Kichter. I. Band. I. 18 g., 2. Häfte. 2. Ag., Reitbig, Rr. Brandlieter.
Michter. — Wus der Welflaß Beiner Beziehungen.—II. Der junge Werther in Wien und Weitlenheim-Rechberg (aus dem Ellaß) 1599—1673. Ein Charaterbild aus bewegter zeit. Bon Dr. Keinig Moglin, Königl. Divisions-Kfarrer. Mit zwei Photographien. Ernschung. R. Schult & Co. 1881.
Michtert. — Friedrich Mintert's Gefammelte Werfe. Heue billige Unsgade. Efg. 5—11. Frantfurt a. M., 3. Sauerländer's Berlag. Provinzen sind durch farbige Flächen deutlich hervor-

New billige Ausgabe. Cfg. 5–11. Frantfurt a. M., J. D. Sauerländer's Berlag.
Aundichau, Deutsche, sir Geographie und Sciujitit. Unter Mitwirkung berdorragender Hochmänner beransgegeben von Krof. Dr. Karl Arendis in München. IV. John, Seft 4 Wien, U. Karlteben. 1882.
Sammlung gemeinmistiger Vorträge. Herveitung gemeinwiltziger Kenntuisse und Kerbreitung gemeinwiltziger Kenntuisse und Keben. Bon Poolesso Dr. Helt Dahn. Krag. Ar. 71. Das Meid im altgermanischen Recht und Leben. Bon Poolesso Dr. Helt Dahn. Krag. 1882.
Sammlung gemeinwerskabiliger wissenschaftliger Vorträge. Hernsgegeben von And. Victoria und Vorträge. Hernsgegeben von And. Victoria und Vorträge. Hernsgegeben von And. Victoria und Vorträgenderi. Auf Gerie. Het Son Hage Marggraff, Ingenieur. — Het Stl. Die Einnberinchien der Geschlingsschaftlicher Vorträge. Peransgegeben von Vorträge. Peransgegeben von Baul Eraf Balberiee. Ar. 31/82. Ueber den Stand der öffentlichen Multhflege in Deutschlichen. Bon Hernschlichen Multhflege in Leuitschab. Bon Hernschaftlichen Multhflege in Krichengefanges. Bon H. A. Költlin. — Rr. 35/36. Berliog und seine

Harolb-Symphonie. Bon Franz Lifzt. Deutsch bear-beitet von E. Kamann. Leipzig, Breitkops & Härtel.

Sänger aus helbetiens Gauen. Album beutsch-ichwei-zerischer Dichtungen der Gegenwart. Aus Original-beiträgen zusammengestellt und herausgegeben von Ernst geller. Reue Ausgabe. Bern, B. F. Haller.

Schandorbh. — Ohne innern halt. (Uden Midtpunkt). Erzählung bon S. Schandorph. Aus bem Dänifchen bon J. D. Ziegeler. 2. Auft. Bremen, H. Hicker. 1881.

Schaubühne, die dentsche. Organ für Theater, Musit, Kunst, Literatur und föciales Leben. Heraus-gegeben von Martin Verels. 23. Jahrg. 1882. Se-paratheft. Frankfurt a. M., Expedition der beutschen Schaubühne.

Schaubithne.

Schmitdt. — Der Leonhardsritt. Lebensbild aus dem baperischen Hochtande von Maximitian Schmidt. Bertin, A. Hochtande von Maximitian Schmidt. Bertin, A. Hochtande Lebenschen Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Von Wilibald von Schulenburg. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchh, 1882.

Schweiger-Lerchenfeld. — Griechenland in Wort und Rid Eine Schilderung des Ullevischen Körterischen.

Bild. Eine Schilderung des Hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illu-strationen. Lfg. 1. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Isbz. — Deutsche Dickter und Denker. Geschichte ber beutschen Literatur mit Brobensammlung zu ber-selben. Für Schule und Hauß bearbeitet bon Dr. Friedrich Sehrbald. Zweite durchauß umgeardeitete Auflage. 1. Ufg. 2. Lig. I. Abth. Altenburg, D.

Ruffage. 1. Afg. 2. Afg. I. Abth. Altenburg, D. Boude. 1881.

Semmig. — Die französische Schweiz und Savoyen. Ihre Geschichte und Litteratur, Kunst und Landschaft. Auszügen aus den einheimischen Schriftstellern (Choix de lectures françaises). Von Professor Dr. Hermann Semmig. Lfg. 1. 2. Zürich, Trüb'sche Buchhandig. Semmig. Lfg. 1. 2.

Stavenow. — Schöne Geister. Künftler-Robellen und Stiggen von Bernhard Stavenow. 3. Auft. Bremen, H. hifcher. 1881.

h. Fisher. 1881. Teintsch — Schwarzburg. historische Erzählung aus dem Siebendurger Schliedlande. Bon Traugott Teutsch. Lig. 4. 6. 7, Kronstadt, H. Dregnandt.

Teweles. — Die Schauspielerin. Schauspiel in bier Acten bon heinrich Teweles. Brag, H. Dominicus.

Universal-Bibliothet. Ar. 1540. Der Hellseher ober

Universal-Villiothef. Ar. 1840. Der hellseher ober Bilder aus Norwegen. Bon Jonas Lie. Aus dem Norwegischen bon Wilhelm Lange. Bom Werfasser autwriffrte Nederschung. Teinzig, Bh. Neclam inn. Universal-Legison der Kochtunft. Wörterbuch aller in der öftrgertiden und feinen Klüde und derfanst bortommenden Speisen und Getränke, deven Katurgefälichte, Zudereitung, Eskundheitsberth und Derfällichung. Iweite, debeutend dermehrte und bervorsiete Auflage. Efg. 7—12. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Berbrugghe. — Reisen und Jagben in Nord-Amerika bon Louis und Georges Berbrugghe. Autorifirte Lebersehung bon H. Schubert. Bremen, H. Fischer.

Eine Prager Sage von Hans Der Golem. Walter. Wien, L. Rosner. 1882. Wohln steuern wir im deutschen Reich? Ein Entweder-

Oder für den deutschen Liberalismus. Basel, B. Schwabe.

1882
1801f. — Der neue Universitätsdau in Wien. Eine historische Studie dom G. Wolf. Wien, U. Hölber, E. dofen. Univ.-Buch). 1882.
2etz und Trectfragen, deutsche Frankliche zur Kenntnis der Esgenwart. In Verdindung mit Prof. Dr. Kludhohn, Redacteur A. Lammers z. derausgegeben dom Franz deutsche Aummers z. derausgegeben dem Franz deutsche Ernen der Vordameritänischen Sonnurren im id der Westenuropätigen Landwirtsjägät. Von Arof. Dr. deig. Berlin, E. Dadet. 1881.
2eitschrift, historische Derausgegeben dom Deinrich den Hobel. Jahrgang 1882. Peft 1. Münden, R. Olbenbourg. 1882.

Berlag von Gebrüder Baetel in Berlin. Drud ber Bierer'ichen hofbuchdruderei in Altenburg, Für die Redaction verantwortlich: Glwin Bactel in Berlin.

Unberechtigter Rachorud aus dem Inhalt diefer Zeitschrift untersagt. Uebersehungerechte vorbehalten.

Die Unverstandene auf dem Dorfe.

Novelle

nad

Marie von Ebner - Efchenbach.

VII.

Wie ein Familienunglück wurde der Tod des Grooms, der das Opfer einer übermüthigen Laune seines Herrn geworden war, im Schlosse betrauert. Man ehrte sein Andenken in jeder Weise. Der Fürst ließ ihm ein Monument auf das Grab seigen mit der Inschrift "Der Treue" und zu gleicher Zeit ergingen aus der Cabinetskanzlei zwei Besehle. Der eine an das Kentamt: "Die von Sr. Durchlaucht Head-groom, Peter Walter, hinterlassenen Schulden sind sofort zu bezahlen." Der andere an die Hausverwaltung: "Die von Sr. Durchlaucht Head-groom, Peter Walter, hinterlassene Itung: "Die von Sr. Durchlaucht Head-groom, Peter Walter, hinterlassene Wittwe ist soson in die jeho vacante Stelle der hochsürstlichen Wäschmeisterin zu übernehmen."

Die letzte Entschließung erregte im Orte eine Gährung, die sogar von dem sonst unerschrockenen Herrn Kanzleirath als an das Bedenkliche streisend bezeichnet wurde. In den Augen sast aller Frauen schrumpste die respekteinsstößende Frau Marie Walter plöglich zum kleinen Mariechen Lakomy zusammen. Sie wurde mit einem Rucke in die Kinderschuhe zurückgestellt, und nahm sich in dieser Versassung nicht besser aus als eine Caricatur dessen, wosür sie gelten sollte: die Vertreterin eines der wichtigsten und bestbesoldeten Aemter im fürst-

lichen Saushalte.

Es gehörte damals viel Charakterstärke dazu, um ihr nicht aus dem Wege zu gehen, so tief war sie durch ihre Erhöhung in der Meinung ihrer Mitbürger gesunken. Der Neid hatte über Nacht die wunderlichsten Berleumdungen ausgebrütet und sie durchzogen die Lust in dichten Schwärmen. Jeder Argwöhnische schwörmen auf eine andere; die Wohlwollenden aber, die sich nicht entschließen konnten an eine derselben zu glauben — glaubten an alle. Man erinnerte sich, wie oft es geheißen, wie oft Josepha triumphirend verkündet hatte. Walter verbanke sein Verbleiben im Dienste einzig und allein den Fürbitten seiner Frau. Neber die Natur dieser Fürbitten war man nun im Keinen. Nur die Berson,

an welche fie sich gerichtet hatten, blieb eine Zeitlang problematisch. Nach einigem Hin= und Herschwanken schoß plöhlich der Berdacht gleich einem Geier auf das unschuldigste Haupt nieder und krallte sich daran sest. Ach, es war das edle, greise, perrückengeschmückte Haupt des Herrn Kanzleiraths!

Der Kanzleirath hatte den Vortrag beim Fürsten, sein Einfluß war unbegrenzt. Wenn er ihn bisher nie zu Gunsten seiner eigenen Interessen ausgebeutet hatte, wußte er sich jetzt mit einem Mal schadlos dafür zu halten, der alte Fuchs. So lautete im großen Ganzen das Urtheil der Menge, und die guten Freunde, die dazu da sind, um den Leuten zu sagen, was ihre Feinde von ihnen denken, brachten es den Opfern der öffentlichen Meinung zur Kenntniß. Die alte Josepha verlor beinahe den Verstand darüber. Sie, die Friedsertige, erstlärte der ganzen Welt den Krieg und meinte die Kechtsertigung Mariens durch sanatische Lobpreisungen ihrer Einzigen bewerkstelligen zu können.

Sie machte auf diese Art das Schlimme nur schlimmer.

Ihrerseits trug die Frau Wäschmeisterin nichts dazu bei, die allgemeine Mißgunft zu vermindern und wenigstens Einzelne aus dem großen Publicum zu gewinnen. Sie vereiste immer mehr, zog die Oberlippe immer verächtlicher in die Höhe und bemitleidete schweigend "die liebe gute Mutter", die sich vermaß die Berleumdung nieder reden zu wollen.

Ihres Amtes waltete Marie mit großartiger Umsicht. Sie ging langsam durch die Waschküche und die Plättstuben; das Schlüsselbund an ihrem Gürtel klierte und begleitete ihre Schritte, wie die eines antiken Feldherrn, mit Erzestlang. Ihre Augen waren falkenscharf für das kleinste Versehen der Mägde. Wenn sie lobte, geschah es wehmüthig, und nie ohne sich selbst mitzuloben.

"Haft Du das endlich von mir gelernt, Ursula? — Folgst Du endlich meinem Beisviel, Cordula?"

Wenn fie tadelte, geschah es schmerzlich, mit einem schwermüthigen Aussbruck in den wundervollen Augen:

"Wie kann man ein Tischtuch so zusammenlegen, Beronica? — Gott im Himmel! Gin Riß in einer der neuen Servietten, Katherzenka!"

Sie ging von hinnen, gekränkt in ihren besten Empfindungen, bestärkt in ihren heiligsten Ueberzeugungen, und betrauerte in der Nachlässigkeit dieser Magd den Mangel an Pflichtgefühl der gesammten heutigen Jugend.

Die leichtsinnigen Wäschermädchen kicherten hinter ihr her. Echte Kinder der Neuzeit, trugen sie Köpfe auf ihren Schultern, denen das Organ der Ehrerbietung sehlte.

"Die treibt's heute wieder!"

"Wegen einer dummen Serviette!"

"Als ob die Herrschaft sich keine neue kaufen könnt'!"

"Nein, die Kränkung! Sie hätte bald geweint," sagte Veronica, ein derbes, übermüthiges Ding mit breitem Gesicht und Wangen so roth und glänzend wie Himbeeräpfel.

"Ach. was!" entgegnete die kleine Ursula, die Seniorin der Gesellschaft, "sie wird sich schon trösten, ein Küßchen des Herrn Kanzleiraths wird sie trösten."

Alle lachten und Alle erklärten und betheuerten, daß fie viel lieber ihr

lebenlang einfache Taglöhnerinnen bleiben, als fich den Reichthum einer Pringestin erkaufen wollten um den Preis eines Rugchens vom Herrn Kangleirath.

Die gedankenlosen Kinder ahnten nicht, welches Unheil ihre Reden ftisteten. Ihre frevelhaften Reden, die, einmal hinausgestoßen in das unendliche Bereich des Schalles, immer weitere Ninge bildeten, einen immer größeren Kreis umspannten, bis sie endlich in den des Mannes gelangten, dem sie eine unheilbare Wunde schlagen sollten — des Kanzleiraths.

Er feierte eben eine Weihestunde. Er falzte mit eigenen, tabakgebräunten Fingern die Foliobogen seiner, auf dem Wege der Lithographie in fünsundzwanzig Cremplaren reproducirten "Darstellung der Rechtsverhältnisse des vor-

mals reichsftändischen Saufes Berburg".

"Es scheint eine Arbeit, Folteneck," sagte er zu seinem Schreiber, "aber es ist eine große. Welche Mühe es mich gekostet hat, actenmäßig sestzustellen, daß Wilhelm Franz Johann, nicht wie bisher ausgemacht schien, Unno 1483, sondern schon 1481 die allodiale Grasschaft Scheer Kaiser und Reich zu Lehen auftrug und solches in ein Kunkel-Lehen verwandelte — das kann ein Gründling, wie Sie, sich nicht vorstellen."

Der "Gründling", der dreißig Jahre alt war, und in Folge seiner sitzenden Lebensweise an chronischer Gelbsucht litt, entgegnete gistig, daß er sehr wohl im Stande sei, die "beregte" Mühe zu ermessen, um so mehr als er an derselben participirt habe. Uebrigens stelle er, mit Rücksicht auf das Recht, das er durch diese Mühe sich erworben zu haben glaube, den Antrag: ein Cremplar der "Darstellung" 2c., dem Wäschdepot zuzutheilen, aber nicht als Lehen, sondern als eine ewige Inhabung.

"Und! Und! Und!" fiel ihm der Schreiber in's Wort, der beide Beine mit einer unnachahmlichen Kunst um die Füße seines Sessels geslochten hatte, und sich vor Bosheit zuckend hin und her wiegte.

"Und — was?" fragte der Rangleirath.

"Und der anderen Maria," entgegnete mit nervösem Gelächter Herr Folteneck. Sein Vorgesetzter verlangte eine Erklärung, ein Wort gab das andere und so erfuhr der alte, höchst empfindliche Chrenmann die schamlosen Gerüchte, die seinen reinen Namen besleckten.

Er sank zusammen unter ihrer erdrückenden Bucht, und es dauerte lange, bevor er die Kraft aufbrachte, mit gebrochener Stimme zu sagen:

"Gehen Sie, Folteneck — Zulukaffer! Sie haben ein vergiftetes Meffer in die Brust Ihres Freundes, ich darf sagen, Ihres Wohlthäters gestoßen. Gehen Sie, rusen Sie mir meine Frau."

Folteneck ging und fuhlte sich zerfallener benn je mit fich selbst. Er wäre vielleicht ein guter Mensch geworden, wenn er täglich brei Stunden Bewegung hatte machen können.

Der Kangleirath verließ das Amt, geftutt auf feine Gemablin, und begab

fich, von ihr begleitet, jum Burften.

"Durchlaucht," sprach er, "man hat meiner oft gespottet, weil ich viel eifriger beflissen war, einem seit Jahrhunderten in Gott ruhenden Herburg Anfeben zu verschaffen, als meiner eigenen geringen, aber lebendigen Berfon. 3ch habe mich darüber hinweg gesett. Jett jedoch geht man weiter, als ich mich setzen kann. Man bringt meinen Namen in Berbindung mit dem einer hubschen Frau; das ist schändlich, und das lasse ich mir nicht gefallen. Ob ich je nach einer hubschen Frau gefragt, mich je nach einer folden umgesehen habe, dafür bürgt meine hier anwesende Gemahlin."

Der Fürst, eine hohe Gestalt, noch jugendlich und schon etwas kahl, stemmte beide Hande in die Seiten, suchte ein überaus freundliches Lächeln zu verbeißen, fah über den Kopf des Kangleiraths jum Fenfter hinaus, und fragte mas diefer eigentlich wolle?

"Meine Unbescholtenheit, Durchlaucht! geben mir Durchlaucht meine Unbefcholtenheit wieder!" entgegnete der Alte, zitternd vor Schmerz und Grimm.

Er wurde mit einer ausweichenden Antwort entlassen. Im Laufe des Tages jedoch ließ der Fürst den Herrn Dechant rufen, und warf ihm die Berwahrlosung seiner Gemeinde vor, die fich tein Gewiffen daraus machte, dem Besten - "ohne Frage Besten!" ihrer Mitglieder durch gang elende und unbegründete Nachreden das Leben zu vergällen.

Die Rahe des geiftlichen Herrn hatte immer etwas Aufregendes für den Fürsten. Der Dechant war ein Mann wie ein Baum, und der einzige auf dem Bute, der den Ropf nicht tiefer vor Gr. Durchlaucht fentte, als die ftrenge Höflichkeit erforderte. Wenn das Gespräch auch noch so friedlich begonnen hatte, es endete von Seite des Fürsten immer im gereizten Tone. So sagte er denn auch dieses Mal lauter und schärfer, als ihm felbst lieb war, einiges von "lauer Seelforge" und von "unchriftlicher Gefinnung der driftlichen Gemeinde".

Der Dechant fah ihm dabei unverwandt in die Augen und half mit einem ober dem andern Worte aus, wenn Se. Durchlaucht ftockten. Als dieje schwiegen, erwiderte der Priefter ruhig, er halte die Demüthigung, die den gelehrten und

freigeistigen Rangleirath betroffen habe, für eine Zulaffung Gottes.

"Ich will ihn ermahnen fie in Ergebung zu tragen," schloß er. "Die verleumderische Gemeinde aber verdient jedenfalls eine kernige Burechtweisung und diese werde ich ihr in der nächsten Sonntagspredigt ertheilen."

VIII.

Sonnabend war's, ein gar feiner Decembermorgen, acht Wochen nach dem Tode Walters, und eine vor dem holden Chriftfeft, dem Tag Adam und Eva's, der über das Wetter für den Reft des Jahres entscheibet.

Vor Sonnenaufgang hatte Marie fich aufgemacht, um zu einer Kranken zu wandern. Es war dies eine alte, einst als here verschrieene, jett halb blode Bettlerin. Die Abwartung des verwahrloften Weibes koftete der Reinlichkeits= schwärmerin Marie nicht wenig Selbstüberwindung. Aber fie hatte fich die Laft aufgebürdet und trug fie wacker und treu. Nicht aus Chriftenliebe, fondern

aus Christenpflicht; wohl auch ein wenig aus Widerspruchsgeist und Trotz gegen die Dummheit und den Aberglauben, die sich in der allgemeinen Bervehmung eines hilflosen und armseligen Geschöpfes äußerten.

Der wieder für einen Tag gelöften Aufgabe froh, begab sich Maxie auf den Heimweg. Sie trat rasch aus der dunkeln Hütte, mußte aber plöglich stehen bleiben und die Hände an die geblendeten Augen drücken.

Während sie da drinnen geweilt, hatte sich das unendliche Grau, das noch kurz zuvor die Welt umhüllte, in ein schimmerndes Weiß verwandelt. Die Sonne war aufgegangen am Rand der schneebedeckten Ebene, gar nicht so weit schien's vom Ende der langen und breiten Dorfgasse. — Marie besann sich, wie oft sie als Kind, an dieser selben Stelle, in dieser selben Weihnachtszeit gedacht hatte: Uch, wenn Gines nur recht laufen dürst'! jeht wo der Schnee eine Brücke spannt über Berg und Thal, gleich wäre es dort, und spränge mitten in die Sonne hinein, und stände da von ihrem Purpur umwallt und von einem Strahlenkranz, schöner als der Wuttergottes.

Warst ein hoffärtiges Kind — flog es ihr durch den Sinn, strafbar hoffärtig. Aber so arg treibt es eben nur ein Kind. Später wird man bescheidener. — Wird man?

Mariens Kopf senkte sich in verworrenen Gedanken, die einem Gesühl der Anbetung entsprangen vor jener Lichtspenderin, die beide verklärte: den reinen Himmel, und die unlautere Erde. So wunderbar verklärte, daß es keine sichtbare Grenze mehr zwischen ihnen gab. Die Sonne gehört wohl nicht zu den Wesen, die immer nur scheiden und unterscheiden wollen; sie gleicht hier die Unterschiede aus. Wer könnte sagen, ob der goldige Streisen, auf den Mariens Blick sich heftet, noch den Schnee der Ebene oder schon das Gewölk des Himmels säumt?

Ja — so thut die Sonne, der wir alles Licht verdanken, neben das freilich auch, ihr zu Hohn und Tort, der tiefste Schatten fällt . . . wie eben jest zum Beispiel in den glitzernden Schnee der schwarze Schatten, in den Marie die Spitze des Kußes gesetzt.

Sie erhob die Augen und erblickte den Alois im schweren Schafpelz, in Schneestiefeln, die Pfeise im Mund, das Gesicht, so viel Marie davon sehen kounte, hoch geröthet. Vor Kälte konnte es nicht sein, denn er kam ja eben erst aus seinem Hause. Und nach dem Hause wandte er sich auch und rief zurück: "Nicht von der Stelle! Keinen Schritt! — Moni! Franzi! wollt Ihr gehorchen, Rangen?"

Rein, die Rangen wollten nicht. Sie humpelten dem Vater nach, so gut es ging auf ihren noch unverläßlichen Beinen, sanken auch nicht allzu tief in den Schnee, die Däumlinge, aber so kurz der Weg, den sie zurückgelegt hatten, waren ihre Strümpse doch schon pudelnaß, und Schuhe hatte man vergessen ihnen anzuziehen. Sie antworteten auf alle Besehle, die ihnen ertheilt wurden, nur mit dem Ruse: "Bater! Bater!" Einer suchte dem andern zuvor zu kommen und Moni, dem das gelang, bezahlte den Sieg theuer, denn plöhlich purzelte er nieder, und zwar ziemlich derb. Alois sprang hinzu, hob den schreienden Jungen vom Boden, nahm ihn auf den Arm, und deckte seinen weiten Pelz über ihn,

so daß er eben noch athmen und mit seinen hellen Aeuglein in die Welt hinaus gucken konnte. Sein Brüderchen aber, das ihn da oben thronen sah, stimmte ein lautes Gekreisch an und verlangte ungestüm zu ihm.

Ja — wie follte der Alois da helfen? Er bückte sich zwar und streckte seinen freien Arm einladend nach dem Bübchen aus; aber das vermochte nicht, sich auf den dargebotenen zu schwingen, versuchte es auch gar nicht, sondern schrie nur immer.

"Sei still! sei still!" befahl der Bater, und bückte sich von Neuem, und streckte von Neuem den Arm aus, und war sehr drollig mit seinen ungelenken Bewegungen in den schweren Stieseln, mit der Pseise zwischen den Zähnen, dem Kind in seinem Belze und dem bekümmerten und rathlosen Ausdruck in seinem Gesicht.

"Wartet," sagte Marie plöglich, "bleibt nur stehen." Und sie näherte sich, um Alois das Kind zu reichen.

Das verstand ihre Absicht sosort und hüpfte frohlockend an ihr empor. Ach, wie sederleicht das kleine Ding, das vor Haft und Aufregung bebend, Marien anlachte mit strahlendem Gesicht und lieblich und liebreich das halbsossen Mündchen an ihre Wange drückte. Jest aber, nachdem der Fahrlohn bezahlt war, wollte es auch befördert sein und strebte mit Händen und Füßen von ihr weg zum Bater und zum Bruder hin. Ginen Augenblick hielt Marie es noch sest, zum ersten Mal ein Wesen sest, das sort von ihr verlangte. Gine unbekannte Empfindung beklemmte und — erhellte ihre Brust, scheu und zürtlich, geheimnisvoll und süß: die Liebe des kinderlosen Weibes zu einem Kinde.

— Gib's nicht her! wandelte es fie an. Aber schon hatte fie dem Knäblein seinen Willen erfüllt, schon faß es wie im warmen Reste dem Moni gegenüber.

Gern hätte Alois Marien für den geleisteten Dienst gedankt, er brachte jedoch nur ein elendes Gestotter heraus. In zorniger Verlegenheit blickte er den Leuten nach, die des Weges kamen und mit Stichelreden nicht sparten, als sie ihn und die junge Wittsrau neben einander stehen sahen. Er that, als bemerke er es nicht und sprach überlaut, damit Jeder hören könne, daß er kein Geheimniß mit Marien verhandle. Vitter klagte er über Varbara, die sich um nichts kümmere. Seine Vuben hätten erst den Scharlach durchgemacht, und sie lasse sie dam Schnee herumlausen.

Sin altes Mütterchen mischte sich unberufen in's Gespräch: "Geschieht Ihm recht! warum bleibt Er so lange ledig."

"Ja," entgegnete ein kecker Bursche, "er fürcht't sich. Es is ihm gar zu schlecht gegangen in seiner ersten Ch'."

"Ach was!" meinte das Mütterchen und schielte nach Maxien, "jetzt könnt' er's ja besser haben."

"Wenn's der Herr Kanzleirath erlaubt!" sprach der Bursche, wartete aber die Wirkung seines Spakes nicht ab, sondern machte sich eilends davon.

Die Alte und Barbara, die inzwischen auch herangekommen war, thaten entrüftet und schmunzelten einander dabei vergnüglich zu.

Alois hatte eine zerftreute Miene angenommen und sich mit seinen Jungen

beschäftigt; jest bemerkte er die Barbara, fuhr sie hestig an und wandte sich, von ihr begleitet und immersort scheltend, nach seinem Hause zuruck.

Marie hatte die ganze Zeit über nicht mit einer Wimper gezuckt. Die neugierigen Augen, die auf ihrem Gestichte ruhten, suchten vergeblich eine Spur bessen, was in ihr vorging, zu entbecken.

Sie schritt weiter mit gewohnter Gelaffenheit und sah kalt zum Alois hinüber, der eben jetzt seine Kinder auf der Schwelle absetzte.

"Der wird nie frei!" dachte fie, "der wird immer einen Herrn haben. Weil's sein Bater nicht mehr is, muß es der erste beste Narr sein, der an ihm vorbei geht."

IX.

Die Kirche war überfüllt, wie immer an den Sonntagen, an denen der Herr Dechant felbst die Predigt hielt. Männer und Weiber drängten sich heran, um kein Wort des Priesters zu verlieren, der nur selten zu seiner Gemeinde sprach.

Durch den schwülen Raum zog ein dumpfes Wogen, als er hinter dem Altar hervortrat und mit gesenkten Augen an dem Oratorium vorbeischritt, in dem sich die Herrschaften vollzählig eingesunden hatten. Die Honoratioren in den Chorstühlen standen zu stummer Begrüßung auf, zuerst der schmächtige Kanzleirath sammt stattlicher Gattin und Tochter, denn nie mehr anders als durch die Bande der Eintracht mit seiner Familie verbunden, ließ der alte Herrschaft der Steif und starr wandte er sich nach der Altarseite und ab vom Kirchenschiffe, in dessen erster Bank er die unheilvolle Nähe der Frau Wäschmeisterin abnte.

Der Dechant ging auf die Kanzel zu, eine Gasse öffnete sich vor ihm, ehrsfurchtsvoll war die Menge zurückgewichen.

Nun stand er oben, sprach ein kurzes Gebet und verlas sodann das Evangelium des Tages: Johannes am I. 19.—28. Bers: "Die Juden sandten Priester und Leviten zu Johannes, daß sie ihn frageten, wer bist du?"

Zu Ende gekommen, legte der Dechant beide Hände auf die Brüftung der Kanzel, neigte sich ein wenig vor und hob mit klangvoller Stimme an im Ton eines ruhig Sprechenden und Erklärenden:

"Der Apostel, der dem Herrn die Wege bereitet hat, wandelt nicht mehr auf Erden; ihn können die Abgesandten der Heuchler und Pharisäer nicht mehr zur Rede stellen und fragen: Wer bist du?

"Aber seine Nachfolger sind unter uns, treue Arbeiter im Weinberge des Herrn und dem Ungerechten ein Dorn im Auge. Wie dereinst den Täuser treten die Ruchlosen heute noch die Kinder Gottes an und fragen: Wer seid Ihr, die Ihr anders seid als wir?

"Und wahrlich, auch diese Keinen könnten antworten: Wir sind die Stimme des Rusenden in der Wüste, denn unser Beispiel predigt Euch umsonst. Ihr solltet es lieben, aber Ihr haßt es. Unser Wandel erweckt nicht Eure Lobsprüche und Eure Verehrung, er weckt Euren Verdacht, und dieser die schlange: die Verleumdung!

"Die Berleumdung gleicht dem Diebe, fagt der heilige Johannes Chrifo-

ftomus, dem Diebe, der sich in ein Haus einschleicht, erspäht, was zu entwenden ist und sich verbirgt. Was der Dieb an fremdem Eigenthum, thut der Versteumder am guten Ruf des Nächsten. — Die Verleumdung ist eine Art Mord, sagt der heilige Franciscus von Sales. Wir haben drei Leben: das geistige, das körperliche, das bürgerliche. Das letzte ist es, das durch die Verleumdung getödtet wird."

Der Redner machte eine Pause, richtete sich auf, Zornesslammen leuchteten aus seinen Augen, er erhob die Arme und schleuderte in alle zu ihm emporbangenden Gesichter eine furchtbare Anklage:

"Diebe und Mörder!"

Ein Schauber lief durch die Schar der Anwesenden, viele Wangen erbleichten. "Ihr seid es!" suhr die machtvolle Stimme fort, "Berleumder und Ehrabschneider! — Es gibt Eurer aus Reid, das sind die Schlimmsten; es gibt Eurer aus Thorheit, das sind die Schlimmsten; es gibt Eurer aus Bosheit, das sind die Verworsensten. Verleumder und Chrabschneider, glaubt nicht, daß es Mitleid mit Euren Opfern ist, das mir das Wort der Verdammniß auf die Lippen zwingt. Sie bemitleide ich nicht! Auf ihrer Stirn erglänzt schon hier auf Erden der Wärthrkrone, die sie einst im Himmel tragen sollen."

War es Zufall, daß die ausgestreckte Hand des Predigers mit segnender Geberde auf ein junges Weib hinwies, das verklärten Angesichts, marmorweiß, wie unter dem Einsluß eines Wunders entgeistert und verzückt in der ersten Reihe der Kirchenbänke stand und nun wie überwältigt in ihre Kniee sank. Sine Secunde nur streiste sie sein Blick, dann richtete er sich wieder auf die Menge.

"Ihr seid's, die ich bedaure, und ich bin's. Ich, von dem der etwige Richter einst Eure Seelen fordern wird."

Und nun, nachdem er die Herzen erschrittert, suchte er sie zu rühren, und es gelang ihm, und er wußte, daß es ihm gelingen müsse. Die Stumpssten horchten mit dem Gefühl, daß es ihr eigenes Gewissen war, was aus diesem Apostelmunde zu ihnen sprach. Sin paar hundert Köpse neigten sich zustimmend, als er sagte: "Die Lüge, die Ihr verbreitet, Ihr selber glaubt nicht an sie!" Und die Hände falteten sich wie gelobend, als er seine Gemeinde aufrief zur Reue und Buße, zur lebendigen, thatkräftigen Reue und Buße.

Als der Dechant die Kanzel verließ, drängte ein Weib sich zu derselben hin und preßte die faltenreiche Wange an die Stufen, die sein Fuß betreten hatte. Es war die alte Josepha.

Marie blieb auf den Knicen, hatte das Gesicht in die Hände gedrückt und konnte sich nicht entschließen aufzublicken. Sie hatte im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit dem Berdacht ruhig die Stirn geboten, er hatte sie empört, aber nicht verwundet. Dazu besaßen die ihr gleichgiltigen Menschen, die ihn hegten, nicht die Krast. Jetzt aber, nach der öffentlichen Lossprechung, die ihr zu Theil geworden, nach einem Augenblick erdrückender Seligkeit, sühlte sie ihre Stärke und ihren Stolz entschwinden. Ihr verschlossenes Hatte sich plözlich gesöffnet, und der Zweisel an sich selbst brach mit seinem Gesolge an Bangen und Zagen herein.

Die unerhörte Berherrlichung, die fie erfahren hatte, war die verdient?

Konnte sie ihrer werth sein, die den Preis jeglichen Erdenglückes noch schuldig war, die ihn noch nicht bezahlt hatte in Liebe und Leid?

Da lag sie nun, die vor allem Bolk Gepriesene, und hätte gern nachgedacht: wie fängst du es an, demüthiger und liebreicher zu werden? und hätte gern gebetet und vermochte es nicht und stieß überall an die Grenzen ihres Wesens.

Allmälig jedoch — wie wurde ihr? Wie kam es so beschwichtigend über sie, die Ringende erlösend, weil es sie weit fort von dem Schauplah ihres Kampses trug. In wortloser Sprache und doch so verständlich ries es ihr zu, lieh ihrer Andacht Flügel und ihrem unbestimmten Sehnen einen Ausdruck. Und mehr, weit mehr als sie fassen und begreisen konnte, erweckte es in ihrer Seele die Ahnung einer Anbetung ohne Ende, eines Friedens ohne Gleichen. Lange blieb sie dem wunderbaren Eindruck ganz hingegeben; endlich kam es ihr zum Bewußtsein, daß es die alte Orgel war, die sang, und was sie sang, war das alte Kirchenlied. Und dennoch meinte Marie es heute zum ersten Mal gehört zu haben; und nicht sie allein, auch Andere lauschten voll Erstaunen den Fluthen von Wohlklang, die die Kirche durchbrausten.

"Der neue Schullehrer spielt," flüsterte Eines dem Andern zu, und nach der Messe hieß es: "Das ist ein Meister! Kommt aber auch von weit her, gar von Wien!"

Biele Leute wollten wissen, was benn Frau Walter zu der herrlichen Musitssage, ob es nicht eine Freude sei, daß man es jetzt immer so gut und schön haben solle? Sie war gezwungen, stehen zu bleiben, um all den Fragern und Fragerinnen Bescheid zu geben, die sie umringten; einige ängstlich, andere zutraulich, die meisten in Verlegenheit, und in der offenbarsten — der Alois. Er hielt sich in schüchterner Entsernung, stopste seine Pfeise, sah die Leute mit verstohlenen Blicken an und schien sich bei jedem erkundigen zu wollen: Was meinst du nun?

Auf der Schwelle der Kirche erschien jetzt der Kanzleirath, heiter lächelnd, verzüngt, vergnügt. Statt, wie es in letzter Zeit bei ihm Brauch worden war, der Frau Wäschmeisterin von Weitem in großem Bogen auszuweichen, ging er, wie auf Springsedern, leichten Schrittes auf sie zu und sprach sie vor aller Welt mit freundlicher Stimme an. "Guten Morgen, Frau Walter! ... Das war heute ein Gottesdienst, Frau Walter! Und die Musik! Sehr brav der Schullehrer! Was mich betrifft, meine Andacht wurde durch diese Musik nicht gestört wie sonst, sondern erhöht."

Er lüftete den Cylinder von Anno siebenundvierzig, "Abien, Frau Walter!" Seine Gemahlin aber neigte mehrmals in herablassender Weise das Haupt und saste huldvollst:

"Auf Wiedersehen, Frau Walter, auf recht baldiges Wiedersehen!"

Josepha machte tiefe Bücklinge vor der Honoratiorensamilie, nahm aber bereits den Gleichgestellten gegenüber wegwersende Mienen an. Während des Heimwanderns legte das strenge Schweigen der Tochter auch der Mutter Schweigen auf; kaum zu House angelangt jedoch, öffnete sie Schleußen ihrer Beredsamkeit.

Sie ftellte fich mitten in's Zimmer, die turzen, dicken Finger beider Sande

ausgespreizt und mit den Spitzen an einander gepreßt, und hörte nicht auf zu fragen, ob es denn eine Frau gebe — Kaiserin, oder Prinzessin, alles Eins! der eine so große Ehre wie ihrer Marie widersahren sei?

Rachmittags betete sie eine Litanei und sprach, nachdem sie damit zu Ende

gekommen:

"Wenn unfer Herr Dechant nicht auch einmal bei den Heiligen da fteht, will ich felber nicht in den Himmel kommen. Was meinft, Marie?"

Marie saß im Fenster, das geschlossene Gebetbuch im Schoße. Bei der Ansprache der Mutter suhr sie ein wenig zusammen, wie aus einem Traum geweckt, und gab die verkehrte Antwort:

"In den Himmel? Heut' früh hab' ich gemeint, ich bin schon dort und hör' einen Engel Orgel svielen."

X.

Das Waschküchenpersonal war sehr besorgt, daß es von nun an schwerer denn je sein würde, unter Mariens Besehlen zu dienen. Indessen hatte man sich, wie gewöhnlich, in der unberechenbaren Frau geirrt. Die Mägde mußten bald zugeben, daß sie weniger herb als früher war. Allerdings blieb ihr Scharfblick für jegliches Versehen, das in ihrem Bereiche begangen wurde, ihr treu; allerdings blieb nach wie vor keines ungerügt, doch verletzte ihre Küge nicht mehr, und die Getadelten kamen auf dem Wege der Besserung rascher vorwärts, weil ste ihn jetzt freudiger betraten.

Gegen Ihresgleichen benahm sich Marie seit jener Sonntagspredigt viel eher wie Jemand, der etwas abzubitten, als zu verzeihen hat. Die Stimmung wurde für sie immer günstiger, so günstig, daß Herr Folteneck, in dem die Galle nicht aushören konnte zu kochen, die gistige Bemerkung machte:

"Wenn die Wählbarkeit der Frauen einmal durchgesetzt sein wird, was gewiß geschieht, nicht weil sie so gescheit, sondern weil wir so dumm sind, erleben wir noch den Anblick der Frau Walter im Parlament als Abgeordnete für Herburg."

Einige Wochen nach Neujahr begab sich etwas, das Marie nicht erwartet hatte. Der Alois erschien, städtisch gekleidet, ohne Strauß im Knopfloch, aber doch als Bewerber, und hielt um ihre Hand an.

Sie hatte ihm einen Plat angeboten, er saß ihr gegenüber mit gekrümmtem Kücken und ausgespreizten Knieen und drehte den Hut in seinen Händen. Er war noch hübscher als in seinen Jünglingsjahren, befand sich ja auch erst im Beginn des Mannesalters. Und wie von Herzen gutmüthig sah er aus, dieser Mensch! Und ehrlich überdies, und so solie und ordentlich.

Die Augen Mariens ruhten lange fest und nachdenklich auf seinem Gesichte; bann sagte fie traurig:

"Ach Alois, wie viel wäre an Dir, wenn Du nur ein bischen anders wärft!" Er erwiderte, er sei eben, wie er sei, und davon wäre jett nicht die Rede, sondern von seiner Bewerbung, und auf diese erwarte er Antwort.

Sie seufzte: "Was willst also? Mich zum Weibe? — Dent' doch an so was nit."

"Warum denn nit? Wer kann denn was dagegen sagen?" versetzte ex. "Im ganzen Ort is Niemand, der was dagegen sagt."

"Haft um Erlaubniß gefragt?"

Er überhörte diese spöttische Rede und fuhr fort: "Bin ich nit lang genug allein? Bist Du nit schon seit fast sechs Monaten Wittwe?"

"Wenn's auch sechs Jahre wären," antwortete sie. "Für mich is ein solches Glück nit mehr. Der mich lieb gehabt hat, is todt, und der, den ich lieb gehabt hab', is auch todt." Sie zögerte ein wenig und setze, zum Fenster hinausblickend, hinzu: "Der is an Deinem Hochzeitstag gestorben."

Alois verstand sie nicht gleich, schmunzelte aber geschmeichelt, als die Bedeutung ihrer Worte ihm klar wurde und versicherte, derjenige, den sie meine,

lebe noch.

Aber Marie schüttelte den Kopf: "Das muß ich wissen, darüber kann kein Anderer mir Auskunft geben."

Nun begann er ihr Borstellungen zu machen und fragte, als sie nuglos blieben: "Warum willst mich denn nit nehmen, sag's?"

"Weil ich Dich nit mehr fo lieb hab', wie dazu gehört."

Da schmunzelte er wieder und meinte, wenn nur er sich's genügen lasse an dem Bischen Liebe, das sie ihm noch spenden wolle, sei Alles in Ordnung; um das Nebrige brauche sie sich nicht zu kümmern.

Jett hatte er seine Sache verborben; er fühlte es gleich. Nachbem er das gesagt, war es als ob plöglich ein eisernes Gitter zwischen ihnen niedergefallen wäre.

Marie wurde feuerroth: "Ohne Lieb' oder mit wenig Lieb', es kommt auf Eins heraus. Und" — fie zog die Augenbrauen zusammen und schoß einen so finstern Blick nach ihm, daß der seine sich erschrocken senkte — "Und ohne Lieb' heirathen, ich hab's früher nit gewußt, aber jett weiß ich's — is eine Sünd' und eine Schand'."

Alois war verblüfft. Die Sünde und Schande luden alljährlich ein Duzend sehr achtbarer Leute im Orte auf sich. Ihr zu widersprechen wagte er nicht, sie sah gar zu böse aus, und Recht geben konnte er ihr doch wahrlich auch nicht; so schwieg er und dachte still bei sich:

"Mit der wird's am Ende doch wieder nichts fein!"

Sie schien sich ein wenig ihrer Heftigkeit zu schämen und begann in sanfterem Tone, sogar mit einem Anflug von Berglichkeit:

"Schau, Alois, wenn Du mich am Samftag vor vier Wochen, wo wir einander im Schnee begegnet find, couragirt gefragt hättest: Willst meine Frau werden? Vielleicht hätt' ich Ja gesagt."

Er fah fie groß an und murmelte: "So? So?"

"Jr., so," wiederholte sie. "Wenn Du mich damals in Schutz genommen hättest gegen das Gered' der Leute, und treu zu mir gestanden wärst, wie die gespottet haben — dann — ja, wer weiß, was dann geschehen wär'! — Aber jo was kannst Du halt nit, und darum, Alois, wenn ich Dich heirathen thät, müßt' es mir vorkommen, als hätte ich drei Kinder, zwei kleine und ein erwachsenes."

Er hatte sich beleidigt erhoben und verließ das Zimmer nach kurzem

Abschiedsgruß. Marie geleitete ihn bis zur Thür und rief ihm nach: "Nir für ungut, Alois!" Er sah sich aber nicht mehr um.

Als Josepha ersuhr, was vorgegangen war, entstand ein großer Zwiespalt in ihr. Sie wußte nicht, ob sie Marien Recht oder Unrecht geben solle. Ginersseits fand sie jeht den Alvis zu gering für ihre Tochter; denn ein bessers Leben als dasjenige, das sie bereits hatte, konnte er ihr nicht bieten. Anderersseits erschien es ihr doch unmöglich, daß Marie ewig eine Wittwe bleibe. Darin widersprach diese und fragte melancholisch: "Was geht mir denn ab?"

Hatte sie nicht einen großen Wirkungskreis; hatte sie nicht ihr theures Mütterchen, und am Sonntag den erhebenden Gottesdienst mit der göttlichen Musik?

Wie balb indeffen, und fie gerieth in Gefahr, eines der Güter zu verlieren, die ihr Dafein erfüllten.

Ihre Mutter erkrankte.

Zum ersten Mal, seitbem die alte Frau zurückdachte, kam ein Siechthum über sie, und kam vom ersten Augenblick an schwer und bedrohlich. Monate lang rang ihre kräftige Natur mit einer Reihenfolge von Uebeln, Josepha siel von einer Krankheit in die andere. Hatte der Arzt heute gesagt: Wenn nur das nicht geschieht! Wenn wir nur vor jenem bewahrt bleiben — morgen war das Gesürchtete schon eingetreten.

Was sie selbst betraf, leidensmüde und ruhelechzend, sie wünschte nichts als erlöst zu werden. Sie wäre hinübergegangen bei vollem Bewußtsein, freudig und hätte einmal wieder gezeigt, wie kleine Leute oft so groß sterben können. Aber die Marie zu verlassen, das kam ihr hart an. O Gott! wenn sie schon am offenen Himmelsthor gestanden und dort der Herzensschrei sie erreicht hätte, den sie jeht manchmal in dem Wirrsal ihrer Fieberträume zu hören bekam: "Mutter, stirb mir nicht!" — sie wäre umgekehrt.

So verging der Winter, und wie Marie es anstellte, um in jener Zeit nichts zu versäumen, weder in ihrem Dienste noch in der Abwartung ihrer kranken Mutter, ja nicht einmal an einem einzigen Sonn= oder Feiertag den Gottesdienst — die gescheitesten Leute konnten es nicht begreifen. Daß sie, obwohl am Ende schwach zum Umsinken, sich doch aufrecht hielt und jeder Pflicht genügte, das grenzte nicht an das Wunder, es war eines.

Endlich, an einem milben Frühlingstag, die Schwalben waren schon angelangt, der Kastanienbaum im Hofe blühte, da führte Marie ihre Genesene in

ben lieben Sonnenschein, zu der Bank vor dem Haufe.

Sie hatte die Mutter zur Feier ihres ersten Ausgangs bestens geschmückt, ihr die weiß gewordenen Haare sorgsam gescheitelt, ihr eine sein garnirte Haube ausgesetzt und ein Mousselintüchlein um den Hals geknüpft. Das kleine blutlose Gesicht des alten Weibchens hatte etwas Geisterhaftes, die sonst so lebhasten Augen waren wie erloschen und sahen zu den Händen nieder, die auf der Decke lagen, mit der Marie die Kniee ihrer Mutter umhüllt hatte. Josepha schien sich zu fragen, ob diese abgemagerten Finger mit der dünnen schlottrigen Haut auch wirklich die ihren wären und bewegte einen nach dem andern um zu sehen, ob sie noch Hernoch Serrschaft über ihn besähe.

Marie legte den Arm um sie und beantwortete ihre Gedanken: "'S is schon alles richtig. Ihr seid nach wie eh' die ganze theure Mutter."

Die Alte zog die Achseln in die Höhe und wandte den Kopf: "Schau Dich um," sprach sie, "wer kommt denn da? Hab' noch gar kein Verlangen nach fremden Leuten."

Aber es rief bereits von Weitem: "Wir gratuliren zur Genesung!" Herr und Frau Kanzleirath waren es, und in ihrer Begleitung befanden sich eine ältliche Dame und ein junger Mann.

Man hatte vollauf Zeit fie zu betrachten, während fie fich langfam näher bewegten.

Die Dame — benn als folche erschien sie Marien sogleich — trat feierlich auf und hielt sich ungemein gerabe. Ein Strohhut mit weit vorspringendem Schirm beschattete ihr kleines Gesicht. Die Züge desselben mußten einst gar lieblich gewesen sein, jetzt erschienen sie verwelkt und verschwommen. Aber lauteres Wohlwollen glänzte aus den hellgrauen Augen, über denen die Brauen wie verwischt waren. Den blassen Mund umspielte ein schöner Ausdruck von unerschöpsslicher Geduld und Leidensfreudigkeit. Die Fremde trug ein schwarzes sadenscheiniges Kleid und einen kleinen altersmüden kürlischen Shawl. Ihre Hände staten in grauen, gewirkten Handschuhen und hielten mit ausgesuchter Zierlichkeit ein winziges Barasölchen.

Der junge Mann an ihrer Seite sah ihr ähnlich, nur hatte er schöne dichte Augenbrauen und dunkelrothe Lippen. Im llebrigen war sein glatt rasirtes rundes Gesicht ganz farblos. Lange schlichte aschlonde Haare umgaben es und verdeckten zur Hälfte eine mächtige Stirn. Der breitkrämpige Hut saß im Genicke, ein weiter zurückgeschlagener lleberrock, der ihm bis an die Fersen reichte, umwallte ihn. Die ganze Erscheinung, das sanste Antlitz, besonders aber der Blick der klaren blauen Augen, hatte etwas priesterlich Stilles und in sich Gestammeltes.

Marie war aufgestanden und verneigte sich vor der Gesellschaft, die nun herangetreten war. Sie fühlte sich seltsam bewegt, und ein Schauer der Ehrsurcht durchrieselte sie, als der Kanzleirath mit bedeutender Geberde auf das ihr unsbefannte Paar wies, und in einem Tone, der von Hochachtung ganz durchdrungen war, sprach: "Der Herr Schullehrer und seine Mutter."

XI.

Man wechselte herzliche Glückwünsche einerseits und Danksagungen andererseits für die Beweise von Theilnahme, die Herr und Frau Kanzleirath während der Zeit von Josepha's Krankheit gespendet hatten. Der Schullehrer und seine Mutter verhielten sich stumm, er vor sich niederschauend, sie mit gütigen von Marie zu Josepha und von dieser wieder zu jener wandernden Blicken. Sie wandte, nachdem man sich verabschiedet hatte, wiederholt den Kopf, und Marie vernahm Ausrusungen, die sür sie keinen oder nur einen dunkeln Sinn hatten: "Verkörpertes John! Boetisch! Kührend! Moderne Nausikaa!"

Sie setzte sich zu ihrer Mutter und sprach nach langem Schweigen: "Also — so ift ex?"

"Wer benn?" fragte Josepha, im Begriff zu einem Kleinen Schläfchen ein- juniden.

"So ift er!"

"Wie hätt' er benn sein sollen?" murmelte die Alte schon halb im Traume, ohne sich weiter zu erkundigen, von wem die Rede war.

"Wie der Erzengel Michael auf dem Altarblatt," lautete die Antwort. "Und seine Mutter habe ich mir vorgestellt wie die heilige Monika."

Auch den nächsten Vormittag und alle folgenden brachte die Reconvalescentin auf der sonnenbeschienenen Bank vor dem Hause zu, und jeder Bekannte, der am Thor des Hoses vorüberkam, trat ein, um einige Worte mit ihr zu wechseln. Es plauderte sich so gut in dem freundlichen Kaum. Er war gegen die Dorsstraße und gegen die übrigen Wirthschaftsgebäude zu beiden Seiten mit Mauern abgeschlossen, die von Wein- und Pfirsich-Spalieren überdeckt waren und dis zu einer steilen grünen Böschung liesen, vor der sich ein Wiesenplatz besand. In der Mitte desselben, zwischen zwei Blumenbeeten, stand ein Kastanienbaum von unverzleichlicher Schönheit. Einen weiten Kreis umspannend, reichten seine ausgespreizten Aeste die Spitze seines prachtvollen Wipsels. Eine Welt für unzählige kliegende und kriechende, singende, summende Existenzen, dieser Baum, der strotzend in Gesundheit und Kraft so stollt die Last und den Schmuck seines üppigen dunkeln Laubes und seiner überreichen Blüthen trug.

Josepha war alt geworden, ohne sich mit Naturbeobachtungen besaßt zu haben; aber nun, als sie dem grünen Riesenjüngling in gebotener Unthätigkeit gegenüber saß, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen, daß allerlei verschiedene Dinge vorgehen können auf einem und demselben Baum. Es gab dort immer etwas zu sehen und zu hören. Ein paar Finkennester mußten im Gezweig verborgen sein, denn täglich konnte man auf einen Sängerkrieg zwischen den Herren und Mittern der brütenden Weibchen zählen. Hoch oben im Wipsel hatte ein Stieglitzpaar sich angesiedelt. Die Gemahlin, eine phlegmatische Natur, der Gatte unstät und neugierig, immer in Bewegung, unter dem Vorwand, für seine Familie die Nahrung herbeischaffen zu müssen. Er klog aus und ein, genoß sein Leben und kümmerte sich um die Streitigkeiten der Nachbarn nur, um sich über sie lustig zu machen. Wenn die einander am Kragen packten und wirbelnd zur Erde niederstürzten, schwang er sich auf einen hohen Zweig und rief spöttisch: Stieglit!

Und wieder über ihn und über sein buntes Gesieder und über sein zierliches Liedchen zuckte ein alter Spatz verächtlich die Flügel. Er hatte sein zerzaustes Nest im niedern Gezweig des Baumes stehen, brütete und klatschte abwechselnd mit seinem Weibchen, verzärtelte mit ihr zur Wette seine ungezogene Nachstommenschaft, machte Jagd auf ehrwürdige Hummelmütter und paddelte sich oft dicht vor Josepha's Füßen im seinen Sande des Hoses.

Die Genesende dankte es den Menschen nicht, die sie stören kamen in ihren bequemen duseligen Betrachtungen. So recht eigentlich Freude hatte die Müde doch nur an dem Beisammensein mit ihrer Marie. Diese wurde von der Mutter nie ohne die vorwurfsvolle Frage entlassen: "Gehst schon?" und wenn sie

wiederkam, um Josepha in's Haus abzuholen, da hieß es regelmäßig: "Na — endlich!"

"War Niemand bei Euch, Mutter?" fragte dann Marie, und erhielt sehr oft zur Antwort: "Der Herr Dechant, der Herr Bicar, die Frau Kanzleiräthin"— und so weiter. Fast täglich jedoch war der Besuch der Frau Judica Wellner zu melden. Marie hätte gern gewußt, wovon denn die beiden Frauen sprachen; aber eine Schen, die ihr selbst merkwürdig vorkam, hielt sie ab zu fragen, und Josepha verlangte nach all den ertheilten Audienzen nichts besseres, als den Rest des Tages schweigen zu können.

Gines Sonntags, am Nachmittage, Josepha war schon nach Haufe zurückgekehrt, und saß ganz klein zusammengebückt in einem würdigen Lehnstuhl, der auf expressen Besehl der Fürstin aus der Rumpelkammer des Schlosses herbeigeschafft worden war. Da saßte sich Marie ein Herz und machte eine be-

dauernde Bemerkung über das heutige Ausbleiben Frau Bellners.

Aber der undankbaren Alten war dieses Ausbleiben gerade recht. Die gute Wellner langweilte sie am Ende, sie brachte immer dieselben Geschichten vor und alle drehten sich um ihren Sohn.

Marie schob der Mutter den Schemel unter die Füße, glättete die Decke auf ihren Knieen, stellte eine Schleife des Haubenbandes, die umgekippt war, wieder auf und sagte langsam und bittend: "Geht Mutter, laßt mich auch einmal eine solche Geschichte hören."

Ihr Wunsch blieb unerfüllt. Es fiel Josepha nicht ein, von "dem Zeug" zu sprechen. Sie pries sich glücklich, einmal einen ganzen Tag lang nichts davon hören zu müssen.

Das Wort war kaum ausgesprochen, als sich ein leises, äußerst rücksichtsvolles Pochen an der Thür vernehmen ließ und gleich darauf Dame Judica eintrat.

Sie entschuldigte sich sehr, daß sie heute Vormittag nicht habe kommen können; aber die Messe hatte so lange gedauert, und nach derselben nußte das Haus bestellt werden. Wie freute sie sich jeht, daß ihr das seltene Glück widersuhr, die beiden Frauen zugleich anzutressen. Sie wollte in ihrer Höslichkeit auf einem Holzsesel Plat nehmen, und es kostete Marien viele Mithe, sie endlich doch auf das Sopha zu nöthigen. Dieses war kürzlich mit gleißendem, schwarzem Wachstuche überzogen worden, weil das, wie der Sattler versicherte, jeht so modern ist. Judica konnte nicht umhin es zu bewundern, obwohl sie in ihrem seidenen Fähnchen auf dem glatten, sest wie das Fell einer Trommel gespannten Ding gar keinen sesten Halt zu gewinnen verwochte.

Sie ertheilte auch dem spiegelhellen und spiegelblanken Zimmer großes Lob, nicht minder der Hochzeitstruhe, dem Kasten am Pfeiler zwischen den Fenstern und den Tassen, die auf dem Kasten standen. Aber nun — was entdeckte sie nun? ach, wie hübsch war das! — Eine dieser Tassen bekundete sich als Zwillingsschwester derzenigen, die Anton seiner Mutter zum letzten, dem

fünfzigften Geburtstag verehrt hatte.

Er war ihren Lippen entflohen, der geliebte Name, und Josepha hatte alsbald die Bosheit dergleichen zu thun, als ob sie ein Gähnen unterdrücke, und

schloß die Augen, während Marie die ihren weit öffnete, und die Kednerin fortschur: "An Aufmerksamkeit läßt mein Anton es nicht sehlen. Ueberhaupt habe ich alle Ursache, Gott zu danken, der ihn werden ließ, wie er ist, wenn ich bebenke, was für ein wilder Junge er war."

"Wild? der Herr Schullehrer waren ein wilder Junge?" fragte Marie

gespannt und etwas ungläubig.

Judica erhob ihre Augen und ihre Hände gegen Himmel: "Ach liebe Frau! der hat mir etwas aufzulösen gegeben! Sie würden staunen, wenn Sie hörten ... Aber," unterbrach sie sich mit einem schüchternen Blick auf Josepha, "Ihre Frau Mutter kennt diese Geschichten."

"Weine Mutter schlaft, sie schlaft sich jeht gesund," bemerkte Marie entsichuldigend, und dabei äußerte sich in ihren Mienen eine deutliche Bitte, die Judica alsbald erfüllte.

Einem so aufmerksamen Auditorium gegenüber verfährt man jedoch gründlich: dem erzählt man nicht Geschichten, sondern Geschichte, und nicht erst bei

der ihres Sohnes, schon bei ihrer eigenen begann Judica.

Sie war die jüngste von sechs Töchtern des Directors einer Bolksschule in Wien. Zu fünfzehn Jahren hatte sie sich mit dem damaligen Lehrer Wellner verlobt und zehn Jahre hatte ihr Brautstand gedauert. Im elsten war es dem geliebten Mann endlich gelungen, die langersehnte und erhoffte Stelle eines Symnasial=Prosessions gleichsalls in Wien zu erlangen, die es ihm möglich machte, einen Hausstand zu gründen und seine Berlobte heimzusühren.

Judica wußte, daß Marie in ihrer Ehe kein Glück gefunden hatte; so sprach sie denn von demjenigen nicht, das ihr in der ihrigen erblüht war. Sie glitt rücksichtsvoll über diese Periode ihres Lebens hinweg und kam gleich bei den Schmerzenstagen an, die dem Tode ihres Mannes solgten. Anton stand im neunten Jahre und war ein Wildsang wie es je einen gab. Selbständig von klein an, lief er am Sonntag von einer Kirche zur anderen — nicht aus purer Andacht, leider; der Gesang, das Orgelspiel, die übten Zaubermacht auf ihn. Er wußte genau Bescheid über jedes Graduale, jede Motette, die er gehört hatte, und niemand ahnte, wie er dazu gesangt war — es slog ihn so an. Einmal kam er nach Hause gestürmt, und schrie: "Mutter, ich will Regens chori werden!" Die Mutter hatte davon einen Todesschreck.

Eines stand ihr fest — sein Beruf war der des Lehrers und Erziehers. Bon frühester Jugend an hatte er sich bei ihm geäußert. Er schnitt Puppen aus Papier — das waren seine Schüler, stellte sie in eine umgekehrte Fußsbank — das war der Schulsaal und hielt ihnen Borträge, sprach ihnen zu Gemüth, und belohnte oder bestraste sie. Zu vierzehn Jahren hatte er schon Unterricht gegeben, die Kinder liebten und fürchteten ihn und liesen ihm zu, ohne daß er sich besonders um ihre Gunst bemühte. Sein Weg war ihm deutslich vorgezeichnet, da siel es ihm ein plöglich einen andern einzuschlagen! — Mit Leidenschaft warf er sich denn auch auf die Musik, und es war nur ein Glück, daß er seine anderen Studien darüber nicht vernachlässiste. Die Gesahr, vor der Judica gezittert hatte, ging vorbei. Dasür freilich kam mehr als eine andere, und wenn sie nicht gekommen wäre, hätte Unton sie ausgesucht. Wie ward

seiner armen Mutter eines Tages, als sie durch dumpf dröhnende Feuersignale an's Fenster gerusen, gerade noch den letzten im Galopp hinsausendem Wasserwagen gewahren, und in einem der Feuermänner, die an dem Gefährte hingen, wie Bienen am Stock, ihren Sohn erkannte!

"Und das Alles," sprach Judica, "war noch immer nicht das Schlimmste. Das Schlimmste für mich war die Zeit, in welcher er sein Freiwilligen-Jahr abdiente . . . Da schien er dem Militär-Leben und -Wesen ordentlich Geschmack abzugewinnen, und ich wartete nur auf den Augenblick, in dem es heißen würde: "Mutter, ich will Soldat werden!"

Sie drückte ihre Hand an ihre Brust, nachträglich noch erschaubernd: "Mußte ich doch einmal das surchtbare Wort von ihm hören: "Der schönste Tod ist der auf dem Schlachtselbe!" — Da wies ich ihn aber zurecht: "Mir wäre nur leid," sagt' ich, "um Denjenigen, der pslichtgemäß an mir zum Mörder hätte werden müssen!" . . . Nun — auch die soldatische Neigung verslog, wie früher die musstälische, doch gab es immer noch so Wanches zu bekämpsen . . . Ja, liebes Kind, ein Jüngling, ein werdender Mann! was nicht Alles in dem kocht und gährt, welcher Thatendrang, welche Genußsuch . . . Was die letztere betrifft, zum Beispiel, so sehlte nicht viel, und er hätte die Gewohnheit angenommen, zu rauchen und Wein zu trinken . . ."

"Das scheint mir aber nichts fo Unrechtes," wandte Marie ein.

"An fich nicht, und gegen Zahnschmerzen ober öben Magen halte ich auch immer ein paar Cigarren und eine Flasche Weines im Hause; aber Jemandem, der, wie ein Dorf-Schullehrer, so viel mit Menschen verkehrt, denen es am Nothwendigen gebricht — steht es nicht wohl an, sich leberslüssiges zu gestatten. Man schämt sich ja ohnehin seines Behagens, "fügte die Prosessorin im Flüstertone hinzu, "gegenüber der großen Armuth, die hier herrscht, und möchte jeden Mühseligen und Beladenen um Berzeihung bitten, daß man so mit schlenkernden Armen an ihm vorübergeht. Wir Städter meinen immer, bei uns wohne das wahre Elend. Ich sinde es auch hier; aber hier leiden die Menschen stumm, und brechen klaglos zusammen, als ob sich das von selbst verstände."

Die Professorin senkte die Augen auf ihre gewirkten Handschuhe und zog den Shawl sester um die Schultern. "Es sieht übermüthig aus, ich weiß es, Seide zu tragen und türkisch Zeug; doch glauben Sie mir, es sieht nur so aus, im Grunde geht es sehr ökonomisch zu bei der Beschaffung meiner Toilette, und eine Müßiggängerin wie jetzt, war ich nicht immer. Wenn ich mich auch nicht rühmen darf, mich ernstlich geplagt zu haben, eine Zeitlang wenigstens hatte ich das Glück, meinen kleinen Haushalt von dem Erlös meiner Arbeit erhalten zu können. Ich trieb sie eigentlich nur zu meinem Vergnügen — ich versertigte künstliche Blumen, die mir merkwürdig gut bezahlt wurden."

Marie warf einen Blick ber liebevollsten Chrfurcht auf die zwei Mohnblumen, die an dem Hute Judica's schwankten. Gewiß stammten sie aus der

zur Kurzweil betriebenen Fabrik der Frau Professorin.

Nachdem man auf diese Weise eine Stunde verplaudert, erinnerte sich Judica, daß sie ihrem Sohne den Auftrag extheilt habe, sie abzuholen, und daß er sie vielleicht schon im Hose erwarten dürste. Marie trat sogleich an's Fenster, sah

hinaus — wandte sich rasch und sagte über und über erröthend: "Der Herr Schullehrer sind bereits da."

Ja wohl. Der Schullehrer ftand vor dem Hause und schaute empor, und als Marie am Fenster erschienen war, hatte sein Gesicht sich verklärt wie beim Anblick einer lieblichen Wisson.

XII.

Der Berkehr zwischen Judica und Marie wurde sehr rege, doch blieb anfangs der Herr Schullehrer von demselben ausgeschlossen. Mit unverkennbarer Absicht wählte die junge Frau zu ihren Besuchen bei seiner Mutter die Stunden, in denen sie ihn auswärts beschäftigt wußte.

Später, als das Wetter immer schöner und wärmer wurde, und Josepha auch die Nachmittage im Freien zubrachte, fand die Prosessorin sich gegen Abend im Hose ein, und eine halbe Stunde danach kam ihr Sohn, um sie abzuholen. Meistens hatte die alte Josepha schon früher einen Vorwand ergriffen, um sich aus der Gesellschaft, in der es ihr nicht behagte, zurüczuziehen. Marie blieb allein mit Anton und Judica, und das Gesühl einer großen aber bänglichen Wonne, das sie dabei empfand, stumpste sich auch mit der Zeit nicht ab, im Gegentheil, es nahm beständig zu.

Bisher, wenn sie sich falsch beurtheilt gesehen hatte, war alles Bedauern darüber mit einem Achselzucken erledigt worden. — Du lieber Gott — diese Menschen, was wissen die? Was kann man von ihnen verlangen?

Aber jett!

So oft Judica ihre lebhaften, grauen Augen höchst angeregt und wißbegierig auf Marie richtete und fragte: "Wie meinen Sie daß, liebe Frau?" — So oft der Schullehrer über eine Aeußerung ihres naiven Pessimus staunte und nicht begreisen zu können schien, wie ein rasch verdammendes Artheil, eine schlimme Voraussehung so unbefangen von Marien ausgesprochen werden konnte, hätte sie vor Beschämung weinen mögen.

Ihre Ueberlegenheit war es doch gewesen, die sie den Andern räthselhaft gemacht hatte. Diesen Beiden gegenüber konnte aber von Ueberlegenheit keine Rede sein. Wenn diese Menschen sie nicht verstanden, dann lag die Schuld an ihr, dann war es traurig für sie selbst.

Sie wurde von einer heißen Sehnsucht erfaßt, sich zu den so hoch über ihr Stehenden zu erheben. Mit ungeschickten Worten, mit beklommener Stimme bekannte sie, in einer stillen und vertrauten Stunde der Frau Prosession ihren kühnen — ach unerreichbaren Wunsch und klagte der Verehrten ihr Leid.

Sogleich öffnete Judica ihre schwarzseidenen Arme, preßte Mariens Kopf an den türkischen Shawl und spendete die Fülle des Trostes.

"Ein Unterschied zwischen Ihnen und unß? D liebe Frau, wenn er besteht, so ist's zu Ihren Gunsten. Daß wir etwaß gelernt haben, daß macht unß zu Ihren Schuldnern. Ja — gewiß! denn Sie plagten sich, indessen wir Muße hatten, uns in aller Bequemlichseit, unterstützt auf alle erdenkliche Weise, Bilsdung anzueignen. D liebe Frau, dürsten wir Ihnen von derselben Einigeß mittheilen, wir würden unß glücklich schäßen!"

Der Sohn dachte in dieser Beziehung genau so wie seine Mutter und war von tiesstem Dank gegen die Frau Wäschmeisterin ersüllt, die ihm gestatten wollte, ihr Tag für Tag zu berichten, womit er heute seine Schulkinder beschäftigt hatte. Er brachte, um es ganz deutlich demonstriren zu können, und dem Gedächtniß Mariens, die sich alle diese Sachen merken wollte, zu Hilse zu können, dünnen Büchlein in lichtgrauen und lichtbraumen Umschlägen herbei. Die grauen sührten den Namen "Deutsche Sprachschule" und die braunen den Namen "Lesebuch". Die besonders wichtigen Stellen, diesenigen, die seine Schüler answendig zu Iernen hatten, waren durch den Herrn Schullehrer mit blauen Strichen bezeichnet worden.

Mariens Reugier wuchs von einem Vortrage zum andern, sie konnte nicht mübe werden, Herrn Anton zuzuhören. Als er einst das Wort Weltgeschichte aussprach, bat sie schücktern und dringend: "O haben Sie die Inade — erzählen Sie mir die!"

Der junge Lehrer lächelte, und Judica, die neben den Studirenden saß und ein Taschentuch säumte, richtete plötlich die Augen auf den Hollunderbusch in der rechten Ecke des Hofes.

Marie verstummte in Bestürzung. Sie war sich sogleich bewußt worden,

daß sie eine völlig ungehörige Bitte gestellt habe.

Anton brach für heute den Unterricht ab. Seine Gedanken hatten eine ganz andere Richtung genommen, und wie die beschaffen war, das erhellte aus der Art, in welcher er das Gespräch wieder anknüpfte:

"Sie haben sich jeht wieder erholt, Frau Wäschmeisterin. Bor sechs Wochen aber, ba waren Sie blaß wie eine Lilie."

"Es war gerade nach der Krankheit meiner Mutter."

"Sie hatten viel ausgestanden, man fah es Ihnen an."

Er hielt ihre Bücklein in seinen Händen, hielt sie ordentlich liebkosend. Sie begleiteten ihre Eigenthümerin, wie es schien, sogar in's Wäschdepot und ruhten dort wohl stundenlang, denn sie dusteten gar lieblich nach Beilchen und Lavendel.

"Wie hatte es denn anders fein können?" entgegnete Marie.

"Freilich — nach Allem, was Sie gelitten haben."

"So muthig gelitten," fiel Judica ein. "Wir wußten davon, bevor wir Sie kennen lernten."

"Muthig?" sprach Marie, "das weiß ich doch nicht recht. Mir kommt cher vor, ich hab' in der Zeit den Muth oft verloren. Aber alle Wochen einmal ift er mir gewiß wieder gekommen . . . am Sonntag, wenn ich in der Kirche Ihr Orgelspiel gehört habe."

"Am Sonntag in der Kirche?" wiederholte Anton beseligt und prefte mit begeisterter Zärtlichkeit sein Gesicht in die kleinen Bücher.

"Ich bin gekommen im Sturm, heißt es in der Schrift, und so ift auch Ihre Musik gekommen und hat mich getragen, wenn ich schon gemeint habe: jeht kannst nicht mehr, jeht sinkst du um. Und wenn ich nicht mehr im Stande war zu beten, da hat Ihre Musik für mich gebetet."

Sie schwieg — er schwieg auch, und Judica warf verftohlen einen schwär=

merischen Blick auf die geneigten Häupter der Beiden und gedachte ihrer eigenen Jugend.

Beim Nachhausegehen begann Anton, nachdem er eine Weile ftumm neben seiner Mutter gewandert war: "Wie schade, Mutter, daß sie schon eine Wittwe ist!"

"In meinen Augen schadet ihr das nicht," entgegnete Judica.

"In den meinen auch nicht!" betheuerte Anton. "Aber besser wäre es doch gewesen, besonders für sie, wenn ich ihr früher hätte begegnen dürsen — bevor sie noch, zu ihrer Qual und ihrem Unglück, verheirathet war."

"Das ift so eine Sache," sprach Judica nachdenklich. "In der Jugend ge-Litten zu haben, scheint mir im Grunde für jeden Menschen gut. Und was ihre Ehe betrifft . . . Ich srage mich, ob eine Frau, die ihren Mann nicht geliebt hat, auch weiß, was das heißt, verheirathet sein."

"Es fehlte noch, Mutter, daß fie den geliebt hätte!" grollte Anton und war dann eine Weile ganz still. Auf einmal rief er: "Ich bin froh, daß ich

ihn nicht gekannt habe! Un dem Elenden hatte ich mich vergriffen!"

Judica unterbrückte kaum einen Schrei des Entsetzens. Sie ersaßte den Arm ihres Sohnes: "Wirst Du Deine Wildheit nie bezähmen, Unglücklicher? Wirst Du Dich immer von Deinem leidenschaftlichen Temperament hinreißen lassen? Du, dem das wichtigste Amt anvertraut worden, das ein Mensch betleiben kann, Du, der Du ein Lehrer sein willst und ein Führer der Jugend!"

XIII.

Während Judica ihren Sohn so energisch zurechtwieß, gab es auch eine Lebhafte Erörterung zwischen Josepha und Marie.

Seitdem die Letztere "nicht" ftatt "nit", "ist" statt "is" sagte, von den Umlauten manchmal Notiz nahm und sogar in Büchern las, die keine Gebet=

bucher waren, nährte die Alte einen bittern Groll gegen fie.

"Sprich, wie sich's für Unsereins schickt!" suhr sie heraus, und als Marie erwiderte, schlecht und sehlerhaft sprechen schick sich für gar Niemanden, gerieth Josepha in Jorn. Sie, die sich bisher um die Sprachen und Nationalitätensfrage blutwenig gekümmert, sie, eine geborene Untersderschnsein, die heute noch die Sprache ihres seligen Lakomy auf das Kläglichste radebrechte, fand es unsgehörig, daß derselbe Lehrer, der den Unterricht in der Schule in böhmischer Sprache zu ertheilen hatte, außerhalb der Schule deutsch redete. Ganz empörend aber erschien es ihr, daß er sich vermaß, Marien in dieser Sprache zu unterweisen, die sie doch schon als Kind von ihrer Mutter gelernt. Josepha sprudelte Alles heraus, was ihr seit Langem auf dem Herzen lag: ihre Mißbilligung des Umgangs mit den Schullehrersleuten, ihren Hohn über die Bildungsbestrebungen der Tochter, ihre Eisersucht auf deren Liebe zu Judica. Sie warf ihr in einem Athem ihr Alter und ihre Jugend vor.

"Wenn man schon so alt is, lernt man nix mehr! ... Wenn man noch so jung is, sist man nit stundenlang mit einem Mann vor'm Haus und plauscht!"

Je mehr Eindruck ihre Nede hervorbrachte, je mehr suchte sie dieselbe zu verschärfen. Mit Grausamkeit fiel sie über die zarten, kaum erwachten Hoffnungen und Träume Mariens her und richtete unter ihnen einen Bethlehemitiichen Kindermord an. "Was bild'ft Dir ein?" fragte fie, "glaub'ft vielleicht, ber wird Dich heirathen?"

"Aber Mutter, wer denkt denn daran?"

"Wer seine fünf Sinn' beieinander hat, freilich nit! . . . Ein Mann wie der! Hoch in die Zwanzig, einer der aus Wien kommt, der hat seinen Schatz, darauf darfik Gist nehmen."

Marien war zu Muth, als ob sie das Gift bereits genommen hätte. Sie weinte viel und schlief wenig in dieser Nacht. Zum Glück war es just die kürzeste, die es im Jahre gibt. Noch hatte die vierte Morgenstunde nicht geschlagen, noch schwebte die blasse Mondessichel wie ein Wolkenslöcken am Himmel, und schon erhob sich in Herrlichkeit die Sonne über dem Horizont.

Die junge Frau ftand auf, kleidete fich an, schlüpfte an dem Zimmer ihrer

Mutter vorbei und hinunter in den Sof.

Sie sah nach ihren Blumen. Das Rosenbeet, von dunkelm Rittersporn eingefaßt, dustete ihr entgegen; eine Fenerlilie hatte über Nacht den Kelch erschlossen, die blühenden Gräfer trugen schwer an den großen, glikernden Thautropfen in ihren seinen Federbüschen. Marie streckte rasch die Hand aus, um die schönste der Rosen zu brechen — und zog sie wieder zurück.

Wie lautete das Berslein, das sie jüngst von dem Herrn Lehrer gehört hatte? "D Herr in Deinen Hulden ... Laß mich durch diese Welt ..." Sie wußte nicht weiter, sie wußte nur noch den Schluß:

> ... "Das Kreuz auf meinem Rüden Getroft bes Weges gehn, Rein Blümlein vorschnell pflüden, Und feines überfehn."

Er hat recht! Blühe du dich nur aus, du Blumenkönigin. Wer wird auch Rosen pflücken, wenn er nicht weiß, wem er sie schenken soll?

Marie ging auf den Kaftanienbaum zu, schob zwei seiner Acste auseinander, und wie in einen Dom trat sie unter seine hochragende Kuppel. Auf eine schmale Bank, die den Stamm des Baumes umgab, ließ sie sich nieder und blieb eine Weile regungslos, die Arme um die Kniee gespannt, die Hände verschränkt.

Plöglich raffte fie fich auf.

Nein! Die Gedanken, die ihr jeht im Sinne lagen, die mußten fort! Die durften sie nicht begleiten durch's lange Tagewerk. Sie zog ein Buch aus ihrer Tasche, und trohig, als gälte es einen recht sesten Entschluß durchzusehen, in einer Hand das Buch, die andere zur Faust geballt, begann sie:

"Das tiefe Thal, des tiefen Thales, dem tiefen Thale, das tiefe Thal." Eine kleine Baufe — Wiederholung, und nun auswendig: "Das tiefe Thal...

bem tiefen - bas ... bem ..."

"Des tiefen Thales," klang es, bescheiben berichtigend von der anderen Seite des Baumes herüber, und Marie erbebte.

"Mein Gott! - Sie sind da, Herr Schullehrer?"

Sie hatte sich in großer Verwirrung erhoben und in nicht geringerer ftand er vor ihr, ben hut in der Hand.

"Ich bin da, verzeihen Sie, Frau Wäschmeisterin, ich bin schon Lange da. Ich habe Sie aus dem Hause treten, Sie hierher kommen sehen, und studire die ganze Zeit, wie ich es anfange, Ihnen ein Zeichen meiner Anwesenheit zu geben, ohne Sie zu erschrecken . . . "

Er sprach leise und ungewöhnlich schnell. "Ich konnte heute Nacht nicht schlafen, ich hatte schwere Träume, und weil der Morgen gar so schön war, lockte es mich hinaus, und als ich am Thor des Hoses vorbei kam und es nur eingeklinkt sand, da lockte es mich herein . . . Und dann hört' ich einen Finken so merkwürdig schlagen, so ganz merkwürdig schön . . . "Harzer Gutjahr" nennt man diesen Schlag. Hören Sie nur — jeht hebt er wieder an . . ."

Er schien ersreut, dem kunftreichen Sänger das Weitersühren der Unterhaltung überlassen zu können. Marie aber besand sich selbst in viel zu großer Berlegenheit, um die seine zu bemerken. Es verdroß sie, daß sie von ihm bestauscht worden war beim Auswendigkernen einer Lection. Ihn mit Resultaten zu überraschen, machte ihr Bergnügen, aber wozu brauchte er zu wissen, wie mühselig diese Resultate errungen wurden? Jeht schämte sie sich vor ihm, schämte sich ihrer Lernbegier, die ihr mit einem Male läppisch und lächerlich vorkam, und als er nach einer langen Bause zögernd begann:

"Ich muß nochmals um Entschuldigung bitten — ich habe Sie in Ihrem Wieiße gestört —" fiel sie erröthend ein:

"Ach, mit meinem Fleiß! Was kommt dabei heraus? . . . Ich bin zu alt, um noch etwas zu lernen."

Da widersprach er mit solcher Ueberzeugung, daß sie, schon weniger Kleinstaut, sagte: "Sie können sich gar nicht vorstellen, wie wir aufwachsen, wir Frauen auf dem Land. In der Stadt wird es gewiß ganz anders sein, dort ..." sie hielt inne und dachte: dort, wo er seinen Schat hat!

"Die Mädchen in der Stadt lernen allerdings mehr; die, aus dem Volke nämlich. Die vornehmen Fräulein aber, die lernen entweder sehr viel, oder nichts . . . Eine kenn' ich, die sehr viel gelernt hat."

Die war's!

Marie zweiselte keinen Augenblick, die besaß sein Herz. In wie verhüllter Weise, wie scheinbar unbewegt er auch von ihr gesprochen hatte, Marie wußte es: Die war's!

"Wie heißt sie?" fragte sie und erschrak über die Kühnheit, mit der sie ihn zur Rede stellte, und über den scharfen Klang der eigenen Stimme.

Er blickte nicht ohne Bestürzung zu ihr nieder und antwortete: "Sie heißt

"Gin schoner Name; aber mir fceint, er fteht nicht im Ralender."

"Er ist griechischen Ursprungs und bedeutet: bie Glanzende; ihn führte eine ber brei . . . "

"Aber ich bitte," unterbrach ihn Marie, und war ungemein traurig. "Seten Sie sich doch, wenn Sie so gut sein wollen und wenn Sie Zeit haben, Herr Schullehrer."

Der Einladung wurde ohne Zögern Folge geleistet. Anton sah seine liebliche Rachbarin von der Seite an und sprach: "Ich wünschte so sehr, daß Sie mein ganzes Leben kennten, daß Sie Alles von mir wüßten, Frau Wäschmeisterin."

"Und von dem Fräulein Aglaja," fügte sie leise hinzu und horchte gespannt, was nun kommen würde.

"Weine Mutter," begann er, "will es nicht Wort haben, boch ist es so— wir darbten meine ganze Kindheit hindurch. Trot des beispiellosen Eisers, mit dem sie sich an ihre Blumenarbeit hielt, darbten wir. Ich mußte vierzehn Jahre alt und ein großer Bursche werden, bevor ich ihr eine Stütze sein und meinerseits durch Unterricht, den ich jüngeren Schülern gab, etwas verdienen konnte. Später dann ging es besser, ich verschaffte mir gute Lectionen, und zu zwanzig Jahren tras mich ein Glücksfall. Ich wurde durch einen meiner Professoren in ein reiches Haus, als Lehrer des Contrapunkts empsohlen — das ist die Kunst des Tonsates, das heißt gleichsam . . . "

Wieder unterbrach fie ihn mit respectvoller, aber entschiedener Ungeduld:

"Sprechen Sie von dem reichen Haus, Herr Schullehrer."

"Neich und — arm. Der Herr desselben hatte eine geliebte Frau und drei Kinder besessen, und Alles verloren, bis auf eine einzige Tochter. Die machte nun sein ganzes Leben aus . . . Sie war auch schön und hochbegabt . . . "

"Und die nahm bei Ihnen Unterricht in dieser Kunft des — wie haben Sie gesaat?"

"Des Tonfages - die Runft, mehrere Stimmen . . . "

"Hat sie gut gelernt und oft, und wie alt war sie?" siel die unermüdliche Fragerin hastig ein, und ihre Wangen brannten.

"Siebzehn Jahre."

Marie seufzie: "Jett weiß ich schon — fie hat fich halt in Sie verliebt." — "Und ich mich in fie, und ich war sehr unglücklich."

"Warum denn unglücklich?"

"Weil ja nicht die geringste Hoffnung für mich vorhanden schien ... Die Tochter eines reichen Mannes und ein armer Lehrer! ... Ich schwieg, nahm mich zusammen — bis ich mit einem Schrecken, der halb dem Himmel und halb der Hölle angehörte, entdeckte, daß auch sie mir gut war."

"Und was haben Sie ihr dann gefagt?"

"Ihr nichts, meiner Mutter — Alles; und die that, worauf ich gefaßt war, sie sprach: "Du betrittst das Haus nicht mehr."

"Haben Sie das über's Herz gebracht?"

Er nickte: "Ich schrieb, ich log. Ist Ihnen noch nie aufgefallen, daß lügen manchmal Pflicht ist? Man kann sich nicht anders helsen, man muß die Lüge anwenden wie eine ekelhaste Medicin . . . Ich log, daß Mangel an Zeit mich zwinge, die Lectionen aufzugeben. Nachdem der Brief abgeschickt war, meinte ich: Jest ist das Leben aus! Jest kann nichts Wichtiges sich mehr ereignen . . . und, denken Sie, ein paar Wochen danach geschah — ein Wunder. Der Vater Fräulein Uglaja's kam zu uns. Sie war nicht getäuscht worden durch meinen Brief, sie hatte die Wahrheit errathen, ihrem Vater Alles gestanden, und — heute noch weiß ich nicht, wie es ihr gelang — seine Einwilligung errungen. Er gab sie, ich vernahm es wie im Taumel, ich hielt mich für toll und wahn-

finnig, während er sprach — ich lachte nur, als er einige Bedingungen stellte, so geringfügig, so außer allem Berhältniß zu dem, was er dafür verhieß, erschienen sie mir. Meinen Beruf sollt' ich ausgeben — ich hatte ja keinen mehr als den, sie zu lieben und anzubeten. In's Comptoir sollt' ich und mich dort allmälig zum Geschäftsmanne qualificiren — das kam mir sehr leicht vor, ein Hohlkopf, der es nicht träse! — Endlich hatte ich tiefstes Schweigen über mein Glück zu bewahren."

"Ich sage nicht mehr nein, aber ich habe noch nicht ja gesagt, sprach der Banquier, Sie sind so jung, an eine Verbindung kann erst in Jahren gedacht werden, ich will vorher keine Glossen über die Sache hören!"

Hatte er nicht Recht? konnte ich anders als auch darin seinen Willen freudig ehren? . . . In seiner Gegenwart sah ich Aglaja täglich, vor Fremden waren wir einander fremd, und eigentlich wäre ich von allem Ansang an gern aus ihren Gesellschaften fortgeblieben. Aber sie duldete es nicht. Das Fest war ihr kein Fest, wenn sie mich nicht anwesend wußte. Wie ein Crösus, der außer dem Reichthum, den er zur Schau trägt und um den er beneidet wird, im Geheimen ein Gut verbirgt, echter, sicherer als all sein übriger Besitz, so wollte sie mich da wissen, versteckt im Gewühl, mit meinem Herzen voll unendlicher Liebe für sie. Geseiert und umringt, lachend und scherzend rauschte sie in ihrer Pracht an mir vorbei und warf mir einen verstohlenen Blick zu, und ich bildete mir ein, daß ich glücklich war . . . Und später als ich mir das nicht mehr einbilden konnte, dann freute ich mich, daß ich litt, um sie leiden durste . . .

Meine Mutter besuchte das Haus nicht . . . Anfangs war dort nicht die Rede von ihr, und das fiel mir nicht auf . . . So verblendet war ich, so verzaubert und ein solcher Narr, daß mir das nicht auffiel . . . Einmal aber — ganz überraschend, kam Aglaja mit ihrem Bater zu uns . . . Sie war wunderschön; einsach gekleidet, wie ich sie nie gesehen, die Wangen von der Winterkälte geröthet. Sie, die sonst die Straße nicht betrat, war zu Fuß in unsere entlegene Vorstadt gekommen . . ."

Marie zuckte die Achseln, sah trozig vor sich hin, und sprach mit ausgeworsenen Lippen:

"Diefe große Gnade!"

"Und wie liebenswürdig benahm sie sich meiner Mutter gegenüber!... Ich hätte vor sie hinknieen und ihr göttliche Ehren erweisen mögen... Es schnitt mir in die Seele, daß meine Mutter, meine gütige Mutter, kein liebzreiches Wort für sie hatte — und kein Wort des Lobes, nachdem der holde Besuch uns verlassen. — Es schnitt mir in die Seele, daß ich mir denken mußter was ich nicht begriff: Die Geliebte hat meiner Mutter mißfallen!"

"Ganz mein Geschmack! Mir hatt' fie auch nicht gefallen," rief Marie.

"Warum? Sie wissen ja noch nicht, was kommt, und wozu ich, um es zu ersahren, zwei Jahre gebraucht habe: daß sie mich im Grund nicht liebte, sich's nur eingebildet hatte in ihrer überspannten Phantasie, daß sie, als ein verwöhntes Kind, das sie war, statt unter ihren vielen Bewerbern zu wählen, einen haben wollte, den sie dem väterlichen Widerstand erst abringen mußte und der im Werthe sank, nachdem der Widerstand ausgegeben war."

"Wiffen Sie was?" sagte Marie munter und zwinkerte mit den Augen: "Der alte Herr war gescheit."

"Sehr gescheit," beftätigte Anton, "aber mir ift seine Klugheit boch au ftehen gekommen . . . Sie follen alles von mir wiffen, habe ich gefagt, und halte Wort. Als ich meine Sache ichon für verloren anfah, gab ich boch den Rampf nicht auf . . . Die Arbeit in der großen Geldfabrik mar mir ein Greuel, ein Greuel auch das Zusammenleben mit Rechenmaschinen, die fich für Menschen hielten. Ich vertiefte mich in diese Arbeit und vertrug mich mit diesen Menfchen . . . In den seidenen Gemächern des Banquiers schmachtete ich nach den tahlen Wänden im Stubchen meiner Mutter. Unter den hohlen und leichtfer= tigen Puppen, mit denen Aglaja umging, hatte ich das brennende Heimweh nach meinen armen Cameraden, nach meinen Schülern. Es gab robe und borftige Gefellen unter ihnen, aber fie lebten, fie rangen; fie kampften mit der Roth des Dafeins, fie ftanden an den Quellen, aus benen das allgemeine Menschenschickfal ftromt . . . Die Andern! - ja, die kennen von diesen Quellen nur den verfälichten Tropfen, der ihnen aus zehnter Sand im goldenen Becher gereicht wird . . . All' das wußte ich schon - es war mir so klar wie heute, und dennoch klammerte ich mich an meine Liebe . . . Sie ift kalt, fie ift nichtig, fie hat nicht mehr Empfindung als ein Schmetterling, und bennoch - bennoch! ... Zulett fagte ich: "Wählen Sie! — Die Armuth mit mir, ober den Reichthum ohne mich." — Sie entschloß sich nicht gleich, ich glaube, daß fie einige Tage lang mit dem Gedanken gespielt hat, die Frau eines Schullehrers auf dem Lande zu werden - aber fie entschloß sich doch, und - gab mich frei."

Wie von einem Alp befreit, athmete Marie tief und selig auf, und er fuhr fort:

"Sie gab mich frei, deshalb war ich es aber noch nicht. — Noch in Jahren nicht — ich habe fie noch lange geliebt, noch geliebt, nachdem fie schon verheirathet war . . ."

"Und noch gesehen?"

"Aus der Ferne, manchmal, aber nie wieder gesprochen, mich nur im Stillen gekränkt und gesehnt. Der Schmerz um sie wollte nicht weichen. Er war noch nicht ganz überwunden, als ich hierherkam . . . "

"Und - jest?"

Er breitete seine Arme aus und blickte mit ganz verklärten Augen in das grüne Gezweig: "Borbei! — Ich bin genesen! . . . Und niemand Anderes hat

mich geheilt als Sie!"

Kiffn wie ein Helb und zuversichtlich wie ein Mann ergriff er ihre Hand, "vollenden Sie ihr Werk . . . heirathen Sie mich — ich brauche eine Frau, die mich nimmt, wie ich bin, mit meinen vielen Schwächen, mit meinem wenigen Guten. Gine Frau, die meinen Schülern eine Mutter, meiner Mutter eine liebe Tochter sein will . . . Wollen Sie? darf ich hoffen?"

"Gott im himmel!" rief Marie.

Er sprang auf, sie hatte den Kopf an den Stamm des Baumes gelehnt und blickte unter Thränen zu ihm empor . . .

Unnennbare Glückseligkeit, unbegreifliche! — Sie war fechzehn Jahre alt,

fie hatte nichts erlebt, nichts erlitten, die Zukunft lag vor ihr wie vor einem Kind — im Morgenschein. Die Welt war ein Paradies, bewohnt von guten Menschen, und der Beste unter ihnen stand vor ihr glühend vor Wonne und Begeisterung und nannte sie seine Braut.

XIV.

Der Schullehrer, der sich bisher nicht hatte rühmen dürsen in Josepha's Gnaden zu stehen, genoß von der Stunde der Verlobung an ihre ausbündige Hochachtung. Sie entdeckte plöglich, er sei das Muster eines Mannes, dem gezade nur sein Recht geschehe, wenn man ihm den Kang neben den höchsten Persönzlichkeiten im Orte anweise.

Sie verbrauchte an einem Tage mehr Worte des Lobes für Anton als seine eigene Mutter im ganzen Jahre. Diese war nur bemüht die Auslagen an Wohl-wollen, die sich die Schwiegermutter zu Gunsten des Bräutigams verursachte, durch eben solche zu Gunsten der Braut zu decken, und so entstand ein Austausch von Complimenten, deren Anzahl und Temperatur nichts zu wünschen sibrig ließ.

Bei der Bevölkerung des Dorfes erregte die bevorstehende Berbindung des Herrn Schullehrers mit der Frau Wäschmeisterin lebhafte und nicht unsympathische Theilnahme.

"Daß die Marie immer etwas Apartes haben will, das weiß man ja!"

"Der muß von weit herkommen, der ihr recht fein foll."

"Das erste Mal hat's freilich nicht gut angeschlagen."

"Na, vielleicht wird's dieses Mal besser gerathen."

"Ich wünsch' ihr's, denn ein braves Weib ift und bleibt fie!"

Diese Reden wurden von den verschiedensten Leuten gesührt, ein Einziger äußerte sich gar nicht über das Ereigniß des Tages — das war der Alois. Meistens schlich er trübselig umher, brachte die Pseise nicht aus dem Munde und rauchte wie ein Schlot. Dann wieder lachte er laut auf ohne Grund. Am dritten Tag erschien er, um Frau Waltern seine Gratulation darzubringen, und am vierten ersuhr man, daß er einen längst geplanten Schritt ausgeführt, und mit der Schwester seiner Verstorbenen Verspruch gehalten habe. Varbara trug diese Rachricht in's Waschhaus, und machte dazu die wegwersende Vemerkung: "Jeht wird ihm erst wieder wohl sein, jeht hat er wieder einen Teusel, vor dem er sich fürchten kann."

Marien that er leid, dieser Tausendkünstler seines Unglücks, und sie fühlte sich von ihrem Unbehagen bei dem Gedanken an ihn nicht befreit durch die

Neberzeugung, daß sie ihm nicht zu helfen vermocht hätte.

Das Bewußtsein, Andere ihrem Mißgeschick überlassen zu müssen, bildet bas Pförtlein, durch welches die Trauer in die Herzen der Glückseligen schleicht. Ach, und eine Glückselige war sie ja! Der Mann, der ihr Chrsurcht einsstöße, erwies ihr Chrsurcht, schenkte ihr sein Bertrauen und zog sie zu Rath, und wie in ein höheres, ein lichteres Leben, führte er sie in das Leben seiner Seele ein.

Er hatte keinen Ehrgeiz, oder den größten, den — keinen zu haben. Auf

dem Dorfe wollte er seine Laufbahn beginnen und enden, und sie für eine siegreich zurückgelegte halten, wenn er einst die Kinder der Kinder, die jetzt auf den Schulbanken saßen, um einen Schritt, vielleicht auch nur um den Ansatz zu einem Schritt vorwärts gebracht sähe.

"Borwärts in der Einsicht, die zur Pflichttreue führt, zur Strenge gegen sich, zur Berachtung niedriger Genüsse und träger Schläfrigkeit im Denken und im Thun," rief er und in seinen blauen Augen glomm ein Lichtschein auf.

"Es gibt eine Entwickelung der Menschen, einen Fortschritt im Guten, und seine gesährlichsten Feinde sind die, die ihn leugnen. Der Glauben an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht, und in dem Zeichen dieses Glaubens werde ich kämpsen und auch dann nicht verzweiseln, wenn es mir nicht beschieben sein soll in ihm zu siegen. Was mir nicht gelingt, gelingt vielleicht einem derzenigen, dem ich als alter Mann ein Lehrer sein werde, oder seinem Sohn, oder seinem Enkel."

Wenn er so sprach, trat Marien das Priesterliche seines Wesens, Verehrung erzwingend, entgegen. Sie empfand seine feste, geduldvolle Hoffnungsfreudigkeit wie die Nähe von etwas Heiligem.

In seiner Gegenwart war sie ruhig, verließ er sie, bemächtigte sich ihrer eine unerträgliche Bangigkeit.

"Ihr werdet sehen," sagte sie zu ihrer Mutter, "ich werde mein Glück nicht erreichen. Es kommt nicht bazu."

Die Alte lachte: "Bift närrisch? In ein paar Tagen wirst zum ersten Mal aufgeboten."

—"Und wenn ich zum dritten Male aufgeboten wäre, und wenn ich neben ihm vor dem Altar ftände — noch im letzten Augenblick wird etwas geschehen, das mich von ihm wegreißt. Es kann nicht anders sein — für solches Glück bin ich nicht bestimmt, mir kann ein solches Glück nicht blühen."

"Geh weg!" rief die Mutter. "Du red'ft recht wie Gine, die verliebt is! Gin Madel konn'ft fein, ein junges dummes, Deinen Reden nach."

Marie antwortete nicht und behielt von nun an ihre felbstquälerischen Gebanken für sich.

So kam der Tag herbei, an welchem die Verlobung in einem kleinen Kreise von Gönnern und Freunden, in der Wohnung der Frau Wäschmeisterin geseiert wurde.

Sin sestlich geschmückter Tisch stand, für zehn Personen gebeckt, in der großen Stube. Die beiden Mütter hatten einander gegenüber an den schmalen Seiten der Tasel Plat genommen, an den breiten saßen rechts von Josepha der Herr Bicar, der in Bertretung des Herrn Dechant erschienen war, der Schulgehilse, das Fräulein Kanzleirath und Herr Folteneck; links aber das Brautpaar, zwischen Herrn und Frau Kanzleirath. Die letztere hatte sich um keinen Preis entschließen wollen, ihren Hut abzunehmen. Da er ein sehr stattliches Gebäude war, auf dem, wie Gestrüppe auf einem alten Thurme, drei zusammengebogene Straußsedern (allerdings mit mehr Kiel als Bart) ragten, machte sich die Sache sehr imposant.

3m Unfang herrichte fpanische Stifette.

Die Braut war still und bleich, ein hoher Ernst ruhte auf ihrer Stirn. Der Bräutigam nicht weniger schweigsam als sie, vergaß Essen und Trinken über der holderen Beschäftigung, sie anzusehen. Der kleine muntere Vicar hatte noch keinen einzigen Witzum Besten gegeben, und Josepha sich auf dringende Einsladungen und Bitten beschränkt, den aufgesetzten Schüsseln doch Ehre zu machen, als die Thür geöffnet wurde und ein Diener aus dem Schlosse eintrat, der zwei Körbe trug, von denen einer zwölf Flaschen Champagner und der andere zwölf Flaschen Bordeaux enthielt.

Seine Durchlaucht, der Fürft, hatten dem Rellermeifter Befehl gegeben, die

reiche Spende auf den Speisetisch des Waschhauses stellen zu laffen.

Judica gerieth in Bestürzung, als sie zusehen mußte, wie der Auftrag pünktlich erfüllt wurde.

Sie wintte Marien zu fich.

"Gestatten Sie nicht, daß mehr als zwei dieser Flaschen geöffnet werden," flüsterte sie ihr zu. Das ist Vorrath an Wein sür Euer ganzes Leben; bei Eurer goldenen Hochzeit darf er noch nicht erschöpft sein . . . Zwei Flaschen, Liebes Kind, zwei Flaschen höchstens! . . . Vringen Sie das Uebrige bei Seite . . . "

Marie hätte diesem Wunsche gern Folge geleistet, aber es war nicht mehr möglich. In übereilter Dienstfertigkeit hatten Folteneck und der Schulgehilse sich bereits mit Messer und Korkzieher über eine Anzahl Champagner-Bouteillen hergemacht und die enthülsten vor Anton hingestellt, der mit souveräner Gleichzültigkeit die Korke gegen die Decke sließen ließ, und das perlende Getränk in die Gläser schüttete, unvekümmert darum, ob einer oder der andere der Herren sich in der Sile vergriff, und statt des Weinglass das Wasserglas hinreichte.

Judica räusperte sich laut, und fragte: "Was thust Du, mein Sohn?" Josepha sagte: "Aber — ich bitt'!" Die Kanzleiräthin sagte nichts. Sie hatte bereits an dem bis zum Kand gefüllten Glas genippt, das Folteneck galant vor sie hingestellt. Champagner war einmal ihre Leidenschaft, sie vermochte nicht zu widerstehen, und ließ nun ihre Blicke, um den strengen Augen, die Judica machte, zu entgehen, wie zerstreut im Zimmer herumschweisen. Der Kanzleirath und der Bicar nickten einander über den Tisch zu und lachten herzlich.

Jest hob der Erfte fein Glas:

"Meine Herren und Damen, ich bitte um Permission, ein unterthänigstes Hoch ausbringen zu dürsen auf das Wohl der Edlen, die das unsere im Auge hatten, als sie uns dieses köstliche Naß großmüthig zugewiesen. Es lebe Seine Durchlaucht, unser gnädigster Fürst, und hochdessen durchlauchtigste Gemahlin!"

Alle thaten Bescheid und Anton wurde ausgelacht, weil er es mit Waffer that. Der eifrige Schenke, der die andern so großmüthig betheiligt, hatte für sich selbst zu sorgen vergessen.

Rasch wurde noch eine Flasche geöffnet, Antons Glas daraus gefüllt, und es hieß dasselbe auf einen Zug leeren, denn der zweite Toast, zu dem der Kanzleizrath die Gesellschaft ermunterte, galt der Braut. Dann kam ein dritter auf den Bräutigam, und ein vierter auf die Brautmütter, und ein fünfter auf die Schuljugend, den Anton ausbrachte.

Seine selige Befangenheit hatte sich in eine noch seligere Heiterkeit verwandelt;

und ftatt eines sanften Lichtes wie sonst, glühte in seinen Augen ein lebhaftes Feuer.

"Der Jugend!" rief er. "Ich bring's der Jugend, meinen Schulfindern, benen ich mein Leben widmen will, im Verein mit meiner geliebten Frau, meiner Gerzensgebieterin."

Judica stand auf, umarmte ihren Sohn und sagte ihm dabei in's Ohr: "Trint' nicht mehr!" Josepha warf ihm eine Kußhand zu, die Kanzleiräthin brach in Thränen aus und knüpste die Schleisen ihres Hutes auf; ihre Tochter eilte herbei, um ihr dieselben mittelst eines Knotens im Nacken zu befestigen.

Endlich ertönte vom Hofe herauf eine rauschende Musik. Mit schrillen Mißklängen ging es an, und Fräulein Kanzleirath klagte etwas affectirt "O weh! v weh!" Aber der Schulgehilse bat, sich ein wenig zu gedulden. "Das ist nur im Ansang so, sie werden sich in die Melodie schon hineinarbeiten . . . Hören Sie — jetzt wird's eine Polka!" sprach der junge Mann — und "O — sehen Sie, im Hose tanzt schon Alles!" setze er, ganz begeistert aufspringend, hinzu.

Richtig, vor dem Haufe hatte fich bei den Klängen des Ständchens, das

die Dorfmusikanten dem Brautpaar brachten, ein Ball improvisirt.

"Tanzen wir auch!" riesen Mutter und Tochter Kanzleirath, und Folteneck, ber sogleich bemerkte, daß Judica und Marie mit dem Borschlag nicht einverstanden waren, beeilte sich ihn lebhast zu unterstützen, denn sein liebenswürdiger Charakter verleugnete sich nie.

Im Ru hatten die Herren den Tisch in die Ecke und die Seffel an bie

Wand geftellt.

Da näherte Judica sich Josephen und flüsterte ihr zu: "Es ist schon zu viel getrunken worden. Ich brächte so gern den Rest des Weines in Sicherheit. Aber wohin?"

Josepha nickte, und deutete nach der Hochzeitstruhe: "Dort wär' Platz."

Anton war jest mit seiner Braut an eines der Fenster getreten, hatte es geöffnet, und hielt eine kleine Anrede an die Musikanten. Die übrige Gesellsschaft drängte sich um ihn, seine Worte mit Beisalls-Gemurmel begleitend.

Den Augenblick benützten die Berichworenen.

Josepha hob den Deckel der Truhe in die Höhe, und auf die in derselben säuberlich geordnete Wäsche legte Judica rasch die noch verkorkten Flaschen, vierzehn an der Zahl, vorsichtig hin, daß sie dort neben einander lagen wie schlafende Kindlein.

Glücklich war das Werk vollbracht und Josepha steckte den Schlüssel der Truhe triumphirend zu sich, während die Musik den Schluß der schulmeisterslichen Rede mit einem Tusche verherrlichte. Run aber gingen die schmetterns den Fansavenklänge in die eines gemäthlichen Walzers über, und schon sah man die Frau Kanzleiräthin sich behend ihres monumentalen Hutes entledigen, und von dem Arme Folteneck's, so weit dies möglich war, umspannt, durch den Saal rollen. Das Paar bot einen ungemein erheiternden Anblick. Der Vicar, der neben Josepha auf dem Kanapee Platz genommen hatte, ries: "Bravo.". Der Kanzleirath wiegte sich schmunzelnd hin und her:

"Schaut meine Alte an! Die ift heute wie ausgewechselt. Dem Exempel,

jo bedenklich es ist, muß der Gatte folgen. Frau Marie Walter, demnächst Wellner, darf ich bitten?"

Sie konnte nicht anders, als die Einladung ihres vornehmsten Gastes annehmen, aber es siel ihr schwer. Ihr war seierlich und ernst und keineswegs
tanzlustig zu Muthe. Und völlig traurig wurde sie, da sie den schmerzlichen Blick gewahrte, den Anton ihr zuwarf, als sie mit einem Andern zum Tanze
antrat. Er schien Einsprache thun zu wollen und sie erwartete es auch, und
hätte sich bessen gefreut. Doch meinte der Schullehrer, sogar an solch einem
einzigen und nie wiederkehrenden Festage sei er schuldig für fremdes Vergnügen
mehr als für sein eigenes zu sorgen, bemeisterte seinen Unmuth und schwieg.

Auf dem Tisch, an welchem er Marien traurig mit den Augen versolgend, tehnte, stand noch ihr Glas mit Champagner gefüllt, von dem sie kaum genippt hatte. Er nahm es und lehrte es auf einen Zug.

Sogleich wurde ihm wohl und leicht, ja sogar lustig zu Muthe. Das kommt davon, wenn man sich männlich bezwingt! Und nun gilt's auch ein Uebriges thun. Die Höslichkeit, die seiner Braut durch das Haupt der Familie des Kanzleirathes erwiesen wurde, beschloß er einem Mitgliede derselben zu verzgelten. Er ging auf das Fräulein zu, verbeugte sich kurz und unternehmend, und die Beiden klogen durch das Zimmer.

Run wagte auch der Schulgehilfe Frau Judica ehrfurchtsvoll zu einem Tourchen aufzufordern, das ihm unter der Bedingung zugestanden wurde, daß es bei dem einen verbleibe.

Inzwischen hatte Folteneck seine Dame ohne Unfall bis zum Kanapee gefteuert, auf dem sie sich, sehr exhibt, zwischen Josepha und dem Bicar niederließ. Es war aber keineswegs ihre Absicht sich bereits Ruhe zu gönnen. Bielmehr wartete sie nur den Moment ab in dem Anton aufhörte mit ihrer Tochter zu tanzen, um ihn sehr gnädig herbei zu winken und zu sprechen:

"Herr Schullehrer, nun wir Zwei!" Er war im Begriff auf Marien zuzueilen, die der Kanzleirath so eben sittiglich zu einem Sessel geleitete, als dieser Ruf an ihn erging. Wie vom Donner gerührt blieb er stehen. Eine große Empörung gegen das Geschick bemächtigte sich seiner. Dennoch leistete er Geschorsam stumm und grimmig.

Seine Mutter bemerkte ängstlich, wie die Zornesader auf seiner Stirn schwoll, während er seine schwere Bürde durch das Gemach schleifte.

Er hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als Folteneck sich Marien näherte und sie zum Tanze einlud. Sie erhob sich — sehr langsam allerdings, und nickte nur mit zögerndem Gewähren dem Schreiber zu, der sein Gesicht zum süßesten Lächeln verzog, das ihm zu Gebote stand, und die zierlich gerundete Rechte nach ihr ausstreckte.

Anton sah es — wie durch eine Wolke. Der Champagner begann zu wirken bei dem seiner Ungewohnten, und jagte ihm eine Fluth von unheimlichen Gedanken durch den Kopf . . . Immer wird es so sortgehen! raunten sie . . . Immer wird sie nit Anderen an dir vorbeischweben, und du wirst immer, wie Sispphus einen Stein wälzen den Berg hinan . . . Ginen Stein? nicht doch! Der Berg selbst war es, den Anton vorwärts bewegen sollte. Und das wurde

ihm schwerer von Secunde zu Secunde . . . und während er sich an der unlößebaren Aufgabe mühte, entführte ein gelber Unhold die Geliebte. Eine unsagbare Bangigkeit erfüllte seine Bruft: "Marie!" schrie er plöglich auf. Die wuchtige Dame in seinen Armen zersloß für ihn in Luft und stand auf einmal allein da, sie wußte selbst nicht wie.

"Welche Unart!" sprach sie, und erröthete für ihn, oder eigentlich mit ihm. denn sein Gesicht hatte sich beunruhigend dunkel gesärbt.

"Tanzen Sie nicht mehr! Ich bitte Sie! Ich beschwöre Sie!" rief er seiner Braut zu.

Marie wandte sich betroffen, Judica erschrak und stammelte verweisend: "Mein Sohn! mein Sohn!" Folteneck kicherte gistig: "Oho — was ist denn das?"

Die Gesellschaft drängte sich zu einen Knäuel in der Mitte des Zimmers zusammen. Anton war allein an einem, Marie mit Folteneck am anderen Ende desselben geblieben. Josepha und Judica condolirten der Kanzleiräthin, die sich für beleidigt erklärte. Der Kanzleirath tröstete seine Frau.

"Geh Alte, komm! tanzen wir die unterbrochene Tour zusammen fertig, und Sie, folgen Sie uns nach mit ihrer Braut, Herr Schullehrer. Sie stilles Wasser, Sie keuerspeiender Besud, Sie!"

"Flammen find's, Herr Kanzleirath, Flammen der Cifersucht, die er speit!" höhnte Folteneck und mit bebender Stimme erwiderte Anton:

"Scherzen Sie nicht, Herr!"

"Es ist das Beste, das man hier thun kann," siel der Bicar mit Strenge ein. Diese Zurechtweisung hatte das Mißgeschieß— nicht zurecht zu kommen. Sie erweckte die Entrüstung dessen, dem sie zu Theil wurde. Ihn ersaßte das beklemmende Gesühl, daß er von Feinden umringt sei und kämpsen müsse, ein Einzelner gegen Alle.

"Was will ich benn? Einen Tanz mit meiner Braut will ich! Mein Recht fordere ich!... Aus dem Wege!" rief er, und drängte vorwärts wie ein Löwe. Alle wichen aus.

"Saperment, jetzt wird's Ernst! Rette sich wer kann!" scherzte der Kanzleizrath mit unzerstörbar guter Laune, ergriff in gespielter Angst die Flucht und stieg auf die Hochzeitstruhe, um von dieser Warte aus die Situation zu beobachten.

Anton sah nicht rechts und nicht links, sondern stürmte unentwegt auf Marie zu.

Diese hatte sich wieder auf ihren Sessel sinken lassen; einen Arm im Schoße, ben Elbogen des andern auf der Lehne des Stuhls. Sie stützte ihr Gesicht mit ihrer Hand und bliekte den herantretenden Bräutigam aus weit geöffneten Augen finster und grollend an.

Was ging nicht Alles in ihr vor in diesem schrecklichen Augenblick? Da kam er heran der Mann ihres Herzens, ihrer Berehrung, ihrer Anbetung — und erweckte eine fürchterliche Erinnerung, einen entwürdigenden Vergleich . . . Ein Bild stieg vor ihr auf, das an Jahre des Elends mahnte, und der Erniedrigung. . . .

"Marie, tommen Sie, Marie!" rief er, und fie schüttelte den Kopf und antwortete leise: "Nein - nein."

"Wie? was jagen Sie? . . . Nein?"

"Ich tanze nicht mehr!"

"Richt mehr?" wiederholte er beftürzt. — "Mit keinem Andern mehr, aber mit mir tanzen Sie!"

Sie besann sich, zog die Stirn zusammen und — "Auch nicht mit Ihnen," gab sie trokig zurück.

Dicht hinter Anton erscholl Folteneck's spöttisches Lachen: "Einen großen Anlauf haben Sie genommen, um sich einen Korb zu holen. Haha!"

"Einen Korb?... Marie, das thun Sie mir nicht an — das können Sie nicht!..." stammelte der Berhöhnte.

Der Andere aber erhob von Reuem sein teuflisches Gelächter und mahnte eifrig:

"Bleiben Sie dabei! laffen Sie sich nicht jest schon thrannifiren!"

Aus der Brust Antons brach ein dumpfer Schrei des Schmerzes und der Wuth:

"Marie! Wenn Alle wider mich sind — Sie müssen zu mir stehen. Beweisen Sie's! Tanzen Sie mit mir!... Geben Sie mir die Hand und mehr noch — vor diesen Allen, Marie, geben Sie mir einen Kuß!"

Marie sprang auf.

"Jest einen Kuß?" rief sie. Der bose Geist, der von ihr gewichen war, seitdem sie diesen Mann kennen gelernt, der Geist der Hoffahrt bemächtigte sich ihrer, dräute von ihrem Antlit ... Anton sah das unheilverkündende Zeichen nicht, oder mißachtete es; in kühner Bertrauensseligkeit beugte er sich zur Ge-Liebten nieder, da — erhob sie die Hand ...

Ein in der Weltgeschichte berühmt gewordener Borgang, das Gericht, das eine große Königin dereinst an ihrem stolzesten Günftling vollzog, wiederholte sich hier...

Man vernahm einen leichten Schlag, dann ward es todtenstill. Diejenige, die den Streich geführt, und er, der ihn empfangen, blickten einander an — starr und schreckgelähmt in wortlosem Entsetzen.

Die übrige Gesellschaft blieb gleichfalls ftumm. Den Berbrecher Folteneck würgten bereits die Furien der Reue. Was im Busen Judica's und Josepha's vorging, entzieht sich der Beschreibung.

Fast empfand man es wie eine Erlösung, als aus ber Gegend ber Hochzeits= trube ber ein lautes Krachen ertonte und zugleich Hilferuse sich erhoben.

Es war der Kanzleirath, der sie ausstieß. Er hatte das Mißgeschief gehabt, in den morschen Deckel der alten Truhe einzubrechen, und mit jeder Anstrengung, die er machte, seine ominös gewordene höhere Stellung aufzugeben, sank er tieser in's Berderben und richtete neues Unheil an. So oft er einen Fuß fest aufsete, um den andern heben zu können, klirrte es unter demselben, zischte es, braufte es empor wie aus einer heißen Quelle.

Der Vicar, Folteneck und der Schulgehilfe eilten hinzu, und als es ihnen gelungen war, den Kanzleirath aus seiner Bedrängniß zu befreien und ihm auf

ben Boben zu helfen, waren seine Stiefel naß bis an die Knöchel und mit kleinen Bläschen bedeckt.

Der Schullehrer und feine tiefgebeugte Mutter hatten in aller Stille das Zimmer verlaffen. Der Vicar und der Schulgehilse folgten ihrem Beispiel, nachsem sie sich summarisch bei den noch Zurückbleibenden empfohlen. Folteneck harrte aus bei seinem Chef und dessen Familie.

Berbindlich eilte der Kangleirath auf die Damen des Hauses zu:

"Ich entschuldige mich tausend Mal und wir bedanken und für alle genossene Ehre. Es war sehr schon . . . Der kleine Zwischenfall am Schlusse, immerhin — interessant . . . Eine ganz eigenthümliche Handhabung der Gerechtigkeitspflege — ich glaube nicht, daß die moderne Wissenschaft eine Bezeichnung dafür besitzt . . . Was der Walter verdient hätte, hat der Wellner bekommen . . . Wir empsehlen uns hochachtend, und wünschen recht guten Abend!"

XV.

Mutter und Tochter waren allein. Josepha machte sich an der Hochzeitstruße zu schaffen. Sie hatte das Schlöß geöffnet, die Reste des Deckels gehoben und entsernte nun dessen Trümmer und die Scherben der Flaschen. Jammernd betrachtete die Alte die in Champagner und Bordeaux getränkte Wäsche, jammernd nahm sie Stück für Stück heraus, und legte sie auf den Tisch und die Sessel.

Marie aber rang die Hände und biß die Zähne im Schmerz zusammen. "Mutter! Mutter!" schrie sie plötlich auf, und Josepha wandte sich, erschüttert durch den Klang der Verzweiflung in der Stimme, die zu ihr rief.

"Jett ist's aus mit mir! D Mutter, was hab' ich gethan?"

Die Mutter hatte keinen Troft für fie.

"Aus is', das glaub' ich selber. Wenn er Dir heut' noch den Abschiedsbrief schreibt — mich wundert's nit. Es g'schieht Dir aber recht. Bom Walter hast Dir Alles g'sallen lassen und hast aus Stolz nit g'muckst, und den kreuzbraven Mann traktirst wie einen Schulbuben wegen ein bissel lebermuth... Was hat er denn von Dir wollen? — Einen Tanz, einen Kuß! Höst nachgeben, er hätt' Dir noch abgebeten, wie ich ihn kenn'... Man hat's ja g'sehen, er is' den Wein nit g'wohnt, war gleich weg von den paar Tropsen. Der Bursch, der G'hilf hat sechs Wal mehr getrunken, und hat ausg'schaut wie ein Käs."

Marie nickte stumm bejahend zu Allem, was die Mutter sprach. Sie weinte und schluchzte, und so oft die Hausthür ging, so ost Schritte auf der Treppe vernehmbar wurden, so ost horchte sie, ob nicht ein Bote kam mit dem von ihrer Mutter angekündigten Abschießebsbrieß.

Bis tief in die Nacht wachte sie in Todesbangigkeit, aber es kam nichts. "Mutter, er hat nicht geschrieben," sagte Marie am Morgen, und Josepha antwortete:

"Er meint halt, zu was denn schreiben, was sich das Andere auch so benken kann."

Den Tag über wandelte Marie im Waschbause umber und versah ihr Amt wie im Traume. Gleich nachdem Anton ihr Jawort erhalten, hatte sie ihre Entlassung genommen; ihre Nachfolgerin sollte demnächst eintressen. Gestern, in ihrem Glücke noch, dachte sie nicht ohne Bedauern an den bevorstehenden Abschied von dem Schauplat ihrer langjährigen Thätigkeit — jetzt hätte sie ihn lieber heute als morgen verlassen. Ach, und am liebsten hätte sie sich in tiesste Ginsamkeit vergraben. Sie hatte eine Handlung begangen, durch welche sie in eine Keihe gestellt wurde mit den Gemeinen; sie fühlte sich gesunken, tieser noch als in's Unglück — in die Schmach.

Zwei Tage verflossen - aus dem Schulhause kam keine Botschaft.

In der Nacht zum dritten erwachte Josepha und sah durch den Thürspalt einen Lichtschein aus dem Zimmer ihrer Tochter dringen. Beunruhigt erhob sie sich, und bei Marien eintretend, sand sie diese ganz angekleidet am Tische sitzen.

"Was thuft denn?" fragte fie.

"Ich möcht' gern schreiben, aber es geht nicht," antwortete eine von Thränen erftickte Stimme, und ein blaffes, zerquältes Gesicht erhob sich zu der Alten:

"Seht nur — brei Bögerln hab' ich schon verwüstet. Kaum hab' ich ein paar Zeilen auf's Papier gebracht, so löscht mein dummes Weinen die Hälfte wieder aus O Gott!" ftöhnte sie, "ich hab's ja gewußt, daß mein Glück in Trümmer geht; aber daß ich selbst es zerschlagen muß — das hätte ich nicht geglaubt!"

"Warum Du g'rad g'mußt haft, das weiß ich nit," fagte die Mutter.

"Jett ist's geschehen, und das Schrecklichste ist — jett muß es auch dabei bleiben," entgegnete Marie. "Ich weiß, wie gut er ist. Wenn ich hingehe und sage: Berstoße mich nicht, nimm mich in Gnaden wieder auf! — Er thut's."

Ein menschlich Rühren und ein menschlich Hoffen war bei biefen Worten

in Josepha erwacht:

"Na, wenn'ft das denkft," fagte fie, "dann probir's, geh hin."

"Weil ich's denke, darf ich nicht hingehen. Es gehört sich nicht für ihn, daß er mir verzeiht. Ich habe ihn so lieb, daß ich ihm eine bessere Frau verzönn' und wünsche, als ich bin. Und mich selbst hab' ich doch auch noch zu lieb, um einem Menschen zu sagen: Ich verdien' Dich nicht, ich seh' es ein, aber ich bitte Dich — nimm mich doch! . . ."

Josepha versuchte es, die Tochter zu einem versöhnenden Schritte zu bewegen, aber sie fand kein Gehör. Marie blieb unerschütterlich und sagte zuletzt:

"In den Brief da habe ich ihm seinen King hinein legen wollen und dazu schreiben: Lebwohl, wir passen nicht für einander, und sonst nichts . . . Aber so gern ich möchte — ich bring' es nicht zu Stande. Ihr müßt den King selbst hintragen, Mutter, und dürft kein einziges Wort dazu sprechen. Ich hätte freilich gern, daß er den meinen behielte, denn ich brauche gewiß und wahrhaftig keinen Berlobungsring mehr. Aber, man darf nicht d'rum bitten, wenn er es nicht von selber thut."

Traurig schlich am folgenden Morgen Josepha durch das Dorf nach dem Schulhause, Mariens Treugut in der zitternden Hand.

Von Weitem ichon hatte Judica sie herankommen sehen und eilte ihr bis auf die Schwelle entgegen.

"Ach liebe Frau, was bringen Sie mir Gutes?"

"Gutes nit," sagte Josepha in tiefster Niedergeschlagenheit, und Judica stieß einen kläglichen Seuszer aus:

"Sie kann kein Vertrauen mehr zu ihm haben — wer sieht das besser ein als ich? . . . Sich so zu benehmen, einen solchen Exces zu machen an seinem eigenen Verlobungsseste . . . Viel habe ich mit ihm durchgemacht, aber das hätte ich ihm doch nicht zugetraut, einer solchen — es wird mir schwer das Wort zu gebrauchen, und mein Herz blutet dabei — einer solchen Rohheit hätte ich ihn unfähig gehalten."

Die kleine Josepha blickte in unendlichem Erstaunen zu der Professorin empor. Daß der unselige Borgang auch in dieser Weise aufgesaßt werden konnte, überraschte sie; doch nahm sie augenblicklich den Vortheil wahr, der aus

einer solchen Beleuchtung der Sache für ihre Tochter entsprang.

Sie veränderte fogleich ihre haltung.

"Es war freilich nicht schön von ihm, und hat die Marie sehr gekränkt," sprach sie in traurigem, vorwurfsvollem Tone. Hätte ihr nicht der Muth zum directen Ungehorsam gegen ihre Tochter gefehlt, die Rückgabe des Ringes wäre unterblieben. Aber unter allen Umständen mußte Mariens Wille geschehen.

Judica steckte den King, den die Alte ihr überreichte, mit ebenso großer Betrübniß an ihren Finger, als sie ihn freudig von demselben gezogen hatte, um ihn dem Sohn für seine Brant zu geben. Es war ja ihr eigener Berslobungsring, das Wahrzeichen eines Bundes, den kein Zwiespalt je gelockert, kein Mißverständniß je getrübt hatte; der in starkmüthiger Geduld erhosst worden war, in Treue und Liebe bestanden, dessen Erinnerung noch alles Thun und Denken der alternden Matrone verklärte.

"Unsere Kinder!" sprach sie — "das ist ein ungestümes Geschlecht. Das will alle seine Ziele erstürmen, erjagen. Daß auch etwas er — duldet werden kann, davon wissen sie nichts... Wie oft hätten wir uns getäuscht sehen müssen, bevor wir uns enttäuscht gesühlt und" — sie streckte die Hand aus, an der ihr alter Ring wieder stak — "diese Enttäuschung so streng, so unwiderruslich geahndet hätten! ... Ach, Ihre Tochter, liebe Frau, und ach, mein Sohn — der schweigt und schweigt — und verzweiselt still, nachdem er sich um sein Lebensqlück getobt hat."

Marie ließ sich umständlich über jedes Wort der Unterredung zwischen ihrer Mutter und Judica Bericht erstatten. Und daß auch nicht eines des Tadels gegen sie gesprochen worden war — das steigerte ihre Beschämung auf das Höchste.

Am Sonnabend dann, zu einer Stunde, in welcher die Frau Professorin Josepha allein wußte, erschien fie und war sehr aufgeregt.

"Mein Sohn schielt mich, liebe Frau, um Sie und Ihre Tochter für morgen Nachmittag zu uns zu laben. Was er vorhat, weiß ich nicht. Wird Ihre Tochter kommen wollen? O möge sie! Wenn mein Sohn für mich auch dieses Mal gang undurchdringlich und ein Käthsel ift, dafür steh' ich gut — eine unedle Handlung mit Bedacht zu vollziehen, dessen ist er nicht fähig."

Sie eilte hinweg, denn fie wußte wohl, daß Anton jede Minute ihres Aus-

bleibens gahlte, und nicht erwarten könne, zu hören:

"Dein Auftrag ist bestellt."

Als Marie erfuhr, was sich in ihrer Abwesenheit zugetragen, jubelte sie auf: "Er ruft mich, er will mich noch sehen!"

Doch erlosch gar bald der leuchtende Hoffnungestrahl.

Was ftand ihr bevor? Eine Demüthigung nicht. — Die wollte der vortrefflichste aller Menschen ihr auch jetzt nicht bereiten. Und sich selbst vor ihr demüthigen, das konnte und durste er auch nicht wollen. Was also? — Wozu lud er sie? — Galt's einen Abschied, wie er seiner würdig war, und sie einschneidender noch, als sie es ohnehin empfand, sollte fühlen lassen, welch ein herz sie gekränkt und verloren hatte. War es das? — Bon welchen Zweisels= qualen hätte sie derzenige erlöst, der ihr die Fragen beantwortet hätte!

Und am folgenden Tage, auf dem Wege in's Schulhaus, fagte fie:

"Ich glaube, Mutter, daß ich jett weiß, wie den armen Sündern sein wird beim letzten Gericht."

Die Gesellschaft, die in der vorigen Woche bei Josepha und Marie zussammengetroffen war, hatte sich bei Judica versammelt. In der Mitte des Zimmers; stand ein Tisch für zehn Personen gedeckt. Die Frau Prosessionen erschöpfte sich in Ausmerksamkeiten für ihre Gäste, war sehr echauffirt, höslicher denn je, und dabei nicht im Stande, ihre Zerstreutheit und innere Unruhe zu verbergen.

Und jest öffnete sich die Thür und Marie wußte, obwohl sie die Augen nicht exhob: Er war eingetreten. Er wechselte einige Worte mit einer Frau in ihrer Nähe und küßte derselben die Hand. Und diese Frau war die Kanzleizräthin, und dieser Handkuß eine Abbitte, und keine vergebliche, wie es schien. Die gute Dame, deren Züge bisher nur Majestät ausgedrückt hatten, lächelte jest voll Huld.

Man setzte sich zu Tische in derselben Kangordnung, die bei'm Berlobungs= mahle beobachtet worden war, mit dem einzigen Unterschied, daß Marie ihren Blatz nicht neben Anton, sondern ihm gegenüber erhielt.

Sie hatte noch nicht gewagt, ihn anzusehen; erft als er sich erhob und zu sprechen begann, richtete sie verstohlen einen Blick auf ihn. Es ging ihr wie ein Schwert durch das Herz; denn sie las auf seinem Gesicht die Sprache eines Schwerzes, der dem ihren nichts nachgab.

"Meine verehrten Gönner und Freunde," begann er mit leiser, aber deutlich vernehmbarer Stimme. "Sie waren Zeugen meiner Verlobung mit Frau Marie Walter; wir haben Sie heute hierher gebeten um Zeugen der Lösung bieses Verlöbnisses zu sein."

Ein Gemuxmel der Mißbilligung und des Bedauerns durchlief die Neihen der Anwesenden, der Bicar wollte sprechen, aber Anton kam ihm zuvor.

Er ichopfte tief Athem und fuhr fort:

"Frau Marie Walter hat sich entschlossen, mir mein Wort zurückzugeben."

"Sie also, Frauchen?" rief der Kanzleirath; doch wurde auch er von Anton unterbrochen:

"Frau Marie Walter straft mich für ein straswürdiges Vergehen, die Strafe ist gerecht und ich nehme sie an. Vor Ihnen Allen habe ich die Ehrsturcht außer Acht gelassen, die ich meiner Braut schuldig war, vor Ihnen Allen leiste ich ihr Abbitte. Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden, Frau Walter?"

Alle wandten die Augen nach ihr; die ihren schwammen in Thränen, sie bemühte sich "Ja" zu sagen, doch entrang sich ihrem Munde nur ein dumpser Wehelaut.

"Wenn ich nicht irre, ist meine Entschuldigung angenommen worden," sprach Anton. "Dennoch sind wir nicht fertig mit einander. Wir scheiben, aber wir wollen nicht im Grolle scheiben; deshalb muß zuvor zwischen unß alles ausgeglichen sein. Wie ich Genugthuung gegeben habe, so fordre ich sie auch. Geben Sie mir jeht Genugthuung, Frau Walter."

Er blickte fie ernft und fest und voll gespannter Erwartung an.

Marie rang im Zweisel mit sich selbst, von Todesbangigkeit vor einem Mißverstehen ergriffen. Plötzlich jedoch schien sie errathen zu haben und erhob sich. Anton stand regungslos, sie schritt auf ihn zu, schlang den Arm um seinen Hals und drückte ihre Lippen an seine Wange. Sie that es demüthig und zugleich würdevoll; und dieser Auß, den das blühende Weib dem angebeteten Mann spendete, war kein beglückender Kuß der Liebe, es war ein Kuß seirlicher Sühne. Und als solcher swurde er von Anton empfangen — ohne Dank, wie ein ihm gebührendes Recht.

Den Anwesenden war zu Muthe, als wohnten sie einer heiligen Handlung bei; sogar der Herren bemächtigte sich eine leise Kührung. Der Kanzleirath wollte ein Scherzwort wagen, um die seine zu verbergen; aber seine Gattin und seine Tochter bedräuten ihn mit so eisigen Mienen, daß sein unschuldiges Späßchen ihm auf der Zunge erfror.

Unter allgemeiner Stille ließ die Stimme Anton's fich wieder vernehmen: "Jeht find wir quitt, Frau Walter, und Jedem von uns steht es frei seinen einsamen Weg weiter zu gehen."

Marie sah ihn lang und innig an, als wolle fie fich sein Bilb einprägen für alle folgende Zeit, dann sprach fie:

"Rommt, Mutter."

"Halt!" rief Anton, und seine stolz bewahrte Ruhe verließ ihn. "Wir sind quitt, Jedem ist sein Recht geworden; aber — wollen wir Zwei einander denn nicht mehr gewähren, als nur das Recht? . . ."

Marie, die sich schon zum Gehen angeschiekt hatke, wandte sich ihm wieder zu. Sie zitterte am ganzen Leibe, und aus dem tiessten Leid in's höchste Glück versetzt fühlte sie sich, als Anton ihre Hand ersaste und sprach:

"Ich will ein Leiter und ein Lenker sein und bin nur ein sehlbarer Mensch, Was wäre mir, dem Soldaten im Dienst der Menschheit, der Besitz eines tapferen Weibes! Eines Weibes, das im Fall der Noth sogar dem abgeirrten Herrn und Meister eine Zurechtweisung zu ertheilen versteht."

- "O Herr Schullehrer!" flehte Marie in Zerknirschung.

Er hatte schon ihre zweite Hand erobert und zog die vielgeliebte Frau an fich:

"Und so werb' ich denn noch einmal, Marie!" sagte er.

Sie fank in seine Arme, überwältigt, lautlos.

Eine Beile herrschte tieffte Stille, bann fagte ber Rangleirath:

"Frauchen! just noch im letzten Moment haben Sie eingelenkt. Er hätte Ernst gemacht, der eiserne Ritter da, wenn Sie ihm Satisfaction verweigert hätten."

"Und wäre sich's schuldig gewesen," sprach Marie.

Anton preßte ihren Kopf mit unsäglicher Zärtlichkeit an seine Brust: "Auch — Dir. Aber wie ich's vermocht hätte, das weiß ich jetzt nicht mehr!"

Zur Geschichte der römischen Trage und des Garantiengesetzes.

Von Flaminio.

I.

Die römische Frage ist also von den Todten wieder auserstanden: Hossinungen, die mit ihr begraben, Besorgnisse, die für immer abgethan schienen, leben von Neuem auf. Ist es wirklich etwas Lebendiges, Handgreisliches, mit dem wir zu thun haben, oder gehen Gespenster um, die Kinder zu erschrecken? Müssen wir ernstlich der Sache näher treten, oder starrt uns nur eine galvanisirte Leiche entgegen, die der große Kinstler auf dem Schachbrett der modernen Politik zu irgend einem Zweck au seinen Drähten herauszieht?

Das sind Probleme, die nun für einige Zeit nicht von der Tasel versschwinden werden. Die nachfolgenden Zeilen bedrohen den Leser indessen in keiner Weise mit einer theoretischen Grörterung über diese Dinge. Was wir beabsichtigen, ist bloß einen historischen Beitrag zu Beurtheilung einer Frage zu liesern, bei welcher überhaupt das Thatsächliche weit mehr als apriorische Erörs

terungen mitzusprechen haben. - -

Unter den verschiedenen Publicationen, welche sich in den letzten Wochen mit unserm Gegenstande beschäftigten, dürsten die in dem ersten Januarhest der "Rassegna nazionale" 1882 enthaltenen Aufsähe die bemerkenswerthesten sein. Diese Zeitschrift gehört seit einigen Jahren zu den hervorragendsten Revuen Italiens und stellt gegenwärtig das Organ derzenigen Richtung dar, welche zusgleich italienisch patriotisch und katholisch denkt; mit andern Worten, ihre Herausgeber und Mitarbeiter arbeiten durchschnittlich im Geiste der Balbo, Rosmini, Manzoni.

Es wird hier von einem namhaften Gelehrten Italiens zunächst der internationale Charafter des Garantiengesetzs herausgestellt und gezeigt, wie irrthümlich das Borgeben des "Diritto" ist, welches jenem Gesetze einen rein internen Charafter zu= und jeden internationalen Charafter abspricht. Indem das Garantiengesetz dem in Italien wohnenden Papst den Empfang fremder Gesandten,

diesen selbst die bisher von ihnen in Anspruch genommene Stellung sammt allen ihren Borrechten zugestand, erkannte Italien implicite den internationalen Charakter seines Garantiengeselses an. Diese Thatsache mag in diesem Augensblicke als besonders unbequem empfunden werden; sie ist aber jetzt weder wegzuleugnen, noch so leicht zu ändern. Der Berkasser des angezogenen Artikels der "Kassegna" kann daher nicht umhin, das Garantiengeset vom 13. Mai 1871 als im italienischen Interesse bedauerlich, als eine Quelle fortwährender Berlegensheiten sit die italienische Regierung anzusehen. Seiner Ueberzeugung nach hätte die römische Frage eine besser Lösung durch ein Statut oder eine Uebereinkunst gefunden, wie sie s. 3. von dem Ministerium Ricasoli beabsichtigt wurde.

Ricafoli's Grundgedanke war, junachft burch ein organisches Gefek bie Begiehungen amischen Staat und Kirche in Italien zu regeln: er hielt bas für die Grundbedingung jeder tunftigen Bereinigung der romischen Frage; erft mit diesem Gesetze in der Sand dachte er sich in Rom zu präsentiren und nach 11m= ftänden die materiellen Garantien festzustellen, welche den Bapft als Oberhaupt des Katholicismus in der Ausübung seines Amtes frei und unabhängig machten. Die namhaftesten Mitglieder des Cabinettes Ricasoli waren darin einig, man durfe nicht (wie das die Gesetzgebung von 1871 gethan hat) zwei vollkommen verschiedene Dinge, das Berhältnig von Staat und Kirche in Italien, einen Gegenftand rein nationalen Rechtes, und die dem Bapfte nothwendigen Garantien, bei welchen es durchaus auf internationale Beziehungen ankam, in ein Gefet zusammenwerfen. Das Ministerium bachte also zunächst baran, burch den Gesekentwurf Borgatti-Scialoia vom Jahre 1867 die Grundlagen eines italienischen Staatsfirchenrechtes im Sinne der Cavour'schen Formel "Libera Chiesa in libero Stato" herzustellen. Die Urheber dieses Wesehes waren ent= ichlossen, mit dem in Toscana hergebrachten leopoldinischen System offen zu brechen und Zustände herzustellen, mit denen die Eurie alle Ursache hatte zufrieden zu fein. Sobald das Berhältniß von Staat und Kirche für Italien gesetlich geregelt gemesen ware, follte ein zweites Gefet die Bedingungen fixiren, unter welchen der Bapft in dem mit Italien vereinigten Rom zu existiren hatte. Dies Gefetz follte zu Stande kommen, ehe man nach Rom ginge und unter Umftanden, wo Italien durch eine übereilte Besitnahme von Rom nicht felbst eine Situation geschaffen hatte, in der ihm allerdings kaum etwas anderes zu thun übrig blieb, als was Sella und Bonghi im Jahre 1871 wirklich gethan haben. Die Umftände scheinen einem solchen Borgeben gunftig; die Franzosen hatten fich endgültig aus Rom zurückgezogen und die weltliche Macht des Bapftes tonnte das Experiment ihrer Lebensfähigkeit machen. Gefiel cs den Römern, Unterthanen des Papstes zu bleiben, so bachte Ricasoli nicht daran, ihnen die Einverkeibung in das Königreich zu octrohiren; es war aber sehr möglich, daß Unruhen ausbrechen und den Bestand der papstlichen Regierung, ja die Sicherheit der Person des Papstes bedrohen wurden; in diesem Falle mare Italien als Berfteller der Ordnung in Rom eingerückt und hatte die Bosition des beiligen Stuhles nach dem in seinen Grundzügen bereits angenommenen, nur noch in Detailfragen auszubauenden Gesetze geregelt. Die befannte Miffion Tonello war ein Bersuch, eine friedliche Lösung der Schwierigkeit anzubahnen; fie wurde

ihrem Urheber als eine Schwäche ausgelegt: die leidenschaftliche Erregung der Geister brachte das Gesetz Borgatti-Scialoia und damit das Ministerium Nicasoli zum Falle. Es liegt eine Ironie des Schicksals darin, daß die nämlichen Männer, welche damals jede Art von Garantiegeschgebung bekämpsten, heute als Minister für dieselbe in die Schranken treten müssen.

Hier erhebt sich die Frage: welche Aussichten hatten Ricasoli und seine Freunde, die Zustimmung der Curie, auf die doch Alles ankam, für ihre Pläne zu gewinnen? Die Darstellung der "Rassegna" bricht hier ab, und der Berfasser begnügt sich mit einer leisen, nicht eingeweihten Lesern unverständslichen Anspielung. Wir sind in der Lage, diese Lücke auszusüllen und halten es nach reislicher Ueberlegung für nühlich, die öffentliche Ausmerksamkeit auf einen Borgang zu lenken, welcher in den Erwägungen Ricasoli's eine gewichtige Rolle spielen und ihm eine bedeutende Handhabe zur Einwirkung auf den heiligen Stuhl geben mußte.

Jedermann erinnert sich des Neujahrsgrußes, den Napoleon III. 1859 an die Abresse Desterreichs richtete und mit dem der Kaiser damals das erschreckte Europa überraschte. Die Lage der Dinge war nicht der Art, daß die öffentliche Meinung einen Bruch mit Desterreich für Frankreich nothwendig machte; welche Gründe hatte der persönlich gar nicht kriegslustige Kaiser, das Tischtuch zwischen sich und Desterreich zu zerschneiden und sich in ein Abenteuer zu stürzen, dessen glücklichen Ausgang er nur den unerhörten Fehlern der gegnerischen Heeresssührung zu danken hatte?

Wir find burch langjährige Beziehungen zuverläffigfter Art in Stand gefett bies Rathfel zu erklären.

Gegen Ausgang des fechsten Jahrzehntes waren die Zuftande in Italien in einer Weise gespannt, daß sowohl Defterreich als die romische Curie sich die fernere Unhaltbarkeit derselben nicht mehr verhehlen konnten. Das Königthum Bictor Emmanuels war mit den freiheitlichen und unitarischen Afpirationen des Volkes unlösbar verknüpft. Seit Cavour die fardinischen Truppen an der Seite Frankreichs und Englands hatte fämpfen laffen, wußte man in Wien wie in Rom, wessen man sich von Biemont zu versehen hatte. Man kannte an beiden Orten die Macht der auf Befreiung Italiens und Ginigung der Nation ausgehenden Bestrebungen zu wohl, um sich dem Wahne hinzugeben, es könnten die Beifter anders als auf dem Wege der gewaltthätigften, jede freie Regung nieder= tretenden Politik beruhigt werden; an beiden Orten war man durch die Bertraulichkeit Cavours mit Napoleon erschreckt und glaubte keine Zeit verlieren au dürsen. In Wien entschloß man sich, Alles daran zu sehen, um Italien gang in die Sand zu bekommen und das verhaßte Biemont völlig lahm zu legen; in Rom war dasselbe Biemont als der Borkampfer des Liberalismus ebenfo gehaft und gefürchtet, um beffen Niederwerfung felbst um den Preis fcmerglichfter Opfer zu verlangen. Diefer Stimmung Defterreich's und Rom's entsprang der geheime Bertrag, welchen der Cardinal Antonelli unter Bu= ftimmung des Bapftes mit dem öfterreichifden Sofe 1858 einging und der Italien ju Gunften Defterreich's eine gang neue Physiognomie, dem

wankenden Papstthum den unbedingten Schutz des österreichischen Kaiserstaates gewähren sollte.

Der Papst verstand sich dazu, in diesem Vertrage auf die Bedingungen des Friedens von Tolentino zurückzugehen; er verzichtete auf die Romagna, welche an Toscana, auf die Marken und Umbrien, welche an Neapel sallen sollten, so daß ihm nur das damals durch französische Wassen beschützte Patrimonium Petri verblieb. Es war Antonelli's Dank für die französische Intervention von 1849. Selbstverständlich solgte dieser geheimen Vereinbarung ein Schutz und Trutzbündniß zwischen Desterreich, Toscana und Neapel, Parma und Modena, welches Piemont in den Flanken sasse und den Sieg des Absolutismus auf der Halbinsel sicherte.

Napoleon III. erlangte durch Cavour Kenntniß von dem geheimen Nebereinstommen. Der Krieg von 1859 zerstörte die Dispositionen der Berbündeten; aber er schuf in dem Frieden von Zürich eine Situation, welche für Sardinien in keiner Weise behaglich war. Der Züricher Vertrag machte aus Italien einen Bundesstaat oder vielmehr einen Staatenbund, von welchem Desterreich nicht ausgeschlossen war; Italien hatte die Fremdherrschaft nicht völlig abgeschüttelt und sühlte sich in der Mitte zwischen den beiden Kaiserreichen in kaum angenehmerer Lage als Preußen nach dem Tilsiter Frieden zwischen Kußland und Frankreich.

Camillo Cavour ging damals von dem Grundsake aus: extrema mala, extrema remedia. Er fekte die Annerion der Romagna durch, er ließ die berühmten Taufend in Sicilien landen, er fiel in die Marken und Umbrien ein und annectirte nach der Schlacht am Garigliano und der Einnahme von Gaëta das Königreich beider Sicilien, ohne die Erlaubniß, aber mit Zulaffen Napoleons. Damals verschlimmerte fich die Lage des Raifers gegenüber den Bischöfen und der katholischen Partei Frankreichs, die im Jahre 1859 noch dem Feldzuge gegen Defterreich theilweise zugesubelt hatten. Dupanloup ging für die weltliche Herr= schaft des Bapstes in's Teuer und Migr. Die von Boitiers verglich in seinem bekannten Sirtenbriefe die Bolitik des Raifers mit der Aufführung des Lontius Pilatus. Rein Zweifel, daß es Napoleon höchst unbequem war, wenn Italien fich nicht beruhigte; er drang in den Papft, auf die Provinzen zu verzichten, und ließ die öffentliche Meinung seiner Frangosen durch About und den Bicomte de la Guéronnière bearbeiten. Rom sette sein unerschütterliches "Non possumus" entgegen. Ja es beauftragte eines Tages seinen Nuntius, den Kaiser förmlich um Restitution der geraubten Provinzen anzugehen. Napoleon zeichnete sich be= kanntlich durch ein großes Mag von Ruhe aus; damals aber mochte ihm der Kaden seiner Geduld zerriffen sein, er zog die Copie des geheimen Bertrags von 1858 aus feinem Tische hervor, reichte sie dem Nuntius und sprach: "Wenn der heilige Stuhl Defterreich für den Fall, daß es fiegreich gewesen mare, die Romagna, die Marken und Umbrien jum großen Schaden Frankreichs verschenken konnte, jo kann es das jest auch für mich thun, nachdem Frankreich gesiegt hat. Rom zahlt jett die Strafe für seine unehrliche Politik gegen mich. Ich ließ meine Truppen in Rom, und das von mir besetzte papstliche Gebiet blieb unberührt. Desterreich zog seine Truppen aus den Marken und der Romagna guruck,

um sie nach Solferino gegen mich zu führen; der heilige Stuhl hatte nichts dagegen einzuwenden; er möge sich selbst und seine Vorliebe für Oesterreich wegen des Verlustes der Provinzen anklagen. Ueber den Theil des Kirchenstaates, den ich dem Papste meinem Versprechen getreu erhalten habe, kann ich nicht hinausgehen").

Wir entnehmen, wie gesagt, diese Mittheilungen über bisher der Oeffentlichkeit vorenthaltene nur sehr Wenigen bekannte Vorgänge einer durchaus sichern Quelle, welche mit den handelnden Personen in naher Beziehung stand. Die Zuverlässigkeit unserer Angaben erhält eine Vestätigung durch die im Jahre 1858 von dem Cardinal Viale-Prela gemachte Aeußerung: die Komagna werde innerhalb Jahressrift aushören eine päpstliche Provinz zu sein.

Wenn angesichts dieser Thatsache behauptet würde: die unaufrichtige Politik Antonelli's, das "Non possumus" Pius' IX. hätten Piemont seit 1860 nothewendig und unaushaltsam auf die Bahn der unbedingten Unification Italiens und der schließlichen Annexion auch des Restes des Kirchenstaats getrieben, was könnte man dagegen sagen? Wenn aber Rom für eine fremde, Italien beherrschende Monarchie den größten Theil seiner Staaten abtreten konnte, so dachten sich die Minister des Jahres 1867, man könne ihm billigerweise ein ähnliches Opfer für die Herstellung des Friedens zwischen der Kirche und der Ration zumuthen.

II.

Ich kehre indessen zu der Geschichte des Ministeriums Ricasoli zurück, um betreffs desselben das zu ergänzen, was aus irgend einem Grunde der Correspondent der "Rassegna" nicht sagen durste oder wollte.

Ricasoli's und Borgatti's Aussichten auf eine Verständigung mit der Cuvie erscheinen in einem günstigen Lichte, wenn man weiß, was sich während des ersten Ministeriums Ricasoli zwischen Rom und Turin, bez. Florenz zugetragen hatte. Der Graf Cavour hatte bereits durch Passaglia (dessen Austritt aus der Gesellschaft Jesu, beiläusig bemerkt, wesentlich durch diese Beziehungen des dingt worden ist) geheime Unterhandlungen mit Antonelli begonnen, welche Bettino Ricasoli, der ihm folgte (Juni 1861 — März 1862), fortsetze. Diese Unterhandlungen scheiterten, weil das Geheimniß nicht, wie der Cardinal-Staatssecretär als conditio sine qua non stipulirt hatte, vollständig gewahrt wurde.

¹) Die Bidytigfeit der Sache dürfte es rechtfertigen, wenn wir Napoleon's Antwort in dem Originaltert, wie er uns vorliegt, wiedergeben: "Se la Sta Sede potera far a meno delle Romagne, delle Marche e dell' Umbria, ove la vittoria fosse stata dell' Austria, e questo a gran pregiudizio di Francia, può farne a meno anche ora che la vittoria fu della Francia. Romo poi paga il fio della sua condotta subdola verso di me. Jo lascia il emie truppe a Roma, e la parte di Stato pontificio da me difesa non fu toccata: l'Austria invece ritirò le sue truppe dalle Marche e dalla Romagna per condurle contra di me a Solferino; nè la S. Sede di oppose. Incolpi se stesso e i suoi amori austriace delle perdute provincie. Più in là di quelle parte di Stato pontificio che io ho conservato fedelmente al Pontefice non posso andare.

Es ift unbekannt, wer den Fehler beging; Antonelli mochte ihn vorausgesehen und absichtlich eine Bedingung gestellt haben, deren voraussichtliche Nichteinhaltung ihm den Vorwand zum Abbrechen der Verhandlungen geben konnte.

Diese Präliminarien waren indessen nicht ganz nuhlos. Sie hatten den geheimen Gedanken der Curie bloßgelegt und gezeigt, daß eine Aussöhnung

Italiens mit dem Batican kein Ding der Unmöglichkeit war.

Als Vorbedingungen einer solchen Verständigung erschienen nachstehende Punkte:

1) An die Stelle der alten josephinisch-leopoldinischen Bevormundung der Kirche durch den Staat (in Italien nennen wir dies "il giurisdizionalismo") sollte das Princip der absoluten Treiheit treten. Der Staat verzichtete also in allen geistlichen Materien auf die bisher geübten Kronrechte, das Exequatur, das Placetum, die Ernennung der Bischöfe (ausgenommen die Fälle königlichen Patronats), die Beschränkung der synodalen Versammlungen u. s. f.

2) Dem Papste sollte ein wenn auch noch so winziges Territorium verbleiben, auf welchem er wirklich Souverän war: man erinnere sich, daß damals

und neun Jahre später die papstliche Herrschaft noch bestand.

Die extreme Partei ftürzte 1862 das Ministerium Ricasoli, und mit ihm fielen auch diese Projecte hinsichtlich Roms und der Curie. Als dann der slorentinische Staatsmann, im Juli 1866, zum zweiten Male die Regulirung übernahm, stellte sich, nach dem Ausgang des österreichischen Krieges, die Nothwendigseit ein, ein neues Gesetz über die geistlichen Genossenschaften zu geben, als Ergänzung desjenigen, welches von Ricasoli's erstem Ministerium erlassen war und welches die regulären Orden in Italien aufgelöst hatte.

Ricasoli besaß und übte einen förmlichen Cult für die Freiheit; er war ein seingebildeter Mann, aber ohne eigentliche juristische oder gar kanonistische Kennt-nisse: den Abgang solcher ersetzte freilich in den großen Fragen eine glänzende Intuition, — eine Gabe, die dem Staatsmann zuweilen bessere Dienste leistet, als die sorgfältigste fachmännische Ausdildung des Specialisten, wenn diesem der

freie große Blick in die Dinge dieser Welt abgeht.

Immerhin mußte Ricasoli Angesichts der neuen Aufgaben es als einen bessondern Bortheil ansehen, daß ihm in seinem zweiten Ministerium in Francesco Borgatti und Scialvia zwei Männer zur Seite standen, welche den kirchslichen Fragen ebenso viel Berständniß wie Interesse entgegenbrachten, und unter denen der Siegelbewahrer Borgatti geradezu als Derzenige bezeichnet werden muß, der unter den parlamentarischen Capacitäten in Bezug auf diesen Gegensstand am meisten Auctorität besaß.

Borgatti und Scialoia, denen die Formulirung des neuen Gesetzs von dem Ministerpräsidenten überlassen wurde, bildeten zunächst eine Commission, welche sich mit der Vorberathung desselben beschäftigte: das Werk dieser Commission erschien ungenügend, von keinem einheitlichen Geiste getragen und unsicher zwischen dem alten "Giurisdizionalismo" und dem neuen Princip der "freien Kirche im freien Staate" schwankend. So sah sich denn das Ministerium veranlaßt, die Arbeit einem der hervorragendsten Juristen Italiens, dem Professor C. zu übertragen, welcher (12. Rovember 1866) den Austrag erhielt, das

Gesch zu formuliren. Auch dies neue Gesetz ging von einer Grundlage aus, welche eine Art Compromiß zwischen dem bisherigen Staatsfirchenrecht und Cavour's berühmter Formel darstellte. Am 30. November war der Entwurf zur Zufriedenheit der Minister vollendet; dann aber entschlossen sich diese, einen ganz neuen Weg zu betreten; C. ward im Januar 1867 abermals telegraphisch nach Florenz beschieden und beaustragt, ein ganz neues organisches Statut über die Beziehungen von Staat und Kirche zu entwersen, für welches ihm sehr freie Hand gelassen und nur solgende Gesichtspunkte als Basis gegeben wurden:

1) Bolle Freiheit der Kirche durch Trennung der beiden Gewalten.

2) Zurückgabe des Kirchengutes, welches der Staat bei Unterdrückung der Orden theilweise in Beschlag genommen hatte.

3) Umwandlung des unbeweglichen Bermögens der Kirche in italienische Rente; diese Conversion sollte indessen von der Kirche selbst bewerkstelligt und vom Staate nur dann erzwungen werden, wenn die kirchlichen Behörden sie verweigerten.

Einflüsse, welche von hochgestellter Seite geltend gemacht wurden, berechtigten zu der Hoffnung, Papst und Curie würden ein derartiges Gesetz günstig aufnehmen.

Ricasoli und sein Ablatus, der Siegelbewahrer Borgatti, hatten sich soeben mit Pius IX. wegen der Besetzung der vacanten Bisthümer geeinigt. Zu diesem Zwecke hatte man Tonello, einen hohen Beamten des Justizministeriums, in geheimer Mission nach Rom gesandt; die ihm gegebenen Instructionen waren gleichsalls mit Prosessor C. vereinbart worden.

Das Odium, welches die Mission Tonello, die seiner Zeit so viel Staub auswirbelte, dem Ministerium Ricasoli Seitens der Linken zuzog, war in keiner Weise berechtigt. Der Justizminister Borgatti hat sich am 3. Februar 1871 im Abgeordnetenhause über diesen Gegenstand verbreitet und ausdrücklich erklärt: der Commendatore Tonello sei angewiesen gewesen, Alles zu vermeiden, was Italiens nationalem Recht auf Rom präjudiciren konnte und ebenso das Verhältniß des Staates zur Kirche und dem heiligen Stuhl nicht zu berühren, damit dem Parlament bei Verhandlung dieses Gegenstandes vollkommene Freiheit bleibe; man habe also in keiner Weise daran gedacht, ein Concordat mit dem römischen Stuhle auszurichten und mit dem Papste nicht anders als mit dem Oberhaupt der Religion verhandelt, welcher die Mehrzahl der Italiener angehört 1).

Der Ausfall ber ersten Berhandlung Ricasoli's mit Rom verhieß also bem fünftigen Statut feine ungünstige Aufnahme Seitens der Curie. So gab sich der Bertrauensmann des Ministeriums an die Arbeit und er entwarf auf der

¹⁾ Franc. Borgatti, Delle garanzie per la indipendenza del sommo Pontefice e della libertà della chiesa. Discorso. Tornata della Camera dei Deputati del 3 di Febbrajo 1871, p. 1—7. E3 fei hier zugfeid ani cinige anbere Reben Borgatti's, bett. ben und hier beidhäftigenben Gegenstand verwiesen: Discorsi pronunciati alla camera elettiva nella Discussione sull'asse ecclesiastico, Fir. 1867. — Delle Garanzie per le Indipendenza del Sommo pontesice e della libertà della Chiesa. secondo Discorso. Tornata della Camera dei Deputati del 15 di marzo 1871, Firenze 1871. — Discorso del Senatore Fr. Borgatti pronunziato in Senato del 13 dicembre 1881, Roma 1882.

ihm vorgeschriebenen Basis fußend ein Geset in sechs Artikeln, welches dann zwischen ihm, dem Ministerpräsidenten Ricasoli, dem Siegelbewahrer Borgatti und dem Finanzminister Scialoia erörtert und schließlich auf fünf Artisel reducirt wurde.

Die vier ersten dieser Artikel finden sich in der Zeitschrift "La Risorma disciplinari cattolica" (1876 S. 372) des Bologneser Prosessor Cassani und in desselben Werke "Delle principali questioni politiche-religiose" (III. 638) absgedruckt. Ihr wesentlicher Inhalt ist nachstehender:

Art. 1. Die katholische Kirche ist im Königreiche frei von jeder Sinmischung des Staates in die Ausübung des Cultus und die innern Angelegenheiten der religiösen Gesellschaft.

Art. 2. Die Ernennung oder Präsentation der Bischöfe, der ihnen und andern geistlichen Würdenträgern vorgeschriebene Sid, das königliche Placet und Exequatur und alle andern ähnlichen Formalitäten und beschränkenden Dispositionen, wie sie aus den Privilegien, dem Gewohnheitsrecht oder den Concordaten entspringen, sind abgeschafft.

Ebenso sind abgeschafft alle Privilegien, Exemptionen, Immunitäten, Prä-

rogative, welche die Kirche in dem Königreich besessen hat.

Art. 3. Nachdem die Constitutionen und Canones der katholischen Kirche ihre Geltung als Staatsgesetz verloren haben, kommen sie künstighin nur als kirchliches Recht in Betracht. Hinsichtlich ihrer bürgerlichen Wirkung können dieselben künstighin vor der bürgerlichen Auctorität und den Gerichten nur inssofern angerusen werden, als sie dem öffentlichen Recht und der Gesetzgebung des Staates nicht widersprechen.

Art. 4. Die katholische Kirche sorgt im Königreiche für ihre Bedürfnisse durch die freiwilligen Beiträge ihrer Mitglieder und vermöge der Mittel, welche sie besicht oder welche sie nach den im Geset vorgeschriebenen Bedingungen legitimer Weise erwerben wird.

Es hören demnach alle Leistungen des Staates, der Provinzen, der Gemeinden und von Privatpersonen auf, wie sie das kirchliche und das bürgerliche Recht sowie die Concordate bisher auferlegten, ausgenommen jene, welche auf einem titolo oneroso e convenzionale beruhen.

Als der Gesehentwurf dem Parlament vorgelegt wurde, schrie die Linke wie über das Ende der Welt: es entwickelte sich eine ministerielle Krisis, der zunächst (Februar dis März 1867) Borgatti und Scialoia, dann, im Mai, auch Ricasoli zum Opfer sielen. Ratazzi übernahm wieder die Führung der Geschäfte. Sein erstes Ministerium hatte Italien Aspromonte gebracht; sein zweites versichafste sihm Mentana und die Rücksehr der Franzosen.

Gerade diese fremde Intervention hat das Ministerium Ricasoli vor Allem von Italien abzuwenden gesucht, und es war ihm das vorübergehend gelungen. Der Einstuß des Ministerpräsidenten, die Mission Tonello, der persönliche Credit, dessen sich der Siegelbewahrer Borgatti ersreute — er war einst unter dem liberalen Regimente Pius' IX., 1848 — 49 Generalsecretär oder wie man in Kom sagte, primo sostituto di Ministero gewesen und einslußreiche Personen der Curie, wie der Cardinal-Staatssecretär Lambruschini, verdankten ihm die Rettung

ihres Lebens bei Gelegenheit der Flucht Bing' IX. nach Gaëta — hatten die Entfernung der Frangofen aus Rom wefentlich herbeigeführt. Ohne den frühzeitigen Sturz des Ministeriums Ricasoli-Borgatti hatte das Papftthum den ernstlichen Bersuch machen können, auf eigenen Füßen zu stehen; Ricasoli und feine Freunde bachten nicht im Entferntesten daran, gewaltsam burch eine Breiche in Rom einzuziehen. Sie lebten, wie wir oben anegeführt haben, junächft ber Absicht, mit Cavour's Formel "Libera Chiesa in libero Stato" wirklich Ernst ju machen und die firchlichen Buftande in einer Beise zu regeln, welche ihrer Neberzeugung nach die Curie ichlieglich zwingen mußte, die Buftande in Italien befriedigender als in irgend einem andern Lande Guropa's zu finden. Sie hofften bestimmt, durch foldes Borgehen das Miftrauen des katholischen Auslandes wie dasjenige des h. Stuhles felbst zu besiegen. Blieb Rom ruhig, und Rom ware ficher ruhig geblieben, hatte Ricafoli's Partei die Herrschaft in Florenz behalten -, so war der weltlichen Macht des Papftes die letzte und traurigste Ratastrophe erspart. Brachen Unruben aus, so hatte Italien für die Sicherheit des Papstes gesorgt und die Rube in Rom hergestellt; aber auch in diesem Falle bachte das Ministerium Ricasoli nicht daran, den Bapft seiner Souveranctat ju entfleiden. Die endgültige Regelung hatte natürlich im Detail von den Um= ftanden abgehangen; in jedem Falle bachte man, dem Papft die unbeschränkte Souveranetät auf einem tleinen Gebiet zu laffen, welches mindeftens die Leoni= niiche Stadt, einen Rom benachbarten Safen und Caftel Gandolfo, umfaßt hatte; alle diese Bunkte des papstlichen Territoriums hatte man durch eine Gifenbahn mit dem Batican verbunden, welche ausschließliches Gigenthum des papftlichen Stuhles gewesen wäre.

Italien wäre demnach nicht als der Feind, jetzt gar als der Feind des Papstes par excellence in Kom eingedrungen; man kann behaupten, der h. Stuhl hätte sich dem neuen Protector gegenüber in einer überaus freiern und glückslichern Lage befunden, als einst Leo III. gegenüber Karl d. Gr.

* *

Wir haben nicht die Absicht, die Politik des Cabinets Ricasoli einer Kritik zu unterziehen oder in dem Rahmen dieses kurzen Aussass auf die große Frage einzugehen, ob Cavour's "Freie Kirche im freien Staat" als ein Princip gelten könne, dessen Einsührung für die alten Staaten Guropa's möglich und heilsbringend sei. Das aber wird man Ricasoli und seinen Collegen zugeben müssen, daß ihre Anschauungen und Absichten hinsichtlich der Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche und dessenigen Italiens zum h. Stuhle der Größe und Hoheit nicht entriethen und daß sie hinsichtlich der technischen Fragen durch einen der Kirche wie der nationalen Sache gleich ergebenen Mann vortresslich berathen waren. Es hat seither diesseits und jenseits der Alpen eine Reihe von Minisserien gegeben, welche die Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten, man möchte sagen, meistbietend denzenigen überlassen haben, welche am wenigsten davon verstanden. Wenn Ricasoli und seine Freunde geirrt haben, so irrten sie aus Liebe zur Freiheit und aus tieser innerer Achtung vor ihr: ein Irrthum nobler Art, um den ich sie beneiden möchte in einer Zeit, wo Diogenes mit seiner La-

terne die Freunde wahrer Freiheit in den Ministerien und parlamentarischen

Coterien nicht allzu leicht gefunden hatte.

Aber Geschehenes ift nicht so leicht ungeschen zu machen. Das Jahr 1870 hat eine Kluft zwischen Italien und dem Papstthum gegraben, die für das Königreich wie für den h. Stuhl gleich verhängnisvoll ist. Gibt es eine Brücke über diesen Abgrund und wird sie betreten werden? Die Frage ist inhaltschwer sür die Zukunft Italiens, das, wenn es eine Zukunft haben will, sich den Armen des Kadicalismus entreißen muß; sie ist ebenso inhaltschwer für die gesammte katholische Kirche, deren Zukunft nicht minder dadurch bedingt ist, daß sie sich von politischen Tendenzen loslöst, welche seit Jahrhunderten ihre Action auf dem religiösen und sittlichen Gebiete behindert und verdunkelt haben.

Die Schrift "Il Papa e l'Italia" (Rom 1881), welche fürzlich am Tiber wie an der Spree so viel Stand aufgewirdelt hat, wird allgemein auf Inspiration Leo's XIII. jurudgeführt. Berfonen, welche mit dem Gedankengange und der Ausdrucksweise des gegenwärtigen Bavites bekannt find, wollen folche in der Broschüre wiederfinden und glauben diese felbst, wenigstens theilweise, von Leo dictirt. Da ift denn freilich in hohem Grade bemerkenswerth, daß die Flugschrift keine fremde Intervention, keine ausländische Armee mehr herbeiruft! Der hohe Berfaffer fieht nur zu gut ein, daß damit die Frage nimmer gelöft, und nur die italienische Revolution in Bermanenz erklärt wäre. Er verlangt auch die Marken, Umbrien und die Romagna nicht zurud: das Konigreich folle fich nur von der "fatal Roma" guruckziehen und das Programm der alten Guelfen verwirklichen: "Papa sovrano in Italia indipendente". Ift diefe Mäßigung der Ansprüche eine Frucht der Erinnerungen von 1858 und 1867? Jedenfalls ift Antonelli's Brogramm nun auch im Batican bereits ein überwundener Standpunkt und die römische Frage ihrer endaultigen Lösung ein gutes Stück näher gebracht, wenn es wahr ift, daß hier der Bapft felbst fich unmittelbar an Italien wendet und das Jahrhunderte alte Spiel aufgibt, eine ausländische Macht gegen die andere und alle gegen die eignen Landsleute zu gebrauchen. Berfichen wir etwas von den Intereffen der halbinfel und benjenigen der Kirche - Dingen, die dem Schreiber dieser Zeilen beide unendlich theuer find - fo möchten wir dies für den Weg halten, um das zu erreichen und wahr zu machen, was die papstliche Flugschrift den Italienern zuruft: der Schatten des Papstes werde, wie einst derjenige Betri den Kranken, so Italien die Gesundheit wieder= geben: L'ombra del Papa, come già quella di Pietro, è salutare all' Italia".

Sector Berlioz in seinen Briefen und Ichemoiren.

Von

Eduard Banslick.

Eine dankenswerthe Frucht ber jett so üppig blühenden Berliog-Berehrung in Frankreich ift die Beröffentlichung feiner Correspondenz. Die erste (bon Daniel Bernard) herausgegebene Brieffammlung erichien 1879 bei Calman Léon in Paris unter dem Titel "Correspondance inédite" und enthielt 150 Briefe von Berliog an verschiedene Freunde und Kunftgenoffen. Es folgte gang fürzlich (1882) im gleichen Berlag ein Band "Lettres intimes de Berlioz" mit einer Borrede von Charles Counod. Während die erstgenannte Brieffammlung mehr das fünftlerische Schaffen und Erleben Berliog' angeht, bewegt fich die zweite vorzugsweise in dem engeren Kreis intimer perfonlicher Mittheilungen. Die "Lettres intimes", 141 an der Zahl, find fämmtlich an herrn humbert Ferrand in Paris gerichtet, den die Borrede als Berliog' vertrautesten Freund bezeichnet. Dieses Freundschaftsband knüpfte fich 1825, in Berliog' 24. Jahre, und währte ungetrübt bis zu deffen Tod 1869. Durch häufige Reisen oft und anhaltend getrennt, mußten beide Freunde ihre Zuflucht zur Correspondenz nehmen, fie war insbesondere dem ftets mittheilungsbedürftigen Berlioz unentbehrlich. Seine Briefe an Ferrand find mit schrankenloser Aufrichtigkeit geschrieben, gewiffenhafter und unbefangener, als feine für die Deffentlichkeit bestimmten De= moiren, und deshalb für die Renntnig des Menschen Berliog von besonderem Werthe. Wenn Counod in feiner Borrede einige unehrerbietige Aeuferungen Berliog' über den "illustre vieillard" Cherubini und den "petit polisson" Bellini bedauerlich findet, fo icheint uns das übertrieben empfindlich; in Berliog' Me= moiren find noch gang andere, hundertmal ftartere Ausfälle gegen berühmte Zeit= genoffen zu lesen. Gounod's Borrede ift übrigens mehr rhetorisch effectvoll, als sachlich bedeutend. Man kennt den Componisten der Oper "Faust" als einen geiftreichen Mann, der das Wort wie die Feder virtuos handhabt. Als lebhafter Caufeur kann er hochft anregend, ja bezaubernd fein, doch neigt er zur Phrafe und dieje nimmt fich gesprochen doch weit beffer aus, als gedruckt. Bounod beginnt seine Vorrede mit einem Hymnus auf Berlioz und einem Bannfluch gegen

"Die Majoritäten", die fogenannte Bolksftimme, welche fich anmaßt Gottes Stimme zu sein. "Die Geschichte lehrt uns, daß überall das Licht von Individuen auf die Menge ausstrahlt, nicht von der Menge auf die Individuen, vom Beifen auf die Unwissenden, nicht von den Unwissenden auf den Beisen, von der Sonne auf die Planeten und nicht von den Planeten auf die Sonne. Hé quoi! Glaubt ihr, daß 36 Millionen Blinde ein Telestop ausmachen und 36 Millionen Schafe einen Sirten? Wie! War es die Menge, welche die Raphaels und Michelangelos gebildet hat, die Mozarts und Beethoven, die Galilei und Newton? Der Erfolg bei Lebzeiten ift sehr häufig nur eine Frage der Mode: er beweift, daß das Werk auf dem Niveau feiner Zeit fteht, aber keineswegs, daß es seine Zeit überdauern werde. Berlioz war, gleich Beethoven, eines der erhabenen Opfer des schmerzlichen Privilegiums: eine Ausnahme zu sein. Er hat diese schwere Berantwortlichkeit theuer bezahlt." Was Counod nach diesem oratorischen Feuerwerk an persönlichen Erinnerungen vorbringt, ist sehr dürftig und beschränkt fich eigentlich auf die Mittheilung, daß Gounod als neun= zehnjähriger Schüler des Pariser Conservatoriums für Berlioz schwärmte und jede Gelegenheit benützte, sich in Berlioz' Orchesterproben zu schleichen. fühlte fich Counod besonders von einer Stelle aus Berliog' Romeo-Symphonie to bezaubert, daß er sie ganz im Gedächtniß behielt und andern Tags dem er= ftaunten Componisten auswendig vorspielen konnte. Gine fehr richtige Bemerkung Counod's ift, daß Berlioz' so hart angefochtene Compositionen doch eine Fille früher unbefannter Effecte und Orchestercombinationen in die Welt geworfen haben, deren felbst hochberühmte Meister sich später bemächtigten. Auf dem Gebiet der Instrumentation hat Berlioz thatsächlich Schule gemacht. Berlioz ist, nach Gounod's Ausspruch "an der Berspätung seiner Bopularität" gestorben. Auf Berliog' lette Oper "Die Trojaner" anspielend, die für den Autor eine Quelle unfäglicher Enttäuschungen wurde, schließt Counod mit dem geiftreichen "mot": Berliog fei, wie sein heldenmuthiger Namensbruder Sector unter den Mauern von Troja gefallen.

Die Bublication der erwähnten Correspondenzen konnte zu keinem günftigeren Zeitpunkt erfolgen, als eben jett, da Berlioz plötlich eine populäre Größe geworden ift in seinem Vaterlande. Um den so heiß und vergeblich ersehnten Ruhm endlich doch zu erlangen - fagt der Herausgeber der Correspondenz, Daniel Bernard - hatte Berliog bloß etwas fehr Ginfaches zu thun: zu fterben. In Deutschland war Berliog als genialer Componift gefeiert worden zu einer Zeit, da man ihn in Frankreich noch ignorirte oder verspottete; vielleicht findet man heute in Deutschland wiederum die plöglich für Berlioz auflodernde Begeifterung der Franzosen etwas übertrieben und gewaltsam. Gleichviel, die eigenartige. mächtige Persönlichkeit dieses Mannes übt auf Deutsche und Franzosen die gleiche Anziehungstraft, und überall, wo man fich für Mufit intereffirt, werden Ber-Liog' jest zum erften Mal an's Licht gelangende Briefe mit Interesse gelesen werden. Jedenfalls find fie eine wesentliche Erganzung der "Memoires" von Berlioz, die 1870, also bald nach seinem Tode, erschienen waren. Ich konnte mir nicht versagen, dieses Buch, eine der merkwürdigften Autobiographien, die wir besitzen, jetzt neuerdings im Zusammenhang mit der "Correspondance inédite"

und den "Lettres intimes" vorzunehmen. Aus diesen drei einander ergänzenden Buchern, also durchaus eigenen Mittheilungen des berühmten Tondichters, gewinnen wir ein vollständiges Bild feines Lebens. Berlioz begann die Ubfaffung feiner Memoiren im Jahre 1848 in London und ichloß fie am Neujahr3= tag 1865, also vier Jahre bor seinem Tode. Wenn man an diefer reichhaltigen Selbstbiographie etwas beklagen darf, fo ift es deren übergroße, gar viele Lefer abschreckende Ausdehnung. Es gehört schon ein sehr lebhaftes Interesse für den Autor dazu, um sich durch mehr als 500 Seiten größten Octavformates mit feiner Berson zu beschäftigen. Dazu die bequeme Breite, mit welcher Berliog gewohnt an den Ton der feuilletonistischen "Causerie", manchmal recht unerheb-liche Scenen oder Gespräche wiedergibt. Die Lebhaftigkeit seines Temperaments verleitet ihn, überall zu dramatifiren, wodurch seine Erzählung allerdings den Reiz der Frische gewinnt, aber an haltung und Stetigkeit verliert. Go ift Berliog 3. B. nicht im Stande, turz zu erzählen: "Ich ging trot wiederholter Abmahnungen meines Freundes nach Menlan", sondern er führt dies (Seite 440) gang als wenn er ein Buhnenftuck schriebe, in einem fehr lebhaften Dialog aus, welcher doch nichts Anderes enthält, als das fortwährend wiederholte: "Geh' nicht!" des Freundes und Berlioz' ftereothp darauf einschlagendes: "Ich gehe doch!" Gine launige Conversation Berliog' mit dem alten Thursteher des Conservatoriums füllt das gange 23. Capitel! Es burfte vielen Mufitfreunden willkommen fein, wenn ich ihnen hier das Wefentlichfte diefer Selbstbiographie zusammenhangend und unter Controle der eben bekannt gewordenen Correspondenzen mittheile.

Das Merkwürdigste in Berlioz' Biographie ift ohne Zweifel seine Jugendzeit. Bector Berliog, geboren am 11. December 1803 in Côte-Saint-Andre, einem Städtchen zwischen Lyon und Grenoble, ift der Sohn eines verdienftvollen, geachteten Arztes dafelbft. Man erzieht ihn natürlich im katholischen Glauben, "einer reigenden Religion, feitdem fie Riemanden mehr verbrennt". Gie machte ganze fieben Jahre lang feine größte Seligkeit aus; später hat er fich mit ihr überworfen. Hector's Bater war ein fehr aufgeklärter Mann, der nichtsdeftoweniger seiner bigotten Frau förmlich versprochen hatte, den Sohn niemals vom ftrengen Glauben abwendig zu machen. Er ließ ihn fogar manchmal ben Ratechismus auffagen — "eine Gewissenhaftigkeit oder philosophische Gleichgültigkeit", ju welcher fich hector feinem eigenen Sohne gegenüber für unfähig erklärt. Bector's Bater unterrichtete ihn mit größter Sorgfalt felbft und ausschließlich, tonnte ihm aber niemals Geschmack an den claffischen Studien beibringen. Singegen schwärmte der Junge für Landkarten und Reisebeschreibungen, welche seiner Phantafie ein unermegliches Feld eröffneten. Er war zwölf Jahre alt, als er gleichzeitig die zwei großen Paffionen feines Lebens kennen lernte: die Mufik und die Liebe. Gegenstand der letteren war ein schones achtzehnjähriges Mädchen, das Hector auf dem Landfige feines Ontels, Mentan an der favonischen Grenze, tennen lernte. Eftella (fchon der Name entzückte ihn) hatte natürlich nur ein mitleidiges Lächeln für die heftige Leidenschaft des Knaben, der feinerseits diefes Jugendideal niemals vergessen hat. Mit ergreifender Wahrheit schildert er die Cualen dieser leidenschaftlichen ersten Liebe. In dieselbe Zeit sielen seine ersten, unbeholsenen Bersuche in der Composition. Etwas früher hatte er unter Un= leitung seines Baters das Flageolet und die Flöte spielen gelernt, hierauf auch die Guitarre. Dies waren die drei ersten Instrumente, durch welche Berlioz in die Musik eingeführt wurde, und die drei einzigen, die er in seinem Leben fpielen gelernt! Gewiß der feltsamste Anfang und das dürftigste Material gerade für den Meifter der großen Instrumentaleffecte und Orcheftercombinationen! Berlioz freut fich übrigens, daß fein Bater ihn nicht im Clavierspielen unterrichten ließ: "Ich ware sonft wahrscheinlich ein gefürchteter Pianist geworden, wie vierzigtausend Andere." Seine ersten Compositionsversuche trugen, unter dem Ginfluffe der unglücklichen Liebe von Menlan, den Stempel tieffter Melancholie; Berliog hat sie sämmtlich vernichtet, nur die schwermuthige Melodie zu einer Romange aus "Eftella" (!) von Florian, rettete er später in den erften Sat seiner "Bhantaftischen Symphonie" (1829) unverändert hinüber. Die Biographien groker Componiften, insbesondere Gluct's und Sandn's, bildeten nun bie Lieblingslectüre des jungen Berlioz, der den Beruf des Tondichters als das höchste denkbare Blück träumte. Sein Bater war anderer Ansicht und entschlossen, aus Bector einen Mediciner zu machen.

Um ihn für die medicinischen Studien vorzubereiten, begann der Bater das riefige Sandbuch der Ofteologie von Munzo mit ihm durchzunehmen. Sector empfand den größten Widerwillen dagegen, und nur das Versprechen, man werde ihm eine werthvolle Alote mit allen neuartigen Alappen aus Loon kommen lassen. ermuthigte ihn, diefen Widerwillen vorläufig noch zu bekämpfen. Mit neunzehn Jahren verließ er schweren Herzens das Baterhaus, um in Paris die medicinische Schule zu besuchen. Der erfte Anblick der zerftückelten Leichen im Secirfagle erfüllte ihn mit foldem Grausen, daß er zum offenen Fenfter hinaussprang und lief, so weit ihn seine Fuße trugen. Sein College und Stubengenoffe Robert erschöpfte seine Beredtsamkeit, um Berliog bald nachher zu einem zweiten Befuche des anatomischen Saales zu bewegen. Und feltsamerweise ließ ihn der gefürchtete Anblick diesmal unerschüttert, er empfand nichts weiter als kalten Ekel. Die medicinischen Studien wurden fortgesett, und Berliog gewöhnte fich bereits an den Gedanken, die große Zahl gemeinschädlicher Aerzte noch um einen Unglücklichen zu vermehren, - als ein Abend in der Großen Oper feinen Gedanken eine neue Wendung gab. Man spielte "Die Danaiden" von Salieri; es war die erfte Oper, welche Berliog borte. Die entzudende, berauschende Wirkung, welche auf den jungen Mann eindrang, steigerte sich mit jedem Besuche des Opernhauses und erreichte ihren Gipfel bei der Aufführung von Gluck's "Pobi= genie in Tauris". Unter dem Eindruck diefer Borftellung that Berliog noch auf der Schwelle des Opernhauses den Schwur, trotz Bater und Mutter, Onkel und Tanten, nichts Anderes zu werden, als Mufiker. Er verschaffte fich Zutritt zu bem greifen Lefueur, dem berühmten Componisten der "Barden", welcher ihn unter seine Schüler aufnahm und ftets mit aufrichtigem Wohlwollen behandelte. Die Aufführung einer Meffe, auf welche Berliog große Hoffnungen geseht, icheiterte an einer Brobe, welche in Folge fehlerhaft ausgeschriebener Stimmen einem Charivari glich. Berlioz machte fich sofort an eine Umarbeitung der Meffe und verwendete drei Monate angestrengter Arbeit auf die eigenhändige Covigtur aller Auflagftimmen. Doch fehlten ihm vollftandig die Mittel, eine neue Aufführung

zu bezahlen. Seine Bitte an Chateaubriand um ein Darlehn von zwölf= hundert Francs wurde mit einigen höflichen Zeilen abgelehnt. Der Berzweiflung nahe, erhielt Berlioz unerwartet Silfe von einem enthufiaftischen (später im äußerften Glende verftorbenen) Runftfreunde, Ramens de Bons. Diefer lieh die nöthigen zwölshundert Francs, und die Meffe wurde mit vorzüglichen Kräften in der Kirche St. Roch aufgeführt. Inzwischen war die Spannung zwischen Berliog und feinen Eltern auf's Meugerfte gediehen; der Bater erklärte, den abtrunnigen Sohn nicht mehr unterstützen zu wollen. Um den letten Berfuch zu wagen, eilte Berlioz in's väterliche Haus zurück. Er fand eine eisige Aufnahme. Der Bater erklärte, Bector muffe der Mufik entsagen und durfe nicht mehr nach Baris jurud. Berliog verfiel barüber in eine an Stumpffinn grenzende dumpfe Berzweiflung; er berührte keine Speise, sprach mit Niemandem und brachte die Tage entweder eingeschloffen auf seinem Zimmer oder in Wäldern umherirrend gu. Diefer Anblick angftigte benn boch endlich ben Bater und milberte feinen Starrfinn. Hector durfe wieder nach Baris und ju feinen Mufitftudien guruck, aber nur probeweise, für einige Zeit; falls er ba feine fünftlerischen Erfolge, teine Anerkennung feines Talentes zu erringen vermöchte, muffe er unweigerlich eine andere Laufbahn einschlagen. Diefe Entscheidung follte, ber ftrengen Mutter wegen, Geheimniß bleiben. In seinem Bergensjubel vermochte aber Bector nicht zu schweigen; er vertraute das Geheimniß der Schwefter an, und diese verrieth es an die Mutter. Lettere, von religiösen Borurtheilen vollständig befangen, hielt ihren Sohn auf Erden entehrt und jenfeits verdammt, wenn er fich einer mit dem Theater so eng verbundenen Kunft widme. Nachdem sie ihre Drohungen machtlos abprallen fieht, wirft fie sich vor ihrem Sohne auf die Knie und befcmort ihn, der Musit zu entfagen. Er sucht fie zu beschwichtigen. Da springt die alte Frau auf, ihm gurufend: "Go giehe hin! Entehre Deinen Namen, todte mich und Deinen Bater durch Rummer und Schande! 3ch verlaffe bas Saus. Du bift mein Sohn nicht mehr; ich fluche Dir!" Damit verschwand fie und flüchtete sich in ein entferntes Landhaus. Als unmittelbar vor der Trennung Hector mit seinem Bater sich dahin begab, um ein Lebewohl von ihr zu er= bitten, lief fie davon, fobald fie die Beiden erblickte. Berliog hat diefe entfetliche, unglaubliche Scene niemals vergeffen; ihr ichreibt er zumeift den Saß zu, der ihn seither gegen allen religiösen Fanatismus und frommen Unverftand erfüllte.

Rach Baris zurückgekehrt, nahm Berlioz sofort seine Studien bei Lesueur wieder auf und war vor Allem bemüht, seine Schuld an de Pons so schnell als möglich zu tilgen. Er erhielt vom Hause nur ein Monatsgeld von hundertundzwanzig Francs; dazu kam der bescheidene Ertrag einiger Flöten- und Guitarrelectionen. Trozdem gelang es Berlioz, indem er sich die größten persönlichen Entbehrungen auslegte, nach einigen Monaten sechshundert Francs zu ersparen und damit die Hälfte seiner Schuld abzuzahlen. Es ist eines der rührendsten und für Berlioz' Charakter ehrenvollsten Bekenntnisse, daß er, um jene Schuld bezahlen zu können, eine winzige Kammer im fünsten Stockwerke miethete und, anstatt wie früher beim Restaurant zu diniren, sich monatelang von Brot, Weintrauben und Pflaumen nährte. Diese Mahlzeiten, zu dem Preise von höchstens sechs bis acht Sous, verzehrte er auf dem Pontneus, zu Füßen der Statue Fein-

richs des Vierten. De Pons, von diesen Entbehrungen seines Freundes unterrichtet und felbst in Geldverlegenheit, hatte den unglücklichen Ginfall, sich um die Bezahlung der zweiten Hälfte seines Darlehns direct an Hectors Bater zu wenden. Dieser Schritt wurde verhängnifvoll. Bater Berliog sendete gwar jofort die gewünschten sechshundert Francs an de Bons, erklärte aber, seinen Sohn nicht weiter zu unterstüten, falls diefer nicht unverzüglich die Rünftlerlaufbahn verlaffe. Der alte Berr fühlte längst Reue über seine nachgibigkeit, sein Sohn hatte nun fünf Monate in Baris zugebracht, ohne eine Stellung zu erlangen, einen Erfolg zu erringen; anstatt ein berühmter Componist, war er in den Augen des Baters nichts geworden, als ein leichtfinniger Schuldenmacher und unpraktischer Phantaft. Hector ließ aber nicht mehr ab von seinem Lebensideal; er blieb in Paris, entschlossen, fich mit Hilfe einiger Lectionen und großer Sparfamkeit allein fortzuhelfen. Mit Feuereifer componirte er eine große Oper: "Les Francs-juges" (die Behmrichter), und eine heroische Cantate auf ein Sujet des griechischen Freiheitskampfes, welcher damals alle Gemüther erfüllte. Bemühungen des jungen Componisten um eine Aufführung feiner Werke scheiterten vollständig. Der Winter tam. Berliog konnte fein lucullisches Mahl nicht mehr im Freien einnehmen, er brauchte Holz, Licht, wärmere Kleider. Seine Lectionen, zu einem Franc die Stunde, hatten beinahe fammtlich aufge= bort. Er hat nur die Wahl, demuthig jum Bater juruckzukehren ober Hungers zu fterben. Da gibt die unbezähmbare Leidenschaft für die Musik ihm neue Braft. Berlioz läßt sich als Chorist im Théâtre des Nouveautés engagiren, einer kleinen Bühne, welche Baudevilles und leichte komische Opern gab. Trok feiner nur mittelmäßigen Baritonstimme fiegt Berling durch seine musikalische Sicherheit bei der Aufnahmsprobe über seine funf Mitbewerber: einen Leinweber, einen Hufschmied, einen invaliden Schauspieler und einen Kirchenfänger von Saint Euftache. Sein Dienst begann unverziglich und wurde mit einer Monatsgage von fünfzig Francs entlohnt. Es gelang Berlioz, der feinen Eltern diesen größten Schmerz ersparen wollte, seinen neuen Theaterdienst vollständig geheim zu halten. Sie erfuhren von dieser Choristen=Carrière ihres Sohnes erst fieben bis acht Jahre nach deren Abschluß, und zwar durch Journale, welche querft biographische Notizen über ihn veröffentlichten.

Berlioz, der inzwischen bei Keicha Contrapunkt studirt hatte, meldete sich zu dem Compositions-Concurs am Conservatorium; seine Cantate "Orpheus" wurde jedoch nach sehr oberstächlicher und übelwollender Prüfung für "unaussührbar" erklärt. Nach so vielen Schicksalsschlägen fiel Berlioz in eine gefährliche Krankteit. Da erscheint glücklicherweise sein Bater, den so viel Festigkeit und Ernst doch endlich besiegen mochten, und gewährte Hector die frühere Unterstühung wieder. Nun konnte er seinen Choristendienst aufgeben, welcher, abgesehen von der phhisischen Anstrengung, den jungen Componisten verrückt zu machen drohte. "Nur ein wahrhafter Musiker," ruft er aus, "der zugleich unsere französischen kleinen Bühnen kennt, vermag zu begreisen, was ich bei dem Lernen und Ausstühren dieser dummen Musiken gelitten habe!"

In dem ersten kurzen Briefe der "Correspondance inédite" trägt der junge Berlioz dem Musikverleger Ignaz Pleyel in Paris einige concertane Potpourris über italienische Opernmelodien an. Bekanntlich hat auch Richard Wagner, gleich Berlioz ein eingesteischter Gegner aller Unterhaltungsmusik und Feind der Jtaliener, ähnliche Arrangements für Pariser Berleger geliesert, um das Leben zu fristen. Warum wundert es uns viel weniger, wenn wir Haydn und Mozart kleinliche Lohnarbeit verrichten sehen, als wenn Berlioz und Wagner dies thun? Weil wir Jene als die universellsten und zugleich anspruchlosesten aller Künstler kennen, denen nichts Menschliches und nichts Musikalisches fremd gewesen. Mit ihnen verglichen, erscheinen Wagner und Berlioz einseitig in ihrem Ibealismus, undulbsam, stolz.

Berlioz hatte fein Choriftenjoch glücklich abgeschüttelt und widmete fich nun mit ganzer Kraft dem Studium zunächst der dramatischen Musik. Der Mann feiner größten, ja ichrankenlosen Bewunderung ift Glud; fein leidenschaftlichster Sag gehört Roffini und den Roffiniften. Bei Borftellungen Gluck icher Opern fungirte Berlioz im Parterre geradezu als Chef einer Handvoll Gluck-Enthufiaften und folder, die er dazu machen wollte. In den Zwischenacten erklärte er ihnen die Schönheiten des Textbuches und der Partitur, und wehe dem Sanger oder Orchefter-Dirigenten, der fich die geringste Aenderung erlaubte. "Wo bleiben die Posaunen? Sier fteben teine Becken! Wer unterfteht fich, Gluck ju corrigiven?" fo fchrie der junge Enthufiaft gang laut während biefer Borftellung und erlebte meiftens die Satisfaction, daß der Dirigent, aus Furcht vor der Biederholung folder Scandale, die gerügten Unrichtigkeiten verbefferte. Reue, ungeahnte Ibeale erschloffen sich nun in rascher Aufeinanderfolge dem jungen Berliog: er ftieß zum erften Male auf C. M. Weber, Beethoven und Chakefpeare. Der "Freischüt" entzückte ihn trot der bekannten Berftummelung, welche Caftil= Blaze, "dieser mufikalische Thierarzt", sich damit erlaubt hatte. «Sei verflucht! Berzweifle und ftirb!» ruft Berliog jedem "Berbefferer" eines Meifterwertes zu. Begen Mogart fühlt Berliog zeitlebens eine gewiffe Boreingenommenheit, welche er hauptfächlich darauf zurückführt, daß er "Don Juan" und "Figaro" in Paris nur in der ihm verhaften Italienischen Oper von Italienern aufführen fah. Außerdem kann er feinen Abichen vor der Coloraturftelle im Allegro der "Brief-Arie" Donna Anna's niemals verwinden; für diefen allerdings nicht erfreulichen Sonnenfleck in der "Don Juan"-Bartitur findet Berliog das Epitheton "schändlich" noch zu milde.

Eine englische Schauspielertruppe, welche im Obson-Theater gastirt, führt nun eine der bewegtesten und folgenreichsten Perioden in Berlioz' Leben herbei. Er sieht zum ersten Male ein Shakespeare'sches Trauerspiel ("Hamlet") mit Miß Smithson als Ophelia. Gleichzeitig mit dem überwältigenden Eindrucke des Shakespeare'schen Dramas trifft ihn blizartig eine rasende Leidenschaft für die schauspielerin. Ber diese Capitel nicht bei Berlioz selbst in den Memoiren oder in den Briesen an Ferdinand Hiller nachliest, kann sich kaum eine Borstellung machen von der unbändigen vulkanischen Natur seines Gemüthes. Ruhige Leser dürsten wohl darin übereinstimmen, daß sich Berlioz wie ein Narr benommen hat. Er verliert vollständig "den Schlaf, die Lebhaftigkeit des Geistes, jedes Interesse für seine Lieblingsstudien, jede Möglichkeit zu arbeiten". Erschöpst von tagelangem ziellosem Umherirren in den Straßen und Umgebungen von Paris,

schläft er ein Mal im Schnee, am Ufer ber gefrorenen Seine, ein zweites Mal auf freiem Felde, ein drittes Mal auf einem Tische in einem Boulevard-Raffeehause. Rach jener Samlet-Borftellung hatte fich Berliog fest vorgenommen, fich niemals wieder einer ähnlichen Erschütterung auszusetzen. Doch kann er der Anzeige von "Romeo und Julia" nicht widerstehen. Die Wirkung ift furchtbar. Vom dritten Acte an vermag er — der übrigens kein Wort Englisch versteht taum mehr zu athmen, eine eiserne Fauft preft fein Berg gufammen, er fagt fich aus innerster Ueberzeugung: "Sett bin ich verloren." Bon den Shakespeare= Borftellungen halt er fich mit einer Art Todesangst fern, doch grübelt er unabläffig, wie er die Aufmerksamkeit Miß Smithson's erregen könnte, welcher er doch niemals in die Nähe zu kommen wagt. Es gelingt ihm, mit einer Concert= Aufführung mehrerer seiner Compositionen Aufsehen zu erregen - nur sie allein hat nie davon reden gehort. Er schreibt wiederholt an fie, ohne jemals eine Zeile von ihr zu erhalten; endlich verbietet fie ihrer Kammerfrau, Briefe von diesem schrecklichen Menschen anzunehmen. Unter dem Eindrucke dieser verzehrenden Leidenschaft componirte Berlioz seine "Sinfonie fantastique", die (in späterer radicaler Umarbeitung) zuerft den Ruhm des originellen Ton-

dichters begründete und über die Grenzen seines Baterlandes trug.

Endlich gelingt es ihm, den zweiten und bald darauf den ersten Preis in dem musikalischen Concurse des "Instituts" zu erringen. Biermal hatte Berlioz um diesen Preis concurrirt und errang ihn erft in seinem 27. Jahr, 1830, durch Die außerordentlichste Ausdauer. Mit diesem ersten Breife ift ein fünfjähriges Staatsftipendium von jährlich dreitausend Francs verbunden und die Berpflichtung, zwei Jahre in Rom zuzubringen. Berlioz begibt fich nach Rom, wo er in Horace Bernet, dem damaligen Director der frangofischen Akademie (in der Villa Medici) einen wohlwollenden Borgesetten und väterlichen Freund findet. Der Aufenthalt in Rom, diefer höchfte Lebenswunsch faft aller Rünftler, ift für Berlioz eine Bein. Er fühlt fich in unerträglicher Gefangenschaft, obgleich die frangofischen Laureaten dort eine fast unbegrenzte Freiheit genießen; nach Belieben größere Reisen in gang Italien machen durfen, in der Atademie mit allem Nöthigen versorgt und mit jeder Controle ihrer Studien verschont sind. Aber Berlioz hat wenig Sympathie für das Land und deffen Bewohner, die italienische Mufit ift ihm ein Greuel, für Gemälde und Statuen intereffirt er fich nicht. Den Kuhm der päpstlichen Capelle nennt er einen ganz unverdienten, den Rirchen-Compositionen Balestrina's gesteht er zwar "Geschmack und Gelehrsamkeit" zu, findet es aber komisch (une plaisanterie), von dem "Genie" des Meifters zu fprechen. In Rom verkehrt Berliog häufig mit Mendelsfohn= Bartholdn, von dem er jedoch in feinen Memoiren in auffallend fuhlem, fast gereiztem Tone spricht. An dieser Stelle wird uns die "Correspondance inedite" fehr wichtig und erfreulich. Denn der ungemein hergliche, faft fcmarmerifche Ton, mit dem Berliog hier über Mendelssohn ichreibt, unter bem unmittelbaren Eindrucke ihres freundschaftlichen Berkehrs, sticht beträchtlich ab von der fühlen Zurückhaltung, die Berliog in seinen fünfunddreißig Jahre später geschriebenen Memoiren über Mendelssohn beobachtet. In feine "römische Gefangenschaft" fiel der Berkehr mit Felix Mendelssohn=Bartholdy wie ein holder

Lichtstrahl. "Das ist ein bewunderungswürdiger Junge," schreibt Berlioz 1831 aus Rom, "fein Reproductions-Talent ift ebenfo groß wie fein musikalisches Benie, und das will viel fagen. Alles, was ich von ihm gehort, hat mich ent= zückt; ich glaube fest, daß er eine der höchsten musikalischen Erscheinungen dieser Epoche ift. Er hat mir hier den Cicerone gemacht; jeden Morgen suchte ich ihn auf, da fpielte er mir eine Beethoven'sche Sonate, wir fangen Gluck's "Armida", dann führte er mich zu allen den berühmten Ruinen, die mir, ich gestehe es, wenig Eindruck machten. Mendelssohn ift eine jener reinen Seelen (âmes candides), wie fie uns nur höchft felten begegnen." Roch in viel späteren Briefen fpricht Berliog mit gleicher Warme von Mendelsfohn. "Ift Mendelsfohn angekommen?" fragt er F. Hiller und fahrt fort: "Das ift ein enormes, außerordentliches, wunderbares Talent. Ich fann nicht in den Berdacht der Cama= raderie kommen, wenn ich so spreche, denn er hat mir aufrichtig gesagt, daß er von meiner Musik absolut nichts verstehe. Er ift ein durchaus jungfräulicher Charafter und glaubt noch an etwas; ein wenig fühl ift er im Umgange, aber ich liebe ihn sehr, mag er es auch vielleicht nicht vermuthen." Das find schone, für beide Theile ehrenvolle Worte. herr Daniel Bernard hatte fich daran ein Beispiel nehmen follen, anftatt in feinem Vorworte Mendelssohn's Charafter auf das Unwürdigfte zu verunglimpfen. Mendelsfohn fühlte gegen Berlioz' Compositionen eine entschiedene, unüberwindliche Abneigung, die jedem mit Mendelssohn's Mufik Bertrauten fehr begreiflich erscheinen muß. Den eigent= lichen Grund dieser Antipathie findet nun herr Bernard in dem fünftlerischen Neide Mendelssohn's, der auf Berlioz "eifersuchtig wie ein Tiger" gewesen und gleichwohl nicht geahnt habe, "daß Berlioz ihm einft die Balme mufikalischen Ruhmes ftreitig machen werde". Mendelsfohn neibifch, eifersüchtig - und auf Berling? Es ift zu albern. In Deutschland weiß es Jedermann, daß Mendelssohn in Wahrheit eine "reine Seele" war, und die Franzosen können es ihrem Berlioz auf's Wort glauben. Herr Daniel Bernard hatte im Gegen= theil aweierlei ruhmend hervorheben follen in Mendelsfohn's Benehmen : ein Mal die collegiale, freundschaftliche Bereitwilligkeit, die er ftets, in Rom wie spater in Leipzig, Berlioz entgegenbrachte, fodann die Aufrichtigkeit, mit der er seine Abneigung gegen die mufikalische Richtung des Franzosen geftand. Solch mannhafte Wahrheitsliebe follte in unserer Zeit der conventionellen Söflichkeit doppelt laut gepriesen werden. Und Berliog selbst hat fie gepriesen, wenngleich nicht ohne einen begreiflichen bitteren Geschmack auf der Zunge, denn "Mendelssohn," schreibt er aus Leipzig 1843 an einen Pariser Freund, "hat mir über meine Sinfonien, und mein Requiem niemals auch nur ein Wort gefagt."

Auch Berlioz war im Innersten eine wahrhafte, redliche Katur. Unglückliche Verhältnisse zwangen ihn leider, als Musik-Kritiker des Journal des Debats seine Ueberzeugung nicht selten zu maskiren; das war ihm schwer und peinlich. Mendelssohn wäre es unmöglich gewesen 1).

^{1) &}quot;Ich möchte, Sie könnten die neue Oper von Billeta, dem berühmten englischen Clavierprofessor, hören," schreibt Berlioz am 13. November 1857 an seinen Freund U. Morel. "Glauben Sie nicht ein Wort von den mächtigen Lobsprüchen, welche mein heutiges

Fahren wir fort in Berlioz' Biographie. Er hat keine Ruhe mehr in Rom und gerath in einen taum begreiflichen Jubel, als H. Bernet ihm erlaubt, feine "zweijährige italienische Berbannung" um sechs Monate abzutürzen und (im Sommer 1832) nach Paris jurudzukehren. Hier folgt er gleich einem unwiderftehlichen Triebe, indem er fich gerade gegenüber der ehemaligen Wohnung von Miß Smithson einquartiert. Die alte Leidenschaft erwacht sofort, als er von der Anwesenheit der für ihn seit zwei Jahren Verschollenen hört. Berlioz arrangirt so schnell als möglich ein großes Concert mit der "Phantaftischen Sinfonie" an der Spitze und bringt es durch Vermittelung von Freunden dahin, daß seine angebetete henriette der Production beiwohnt. Sie erräth rasch den Zusammenhang und erlaubt ihm am folgenden Tage, sie zu besuchen. Um feine Ruhe war es nun wieder für lange Zeit geschehen. Sowohl Berliog' Eltern, als die Familie der Smithson erklärten sich auf das Entschiedenste gegen eine Berbindung zwischen den Beiden. Gin Jahr lang dauerte diefer Rampf, währten diese Qualen, denen Berlioz zu unterliegen fürchtete. Was seinen Bunfchen hilfreich entgegenkam, war leider eine Reihe von Unglücksfällen, welche jeine Geliebte trafen. Miß Smithson hatte als Directrice der Theaterunter= nehmung ihr Bermögen eingebüßt und war von Gläubigern belagert; am Abend ihrer Benefizvorstellung springt fie rasch aus dem Wagen und bricht den Jug. Die Beilung ging fehr langfam vorwärts. Endlich, im Commer 1833, heirathete Berlioz seine Henriette Smithson. "Sie hatte," so erzählt er, "an unserem Hochzeitstage nichts mehr auf der Welt als Schulden und die Aussicht, nur noch hinkend die Buhne betreten zu konnen; ich felbst besaß alles in Allem dreihundert Francs, die ein Freund mir geliehen, und war von Neuem entzweit mit meinen Eltern. Allein fie war jest mein Eigen, ich trotte allem Ungemach."

Für Berlioz beginnt nun eine Zeit der Arbeit und Entbehrung, zugleich aber auch gekräftigter künftlerischer Zubersicht. Ein Concert, das er unter Mitwirkung Franz Liszt's gibt, trägt siebentausend Francs ein, welche sofort den Gläubigern seiner Frau in die Hände fallen. Erst mehrere Jahre später und unter empfindlichen Entbehrungen gelang es Berlioz, diese Schulden gänzlich zu tilgen. Auf Anregung Paganini's, der für seine Productionen ein Concertsstück von Berlioz' Compositionen wünschte, schrieb dieser die Harold-Sinfonie. Bekanntlich durchzieht diese ganze Sinfonie, gleichsam deren Helben repräsentirend, eine Solo-Viola; Paganini sand die Partitur für seine Zwecke nicht concertant genug. Als aber Paganini ein Jahr später die Harold-Sinfonie und die "Fantastique" in Paris unter Berlioz' Leitung hörte, war er so entzückt davon, daß er dem Componisten am andern Morgen zwanzigtausend Francs nehst einem enthusiastischen Schreiben zuschichte. Berlioz, der krank zu Bette lag, rief, seiner Sinne kaum mächtig, Frau und Kind herbei, welche an seinem Bette auf die Knie sielen und mit Freudenthränen Gott für die unerwartete Hilse dankten.

Hier muffen wir Berlioz' Erzählung mit einer aufklärenden Berichtigung unterbrechen, die Benigen bekannt worden und Berlioz selbst zeitlebens unbe-

Feuilleton darüber enthält! Im Gegentheile, ich mußte mir die größte Gewalt anthun, um nur ruhig darüber gu schreiben."

kannt geblieben ift. Alle Welt war nämlich erstaunt, daß ein so königliches Geschenk gerade von Paganini gemacht worden sei, von dessen Geiz die unexhörtesten Beweise allgemein bekannt waren. Das Räthsel ist erst in neuester Zeit von Ferdinand Hiller gelöst worden. In seinem geistreichen Essai über Berlioz i) erzählt Hiller, welche merkwürdige Aufklärung jener unglaublichen Großmuth Paganini's ihm Rossini gegeben hat: "Armand Bertin, der reiche, mächtige Besiger des Journal des Debats, hatte durch Berlioz selbst von der sanatischen Begeisterung des berühmten Geigers gehört und machte, da er den genialen Berlioz liebte, Paganini den Borschlag, sich ohne Untosten als Spender der genannten Summe zu bekennen. Paganini that, wie von ihm verlangt wurde. "Ist das denn wahr, möglich, glaublich?" frug ich Rossini.—
"Ich weiß es," erwiderte der Maöstro, mit dem sessen Ernste, der ihm nicht minder wohl anstand als der scherzende Humor, in dem er sich meistens gesiel. Kein Zweisel, daß diese Thatsache noch manchen Anderen bekannt war — Andere mögen sie bezweiseln — ich bin von ihrer Wahrheit überzeugt."

Paganini's - oder richtiger Bertin's Großherzigkeit fette Berliog in den Stand, sich durch längere Zeit ausschließlich und forgenfrei jenem großen Werte zu widmen, in das er feine befte Kraft legen wollte, um es Baganini jugu= eignen: die dramatische Sinfonie "Romeo und Julia". "Nun brauche ich fein Teuilleton mehr ju ichreiben!" ift der erfte Ausruf, mit welchem Berliog bas unerwartete Geschenk von zwanzigtausend Francs jubelnd begrüßt. Durch fein ganges Buch gieht fich diefer Gedanke, - in bitteren Klagen über die ihm entjekliche Thätigkeit als Kritiker, in lebhaften Schilderungen der peinlichen Mühe und Anstrengung, mit welcher er ein Feuilleton für das Journal des Debats fertig bringt. Einmal erzählt er fogar, wie er fich durch drei Tage in fein Zimmer eingeschlossen hatte, um über eine ihm gang uninteressante komische Oper ein Feuilleton zu ichreiben. Die Qual, durchaus keinen Anfang finden zu können, brachte ihn in folche Bergweiflung, daß er fich die Haare ausrif, wie ein Rind weinte, endlich, eine Biftole herablangend, dem Selbstmorde nahe war! Und doch verdankte Berliog feinen Ruhm und Ginfluß in Frankreich jum großen Theile seinen vortrefflichen Journalkritiken, die ihm auch, wie er felbst hervorhebt, glänzend honorirt wurden! Seine wiederholte bittere Rlage, ganglich unbedeutende Runfterscheinungen ernfthaft besprechen und mittelmäßige Componiften loben ju muffen, gibt jedenfalls die befte Aufklarung über feinen faft frankhaften Widerwillen gegen ein von ihm jo glanzend vertretenes Fach. Bei dem herrschenden Lob = und Complimentirsuftem der frangösischen Tagesfritik (wenigstens einheimischen Künftlern gegenüber) war es ihm, dem felbstproducirenden Tonkunftler, doppelt ichmer gemacht, feine abfällige Meinung unverblumt auszusprechen. Gang irrthumlicher Weise hielt man in Deutschland Sector Berliog für einen besonders ftrengen Kritiker. Man braucht nur einen beliebigen Jahrgang des Journal des Debats aufzuschlagen, um fich gar fehr vom Begentheil zu überzeugen. Compositionen frangosischer Collegen, welche er in feinem Bergen verachtete und verlachte und die er im vertrauten Gespräch gnadenlos

^{1) &}quot;Rünftlerleben" von F. Hiller. (Röln, 1880, bei M. Dumont.)

mit einigen zweischneibigen Worten hinrichtete, hat er in seinem Journal in der Regel erstaunlich milbe, sogar freundlich behandelt. Allerdings gewahrt der Kundige zwischen den Zeilen die Anstrengung dieses kritischen Siertanzes. Man vergleiche Berlioz' zahlreiche apologetische Kritisen über den "großen Meister Meherbeer" im Journal des Débats mit den wegwersenden Worten, welche er ihm in den Memoiren widmet. Bollsommen freien Lauf hat der Feuilletonist Berlioz seiner fünstlerischen Opposition vielleicht nur in zwei Fällen gegönnt: gegen die Verstümmler Gluck'scher, Weber'scher, Beethoven'scher Partituren und gegen Richard Wagner, dessen Ersolge ihm das Herzgen dermochte er sich nicht aus den zahllosen Fäden und Fädchen loszumachen, welche den Pariser Feuilletonisten umwinden und sein Urtheil, wenn auch nicht verkehren, so doch unwiderstehlich nach rechts oder links biegen. Und diesen Zwang mußte gerade ein Musiker von so strenger, ja unduldsamer Exclusivität des Geschmackes wie Berlioz als Kolterqual empfinden.

Berlioz hat in seinen Memoiren die bekannten "Musikalischen Reisebriefe" aus Deutschland, Defterreich und Rugland vollständig aufgenommen. Auf das Bublicum, die Künstlerschaft und die Kritik in Wien und Brag ist Berlioz sehr gut zu sprechen. Die Aufnahme, die er in diesen Städten gefunden, zählte er mit Recht zu den Glanzpunkten seines Lebens. Manche irrthumliche Angabe oder Auffassung wird man einem des Deutschen ganglich unkundigen Reisenden leicht nachsehen. Nur Gines berührte mich peinlich: Berliog' kindische Behauptung, Beethoven's A-dur-Sinfonie sei noch im Jahre 1820 in Wien mit der äußersten Geringschätzung (avec le plus mortel dedain) behandelt worden, während man sich gleichzeitig zu den Opern von Salieri drängte! Bei der oberflächlichsten Nachforschung hätte Berlioz erfahren müssen, daß im Jahre 1820 längst kein Mensch mehr von den Opern Salieri's sprach, sondern Roffini, Weigl, Cherubini, Boieldieu, Catel und Mehul das Theater beherrichten. Und daß gerade die A-dur-Sinfonie von Beethoven gleich bei ihrer ersten Aufführung in Wien (1813) einen unerhörten Triumph geseiert und denselben fortan bei jeder Wiederholung behauptet hat, weiß in Deutschland der lette Orcheftergeiger. Aber ein Franzose, sei er selbst Componist und Musikschriftsteller von dem Range eines Berliog, läßt fich seine alten Kindermärchen nicht nehmen. Unter biefe von Berlioz geglaubten und neu aufgetischten Kindermärchen gehört es auch, daß C. M. v. Weber in London aus Kränkung über den Mißerfolg feines "Oberon" geftorben fei! Das Wahre daran ift, daß Weber bereits fehr leidend, den Todeskeim in der Bruft, nach London gereift war, von wo er felbft den glänzenden, alle seine Erwartungen übertreffenden Erfolg des "Oberon" in mehr als Einem Brief geschildert hat.

Neber Richard Wagner und dessen Berhältniß zu Berlioz geben uns die intimen Briese mehr Ausschluß als die Memoiren. Je weiter und lauter Wagner's Ruf sich verbreitet, desto heftiger regt sich die Opposition in Berlioz. Im Jahre 1858 schreibt dieser über Hanns v. Bülow: "Dieser junge Mann ist einer der eifrigsten Zöglinge jener unsinnigen Schule, welche man in Deutschland die der Zukunst nennt. Sie geben nicht nach und wollen durchauß, daß ich haupt und ihr Fahnenträger sei. Ich sage gar nichts und schreibe

nichts; die Bernünftigen werden ohnehin wissen, was daran ift." Er schrieb aber doch, schrieb gelegentlich der Barifer Orchesterconcerte Wagner's eine Kritik, welche bei aller anerkennenden, theilweise jogar bewundernden Soflichkeit doch fehr schneidig ausfiel gegen Wagner, und mehr als zweischneidig gegen die "Butunftsmufit". Bar Berliog ftreng gegen Bagner, fo ift Bagner gegen Berliog graufam gewefen. Mit dem Scharfblick bes Saffes entdeckte und enthullte er alle Schwächen in Berliog' Musit, alle Berirrungen und Widersprüche feines Kunftprincips. Mertwürdig ift in biefem literarischen Zweitampf, daß beide Gegner einander besonders nachdrucklich diejenigen Gigenschaften als Berirrungen vorwerfen, die ihnen felber mehr oder weniger anhaften. Wenn Berliog ichon die Duverture jum "Fliegenden hollander" - die ihm überdies "maglos ausgebehnt" erscheint — als Beweis anführt für die falsche Tendenz Wagner's, welche "unbekummert um die mufikalische Gestaltung und den sinnenfälligen Ginbruck, nur die poetische oder bramatische Idee auszudrücken trachtet," fo vergißt er, wie fehr feine eigenen Inftrumentalwerke biefe "Tendenz" verrathen. Wenn seinerseits wieder Wagner an seinem Gegner die überreizte Exaltation tadelt und die vom Außersichsein in Ermattung zurucksinkende Phantafie Berliog' mit dem Zustande eines Opiumeffers veraleicht, so erinnern wir uns fofort, daß Aehnliches von unbefangenen Kritikern auch über die Mufit zu "Triftan" und zum "Nibelungenring" gefagt worden ift. Rein Zweifel, daß Berliog von Bagner's Urtheil und noch mehr von beffen fteigenden Erfolgen in Deutschland auf das Schmerglichste berührt war. Um Morgen nach dem berühmten Fiasco des "Tannhäufer" in der Parifer Großen Oper fann Berliog in einem Briefe an Madame Maffart einen wilden Jubelfchrei nicht unterbruden. Und nach dem unwürdigen Spectakel der zweiten Aufführung ruft er, gleichsam erleichtert aus: "Was mich betrifft, fo bin ich fürchterlich geracht!" Es ift bedauerlich, zu feben, wie die Berbitterung über fein eigenes Rünftlerloos diesen so scharfen Geift trübt, sein Urtheil umnebelt. Nicht nur hat er gar keine Empfindung dafür, daß jenes von dem Jodepclub im "Tannhäuser" verübte Spektakel vorausgeplant und eine Büberei war, Berlioz verfennt in feinem Saß gegen die "Zutunftsmusit" obendrein die unleugbare nahe Berwandtichaft, die seine eigene Mufit mit jener verbindet. Anfangs waren es Berliog' Orchefterwerke, die auf den jüngeren Wagner einwirkten, am Ende wird wieder, umgekehrt, Berliog (in feiner Oper "Les Troyens") von Bagner beeinflußt, und wenn nicht von Wagner's Mufit, fo boch gewiß von feinen Grundfähen. Berlioz' prophetisches Auge war blind für die mögliche Zukunft der "Bukunftsmusik" in Frankreich. Die Zeit des "Fliegenden Hollander", "Tannhäuser" und "Lohengrin" wird für Frankreich fo sicher kommen, wie sie für Italien gekommen ift. Ja, wenn Richard Wagner nicht heute schon in Paris gespielt wird, so sind lediglich nationale und politische Antipathien daran schuld. Musitalisch ift dem Componisten des "Tannhäuser" in Paris vollständig der Boden geebnet durch die neufrangöfische Schule und vor Allem - durch den wiedererwechten Berliog felbft!

Berliog' Briefe werden, seinen Erlebnissen entsprechend, je weiter, desto trübstinniger und grollender. Er begräbt seine zweite Frau (die Sängerin Ricio, dieselbe, die ihn 1846 auf seinen Concertreisen begleitet hatte) und muß seinen einzigen Sohn, Louis Berlioz, überleben, der als Seemann auf sernem Meere stirbt. Die letzte große, ungetrübte Freude hatte Berlioz, seinem eigenen Außspruche nach, Wien zu verdanken. Auf die Einladung Herbeck's war Berlioz Ende 1866 nach Wien-gekommen, um seine hier noch unbekannte dramatische Sinsonie "Faust's Berdammniß" im großen Kedoutensaale zu dirigiren. Der begeisterte Empfang, den das Wiener Publicum ihm und seinem "Faust" besreitete, machte Berlioz ganz glücklich.

Auch London besuchte er wiederholt in seinen letzen Jahren, wo er als Künftler stets ehrenvollste Aufnahme und auch pecuniär seine Rechnung fand. Er ist deshalb auf die Engländer und ihr musikalisches Berständniß nicht schlecht zu sprechen. Wo findet er daheim ein Publicum wie in Deutschland, England oder Rußland? "Richts um mich her zu sehen, als Stumpssinn, Gleichgültigkeit, Undank oder Schrecken — das ist mein Loos in Paris. Frankreich ist vom musikalischen Standpunkt nur ein Land von Cretins. In England ist wenigstens

ber Wunsch, Musik zu lieben, wahr und nachhaltig."

In Baris vergräbt er sich immer tiefer in die Ueberzeugung, von lauter Feinden und Intriganten umgeben zu sein. Seine Bannflüche gegen Künftler, Kritiker, Theater-Directoren, Concertleiter, vollends gegen die "barbarische Nation" der Franzosen werden immer häufiger und heftiger. In seinem einundsechzigsten Jahre ergreift ihn nochmals die ehemalige Leidenschaft für seine damals siebenundsechzigiährige Jugendliebe Eftella, die er als Wittwe und Mutter erwachsener Söhne nach langen Nachforschungen in Lyon wiederfindet. An diese würdige alte Frau, die sich dabei sehr vernünftig benahm, schreibt nun Berlioz Briefe voll kindischer rasender Leidenschaftlichkeit. Stephen Seller erzählte mir, wie Berlioz fich ihm eines Tages, überwältigt von dieser verzweifelten Spätliebe, schluchzend an die Bruft warf. Heller verwieß ihm mit fanftem Ernst folde Thorheit, die ihn zugleich unglücklich und lächerlich mache. "Was wollen Sie?" entgegnete Berlioz, "es ift eine alte Erfahrung, daß der verwundete Stier sterbend immer zu demselben Thor hinausrennt, durch welches er in die Arena hereingekommen ift." Auf diese wiedergefundene Estella beziehen sich die mahr= haft tragischen Schluftworte seiner Memoiren. Sie lauten: "Ich schreibe nichts mehr, ich componire nichts mehr. Die mufikalische Welt von Paris und anderwärts, die Art und Weise, wie die Künftler geschätzt werden, das Alles erregt mir Brechreig und Buthanfälle. Aber denken wir nicht mehr an die Runft, Stella! Stella! Ich kann jest ohne Zorn und Bitterkeit sterben."

Berlioz starb in tiesem Grolle gegen sein Baterland, in welchem er nicht hoffte, jemals nach Berdienst anerkannt zu werden. Hingegen baute er, in Exinnerung an seine früheren Triumphreisen darauf, daß seine Werke in Deutschsland nicht nur die gleiche Begeisterung wie ehemals erregen, sondern an Verbreitung und Popularität noch stels wachsen würden. Er hat sich in beiden Vermuthungen, jener schmerzlichen sowohl, als dieser freudigen, getäuscht. In Frankreich ist bekanntlich nach Verlioz' Tode, oder noch präciser gesagt, nach dem deutsch-stranzösischen Kriege von 1871 ein sörmlicher Verlioz-Cultus entstanden, in welchem die Franzosen ihre früheren Versäumnisse nicht bloß nach-

holen, sondern auch schon über ihr lobenswerthes Ziel ein wenig hinausschießen 1). In Deutschland hingegen ift die Begeifterung für Berliog ohne Frage von ihrer ursprünglichen Sohe gesunken, fast von dem Momente an gesunken, da Berliog' mächtige Perfonlichkeit uns den Rucken kehrt. Was Berliog in seinen Briefen und Memoiren von der glanzenden Aufnahme erzählt, die er und feine Werte in Deutschland erfuhren, von dem Enthufiasmus des Bublicums, das ihn als Dirigenten und Componiften feierte, ift feineswegs übertrieben. Wer Berliog' Concerte in den Jahren 1846-47 miterlebte, wie ich fie in Brag und Wien miterlebt und mitgefeiert habe, der muß bezeugen, daß nie ein glanzendes Mufitphänomen mit mehr Erregung und Enthusiasmus begrüßt worden ift. Roch im Jahre 1864 wurde der inzwischen halbvergeffene, jum Greife gealterte Berlioz in Wien als Dirigent seiner "Damnation de Faust" genau so überschwänglich gefeiert, wie er es seinem Freunde humbert Ferrand brieflich meldet. Allein die begeifterte Aufnahme galt mehr der berühmten und außerordentlichen Bersonlichkeit des Tondichters, als feinem Werke. Nach Berliog' Abreife hat fich in Wien nie wieder das Bedürfniß nach einer Wiederholung von "Fauft's Berdammniß" geregt; die Aufführung vom Jahre 1866 ift bis heute, also feit sechzehn Jahren, die erfte und lette geblieben 2). Aehnlich ging es, wie ich glaube, in den meisten deutschen Städten. Die Compositionen des genialen Franzosen haben bei ihrem ersten Erscheinen unter seiner persönlichen Leitung unserem mufikalischen Bublicum die lebhafteste Bewunderung abgewonnen, die ftärksten Emotionen bereitet, aber fie find ihm kein wahrhaftes, bleibendes Bedurfniß geworden. Die Concertprogramme der letten dreißig Jahre beweisen e3. Berliog erscheint felten in unseren Concerten und nur mit wenigen Stücken: den Ouverturen zum "Römischen Carneval" und "Benvenuto Cellini", der "Sinfonie fantaftique" (ohne den letten Sat), der "Harold-Sinfonie", endlich zwei Inftrumentalfähen aus seiner Sinfonie-Cantate "Romeo und Julia" ("Fee Mab" und "Liebesscene"). Die gange Sinfonie-Cantate mit Soli und Chören ift in Defterreich feit Berliog' erftem Besuche nicht wieder gegeben worden, und in Deutschland mahrscheinlich auch nicht. Auch das Publicum zeigt eine veränberte fühlere Physiognomie und erwärmt sich in der Sinfonie fantaftique lediglich für die Ballscene und den hinrichtungsmarich, in der gangen harold-Sinfonie einzig und allein für den Bilgermarsch. Nur diefen alten Lieblings= und Cabinets= ftücken des Berliog'schen Repertoirs hat man die ehemalige Zuneigung bewahrt, wenn auch nicht die leidenschaftliche Begeisterung von ehedem. Wie gang anders vor fünfunddreißig Jahren!

Alls Berlioz im Jahre 1846 mit einer Reihe glänzender Concerte sich in Deutschland einführte, da kam seine Musik wie ein seuriges Meteor über uns. Sie war etwas so Ungeahntes, Blendendes, von allem Gehörten so ganz Berschiedenes, daß sie den wehrlos stannenden Hörer geradezu niederzwang; die

¹¹ Aussührlicheres darüber enthält der Auffah "Berliog-Cultus" in meinen "Mufifalisfigen Stationen". (Berlin, 1880, bei A. Hofmann.)

[&]quot;) Sine ausführliche Kritit diefer Composition findet fich in meinem Buche: "Aus dem Concertsaal". (Wien, 1869, bei W. Braumuller.)

Einen zu ichrankenloser Hulbigung, die Anderen zu tödtlichem haffe. Riemand blieb gleichgültig, Niemand neutral. Rur eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit tonnte fo wirken, und ein Frangose, der Sinfonien ichrieb, Beethoven und Shakespeare als seine Götter verehrte, war an sich schon etwas ganz Ungewöhnliches. Auch das lette Kennzeichen einer bedeutenden Kunfterscheinung blieb nicht aus: daß fie zu Principienfragen Anlaß gibt. Die letten Grundbegriffe der Tonkunft, die Frage nach Form und Inhalt derfelben, nach den Grenzen ihres Reiches, nach ihrem Berhältniß zur Dichtkunft und Malerei, wurden durch Berlioz aufgewühlt, an Berlioz die ererbten Gesetze der Aefthetik neu geprüft und gemessen. Wer zum ersten Male dieser Musik lauschte, gerieth in gährende Bewegung. Schumann in Leipzig, Griepenkerl in Braunschweig, Dr. Becher in Wien — die kritischen Orakel der revolutionären musikalischen Jugend — hatten Berliog eine begeifterte Aufnahme in Deutschland bereitet; mein älterer, erfahrener Freund Ambros in Brag war völlig außer fich und gewann durch seine Berliog-Symne die Aufmerksamkeit und den Beifall B. R. Griepenkerls, des geiftvollen Berfaffers der Novelle "Die Beethovener" und der Broschüre "Ritter Berlioz in Braunschweig". Gin Brief Griepenkerl's an Dr. Ambros (mir von Letterem verehrt und niemals veröffent= licht) erscheint mir so merkwürdig und so bezeichnend für jene Bewegung, daß ich ihn hier mittheilen will. Er lautet:

"Sochgeehrtefter Berr! Berliog führt uns zusammen, das ift ein ichones Zeichen mit den Farben der Zeit. hier meine hand! Laffen Sie uns tampfen für eine heilige Sache, - die Befreiung der musikalischen Kritik von dem Alp des Bedantismus. Wir find wahrlich so weit, daß wir ein Mal einen Bropheten bei lebendigem Leibe anerkennen können. Die Begeifterung für die Berfonlichkeit der schaffenden Genien hat es nicht mehr mit Mumien zu thun, sondern mit Fleisch und Blut, das vor unseren Augen circulirt. Hören Sie mich: ich habe mit Beethoven verkehrt, wie Giner, ich tenne den großen Krang feiner Werke, ich sturzte anbetend vor diesem Genius nieder, - mitten in dieser Intention ftelle ich Berliog ohne alle Frage neben Beethoven: ja ich glaube ftolzere Bögen in der Architektur der Werke des Franzofen zu entdecken, als bei dem Deutschen. Der Wiederhall in meiner Bruft will mich an größeren Inhalt der ichaffenden Macht gemahnen. Man muß behutsam sein mit letterer Behauptung; es gibt der Narren so viele, die das nicht faffen, die nicht wiffen, daß die Gefchichte alle Genien richtet, um zu neuen Standpunkten hindurchzubrechen. Berliog neben Beethoven zu ftellen ift die Aufgabe der heutigen Kritik. In drei Jahren wird darüber kein 3 weifel mehr fein. Geben fie mir ein Zeichen, welche Flagge Sie aufziehen, und ich komme zu Ihnen an Bord!" Ihr Wolfgang Robert Griepenkerl m/p Braunschweig 1846.

Aber weder die nächsten drei Jahre, noch die folgenden Dreißig, haben die Prophezeiung des excentrischen Griepenkerl erfüllt, vielmehr ist statt des von ihm gehofften Climax der deutschen Berliozbegeisterung ein Anticlimax eingetreten.

Die frühere Gährung hatte hinreichend Zeit gehabt, sich zu klären. Das Befremdende, Ueberraschende der Berlioz'schen Musik ift, wenn auch nicht ganz, boch zum größten Theile zurückgetreten. Gine Richtung der Musik, wesentlich durch Berlioz' Borgang, wenngleich nicht zu seiner Freude, hervorgerusen, gewann Raum und wurde von einer compacten Gruppe jüngerer Tondichter mit Consequenz und Erfolg fortgesetzt. Durch Liszt und Wagner ist uns die Tendenz der Berlioz'schen Musik näher gerückt, und ihr Farbenglanz in den verschiedensten Spiegelungen reproducirt, ja stellenweise noch überboten worden.

In demfelben Maße, als der fremdartige Reiz seiner Musik uns gewohnter, ja sast schon gewöhnlich wurde, ist uns der Zauber von Berlioz' imposanter, geistwoller Persönlichsteit zur bloßen Erinnerung verblichen. Mit dem allmäligen Berblassen dieses doppelten Zaubers sprang aber mit desto schöreren Contouren Alles daszenige in's Auge, was an Berlioz' Tendenz irrig, an seinem Talente dürftig, an seiner Kunst unsertig war.

Robert Schumann, der mit seiner enthusiastischen Kritik der "Sinfonie santastique", der Erste und Mächtigste in Deutschland, zu Berlioz' Fahne geschworen hatte, pflegte in späteren Jahren sehr kühl, sast widerwillig von seinem früheren Liebling zu sprechen. Ich sehe noch das gutmüthig ironische Lächeln, mit dem er mich vor dreißig Jahren fragte: "Ihr Prager wart ja ganz aus dem Häuschen?" Die Neckerei dürste ich ihm wohl zurückgeben mit der Frage: "Ja, wer hat denn angesangen?"

Eine kritische Würdigung der Compositionen von Berlioz liegt nicht in der Aufgabe dieses Artikels, welcher sich lediglich mit dem Leben und der Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes zu beschäftigen hatte. Wenn unsere Erzählung dennoch um eine Spanne Zeit über sein Leben hinausgegriffen hat, so geschah es, weil die Frage nach der Zukunst seiner Schöpfungen den Lebenden anhaltend und heftig bewegte. Für eine ganz unbesangene Würdigung derselben ist gerade der jetzige Augenblick nicht günstig. In Deutschland scheint man heute durch kühleres Urtheil die frühere Ueberschwänglichkeit, in Frankreich durch leberschwänglichkeit die Kälte von ehedem gutmachen zu wollen. Die deutsche Kritit stellt heute nicht mehr, wie Griepenkerl gethan, Berlioz neben Beethoven; die französische zeigt Luft, ihn über Beethoven zu stellen. Zwischen diesen in entgegengesetzer Bewegung auf und niederskeigenden Eimern der öffentlichen Werthschäung bleibt vorläufig als sester Punkt die außerordentliche Individualität des geistvollen Tondichters und epochemachenden Coloristen.

Was wir aus seinen eigenen Aufzeichnungen lernen, ist, daß Berlioz als Mensch eine ebenso abnorme, vulkanische Natur gewesen, wie als Componist, daß er im Leben ebenso maßlos leidenschaftlich und einseitig, hierin aber gleich muthig und aufrichtig war, wie in der Musik. Sein Lebenslauf ist eine Tragödie, die mit einer drangvoll kämpsenden Jugend beginnt, mit einem trostlosen Alter schließt und nur auf ihrer mittleren Höhe einige Scenen der Siegesfreude enthält, die — nicht in seinem Vaterlande spielen. —

Indische Reisebriefe.

Bon Ernft Haeckel.

Unterwegs nach Indien.1)

Alfo wirklich nach Indien? So frugen mich die Freunde in Jena und fo frug ich mich selbst ich weiß nicht wie oft -, nachdem ich zu Ende des letzten Winters, unter dem vollen Gindrucke unseres melancholischen norddeutschen Februar, den Enschluß gefaßt hatte, den nächsten Winter im tropischen Sonnenglanze der Bunderinfel Cehlon zuzubringen. Freilich ift eine Reise nach Indien heutzutage kein Kunftstück mehr; ist doch in unserer reiseluftigen und reiserührigen Zeit kein Theil der Erde mehr von Touriften verschont: die entfernteften Meere durcheilen wir auf den bequemen Lurusdampfern der Gegenwart in verhaltnigmäßig furger Zeit mit weniger Umftänden und weniger Gefahren, als vor hundert Jahren die gefürchtete, heute alltägliche "Reise nach Italien" begleiteten. Selbst "die Reise um die Welt in achtzig Tagen" ift schon ein gewohnter Gedanke geworden und viele angehende Weltbürger, die das nöthige Geld dazu befitzen, glauben fich durch eine folche "Weltreise" in weniger als Jahresfrift eine umfaffendere und vielfeitigere "Bildung" zu erwerben, als durch den zehnjährigen Besuch der besten Schule. Eine "Reise nach Indien" kann demnach — jumal die beste Literatur über diefes wunderbare Land in Fulle vorhanden ift — an fich keinen besonderen Anfpruch auf Theilnahme mehr erheben und es bedarf wol einer eigenen Recht= fertigung, wenn ich in diesen, an die "Deutsche Rundschau" gerichteten "Indischen Reifebriefen" ihre Lefer einlade, mich auf meiner halbjährigen Fahrt nach und

¹⁾ Durch eine bedauerliche Unregelmäßigkeit in der Beförderung ift Herrn Prof. Haeckel's zweiter indischer Reisebrief vor dem ersten eingetroffen und von uns veröffentlicht worden, so daß die Leser, welche sich bereits an seiner Schilderung Bombay's ersreuten, nun erst die Vorbereitungen zur Reise nach Indien und diese selbst mit ihm zu machen haben. Aber wir hoffen, daß wir künftig in der Lage sein werden, unserm Reisenden regelrecht von Station zu Station zu solgen.

Die Redaction der "Deutschen Kundschau".

durch Cehlon freundlich zu begleiten. Dabei wirst Du, geneigter Leser, und noch mehr, verehrte Leserin, mir wol freundlichst gestatten mussen, in meine persjönlichen Interessen als Naturforscher und Naturfreund Dich sineinzuziehen; denn diese sind es ja, welche die jett begonnene Keise eigentlich allein

in's Leben gerufen haben.

Der Bunsch, die Bunder der Tropen = Natur von Angesicht zu sehen, ift für jeden Naturforscher, der sich die Erkenntniß der organischen Lebens-Formen unferes Erdballes zur Lebens = Aufgabe gesett bat, eigentlich felbstverständlich und einer der sehnlichsten. Denn innerhalb der Wendekreise allein entwickelt unter dem gesteigerten Ginfluffe des Sonnenlichtes und der Sonnenwarme fotool die Thierwelt als die Pflanzenwelt unserer Erde jenen höchsten und erstaun= lichsten Formen=Reichthum, von welchem die Fauna und Flora unserer gemäßigten Zone nur als ein schwacher und farbloser Abglang erscheinen. Schon als Knabe hatte ich bei meiner Lieblings-Lectüre, den alten "Reisebeschreibungen", an Nichts fo große Freude, als an den Urwäldern Indiens und Brafiliens: als dann später humbold t's "Unfichten der Ratur", Schleiden's "Pflanze und ihr Leben", Rittlig' "Begetations-Anfichten" und Darwin's "Reise um die Erbe" vor allen anderen Schriften anregend und bestimmend auf meinen Lebensplan einwirkten, da wurde "die Reise in die Tropen" mein höchster Lebenswunfch. Um erften durfte ich hoffen, diefelbe als Arat ausführen au konnen und um ihretwillen hauptfächlich beschloß ich vor dreißig Jahren als angebender Student, dem Lieblings-Studium der Botanik und Zoologie noch dasienige ber Medicin hingugufugen. Aber eine lange Zeit noch follte verstreichen, ehe der damals gehegte Lieblingstraum zur lebensvollen Wirklichkeit fich geftaltete!

Die verschiedenartigsten Versuche, die ich vor 25 Jahren, nach Vollendung meiner medicinischen Studien, unternahm, um als Arzt die beständig mir borfcmebende Tropenreise auszuführen, schlugen sämmtlich fehl. Ich war schließ= lich glücklich, als ich 1859 eine längere Reise nach Italien antreten und über ein Jahr lang an den herrlichen Ufern des reichen, mir jett fo lieb gewordenen Mittelmeers mich in das Studium feiner mannichfaltigen Seethier=Bevölkerung vertiefen konnte. Nach der Rückkehr drangte eine bestimmte Berufs-Pflicht und ber jahe Wechsel personlicher Schickfale die weiteren Reiseplane in den Sintergrund. Ich trat Oftern 1861 das Lehramt an der Universität Jena an, welches ich nunmehr feit 20 Jahren bekleide. Die Ferienzeit benutte ich jedoch meiftens nach dem Borbilde meines großen Meifters und Freundes Johannes Müller zu zoologischen Studien=Reisen an die Meeresküfte. Die besondere Vorliebe für bas höchft intereffante Studium der niederen Geethiere, vor Allen der Pflanzenthiere und Urthiere, in welches Johannes Müller perfonlich mich 1854 in helgoland eingeführt hatte, führte mich im Laufe des folgenden Bierteljahr= hunderts nach und nach an die verschiedensten Ruften von Europa. In der Borrede zu dem 1879 erschienenen "Spftem der Medusen" habe ich eine Ueberficht der zahlreichen Ruften und Orte, an denen ich mahrend dieses Zeitraums fischte und beobachtete, mitroftopirte und zeichnete, zusammengestellt. Immer blieben es vorzugsweise die mannichfaltigen Ruften des unvergleichlichen, in fo vielen Beriehungen einzig daftebenden Mittelmeeres, welche von allen anderen die

größte Anziehungskraft ausübten. Indessen konnte ich auch zweimal die Grenzen dieses Lieblings-Gebietes überschreiten. Den Winter 1866/67 brachte ich auf den canarischen Inseln zu, größtentheils auf der vulcanischen satt vegetationslosen Insel Lanzerote. Im Frühjahr 1873 machte ich von Suez aus auf einem äghpetischen Kriegsschiff einen wundervollen Ausstug nach Tur, zu den Korallenbänken des Kothen Meeres, über welchen ich in meinen "Arabischen Korallen" (1875) berichtet habe. Beide Male kam ich den Wendekreisen ganz nahe und blieb nur durch wenige Breitengrade von dem Tropen-Gürtel getrennt — allerdings beidemale von einem Bezirk desselben, der gerade seinen größten Reiz, den tropischen Begetations-Reichthum am Dürftigsten entwickelt zeigte.

Je mehr aber der Naturforscher von unserer schönen Erden-Natur sieht und genießt, besto begieriger wird er nach weiterer Ausbehnung des Gefichtstreises. Nach einem herrlichen Serbst=Aufenthalte, den ich im Jahre 1880 auf dem Schlosse Portofino bei Genua, Dank der gutigen Gastfreundschaft des dortigen englischen Consuls, Mr. Montaque-Brown, genoffen hatte, kehrte ich gefättigt mit einer Fulle intereffanter zoologischer und botanischer Erfahrungen nach dem ftillen fleinen Jena gurud. Aber schon wenige Wochen später führte mir der Bufall das hübiche Wert über Centon von dem Wiener Maler Ranfonnet wieder in die Sand, und gerade die schönen Erinnerungen an Bortofino ließen mir nun die großartigen, früher schon oft mit besonderer Sehnsucht betrachteten Naturwunder der indischen Zimmet-Insel doppelt reizend und begehrenswerth erscheinen. Ich schlug im Coursbuch die verschiedenen Routen nach Indien nach und ersah zu meiner Freude, daß der "Kampf um's Dasein" zwischen den ver= ichiedenen indischen Dampfer-Linien die hoben Fahrpreise seit einigen Jahren fehr bedeutend herabgedrückt und voraussichtlich in gleichem Make auch die mancherlei Unannehmlichkeiten der Reise vermindert hatte. Ganz besonders ein= ladend aber erschien mir die Notiz, daß jest auch der öfterreichische Llond in Trieft eine doppelte Dampfer-Linie nach Indien unterhalt und daß beide Ceplon berühren. Bon vielen Mittelmeer-Reisen her ftanden gerade die öfterreichischen Llond-Schiffe bei mir in bestem Andenken und durch ihre Benukung durfte ich hoffen, meinen Zweck am fichersten und leichteften zu erreichen.

Die Seereise von Triest über Aeghpten und Aben nach Tehlon nimmt ungefähr 4 Wochen in Anspruch; davon kommen etwa 6 Tage auf die Strecke von Triest dis Port-Said, 2 Tage auf den Suez-Canal, 6 Tage auf das Rothe Meer und 11 Tage auf den indischen Ocean von Aben die Ceplon. 3—4 Tage Ausenthalt fällt auf die berührten Stationen. Wenn ich also einen halbzährigen Urlaub erhielt, konnte ich 2 Monate auf die Hin- und Rückreise rechnen, 4 Monate auf den Ausenthalt in Ceplon selbst. Bei dem gesunden Klima und den geordneten Berhältnissen dieser schönen Insel dot die Keise keinerlei besondere Gesahren. Sodann dachte ich weiter, daß ich im 48. Lebensjahre stehe und daß es somit an der Zeit sei, die Reise bald auszusühren, wenn sie überhaupt noch zur Aussührung kommen sollte. Umstände verschiedener Art, die nicht hierher gehören, begünstigten einen raschen Entschluß und so entwarsich mir denn zu Ostern 1881 den bestimmten Plan der Reise und begann alsbald zur Aussührung desselben zu schreiten. Der erforderliche Urlaub und eine

ansehnliche Summe zur Anlegung einer Sammlung von indischen Raturalien wurde mir von der Großherzoglichen Staatsregierung in Weimar gern bewilligt. Im mich genügend für die möglichste Ausbeutung der kurzen Reisezeit vorzubereiten, las ich die wichtigsten Werke, die über Ceylon und seine Natur-Producte bisher erschienen sind, vor Allem die treffliche und auch heute noch grundlegende Darstellung in Carl Ritter's classischer "Erdkunde" (Ostasien, Fünster Band), sodann das Hauptwerk des Engländers Sir Emerson Tennant: Ceylon, An account of the Island, physical, historical and topographical. London, 1860. Außerdem verglich ich eine Anzahl älterer und neuerer Reisebeschreibungen, welche Angaben über die Insel enthalten.

Weiterhin wurde der Apparat von Inftrumenten und Utenfilien zum Beobachten und Sammeln von Thieren, welcher mich stets auf meinen Reisen an
die Meeresküste begleitet, auf's Neue hergerichtet, ergänzt und ansehnlich erweitext. Auch benutzte ich den Sommer zum Erlernen und Einüben einiger neuer,
mir bisher unbekannter Künste, welche gerade für diese Reise besonders nützlich
und wünschenswerth erschienen, als da sind: Delmalerei, Photographie, der
Gebrauch des Jagdgewehres, des Löthkolbens u. s. w. Da der klimatischen Berhältnisse wegen der Antritt der Reise vor Mitte October nicht räthlich erschien,
verbrachte ich die Herbstseren noch in Jena, mit Zurüstungen aller Art und
mit der Berpackung des umfangreichen Apparates beschäftigt. Obgleich meine
speciellen Reisezwecke sich auf den engeren Kreis meiner Lieblings-Studien,
besonders der Urthiere und Pflanzenthiere, beschränken sollte, so gab es immerhin genug andere naturwissenschaftliche Ausgaben, von denen ich einige vielleicht
nebenbei sördern konnte und auf deren Behandlung ich mehr oder minder vorbereitet sein muste.

Der Natursorscher, welcher heutzutage die Meeresküste aufsucht, um bort Untersuchungen über deren Thier- und Pflanzen-Leben anzustellen, kann nicht mehr mit einem Mikroskope, einem Präparir-Bested und einigen anderen einssachen Instrumenten sich begnügen, wie das noch vor 20, ja noch vor 10 Jahren möglich war. Die Methoden der biologischen und insbesondere der mikrosstopischen Untersuchung haben sich in den letzten beiden Decennien außerordentlich entwickelt und vervollkommnet; ein verwickelter und umfangreicher Apparat von Werkzeugen der verschiedensten Art ist ersorderlich, um nur einigermaßen den heute gestellten Aufgaben zu genügen.

Richt weniger als 16 Kiften und Koffer waren es, welche ich in Triest für meine Reise einschiffte. Davon waren 2 Kisten bloß mit den nöthigsten wissen schaftlichen Büchern gefüllt, 2 andere enthielten die Mitrostope, die physikalischen und anatomischen Inftrumente. In 2 Kisten waren die Apparate zum Sammeln und die Mittel zum Conserviren des Gesammelten verpackt, verlöthete Blechbüchsen mit verschiedenen Alkoholen und anderen Conservations - Flüssigskeiten, Carbolsäure, Arsenik 2c. Diesen schlossen sich 2 andere Kisten an, welche bloß Gläser (einige tausend Stück) enthielten, sowie 2 Kisten mit Netzen und FangApparaten aller Art, Schleppnetzen und Scharrnetzen zum Abkratzen des Seebodens, Mullnetzen und Schöpfnetzen zum Fang an der Meeres-Oberkläche. Eine besondere Kiste enthielt den photographischen Apparat, eine zweite die Uten-

filien zum Delmalen und Aquarelliren, Zeichnen und Schreiben; eine dritte war gefüllt mit 40 in einander geschachtelten Blechkisten, so eingerichtet, daß ich die flachen Blechdeckel der würfelförmigen Kisten, nachdem diese mit Thieren gesüllt waren, mit leichter Mühe selbst auslöthen konnte, eine vierte Kiste enthielt aussichließlich die Munition für meine doppelläufige Jagdslinte: tausend Stück Batronen verschiedenen Kalibers. Die meisten der 14 Kisten waren mit Blech ausgeschlagen und zugelöthet, um auf alle Fälle ihren Inhalt während der längeren Seereise von der verderblichen Nässe zu schützen. In 2 Blechkoffern endlich hatte ich die für die halbjährige Keise erforderlichen Kleidungsstücke und Wässche untergebracht.

Angesichts dieser ansehnlichen Ausstattung, deren Zurüftung und Berpackung mir schon in Jena Sorge und Arbeit genug gemacht hatte, darf ich es wol als ein besonderes Glück betrachten, daß ein Wunsch nicht in Erfüllung ging, den ich bei Beginn meines Unternehmens mit besonderer Warme in's Auge gefaßt hatte. Bekanntlich haben unter allen Erforschungen des Meeres-Lebens in der neueren Zeit keine so großartige und überraschende Resultate zu Tage gefördert, als die Untersuchung der Tieffee, welche wir in erfter Linie den englischen Zoologen, Sir Wyville Thomson, Carpenter, John Murray, Moseleh und Anderen verdanken. Während noch vor 20 Jahren der tiefe Ocean für leblos galt und allgemein das Dogma herrschte, daß unterhalb 2000 Juk das organische Leben in den Meerestiefen überhaupt aufhöre, lehrten uns die großartigen Tieffee-Forschungen der Engländer während des letten Decenniums das Gegentheil. Es ergab fich, daß die Tiefen des Oceans, soweit man dieselben bis jett erforschen konnte, bis zu 27,000 Fuß hinab, mit Thieren der verichiedensten Classen reich bevölkert find, und zwar mit Thieren, die größtentheils bisher völlig unbekannt waren und die in verschiedenen Tiefen-Bonen ahnliche Berichiedenheiten darbieten, wie die Flora-Gürtel in verschiedenen Gebirgshöhen.

Nun betreffen aber die bisherigen Tieffee-Untersuchungen, vor allen die denkwürdigen und unbergleichlichen Forschungen ber "Challenger=Expedition", zum größten Theil den atlantischen Ocean, zum kleineren einige Abschnitte des pacifischen Oceans; hingegen wurde das ungeheure Gebiet des indischen Oceans von ihnen nicht berührt, oder nur eben im füdlichsten Theile geftreift. Gin ungeahnter Reichthum von neuen, bisher unbekannten Tieffee-Bewohnern wird zweifellos von demjenigen Naturforscher entdeckt werden, welcher das Gluck haben wird, zum erften Male das vervollkommnete Tieffee-Net der Gegenwart in die unerforschten Tiefen des indischen Oceans ju fenten. Run mar es gewiß verzeihlich, daß sich beim ersten Entwurf eines Reiseplanes bereits in mir der Bunich regte, jenen unbekannten Schatz zu heben. Warum follte ich nicht der Erste sein, der einen Bersuch dazu machte, einen miglungenen Bersuch vielleicht (- wie so viele anderen! -) aber doch einen ersten Versuch! Freilich find aber Tieffee-Untersuchungen ein fehr koftspieliges Bergnügen, felbft wenn man dieselben — wie ich gethan haben würde — nur in möglichst einfacher und billiger Form unternimmt. Auf keinen Fall konnte ich daran denken, einen folden Bersuch mit meinen bescheidenen Brivatmitteln zu unternehmen; wol aber konnte ich versuchen, Mittel für jenen Zweck aus folden Inftituten zu erhalten, welche eigens zur Förderung wiffenschaftlicher Unternehmungen gegründet find.

Sie schlugen fehl. So wird es benn einem Glücklicheren überlassen bleiben, zuerst die Tiesse des indischen Oceans zu ersorschen. Für mich wird hoffentlich auch die Obersläche des tropischen Meeres so viel Neues und Interessantes bieten, daß die kurze, mir gegönnte Zeitspanne zu seiner vollen Bewältigung nicht ausreicht; und jedenfalls bleibt mir jetzt, wo ich ganz auf eigenen Füßen stehe, jenes höchste Gut gewahrt, auf dessen ungeschmälerten Besitz ich von jeher den größten Werth gelegt habe, die volle Freiheit und Unabhängigkeit!

Gegenüber diefen und anderen, wenig erfreulichen Erfahrungen, die ich bei der Zuruftung zur Reise zu machen hatte, sei es mir gestattet, der weitaus größeren Zahl derjenigen lieben Freunde meinen herzlichsten Dank abzustatten, welche sofort nach Mittheilung meines Planes demfelben ihre wärmfte Theil= nahme ichenkten und auf alle Weise benfelben zu fordern fuchten, vor allen Underen Charles Darwin, Dr. Baul Rottenburg in Glasgow; Sir Whoille Thomson und John Murray in Edinburgh; ferner Professor Eduard Suef in Wien, Baron von Königsbrunn in Grat, Beinrich Rraufened und Linien-Schiffs-Cavitan Radonet in Trieft. Nicht minder fühle ich mich verpflichtet, ber Großberzoglichen Staatsregierung in Weimar für die wohlwollende Unterftützung meiner Reisezwecke hier meinen ergebenften Dank auszusprechen, vor Allen feiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar, dem Rector magnificentissimus der Univerfität Jena sowie dem Erbgroßherzog. Durch ihre gütige Vermittelung erhielt ich eine directe Empfehlung des englischen Colonial-Ministers an den Gouverneur von Ceplon. Auch mit anderen Empfehlungen wurde ich reichlich ausgestattet. Endlich muß ich doch auch noch allen den lieben Freunden und Collegen in Jena hier dankbarft die Sand drucken, welche in der verschiedenften Weise bemuht waren, mir in meinen Reise-Zurüftungen behülflich zu fein.

Nachdem endlich alle Borbereitungen vollendet und 12 meiner Riften, mehrere Wochen vorher abgeschickt, bereits in Trieft angekommen waren, verließ ich mein liebes stilles Jena am Morgen des 8. Octobers. Der Abschied war nicht leicht. Ich empfand gar sehr, was ich schon Wochen vorher mit steigender Bangigkeit empfunden hatte, daß eine halbjährige Trennung von Weib und Kind, eine Trennung durch einen Meeresraum von mehr als 5000 Seemeilen, für einen Familienvater, der im achtundvierzigsten Lebensjahr steht, teine leichte Aufgabe ist. Wie anders würde ich, mit frischestem Jugendmuthe ohne einen Schatten von Sorge, diese Reise in die Tropen vor 25 Jahren angetreten haben, damals als fie mein heißester Lebenswunsch war und als ich Alles daran sette, um ihn zu verwirklichen! Freilich konnte ich jett, durch zwanzigjährige Lehrthätigkeit mit den Aufgaben meines zoologischen Forschungsgebiets wohl vertraut, und im Voraus mit den besonderen Fragen meiner Reise-Aufgabe genau bekannt, fie besser zu beantworten und in fürzester Zeit, auf reiche Erfahrungen gestützt, größere Refultate zu erzielen hoffen, als damals, vor einem Biertel-Jahrhundert. Aber mar ich felbst nicht auch um eben so viel alter geworden? hatte ich nicht um fo viel mehr an Clafticität des Geiftes und Jugend=

fraft des Körpers eingebilft? Und konnten jetzt, wo ich so viel tieser in abstractere Gebiete der Natursorschung eingedrungen war, die concreten Wunderwerke selbst der reichsten Tropen-Natur noch einen ähnlichen Eindruck auf mich machen, wie sie damals sicher im höchsten Maße gemacht haben würden? War ich nicht wieder einmal, wie schon so oft, auf einem Punkte angekommen, wo meine rege Phantasie mir die schönsten Zauberbilder vor Augen führte und wo diese leider alsbald beim Eintritt in die nüchterne Wirklichkeit zu einer Leeren Fata morgana zerstossen.

Solche und ahnliche Gedanken, gemischt mit den bitterften Empfindungen des fchweren Abschieds von Familie und Heimath, durchzogen dufteren Nebeltvolten gleich mein Gemuth, als mich die Saal-Eisenbahn in der Frühe des October = Morgens von Jena nach Leipzig führte. Und duftere kalte Herbst= Nebel waren es auch, die mich rings umgaben und die mein geliebtes Saalthal völlig erfüllten und verhüllten. Nur die höchften Gipfel unfrer herrlichen Mufchelkalk-Berge ragten frei aus dem wogenden Nebel-Meer empor, zur Rechten der langgestreckte Hausberg mit dem "röthlich = strahlenden Gipfel", das stolze Pyramiden-Haupt des Jenzig und die romantischen Ruinen der Kunigburg; zur Linken die waldigen Höhen des Rauthals und weiterhin Goethe's Lieblings= Aufenthalt, die reizende Dornburg. Ich rief meinen alten und vielgeliebten Bergfreunden das beffimmte Versprechen zu, im nächsten Frühjahr wohlbehalten und mit indischen Schätzen reich beladen zu ihnen zurückzukehren, und wie zur ficheren Bestätigung dieser froben Soffnung fendeten auch fie mir den freundlichsten Morgengruß zurück; noch während ich an ihren Füßen vorbeifuhr, fank aufebends der dichte Rebel von ihren häuptern und Schultern und die fiegreiche Morgenfonne flieg goldig und strahlend am wolkenlos fich klärenden himmel empor; der herrlichste Herbstmorgen entfaltete bald alle seine Reize und die Thautropfen funkelten verlengleich in den dunkelblauen gart = bewimperten Bluthenkelchen der ichonen Gentianen, welche die begraften Sügel zu beiden Seiten unserer Schienenftrage in Fulle ichmuckten.

Einige Stunden Aufenthalt in Leipzig benutte ich, um noch einige Lucken in meiner Reise-Ausruftung auszufullen, und in der Städtischen Gemälde= Galerie mich an den herrlichen Meisterwerken der Landschafts = Malerei von Preller, Calame, Gudin, Saal u. f. w. zu erfreuen. Dann fuhr ich Nachmittags weiter nach Dresden und Abends von hier mit dem Nacht-Schnellzug in 12 Stunden nach Wien. Nach turzem Aufenthalt von wenigen Stunden reifte ich auf der Südbahn weiter nach Grak. Es war ein prachtvoller sonniger Berbst-Sonntag und die Alpen-Scenerie des Semmering glänzte in ihrer vollen Schonheit. Hier in den waldigen Schluchten und auf den blumenreichen Almen der iconen Steiermark hatte ich vor 24 Nahren mit wahrer Leidenschaft botanisirt; jede Höhe des Schneeberges und der Rax-Alp stand mir noch in freundlichster Der junge Doctor medicinae hatte damals mit weit mehr Interesse sich der interessanten Flora von Wien gewidmet, als den lehrreichen Kliniken von Oppolzer und Skoda, von Hebra und Siegmund. Beim Trocknen der gewaltigen Stöße von prächtigen zwerghaften Alpen-Pflanzen, welche ich damals auf den Höhen des Semmering gesammelt, hatte ich oft von der gang

verschiedenen Riesen-Flora Indiens und Brafiliens geträumt, welche die Gestaltungskraft des Pflanzenlebens in so ganz entgegen gesetzter Form und Größe entwickelt zeigt; und nun sollte mir in einigen Wochen jener Traum zur unmittelbaren Wahrheit der Anschauung werden!

In Grat, wo ich mich einen Tag aufhielt, fand ich treffliches Untertommen im Sotel jum "Glephanten". Reinen paffenderen Ramen tonnte der erfte Gafthof führen, in dem ich auf einer Reise nach Indien übernachtete. Ift doch der Elephant nicht allein an fich eines der wichtigften und intereffanteften Thiere bon Indien, fondern speciell das typische Wappenthier von Ceylon. Da nun ichon der "Elephant" von Grat mich fo freundlich aufnahm und bewirthete, nahm ich das als gutes Omen für die bevorftehende Bekanntschaft mit dem indischen Elephanten, die ich bald sowol in gezähmtem als in wildem Zuftande zu machen hoffte! Bei diefer Gelegenheit fei mir zu Rut und Frommen wanderluftiger Genoffen, die weniger auf zahlreiche fchwarzbefracte Rellner, als auf gute Berpflegung in den Gafthöfen rechnen, eine beiläufige Bemerkung einzuslechten gestattet. Auf meinen vieljährigen Wanderungen, auf benen ich in den verschiedenartigften Botels und Berbergen aller Claffen zu übernachten Gelegenheit hatte, glaube ich beobachtet zu haben, daß man auf die Beschaffenheit dieser gemeinnützigen Inftitute bis zu einem gewissen Grade ichon aus ihrem Namen und Schilde ichliegen tann. 3ch theile diefelben dem= nach in 3 Claffen, in zoologisch-botanische, dubioje und dynaftische Gafthäuser. Beitaus am beften fand ich durchschnittlich die zoologisch-botanischen Berbergen, als da find: "Golbener Löwe, Schwarzer Bär, Weißes Roß, Rother Ochse, Silberner Schwan, Blauer Karpsen, Grüner Baum, Golbene Weintraube" u. f. w. Weniger ficher ift auf gute und billige Berpflegung in jenen Gaft= höfen zu rechnen, welche vorher als dubiöse bezeichnet wurden und welche tveder zur erften noch zur dritten Gruppe gehören; fie führen fehr berschieden= artige Namen (oft den der Befiger felbit) und find zu beterogener Qualität, als daß fich bestimmte allgemeine Schluffe für ihre Beurtheilung ergeben konnten. Da= gegen habe ich meistens nur trübe Erfahrungen (insbesondere über das umgekehrte Berhältniß der schlechten Berpflegung zu der theuren Rechnung!) in denjenigen Sotels gemacht, die vorher als dynaftische bezeichnet wurden, als da find: "Raiser von Rugland, König von Spanien, Aurfürst von heisen, Pring Carl" u. f. w. Natürlich foll mit dieser Classification kein allgemein gultiges Schema gegeben fein; aber im Ganzen wird, glaube ich, der kritische und anspruchslofe Wanderer (besonders in jungeren Jahren!) obige Gintheilung bestätigt finden; und namentlich der fahrende Rünftler, der Maler und Naturforscher. Der "Elephant" in Brat entsprach vollständig seiner Chrenftellung in der zoologischen Classe!

Zu dem Aufenthalt in Grat war ich durch eine freundliche Einladung eines dortigen ausgezeichneten Landschafts-Malers, des Barons Hermann von Königsbrunn, veranlaßt worden. Derselbe hatte mir vor mehreren Monaten geschrieben, daß er von meiner beabsichtigten Reise nach Ceylon gehört; er selbst habe dort vor 28 Jahren höchst genußreiche acht Monate verlebt und eine große Zahl von Stizzen und Vilbern, insbesondere von Vegetations-Ansichten ge-

sammelt, die mir vielleicht von Interesse sein würden. Natürlich war mir diese freundliche Mittheilung fehr willkommen, und ich konnte keine beffere Borbereitung für meine eigenen Stigen von Centon finden, als die werthvollen Bilber-Mappen des Grater Runftlers. Derfelbe hatte seine Reise durch die Palmen=Wälder und die Farren-Schluchten der Zimmet-Insel im Jahre 1853 gemacht, in Begleitung des Ritters von Friedau und des Professors Schmarda in Wien, welch Lekterer feinen Aufenthalt auf der Infel in feiner "Reife um die Erde" ausführlich befchrieben hat. Leider find aber die gablreichen und hochft werthvollen Zeich= nungen, welche Baron von Köniasbrunn dort entworfen hat und welche ur= fprünglich zur Muftration jenes Reise-Werkes dienen follten, niemals veröffent= licht worden. Das ift um so mehr zu bedauern, als fie zu den besten und vollendet= ften Kunftwerken diefer Art gehören, welche ich kenne. Auch Alexander von humboldt — gewiß ein competenter Richter — der fie Ronig Friedrich Wilhelm IV. vorlegte, äußerte fich über dieselben im Ausdrucke des höchsten Lobes. Die Centon-Bilber von Königsbrunn vereinigen in fich zwei verschiedene, gewiffermaßen entgegengesette Borguge, die leider nur fehr felten in derartigen Runftwerken vereinigt gefunden werden, und die doch beide nothwendig qu= fammen kommen muffen, um denselben wirklich den Stempel der Bollendung aufzuprägen: einerseits die größte Naturtreue in der gewiffenhafteften Wiedergabe der Form-Ginzelheiten, andrerseits die vollkommenste künstlerische Freiheit in der einheitlichen Behandlung und wirtungsvollen Composition bes gangen Bilbes. Biele Bilber unferer berühmteften Landichafter, welche ber zweiten Anforderung völlig genügen, erfüllen die erftere nicht. Andererseits laffen wieder viele sogenannte Begetations-Ansichten, wie fie geubte kenntnifreiche Botaniter gezeichnet haben, die freie afthetische Auffaffung des Rünftlers nur ju fehr vermiffen. Und doch ift das Gine eben fo nothwendig wie das Andere; das analytische und objective Auge des Botaniters nicht minder, als der fynthetische und subjective Blick des Künftlers. Soll die Landschaft ein wahres Runftwerk sein, so muß sie gleich dem Bortrat größte Naturtreue im Ginzelnen mit charaktervoller Auffaffung des Individuums als Ganzen verbinden; und das ift bei den Centon Bildern von Königsbrunn im höchften Maß der Fall; fie erreichen in diefer Beziehung mindeftens die berühmten "Begetations-Unfichten" von Rittlit, welche Alexander von humboldt feiner Zeit als unübertroffenes Mufter hinftellte und benen nur wenige andere an die Seite zu feten find. Sci es mir hier gestattet, dem eben so liebenswürdigen und bescheidenen, als originellen und genialen Runftler neben meinem freundlichen Dank auch die Hoffnung auszusprechen, daß seine herrlichen Runftwerke aus der Berborgenheit feines ftillen Ateliers bald den wohlverdienten Weg in die Deffentlichkeit und die gebührende Unerkennung finden mogen!

Nach herzlichem Abschiebe von einer Anzahl lieber alter und neuer Freunde, die ich in Graß gesehen, setzte ich mich am Mittag des 11. Octobers wieder auf die Südbahn, um direct nach Triest zu fahren. Mir gegenüber nahm im Coups ein älterer Herr Platz, den ich auf den ersten Blick als Engländer extannte und der sich schon in der ersten halben Stunde unseres Gespräches als eine mir sehr interessante Persönlichkeit entpuppte, als Surgeon-General Dr.

J. Macbeth. Derfelbe hatte 33 Jahre als Arzt ber englischen Armee in Inbien, zuletzt als General-Arzt fungirt, an zahlreichen Ariegen Theil genommen und alle Theile Indiens, von Afghanistan bis Malacca und vom Himalaha bis Tehlon bereist. Seine reichen Ersahrungen über Land und Leute, sowie seine besonderen Beobachtungen als Arzt und Natursorscher waren für mich natürlich höchst anziehend und lehrreich und ich bedauerte es fast, daß Abends 10 Uhr unsere Ankunst in Triest dieser Unterhaltung ein Ende machte.

Die drei Tage in Trieft, welche vor der Abfahrt des Llond-Dampfers noch übrig waren, wurden größtentheils mit Besorgungen von Reise-Utensilien und Riften ausgefüllt, die ich bis hierher verspart hatte. Ich wohnte mahrend dieser Beit bei meinem lieben hochverehrten Freunde Beinrich Rraufened (einem Reffen des berühmten preußischen Generals aus den Freiheits-Rriegen, welcher Freund und Camerad meines Baters gewesen war). Die herzliche und überaus liebenswürdige Aufnahme, welche ich in der trefflichen Familie Krauseneck schon zu wiederholten Malen in Trieft gefunden, that mir diesmal gang besonders wohl, und erleichterte mir wesentlich den Abschied von Europa. Auch andere alte liebe Freunde empfingen mich mit gewohnter Berglichkeit, fo daß ich diesmal, wie auch jedesmal früher, von der großen öfterreichischen Safen= und Sandelsstadt, wie von einem Stud deutscher Beimath mich ungern trennte. Dabei verrannen die Stunden fo rafch, daß ich nicht einmal zu einem erneuten Besuche des poetischen Miramare kam, jenes unvergleichlichen Meerschlosses, welches durch feine wunderbare Schönheit und Lage die naturgemäße Bühne für einen Act in der Tragödie "Kaiser Maximilian von Mexico" bildet ber dankbarfte Stoff für einen Dramatiker der Zukunft.

Auch für einen Abstecher nach der naben Bucht von Muggia blieb diesmal teine Zeit. Es ift dies die ichone, an Seethieren reiche Bucht, welche zuerft durch Johannes Müller's Entdeckung der in Seegurken (Holothurien) wohnenden Bunderschnecke berühmt geworden ift (Entoconcha mirabilis). Ich hatte bei früheren Besuchen Trieft's fast jedes Mal dort mit Erfolg gefischt; aber dies Mal drängte die bevorftehende indische Fischerei die mediterrane in den hintergrund. Und dann nahm die läftige Packerei mich noch vielfach in Anspruch. Bis jum Tage vor der Abreise maren bereits alle Riften an Bord des Schiffes gebracht und alle sonstigen noch übrigen Borbereitungen zur Abreise getroffen. Sowol hinfichtlich der Berpackung und des Transportes diefer umfangreichen Bagage als in Betreff meiner perfonlichen Untertunft und Bequemlichkeit als Schiffs-Baffagier fand ich mit Ruckficht auf den wiffenschaftlichen Zweck und Charafter meiner Reise die wirksamfte Unterftützung und die freundlichste Aufmerksamteit beim Directorium des öfterreichifden Lloyd. Da diefe große und verdienstvolle Gesellicaft icon wiederholt für wiffenschaftliche Reisen besondere Bergunftigungen und Erleichterungen gewährt hat, begte ich einige Soffnung auch für meine Reife dergleichen ju erlangen. Ich erhielt es in reichstem Make, und ich erfülle einfach eine Pflicht, wenn ich hier dem Director des Lloyd, Herrn Baron Marco di Morpurgo, fowie den Berwaltungsräthen desfelben, und unter ihnen gang befonders meinem hochverehrten Freunde herrn Linienichiffs = Capitan Rabonet bafür meinen berglichften und aufrichtigften

Dank abstatte. Nicht allein wurde ich mit einem besonderen, sehr wirksamen Empsehlungs-Schreiben an alle Agenten und Officiere des "Alohd" ausgestattet, nicht allein wurde mir auf dem erwählten Schiffe eine der besten Cabinen erster Classe für mich allein bewilligt, sondern auch in pecuniärer Beziehung eine sehr wesentliche Erleichterung gewährt und außerdem alle möglichen Bequemlichsteiten zugesichert.

Und nun endlich zu Schiff! Auf das ichone und fichere Dampfichiff, welches mich in vier Wochen nach Indien tragen foll! Ich hatte die Wahl zwischen zwei vortrefflichen Lloyd-Dampfern, welche beide am 15. October gleichzeitig von Trieft nach Indien abgingen und den Suez-Canal paffirten. Der erfte, "Heliob", berührt auf seiner Fahrt von Suez nur Aben und geht von da nach Bomban; hier verweilt er acht Tage und fährt dann nach Cenlon, weiter nach Singa= pore und Honkong. Der zweite Dampfer "Polluce" berührt auf der Fahrt von Suez durch das Rothe Meer Djedda, den berühmten hafenplat für Mekka, und geht dann von Aden direct nach Centon, weiter nach Calcutta 3ch wählte für meine Kahrt den "Helios", da ich fo die beste Gelegenheit hatte, Bombah und ein Stück des indischen Festlandes zu sehen, welches ich sonft schwerlich berührt haben würde. Außerdem war der "Helios" das beffere, schnellere und größere Schiff, noch gang neu und von fehr einladendem Aussehen. Endlich gog mich schon der Name des schönen Schiffes ganz besonders an. Oder konnte das Fahrzeug, welches mich aus den grauen Nebelgefilden der nordischen Heimath, wie in Fauft's Zaubermantel, während der kurzen Frift eines Monates nach den fonnenglänzenden und fonnenftrahlenden Balmen-Wäldern Indiens trug, wol einen befferen und glückverheißenderen Ramen führen, als den des ewig jugend= lichen Sonnengottes? Wollte ich ja doch eigentlich nur feben, was die allmächtige und allzeugende Sonne aus Land und Meer der Tropenzone üppig schaffend hervorzubringen vermag! Nomen sit omen! Warum foll ich auch nicht mein Stückchen Aberglauben mit mir herumtragen, wie jeder andere Menfch? Und dann durfte ich ja um fo ficherer auf die Gunft des "Helios" rechnen, als ich fcon früher eine gange Claffe von niedlichen ftrahlenden "Urthierchen" Seliozoa, d. h. Sonnenthierchen genannt hatte, und als ich erft vor wenigen Bochen, beim Abichluffe meines neuen Radiolarien-Suftems, eine Angahl neuer Battungen dieser reizenden Geschöpschen dem "Belios" zu Ehren getauft hatte: Heliophacus, Heliosestrum, Heliostylus, Heliodrymus u. f. w. Also, mein hochverehrter "Helios", laß Dir dieses zoologische Opfer wohlgefallen, und bring mich sicher und wohlbehalten nach Indien, wie ich unter Deinem Licht dort arbeiten und unter Deinem Schuke im nächsten Frühighr glücklich in die Beimath zurückkehren will!

Der "Helios" des österreichischen Lloyd gehört zu den größten und beften Schiffen der Gesellschaft, und da dieses schwimmende Hotel mir während eines ganzen Monats die beste, reinlichste und freundlichste Herberge gewährt hat, gedührt es sich, daß ich hier einige kurze Notizen über seinen Körperbau einsüge. Die Länge des schlanken, dreimastigen Schisses beträgt 300 englische Fuß, die Breite 35 und die Höhe (vom Kiel dis zum Deck) 26 Fuß. Darüber erhebt sich noch ein Salon von 9 Fuß Höhe. Der Raumgehalt beträgt 2380 Tonnen.

Die Dampfmaschine arbeitet mit 1200 Pferdekräften (400 nominal). vordere Drittel enthält die zweite Rajute, mit einem Salon und darüber die Ställe für unfern ichwimmenden Biehhof, mit ein paar Rühen und Ralbern, einer Berde stattlicher ungarischer Sammel mit langgewundenen Börnern, und einer großen Angahl Suhner und Enten. 3m mittleren Drittel bes Deckraumes befindet sich die gewaltige Dampfmaschine, die außer der Schraube auch das Dampf= Steuerruder, die verschiedenen Rrahne und die Maschinen für elettrisches Licht in Bewegung fest; auch der Apparat für Destillation von Trinkwasser ift damit verbunden; und dahinter liegt ein großer Raum für das Gepack der Baffagiere. Das hintere Drittel des Schiffsraumes wird größtentheils von der erften Rajüte eingenommen, welche zwei geräumige und luftige Salons befitt, einen über und einen unter Dett; um den oberen Salon läuft eine offene Galerie, um den unteren die Reihe der Cabinen. Ein halbes Dutend Cabinen, die besonders freundlich und geräumig find, liegt oben bor bem obern Salon, und eine von diesen ist meine Wohnung. Alle Cabinen find febr bequem eingerichtet, mit luftigen Tenstern und mit elektrischen Telegraphen ausgestattet. Außerdem findet fich noch hinter dem oberen Salon ein besonderer kleiner Rauchsalon. ferner eine Anzahl Bader und anderer Einrichtungen, welche für die verwöhnten Indienfahrer der Gegenwart als unentbehrlich gelten; jo namentlich unten im Bauche des Schiffes geräumige Giskammern. Ruche und Apotheke, sowie die meisten Cabinen der Officiere, liegen im Mittelraume. In dem geräumigen oberen Salon laufen ringsumber bequeme Divans mit Lederpolftern und find zwei Reihen breiter Tische aufgestellt, daran ein Theil der Paffagiere sich mit Effen, Spielen, Schreiben, Malen oder anderen Arbeiten beschäftigt; bei schönem Wetter find jedoch die meiften Baffagiere oben auf dem freien Deck des Salons, welches durch doppeltes Zeltdach, sowie durch Seitendächer gegen die glühenden Pfeile des tropischen Helios geschützt ift. Sier tann man nach Belieben spazieren geben, oder über die Galerien in das blaue Meer hinausschauen, oder auf den bequemen rohrgeflochtenen China-Stuhlen lang hingestreckt zum Simmel emporträumen.

Schon am ersten Tage der Fahrt, bei ziemlich hochgehender See, zeigte sich, daß unser jugendlicher "Helioß" einen vortrefslichen Gang hatte und namentlich sehr wenig vollte. Besonders angenehm war die ungewöhnliche Sauberkeit an Bord und der Mangel jener entsetzlichen, aus Producten der Küche, des Maschinenraums und der Cabinenlust zusammengesetzten Gerüche, welche bei älteren Schiffen gewöhnlich zu den widerwärtigsten Eigenschaften gehören und mehr zum Ausdruch der Seekrankheit beitragen, als die rollende oder stampsende Bewegung des Schiffes selbst. So blieb ich denn auch während der ganzen Fahrt, gleich den meisten Passagieren, von der Seekrankheit verschont; das Wetter war jetzt unausgesetzt sehr schön und die See ruhig; unter den vielen Seesahrten, die ich unternommen, gehört diese längste zugleich zu den angenehmsten. Dazu trug nicht wenig die gute Gesellschaft bei, und der freundliche Verkehr mit den geställigen und gebildeten Schiffsossicieren; es sei mir gestattet, hier denselben — und besonders dem Capitän Lazzarich und dem Schiffsarzt Dr. Jovanovich — für die vielen Gesälligkeiten, die sie mir während der ganzen Fahrt ausmerksam erwiesen,

meinen freundlichsten Dank abzustatten. Auch die Bedienung und Berpflegung ließ nichts zu wünschen übrig, wie ich es gewöhnlich auf Lloyd-Schiffen gefunden habe.

Der regelmäßige Dampferverkehr zwischen Europa und Indien wird gegenwärtig durch vier verschiedene Gesellschaften vermittelt: 1) durch den öfterreichischen Llond in Trieft; 2) durch die italienische Rubattino-Gesellschaft in Neapel-Genua; 3) durch die frangösischen "Messageries maritimes" in Marseille, und 4) durch bie englische "P.- and O.-Company" (b. h. Peninsular- and Oriental Steam-Navigation-Company). Diefe lettere führt die wochentliche Neberlandpost von England nach Indien (via Brindifi, Suez). Sie wird außerdem von der Mehr= gahl der Engländer benutt und von Allen, denen größtmögliche Schnelligkeit der Beforderung in erfter Linie von Wichtigkeit ift. Die regelmäßigen Postschiffe ber "P.- and O."- laufen nämlich 11-12 Seemeilen in ber Stunde, während bie der anderen Gefellschaften meistens nur 8-10 Meilen machen (unser "Helios" 9). Diese beträchtliche Differenz der Geschwindigkeit ift lediglich eine Frage des Geldpunttes. Die Mehrkoften des schnellen Laufes find nämlich gang unverhältnißmäßig; ein Dampfer, der 12 Meilen ftatt 8 in der Stunde macht (alfo 1/3 mehr), braucht nicht etwa 1/3 mehr Rohlen, sondern 3 mal so viel; statt 8 Rohlen= ladungen nicht 12, sondern 24! Diese enormen Mehrkoften werden für die P .- and O .- Schiffe durch eine besondere Subvention der englischen Regierung gedeckt, der es natürlich von größter Wichtigkeit ift, regelmäßig jede Woche eine Courierpost zwischen England und Indien auf möglichst schnelle Weise zu befördern. Die übrigen Gesellschaften, die dieses Interesse nicht haben, konnen in diefer Beziehung nicht mit der "P.- and O." concurriren. Aber dafür koftet auch ein directes Fahrbillet erster Classe von Brindisi nach Bomban bei der "P.- and O." 66 Pfd. Sterling, bei bem öfterreichischen Lloyd 44 Pfd. Sterling, also ein volles Drittel mehr; das macht bei Sin- und Ruckreise zusammen eine Differeng von 880 Mart; und dafür kann man ja im nächften Berbfte nach der Rücktehr ichon eine recht ichone Schweizerreise zur Erholung machen!

Die größere Geschwindigkeit ift aber auch der einzige Borzug, welchen die P .- and O .- Schiffe bor benjenigen ber brei anderen Gesellschaften voraus haben Die Berpflegung ift bedeutend schlechter als auf diefen, und die Equipage (vom Capitan und ersten Lieutenant bis jum Stewart und Cajutenwarter hinunter) zeichnet fich in der Regel durch ungewöhnliche Grobbeit und Flegelhaftigkeit aus. worüber bei den drei anderen Gesellschaften nicht zu klagen ift. Außerdem find bie P .- and O .- Schiffe gewöhnlich überfüllt und mit einem Saufen indifcher Dienerschaft ausgestattet, die viel mehr läftig als nühlich ift. Letteres foll auch auf den großen französischen (sonft vortrefflichen) Messagerieschiffen unbequem sein während auf den italienischen Rubattinoschiffen wieder die Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Cabinen viel zu wünschen übrig laffen foll. Ich theile diese Rotigen zu Rut' und Frommen anderer Indienfahrer mit, nach den übereinstimmenden Angaben vieler Reisenden, die ich theils früher, theils jest auf dieser Reise befragt habe (und die größere Sälfte meiner Gewährsmänner find felbft Englander); bemnach waren am meiften bie öfterreichischen Llondichiffe zu empfehlen, fodann die italienischen Rubattino oder die frangofischen Meffageries, am wenigften aber die "P.- and O."

Die Gesellschaft, die sich am Mittag des 15. October in Trieft an Bord bes "Selios" jur Abfahrt versammelt hatte und die (außer mir und einem ungarischen Grafen, ber nach Singapore ging) fammtlich nach Bombah fuhr, beftand zur größeren Sälfte aus Engländern, theils Officieren und Beamten. theils Raufleuten. Die kleinere Sälfte wurde burch Deutsche und Defterreicher gebildet, theils Kaufleute aus Bombay, theils Missionare. Das schöne Geschlecht war unter der Gesellschaft nur sehr schwach vertreten, nur durch eine einzige Deutsche und fünf Engländerinnen. Unsere liebenswürdige Landsmännin trug fehr wefentlich zur angenehmen Unterhaltung bei und erfreute Abends durch ihren Gefang am Clavier die gange Gesellschaft. Sie hatte den Sommer bei ihren Rindern in Frankfurt a. M. jugebracht und tehrte jest für den Winter ju ihrem Gatten nach Bomban zurud - eine halbjährige Theilung zwischen Mutterliebe und Gattenliebe, wie fie leider ben meiften beutschen und englischen Familien, bie um ihre aufwachsenden Rinder besorgt find, jur Pflicht wird. Denn nicht allein der ungunftige Ginfluß des tropischen Klimas auf die garte Natur der europäischen, in Indien geborenen Kinder, sondern auch und noch mehr die berderblichen moralischen Eindrücke, welche dort der unvermeidliche Berkehr mit den Eingeborenen auf Schritt und Tritt mit fich bringt, sowie das Bedürfnig eines guten geregelten Schulunterrichts nöthigen die meiften gebildeten Familien, ihre Rinder nach Ablauf der ersten Lebensjahre zur Erziehung nach England oder Deutschland zu schicken. Außer unserer schönen Landsmännin waren auch mehrere englische Damen an Bord, welche dergestalt regelmäßig zwischen Bomban und Europa hin= und herreiften, den Sommer mit den Kindern hier, den Winter mit ihrem Gatten dort verlebten. Aber freilich bleibt das, von der leidigen zweimonatlichen Reise abgesehen, immer doch ein sehr unvollkommenes Familien= leben; und es ift fehr natürlich, daß der gebildete europäische Kaufmann in In= dien vor Allem danach strebt, seinen Aufenthalt daselbst möglichft abzukurzen und in möglichst wenigen Jahren so viel Bermögen zu erwerben, um bald nach ber nordischen Beimath gurudtehren zu können. Die Sehnsucht nach der letteren bleibt doch bei den Meiften der beftändige Leitstern ihrer emfigen Thatigkeit, wie sehr sie auch in mancher Beziehung durch die Bequemlichkeiten und Genüsse bes indischen Lebens verwöhnt werden mögen.

Wie es auf mehrwöchentlichen Seereisen zu gehen pslegt, wurde die Geselsschaft schon in den ersten Tagen mit einander ziemlich bekannt und bildeten sich kleinere Gruppen, die in näheren Berkehr mit einander traten. Die deutschen und englischen Missionäre (darunter auch ein amerikanischer, Mr. Kowe, der ein recht gutes Buch über Indien: "Every-Day-Life in India" geschrieben hat) bildeten eine Gruppe sur sich; eine zweite die englischen Officiere, Beamten und Kausseute; eine dritte die deutschen und österreichischen Landsleute, denen sich auch Capitän und Doctor, sowie ich selbst anschlossen. Das Wetter war sast während der ganzen Keise gleichmäßig schön, der Himmel heiter und sonnig, das Meer glatt oder nur mäßig bewegt, und pünktlich zur sestzgeschen Zeit erreichte unser trefslicher Dampfer seine einzelnen Stationen. Die Seekrankheit forderte diesmal nur wenige und kurze Opser: andrerseits gewann aber auch durch die Gleichmäßigseit der günstigen Fahrt die unausbleibliche Langeweile bei der Mehr-

aahl der Baffagiere immer mehr die Oberhand. Alles, was gegen diefelbe gewöhnlich versucht wird: Lesen und Schreiben, Schach- und Rartenspiel, Clavierfpiel und Gefang - hatte bei den Meisten schon im Laufe der ersten Woche feine Wirksamkeit mehr und mehr eingebüßt; und so wurden denn die fünf Mahl= zeiten, durch welche der Tag auf Indien-Dampfern in fünf Berioden getheilt wird, immer mehr zur wichtigften Beschäftigung. Leider ift mein armer deutscher Brofessorenmagen von jeher ziemlich schwacher Natur gewesen, und obwol ich nur selten (nur bei recht schlechtem Wetter und Schiffsschaufeln) seekrank werde, verliere ich doch jedesmal auf längerer Seefahrt den gefunden Appetit, der fich bei den meisten anderen Bassagieren in zunehmender Brogression entwickelt. Um so beffer konnte ich als objectiver Zuschauer Betrachtungen über die coloffale Leiftungs= fähigkeit der Letteren anstellen und über den unglaublichen Grad, welchen auf See die von den Physiologen sogenannte "Luxusconsumtion" erreicht, d. h. die Aufnahme überflüffiger Maffen von Speisen und Getranken, welche zur Unterhaltung des gesunden Körpers absolut nicht erforderlich find. Von jeher hatte ich in dieser Beziehung schon die erstaunliche Capacität unserer besser situirten Stammesgenoffen jenfeits des Canals mit ftillem Reide bewundert, die ebenfowol zu Land wie zur See uns Deutschen weitaus überlegen find; aber bas. was ich diesmal auf dem "Belios" von einem englischen Major leiften fah, über= traf alle meine früheren Beobachtungen. Richt allein nahm diefer Biedere fammt= liche fünf reglementsmäßigen Mahlzeiten in doppelter Quantität vollständig ju fich und trank dazu täglich seine paar Flaschen Wein und Bier, sondern auch die furgen Zwischenpausen zwischen erfteren wußte er noch in sinnreichster Weise durch Consumtion von Naschwert und verschiedener Getränke auszufüllen. Mir fcien diefes gaftronomische Wunderthier bereits jene höchste Sohe der Entwicklung erreicht zu haben, auf welcher die Berdauungsorgane ununterbrochen thätig find: und ich vermuthe fast, daß er diese Thätigkeit auch Nachts fortsetzte, da ich ihn schon am frühen Morgen in unzurechnungsfähigem Zustande aus seiner Cabine taumeln fah. Freilich hörte ich auch wiederholt behaupten, daß der größere Theil der Engländer, die in Indien erkranken und fterben, fich ihr Schickfal felbst durch solche Unmäkiakeit zuziehen.

Was nun jene fünf berühmten Mahlzeiten an Bord der Indienfahrer betrifft, so bilden sie einen zu wichtigen (ja für die allermeisten den wichtigsten!) Theil des Lebens an Bord, als daß ich nicht den wißbegierigen Leser mit ihrer Composition nach dem Reglement bekannt zu machen mich verpslichtet fühlte. Also Morgens 8 Uhr Kasse und Brot, um 10 Uhr großes Frühstück (mit Eierpeisen, zwei warmen Fleischspeisen, "Curry and Rice", Gemüsen und Früchten), um 1 Uhr das indische "Tissin" (kalte Fleischspeisen mit Butterbrod und Kartosseln, Thee), um 5 Uhr das große Diner (mit Suppe, drei verschiedenen Fleischspeisen und Zugaben, Mehlspeise, Dessert Früchte und Kassee) und endlich um 8 Uhr Thee mit Butterbrod 2c. Ich selbst beschränkte meine gastronomische Beschäftigung auf die erste, dritte und vierte Aufgabe und konnte auch von dieser immer nur einen Theil lösen. Die meisten Passagiere ließen sich aber keinen der fünssenüsse eine halbe Stunde zu promeniren, oder in einen bequemen Chinastuhl zu sinken

und dort mit lang ausgestreckten Gliedmaßen Betrachtungen über die umgebende Ratur, über die Blaue des Simmels und die Blaue des Waffers anzuftellen. Böchst willtommene Anregungen ju gesteigerter Seelenthätigkeit bilden unter diesen Umftanden einzelne Thiere, welche bie Monotonie der ruhigen See unterbrechen: Delphine, die in anmuthigem Spiel scharenweise um das Schiff sich herumtummeln und ihren Rucken oft weit außer Waffer heben, Möven und Sturmvögel, die in weitem Bogen umberichwärmen und tauchend nach Fischen jagen; fliegende Fische, die scharenweis aus der glatten Fläche des Meeres auftauchen und eine fürzere ober längere Strecke, Enten gleich, über den Wafferspiegel flattern. Ich felbst erfreute mich vor Allem an dem gewohnten Anblick meiner alten Lieblinge, den zarten Medusen, deren schwimmende Scharen mir weder im Mittelmeer noch im indischen Ocean fehlten; und ich bedauerte nur immer lebhaft (wie schon so oft früher), daß der rasche Lauf des Schiffes mich verhinderte, die schönen Reffelthiere mittelst eines berabgelaffenen Eimers an Bord zu ziehen. Diesmal traf ich im Mittelmeer besonders zahlreich zwei große Wurzelquallen, die blaue Pilema pulmo und die goldbraune Cotylorhiza tuberculata; im indischen Ocean hingegen zwei schöne Fahnenquallen, eine rosenrothe Aurelia und eine dunkelrothe Pelagia.

Unfere 24 tägige Kahrt von Trieft bis Bomban verlief unter den angegebenen gunftigen Umständen so normal und regelrecht, daß im Ganzen nur sehr wenig darüber zu sagen ist. Nachmittags 4 Uhr am 15. October lichtete der "Helios" in Trieft die Unter und wir dampften nach herzlichem Abschiede von den lieben Triefter Freunden beim ichonften Berbstwetter in die blaue Adria hinaus. Auf früheren Kahrten durch dieselbe hatte ich meistens die malerischen Ruften von Istrien und Dalmatien im Auge gehabt, und die rosmarinduftenden Inseln Liffa und Lefing, auf welcher lekteren ich 1871 einen genukreichen Monat im malerischen Franciscanerklofter beim trefflichen Padre Buona Grazia verlebt hatte. Diesmal nahm jedoch unser Helios gleich von Anfang an den Curs mehr westlich, nach ber Mitte des adriatischen Meeres zu, da wir in Brindifi anlegen follten, um noch einige Paffagiere einzunehmen. Auf der Sohe von Canoffa lagerte weft= wärts eine schwarze Wolke; wahrscheinlich der Schatten des - - doch ich will hier nicht von Politik reden. Wir langten am 17. October Morgens in Brindifi an und blieben bis Mittag dort liegen. Ich brachte einige Stunden am Lande zu, besichtigte die wenigen und unbedeutenden Ueberrefte des alten Brunbuffum und wanderte längs der Wälle nach dem Bahnhofe. Dieser entspricht ebenso wenig als die moderne Stadt selbst bem bedeutenden Namen, den fie feit Eröffnung des Suezcanals als Knotenpunkt des Weltverkehrs erlangt hat. Die lleberlandpost vom Continent wird fofort nach der Ankunft des Courierzuges in Brindifi an Bord des Boftbampfers gebracht und auch die Baffagiere (fowol die nach Andien gehenden, als die von dort kommenden) scheinen nicht das Bedürfniß eines Aufenthalts in Brindifi, wenn auch nur zu kurzer Erholung, zu fühlen. Wenigstens steht das einzige Sotel des Ortes meift ode und leer; und es war gewiß sehr charatteriftisch, daß auf dem Bahnhofe Todtenstille herrschte und außer den Telegraphisten Montag Vormittag 10 Uhr nur noch der Portier au finden war. Die flache Ruftenlandschaft von Brindisi, mit Gemusegarten

und Rohrpstanzungen, hier und da einigen zerstreuten Dattelpalmen, bietet wenig. Nur ein altes Kloster außerhalb der Stadt (füdlich) mit einem schlanken Thurm und einer stattlichen runden Kuppel, von einem verwilderten Garten umgeben, im Bordergrunde Opuntien= und Agavenbüsche, lieferte ein hübsches Bild und das erste Object für's Skizzenbuch.

Ein englischer General nebst Familie und Gefolge, den wir hatten an Bord nehmen follen, erschien nicht, weil fein Gepack auf der Gifenbahn guruckgelaffen worden war, und so dampsten wir denn ohne ihn am Nachmittag weiter. Am folgenden Morgen fuhren wir bei andauernd ruhigem und sonnigem Wetter längs der ionischen Inseln hin. Ich begrüßte mit Freuden die stattliche Insel Cepha-Ionia und ihr waldgekröntes Haupt, den stolzen Monte nero, auf deffen schnee= bedecktem Gipfel ich im April 1877 unter Führung eines edlen Gaftfreundes, des deutschen Consul's Tool in Argostoli, einen unvergeflichen Tag verlebt hatte: umrauscht von den breiten Wipfeln und gelagert unter den mächtigen Stämmen der Pinus cephalonica, einer edlen Tannenart, die einzig und allein auf diefer Infel fich findet. Weiterhin erschien die holde Infel Zante - "Fior' di Levante" - wir fuhren fo nahe langs ihres malerischen Sudufers hin, daß wir die lange Reihe hochgewölbter Grotten und Schluchten in dem zerklüfteten rothen Marmor ihres Felfengestades genau betrachten konnten. Am Nachmittage erichien links das Kestland von Epirus und rechts das einsame Giland Stamphania: spät am Abend passirten wir das schlachtberühmte Navarino, Nicht minder anziehend und malerisch war der Anblick des ftattlichen Candia, langs beffen schluchtenreicher Südküfte wir am 19. October wiederum bei schönfter Beleuchtung den größten Theil des Tags entlang fuhren. Leichte weiße Saufwolken, von frischer Brife gejagt, zogen in großer Anzahl über den tiefblauen Himmel und warfen wechselnden Schatten über den mächtigen Felsenleib der stattlichen Insel. Auch das schneegekrönte Haupt des Ida, des sagenreichen Götterfiges, erschien bald frei, bald in Wolken gehüllt. Nachdem wir Abends die beiden Gaudo-Inseln paffirt, hatten wir am folgenden Tage nur Meer in Sicht. Die Nähe der afritanischen Ruste machte sich durch bedeutende Zunahme der Wärme fühlbar, und wir vertauschten die bisher getragene warme Rleidung mit leichterem Sommerzeug.

Als wir am 21. October Morgens das Berbeck betraten, war zwar von der äghptischen Küste noch Nichts zu sehen; aber das Mittelmeer hatte schon seine unvergleichlich reine und tiese blaue Farbe verloren und erschien grünlich angehaucht. Je weiter wir vorrückten, desto mehr nahm die grüne Färbung zu, die gegen Mittag in ein schmutziges Gelbgrün überging: die Birkung der Schlammssluthen des Nils. Zugleich erschienen eine Menge kleiner Segel, meistens von arabischen Fischerbarken. Eine große Seeschildkröte (Chelonia caouana) triebschwimmend an unserem Schisse vorüber. Zahlreiche Landvögel kamen an Bord gestogen. Um 12 Uhr Mittags erblickten wir den Leuchtthurm von Damiette; um 4 Uhr kam in einem kleinen Steam-Lunch der Pilot an Bord, und eine Stunde später warsen wir in Port-Said Anker, an der nördlichen Kopfstation des Suezcanals.

Da der "Helios" in Port = Said Kohlen und Lebensmittel bis Bombay ein=

zunehmen hatte, blieb er einen ganzen Tag hier liegen. Ich ging noch am Abend mit einigen anderen Paffagieren an Land, ergötte mich an dem bunten ägyp= tischen Straffenleben und traf in einem Café den Doctor und einige Baffagiere von dem Monddampfer "Polluce", der direct nach Ceplon und Calcutta ging und gleichzeitig mit uns angekommen war. Am folgenden Morgen (22.) beftieg ich den Leuchtthurm von Port=Said. Er ift einer der größten der Welt, 160 Truk hoch, und sein elektrisches Licht 21 Seemeilen weit fichtbar. Die mächtigen Mauern find aus denselben Betonblöcken gebaut wie die Molen des hafens, aus Würfeln einer fünftlichen Steinmasse, welche aus 7 Theilen Wüstensand und 1 Theil frangofifchen hydraulischen Raltes bereitet wird. Die Aussicht von der Höhe des Leuchtthurms entsprach teineswegs meinen Erwartungen, da man außer Port-Said felbst und seiner nächsten, gang flachen und fandigen Umgebung ringsum nur Waffer erblickt. Nächstdem besichtigte ich die kostbaren kunftlichen Safenanlagen, welche hier mit ungeheuren Kosten und Mühen zur Sicherung des nördlichen Eingangs des Suezcanals geschaffen worden find. Richt allein mußte man das Hafenbecken selbst tief ausbaggern, sondern auch zwei colossale parallele Steindämme weit in's Meer hinausführen, um den beiden Sauptfeinden der toftbaren Anlage zu begegnen: den Schlamm=Maffen, welche von den Nilmundungen durch die westliche Strömung oftwärts geführt werden, und den Sandwolken, welche die vorherrschenden Nordwestwinde in das Meer werfen. Daher ift der weftliche der beiden Molen gegen 3000 Meter lang und bedeutend ftarker als der halb fo lange öftliche. Bu ihrer Conftruction wurden gegen 30,000 Betonblöcke verwendet, deren jeder 10 Aubikmeter mißt und 20,000 Kilogramm wiegt. Bom Safen wanderte ich nach der Araberstadt, welche von dem europäischen Port-Said durch einen breiten Streifen Sandwüfte getrennt ift; sowol erftere wie lettere besteht aus parallelen Strafenreihen, die fich regelmäßig unter rechten Winkeln freuzen. Das bunte und malerische Treiben in der schmukigen Araberftadt bietet diefelben originellen und mannichfaltigen Bilber, die man in ieder kleineren äapptischen Stadt, wie in den Vorstädten von Cairo und Alexan= brien findet. Das europäische Port-Said besteht größtentheils aus Reihen von Raufläden. Die gesammte Einwohnerzahl beträgt gegen 10,000. Die Hoffnungen, die man bei Unlage der Stadt auf ihr großartiges Aufblühen fette, haben sich nur zum kleineren Theil verwirklicht, und das prachtvolle palaftartige "Hotel der Nederlanden", welches 1876 eröffnet wurde, steht jest schon leer und verlaffen da.

Ich versorgte mich in Port-Said noch mit einigen nütlichen Reiseartikeln, die jeder regelrechte Indiensahrer sür unentbehrlich hält, insbesondere einem leichten breitkrämpigen weißen Sonnenhut (Solà hat) und einem langen, aus Bambus-rohr gestochtenen "Chinastuhl", einer sehr luftigen und bequemen Long-Chaise. Dann suhr ich an Bord unseres Helios zurück, welcher am Nachmittag die Fahrt durch den Suez can al begann. Ueber dieses Wunderwerk der Reuzeit ist in den letzen Jahren so viel geschrieben und geredet worden, daß ich sier keinen Raum mit Wiederholung allbekannter Thatsachen verlieren und mich auf einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand des Unternehmens beschränken will. Als ich 1873 in Suez war (drei Jahre nach der Verehrseröffnung), waren die

peffimiftischen Anfichten über den Erfolg des Canals gang überwiegend; man glaubte, daß die Schwierigkeiten und Roften feiner Unterhaltung immer größer bleiben würden, als die vermuthlichen Einnahmen. Das hat fich feit acht Jahren pollständig verändert und die Rentabilität bes großartigen Werkes ift seitdem nicht nur erwiesen worden, sondern hat auch unerwartete Dimensionen angenommen, und zwar in stetig wachsender Progression. Die englische Regierung hat somit, als fie 1875 den größeren Theil der Canalactien gur großen Befturzung der Franzosen ankaufte, nicht nur in politischer, sondern auch in finan= zieller Beziehung ein vorzügliches Geschäft gemacht. Allerdings bleibt die Unterhaltung des Canal's (insbesondere wegen des ununterbrochenen nothwendigen Baggerns) immer noch fehr koftsvielig. Allein bas Bachsthum ber Ginnahmen ift fo bedeutend, daß es vorausfichtlich in kurzer Zeit ichon ansehnliche lleber= ichuffe ergeben wird. Gin großer lebelftand für die Schnelligkeit der Beforderung befteht gegenwärtig noch darin, daß im größten Theil seiner Länge der Canal= raum gleichzeitig nur ein einziges großes Schiff aufnehmen kann, von höchftens 71/2 Meter Tiefgang. Daber find von Strecke zu Strecke breitere Austweiche= ftellen angebracht, an denen die fich begegnenden Dampfer an einander vorüberfahren; hier muß man oft ftundenlang warten, bis die entgegenkommenden Schiffe vorbei find. Im nächsten Jahrhundert wird voraussichtlich der Canal entweder um mehr als das Doppelte verbreitert oder selbst in eine doppelte Linie getheilt fein, so daß beftändig ein nordwärts und ein anderer füdwärts gehender Zug von Schiffen ungehindert und ununterbrochen folgen tann.

Die ganze Länge des Suezcanals beträgt 160 Kilometer oder 90 Seemeilen; die Breite des Wasserspiegels 80 bis 110 Meter, die des Canalbodens aber nur 22 Meter. Die gewöhnliche Fahrzeit beträgt 16—20 Stunden; sie wird aber oft beträchtlich verlängert, wenn man auf eine größere Zahl entgegenkommender Schiffe an den Stationen warten muß, oder wenn ein Schiff (wie es nicht selten passen Tag, weil ein englischer Steamer sich sessten hatte und erst nach theilweiser Ausladung bei Eintritt der Fluth wieder flott wurde. Zedes Schiff, das den Canal passirt, wird von einem Piloten begleitet; dieser hat hauptsächlich dassür zu sorgen, daß die Fahrgeschwindigkeit nicht über fünf Meilen in der Stunde beträgt; weil sonst der Verstärtte Wellenschlag die Ufer zu sehr beschädigen würde. In der Regel durchsahren die Dampser den Canal nur bei Tage; bei hellem Mondschein auch durch einen Theil der Nacht. An Passagegebühren hatte unser Helios eirca 2000 Francs zu entrichten; sie betragen für jede Tonne 10 Fres., für jeden Passagier 12 Fres.

Den größten Theil des Suezcanals durchfuhren wir am Sonntag, 23. October. Der Morgen im Menzaleh-See war erquickend frisch und schön: die Sandbänke im See erschienen mit Tausenden von Pelicanen, Flamingos, Reihern und andern Wasservögeln dicht bedeckt. Hinter den folgenden Ballah-Seen traten wir in den engeren Theil des Canals, welchen die hohe "Schwelle" (El Gisr) durchsichniedt. Es ist dies die höchste Vodenerhebung der Landenge von Suez, durchschnittlich 50 Fuß über dem Riveau des Meeres gelegen. Die hohen Sandwälle zu beiden Seiten des Canals sind hier stellenweise mit grauem Tamarisken-

gebüsch dicht bewachsen. Zahlreiche arabische Kinder erschienen und bettelten um "Backschisch"; einige Knaben spielten die Flöte und tanzten mit ziemlicher Grazie. Um Mittag passirten wir die veröbete, von Lesseps gegründete Stadt Jsmailia und Abends ankerten wir in den großen "Bittersen".

Nach Einbruch der Dunkelheit ftellte der erfte Ingenieur des "Helios" Berfuche mit elektrischem Lichte an, die glanzend ausfielen. Seiner freundlichen Einladung folgend besichtigte ich im unteren Maschinenraum den neu construirten Apparat, deffen Motor durch die Dampfmaschine des Schiffes in Bewegung gesett wird. Hierbei erlitt ich einen kleinen Unfall, der leicht die schlimmsten Folgen hatte haben können. Während ich mir das Detail der Ginrichtung zeigen ließ und dabei einen Schritt näher herantrat, glitt mein rechter Fuß auf dem glatten Boden aus und im felben Moment erhielt der freischwebende linke Tuk unterhalb des Kniegelenks einen Schlag von dem ihn berührenden Motor des elektrischen Apparates, welcher in der Minute 1200 Umdrehungen macht. fturzte zusammen und fürchtete, daß das Bein gebrochen fei; indeffen ergab fich glucklicher Weise nur eine fehr heftige Contusion. Ware ich nach der anderen Seite gefallen, so hätte mich die Maschine in Studen geschlagen. Durch Eisumschläge, welche ich sofort anwendete und zwei Tage lang fortsekte, wurden die schlimmen Folgen größtentheils gehoben; doch blieb das Bein noch vierzehn Tage lang gefcmwollen und erft turg vor der Unkunft in Bomban erlangte ich wieder ben freien Gebrauch desfelben. Unter allen denkbaren "Gefahren" einer Tropenreise hätte ich an einen derartigen Unfall am Wenigsten gedacht. Er war um fo unangenehmer, als er sich kurz vor unserem Eintritt in das Rothe Meer ereignete und mich zwang, mehrere Tage unten in der Cabine zu liegen.

Bon allen Indienfahrern wird das Rothe Meer als der heißeste und unangenehmste Theil der Reise am meisten gefürchtet; und obgleich wir uns bereits in der fühleren Jahreszeit befanden, hatten wir doch volle Gelegenheit, uns auf's Neue von der guten Begründung jener Furcht zu überzeugen. Allerdings liegt das Rothe Meer (oder der grabische Golf) mit seinem nördlichen Drittel noch außerhalb des Wendefreises; aber tropdem ift es in feiner ganzen Ausdehnung als ein echtes "Tropenmeer" zu bezeichnen. In feiner ganzen Ausdehnung von Suez bis Perim, bom 30-130 R. Br., trägt es benfelben Charatter, befitt es nahezu dieselbe Flora und Fauna, ist es durch gleiche physikalische Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet. Die Unterschiede zwischen den beiden Enden des langgeftreckten, 300 Meilen langen Golfes find in jeder Beziehung viel geringer, als die Unterschiede zwischen dem Rothen Meere bei Suez und dem Mittelmeer bei Bort-Said, obgleich beide nur durch die schmale Brücke der Landenge getrennt werden. Aber diese schmale Brucke, die Usien mit Afrika verbindet, besteht schon feit Millionen von Jahren, und in Folge deffen hat fich die Thier= und Pflanzen= bevölkerung der beiden benachbarten Meere völlig unabhängig von einander ent= wickelt. Diejenige bes Mittelmeeres gehort jum atlantischen Ocean, diejenige bes Rothen Meeres hingegen zum indischen Ocean (vergl. meine "Arabischen Rorallen", 1876, p. 26, 41). Beide Geftade des Rothen Meeres, fowohl das öftliche Arabiens, als das westliche Aegyptens, find im weitaus größten Theile von Begetation ganglich entblößt, überaus obe, durr und unfruchtbar; fein einziger größerer

Muß mundet in dasselbe ein. Und darüber erheben sich beiderseits hohe langgeftrectte Gebirgstetten, die ebenfalls zu den wildeften und ödeften der Erde gehören. Zwischen diesen hoben, fonnendurchglühten Barallelketten ift nun der ichmale grabische Golf, wie ein Laufgraben zwischen zwei hohen Wällen eingeichloffen, und die ungeheuren Wärmemengen, welche die wafferarmen Sand= und Welsberge ausstrahlen, werden durch teine Begetationsthätigkeit gebunden. In den heißen Sommermonaten steigt die Hitze um Mittag im Schatten gegen 400 R. und die Officiere unseres Schiffes, welche zu dieser Zeit die Reise gemacht hatten, versicherten mir, daß ihnen diese Höllenqual unerträglich erschienen sei und daß fie alle gefürchtet hatten, den Berftand zu verlieren. Auch jest noch, Ende October, war es schlimm genug, und den größten Theil des Tages über zeigte das Thermometer auf Deck unter dem doppelten Schattendach 22-260 R., einmal bis 320; in den (gelüfteten!) Cabinen Tag und Nacht 24-260. Dabei war die heiße Luft von einer erdrückenden Schwüle, und alle Mittel der Er= auidung wurden vergeblich versucht. Um wenigstens nach Möglichkeit überall Luftzug zu erzeugen, wurden alle Fenster und Luken Tag und Nacht offen gelaffen, durch zwei Reihen von fentrechten schornsteinartigen Luftröhren Luft vom Dect in die unteren Schiffsräume geleitet, und endlich in den Salons die indifche "Bunka" beftändig in Bewegung erhalten; diefe wird auf unserem Schiffe fehr aweckmäßig durch eine doppelte Reihe von fächerartigen, mit Zeug überspannten Rahmen vertreten, welche an zwei parallelen, durch die ganze Länge des Salons laufenden horizontalen Stangen befestigt find, und durch die Maschine in Bewegung gesetzt. Der Sauch diefer Riefenfächer linderte nebst großen Quantitäten Giswaffer die Leiden der übermäßigen Sige nicht wenig.

Da unfer Schiff turz vor Suez durch einen festgefahrenen Dampfer im Canal über einen Tag aufgehalten worden war, tamen wir erft am Mittag des 25. October auf der Rhede von Suez an und blieben nur wenige Stunden dafelbft liegen. Um folgenden Morgen waren wir bereits auf der Sohe von Tur, dem intereffanten arabischen Kuftendorfe am Juge des Sinaigebirges, deffen pracht= volle Korallenbanke ich im März 1873 mit fo großem Genuffe untersucht hatte. Damals an Bord eines ägpptischen Kriegsdampfers, ben mir ber Khedibe Ismail Bascha für diese herrliche Fahrt gütigst bewilligt hatte, war ich von der strahlenden Pracht dieser unterseeischen Korallengärten so entzückt worden, daß unwill= fürlich die alte Sehnsucht nach der reicheren Wunderwelt des benachbarten Indien mit verftärkter Macht fich geregt hatte: "Ja, wer nun auch noch die märchenhaften, von Korallen umgürteten Gestade von Ceylon feben konnte"! Und jest, nach acht Jahren war ich auf der Fahrt dahin! . . . Im heiteren Morgenfcimmer fah ich die malerischen Gipfel der Sinaihalbinfel an mir vorübergiehen, welche ich damals im purpurnen Glanze der Abendsonne erglühend verlaffen hatte (vergl. meine "Arabische Rorallen". Gin Ausflug nach den Korallenbanken des Rothen Meeres und ein Blick in das Leben der Korallenthiere. Mit 5 Farben=

drucktafeln und 20 Holzschnitten, Berlin, 1876).

Bon ben sechs heißen Leidenstagen im Rothen Meere, die nun folgten, ist wenig zu berichten. Da unser Schiff sich fast immer in der Mitte desselben hielt, sahen wir von beiden Küsten fast Nichts. Am 27. October Abends 7 Uhr passirten wir den Wendekreis des Krebses und ich athmete zum ersten Male den glühenden Odem der Tropennatur. Während der Sternenhimmel sich über uns in wolkenloser Klarheit wölbte, stand im Osten über der arabischen Küste eine hohe schwarze Gewitterwand, aus der sast ununterbrochen jede Secunde zuckende Blize oder verschwommenes Wetterleuchten auftauchten. Donner war nicht zu hören und kein erquickender Regenguß kam zu uns herüber. Auch in den nächsten Tagen wiederholte sich jeden Abend am östlichen Horizont dasselbe Schauspiel, während der westliche frei war und Tags über nur leichte zerstreute Federwolken über das tiesblaue Firmament zogen. Die drei ersten Rächte in den Tropen sank das Thermometer in den ossenen Cabinen und Salons nicht unter 25°. Ich schlief nebst den meisten anderen Herren auf Deck, wo wir wenigstens 3° weniger und dazu doch frischen Lustzug hatten. In der Racht des 30. October passirten wir die Straße Bab-el-Mandeb und die von den Engländern besestigte Insel Perim, das Gibraltar des Rothen Meeres, und am 31. Bormittag 10 Uhr gingen wir im Golse von Aben vor Anker.

Aden liegt bekanntlich auf einer felfigen Salbinfel, die nur durch eine schmale Landzunge mit dem arabischen Festlande zusammenhängt, ähnlich wie Gibraltar. Schon 1839 von den Engländern erworben und befestigt, hat diese wichtige Station auf dem Wege nach Indien neuerdings eine außerordentliche Bedeutung erlangt, befonders feit Eröffnung des Suezcangle. Die Bevölkerungs= giffer ift jekt schon auf mehr als 30,000 gestiegen. Die meisten Schiffe legen hier an, um Rohlen und Lebensmittel einzunehmen. Wir hatten uns mit diefen bereits in Port=Said versehen, da wir nicht wußten, ob wir wegen der vor zwei Monaten in Aden ausgebrochenen Cholergepidemie mit diesem Orte würden communiciren durfen. Jest erfuhren wir, daß diese seit Rurgem vorüber sei. Bald nach unserer Ankunft war der "Selios" bereits von arabischen Booten umringt, beren schwarzbraune Infassen an Bord kletterten, um ihre eigenthümlichen Landesproducte zum Kaufe anzubieten: Straußenfedern und -Gier, Löwen- und Leopardenfelle, Antilopenhörner, stattliche Sägen des Sägefisches, zierlich geflochtene Körbchen und Schuffeln u. dgl. mehr. Mehr Intereffe noch als diefe Producte boten die Händler selbst, theils echte Araber, theils Reger, theils Somalis und Abesfinier. Die meisten waren dunkelbrauner Farbe, die bald mehr in das Röthliche oder Bronzefarbige, bald mehr in das Schwarze spielte. Die schwarzen trausen Haare sind oft mit hennah roth oder mit Ralk weiß gefärbt. Die Bekleidung der Meisten bestand bloß aus einer weißen Schärpe um die Lenden-Sehr unterhaltend waren Scharen kleiner schwarzbrauner Jungen von 8-12 Jahren, die einzeln oder zu zweien in kleinen (aus einem ausgehöhlten Baumftamm beftehenden) Rahnen herangerudert tamen und ihre Tauchertunfte producirten. Rleine Silbermungen, die wir über Bord warfen, fingen fie tauchend mit großem Geschick und balgten fich selbst unter Wasser mit Energie um beren Befit.

Von der Stadt und den Besestigungswerken Abens sahen wir, da wir nicht an Land gingen, nur wenig. Die öden vulkanischen Felsen der Halbinsel, auf denen die Häuser zerstreut sind, erscheinen stark zerklüftet und theilweise sehr malerisch. Die vorherrschende Farbe der nackten Laven ist dunkelbraun. Reine Begetation schmückt die nackten starren Felswände und lindert die Gluth der tropischen Sonnenstrahlen; nur hier und da sind an einzelnen Stellen dürstige Ampflanzungen sichtbar. Der Aufenthalt auf diesem glühenden Felsenneste wird im Hochsommer zur Hölle für die englische Garnison, und nicht umsonst nennen es die Officiere: "des Teusels Punschseislel". Der Anblick der nackten Lavaberge erinnerte mich an diesenigen der canarischen Insel Lanzerote.

Nach sechsftundigem Aufenthalte verließ der "Belios" das ungaftliche Aben, um seine Fahrt nach Bombay fortzuseten. Auch von bieser achttägigen Fahrt durch den indischen Ocean ist nichts Besonderes zu berichten. Wir erfreuten uns gleichmäßig des schönften herbstwetters. Der erfrischende Nordost-Monfun machte fich von Tag zu Tag mehr geltend. Schon gleich nach dem Austritt aus dem Rothen Meere hatten wir mit Wonne seinen Ginfluß empfunden. Obgleich auch jest bei Tage das Thermometer nicht unter 200 R. fiel (meiftens 220 um Mittag) fo erschien doch die frische bewegte Luft uns wie ein anderes Medium, und vor Allem waren die Nächte nicht glühend, wie im Rothen Meer, sondern von angenehmster Rühle. Der indische Ocean war beständig durch den frischen Monfun= hauch leicht bewegt; seine Farbe blieb ein zartes Blaugrun ober bisweilen grunliches Lasurblau; niemals aber das tiefe reine Dunkelblau des Mittelmeeres, an deffen Stelle im Rothen Meere ein mehr violett angehauchtes Blau getreten mar. Der himmel war bald gang klar, bald mit leichten Kederwolken bedeckt. Um Nachmittag sammelten sich stets zahlreiche Haufenwolken, thurmartia sich übereinander legend und von Nordost nach Südwest ziehend. Die prächtigften Be-Teuchtungseffecte schenkte uns dann die indische Abendsonne, ein immer neues und immer herrliches Schaufpiel, welches nur allzurasch unseren staunenden Blicken entschwand. Manche Stunde Tags über stand ich vorn am Bugspriet und schaute den Scharen der fliegenden Fische zu, die beständig beim Nahen des Schiffes aus der Fluth auftauchten. Roch anziehender freilich blieben mir meine geliebten Medujen, die in den Morgenftunden von 9-12 Uhr bald einzeln. bald in Schwärmen erschienen; blaue Rhizostomen, rosenrothe Aurelien und braunrothe Belagien. Besonders leid that es mir, daß ich nicht der merkwürdigen Staats= qualle oder Siphonophore habhaft werden konnte, die wir Porpita nennen und die am 4. November in zahlreichen und ftattlichen, aber immer vereinzelten Exemplaren uns begegnete. Den größten Theil diefer gezwungenen Mukewoche verbrachte ich mit dem Schreiben diefer Zeilen, und wenn ich auch fürchten muß, lieber Lefer, daß bieje "unterwegs nach Indien" geschriebenen flüchtigen Blatter Dir kein besonderes Interesse abgewinnen werden, so bitte ich Dich einstweilen freundlichft damit fürlieb zu nehmen, in der Hoffnung, daß die folgenden Briefe Dir beffer gefallen.

Die Anfänge der Republik in Frankreich (1848).

Von

Karl Billebrand.

VI

Alle die tiefgehenden Magregeln, welche die republikanische Regierung in den erften acht Tagen ihrer Existenz verkundete, wurden nicht nur gang aus dem Stegreif, fondern auch in ber Ueberfturzung und Unruhe getroffen, welche noch immer innerhalb wie außerhalb des Stadthauses herrschte; denn das revolutionäre Fieber hatte fich noch lange nicht ausgetobt und der Zwiespältigkeit der Regierung entsprach die Zwiespältigkeit in der hauptstädtischen Bevölkerung. Bahrend von allen Seiten die Bürger fich zur feschaften Nationalgarde melbeten, um sich nöthigenfalls ben Feinden der gesellschaftlichen Ordnung wider= seken zu können, die bewegliche Nationalgarde aber sich unter General Duvivier's fluger Leitung immer mehr zu einem zuverlässigen Barbecorps ber Stadthaus= regierung heranbildete, feierten auch die Gegner nicht. Die formliche Abschaffung der thatsächlichen, seit dem 24. Februar außer Kraft getretenen Septembergesetze gegen Preffe, Bereine und Berfammlungen hatte das fofortige Inslebentreten von hunderten von Zeitungen, Flugschriften, Unschlagszetteln, die Bildung von ebenfovielen Clubs - man gahlte beren am 15. März ichon 132 - und das fortwährende Tagen von Boltsversammlungen zur Folge gehabt. Straffen und auf den Plagen, in den Rirchen und Raffeehäufern bonnerten extemporirte Politiker gegen die neue Regierung; felbst die Frauen hatten ihre Clubs, wo die Tyrannei der Männer, die Chungfiasten ihre, wo der Despotis= mus der Lehrer gegeißelt wurde; die Masse der Berbannten, welche die Regierung Louis Philipps gutmüthig genug auf Staatstoften unterhalten hatte und welche bei allen Strafenbewegungen den Rern ausmachten, wie das Berbrechergefindel den Schweif derselben bildete, ward von Tag zu Tag läftiger; denn die Flücht= linge aller Nationen hielten ihre Zusammenfünfte fortan öffentlich, planten öffentlich bewaffneten Einfall in ihre Beimathelander, fuchten von der Regierung den Beiftand Frankreichs zu ertrogen, mahrend die ihrer Saft entlaffenen, aber unter Bolizeiaufficht gestellten Sträflinge sogleich den Bann gebrochen und auf ben ihnen jo vertrauten Schauplat ihrer Thaten gurudgeeilt waren. Polizei eriftirte so aut wie nicht, und Cauffidiere's Montagnards in ihrer blauen Blouse, bem rothen Gürtel und der rothen Armbinde flogten trot ihres guten Willens bem Bürgerthum faft ebensoviel Ungft ein, als die Leute, gegen die fie es ichuten follten; jedenfalls maren fie eine hochft zweifelhafte Stube der Stadthausregierung, und als der Handelsminister Bethmont sich eines Tages in der Rue de Jerufalem blicken ließ, gab ihm die neue Polizei fehr unzweideutig zu verftehen, daß hier Niemand als ihr Chef zu gebieten habe. Die alte Polizei, vornehmlich die erprobte Municipalgarde, hatten die neuen Herrscher ja felber aufgelöft; die Gendarmerie hatten fie entfernt; die Armee war zerftoben, die Officiere ftanden

erbittert abseits und wollten die Demüthigung vom 25. Februar nicht vergeffen; unter den Gemeinen war die Defertion fo allgemein, daß in Baris faft keine Militärs mehr zu sehen waren, während alle Landstraßen von heimkehrenden Soldaten wimmelten. Wohl war man auf Reorganisation der Armee bedacht. Es ward ein Ausschuß für die nationale Vertheidigung gebildet, in dem zwar bewährte Generale wie Oudinot, Baillant, Lamoricière fagen, deffen Borfigender und Secretar aber, Fr. Arago und Charras, Bolitiker und Barteimanner waren: benn nicht sein wiffenschaftliches Talent hatte den berühmten Aftronomen an's Marineministerium berufen, nicht seine militärische Tüchtigkeit dem Julihelden den Grad eines Oberstlieutenants eingetragen: sondern Arago's Kammeropposition, Charras' Rolle in der 1830er Revolution, wo er als neunzehnjähriger Polytech= nifer seine Classe auf die Strafe geführt, hatten ihnen die Stellungen verschafft, die fie jest einnahmen. Der Landesvertheidigungsausschuß nun rief sofort die beurlaubten Leute zurud, suchte Freiwillige zu werben, ließ Truppen aus Algier fommen, vermehrte jedes Bataillon um eine Compagnie, verlangte vom Finangminifter 114 Millionen für die durch diese Magregeln und die Neubeschaffung des Materials erwachsenden Ausgaben, und versprach, innerhalb sechs Wochen 247,000 Mann, mit Ginschluß der 24 Bataillone Mobilgarde, jur Berfügung zu ftellen, wo jetzt, nach Bedeau's und Lamoricière's Angaben kaum 60,000 von den auf dem Papier stehenden 382,000 Mann disponibel waren. Allein alle diese Magregeln galten der Grenze; nach der Sauptstadt wagte man keinen Mann zu rufen; ja felbst aus der Umgegend mußten die Besatungen weiter zuruckgelegt werden: jo verlangten es die Regisseure, welche in Baris freies Spiel haben wollten für ihre gefährlichen und aufregenden Borftellungen. Die gange Bewegung war ja eine künstliche: nicht einmal jenes unbewußte Sichhinaufichrauben zu theatralischem Enthusiasmus, wie es dem frangösischen Temperament fast natürlich ift und in den ersten neunziger Jahren dem Berrauchen der spon= tanen Begeifterung von 1789 gefolgt, noch weniger jener allgemeine Raufch, der fich 1830 der Nation bemächtigt hatte, sondern bewußte Nachahmung der großen Revolution, ihrer Formen, Roftume und Feierlichkeiten, wie ihrer Gefühle, Gedanken und Worte. Im Jahre 1830 war 1793 nur die Religion einiger Wenigen gewesen; jest hatten achtzehn Jahre des Revolutionscultus, die Werke Buchez', Lamartine's, Michelet's, Louis Blanc's, sowie die Zeitungen im Stile der "Reform" es zur Religion aller Jünglinge gemacht. Von dem Haf und dem Rachegefühl, das die Gemüther der Unterdrückten und hungernden in jener Zeit erfüllt, konnte ja keine Rede mehr sein unter dieser Jugend, welche nie die Entbehrung noch den Drud gekannt; noch weniger aber von jener naiven Begeifterung für eine Freiheit und Gleichheit, die längst erobert waren und außer Frage ftanden: neue Ideale aber waren nicht aufgetaucht, Alles beschränkte fich feitens der Gregarier auf ein blindes Schwören in Worte, ein kindisches Wohlgefallen in Attituden, zum höchsten einer fieberhaften, gegenstandslosen Aufgeregtheit, feitens ber Anftifter auf eine vorbedachte, faltblütige Inscenirung der eigenen Herrschaft mittelft des Strafenheeres.

So sah man denn von Morgens bis Abends Aufzüge mit Fahnen und Standarten von revolutionärer Bedeutung, unter'm eintönigen Abbrüllen der

"Marseillaise" und ber "Girondins". Unzählige Deputationen strömten ftundlich in's Stadthaus, fei's die Regierung hulbigend zu begrüßen, fei's fie zu bedroben und die fonderbarften Befchwerden zu führen, Abftellung aller möglichen Uebel= ftande zu verlangen. Bald maren's die Rahterinnen und Bafderinnen, balb die Rellner und Hausknechte, die erschienen; heute ward die Concurreng der Ge= fängnifarbeit, morgen die der Maschinen denuncirt. Nur mit Mühe hielt man die Gymnafiasten ab gegen die lange Schulzeit, die Barbiere gegen das Tragen bes Bartes zu protestiren. Dann kamen wieder, mit allen erdenklichen Tricolo= ren, die Deutschen oder die Belgier, die Polen oder die Irlander, welche um Waffen baten, um ihr Baterland von der Tyrannei zu befreien oder es zu republikanifiren; und die Regierung hatte für Alle gute Worte, die dann recht übel aufgenommen wurden in London und St. Betersburg. Und derfelbe Trubel wiederholte sich in jedem Quartiere der großen Stadt. An jeder Straßenecke wurden Freiheitsbäume gepflanzt und die Priefter von der nächften Rirche herbeigerufen fie einzusegnen und mit Weihmaffer zu besprengen. Allabend= lich durchzogen lärmende Scharen die Strafen unter'm Tactrufe: "Lämpchen 'raus! Lämpchen 'raus!", erzwangen von den eingeschüchterten Bürgern die Erleuchtung ihrer Säufer, um fich dann bas Bergnügen zu machen, unter'm Rufe "Lämpchen auß! Lämpchen auß!" wieder das Austoschen der Mumination zu ertroben. Oft glaubte die bedrängte Regierung fich bei derlei Rundgebungen betheiligen und die theatralischen Auftritte, an denen das Bolk jo großen Ge= fallen fand, felber in Scene fegen zu muffen. Go führte Armand Marraft am 2. März eine Schar Nationalgarden, der fich bald Taufende von Bloufenmannern anschloffen, auf den Kirchhof von Saint Mande, um den Manen feines ebemaligen Chefredacteurs, Armand Carrel, eine Todtenweihe zu bieten. Der ruhrende Eindruck der Scene ward noch erhöht, als plöglich Emile de Girardin, beffen Rugel vor zwölf Jahren dem Leben Carrel's ein Ende gemacht, an das Grab feines Opfers trat, für die Abschaffung des Zweikampfes sprach, welche ber Abschaffung der Todesftrafe für politische Berbrecher folgen muffe, und am Ende feinem Gegner Armand Marraft in die Arme fiel. Die Unwahrheit der ganzen Handlung ftörte Niemanden. Zwei Tage darauf (4. März) fand die Beisetzung der "Februaropfer" ftatt, die man für diese Feierlichkeit einbalsamirt hatte. Dem Trauergottesbienst in der Madeleinekirche, von wo am 22. Februar bas erfte Zeichen zum Aufftande gegeben worden, folgte der pomphafte Bug nach bem Baftillenplat: Ausschüffe von Körperschaften aller Art, Staatsbehörden, Nationalgarde ju Fuß und zu Pferd, Geiftlichkeit, Schulen, Gefangvereine, die "Julitämpfer", die "politischen Opfer", wie eine Inschrift auf ihrem Wagen die der Saft entlaffenen Journaliften oder Geheimbundler bezeichnete, das Corps der Sansculotten, die Statue der mit der phrygischen Mütze gekrönten Republik auf einem thurmhohen Wagen, den acht Schimmel zogen, und zwölf Lictoren mit ben Pfeilbundeln, in denen ber Speer die graufame Richtagt erfette, zogen dem Leichenwagen vorauf, um den fich die Minifter und die Berwundeten geschart hatten. Drei Stunden dauerte es, bevor der gange Zug fich um die Julifaule gefammelt, unter der die Gefallenen des Februar neben den Gefallenen des Juli beigefett werden follten. Rrange, Gefänge, Reden und Thranen fehlten natürlich

auch nicht: Alles schien nur Eintracht und Brüberlichkeit zu athmen; Alles athmete auch Eintracht und Brüberlichkeit, so lange es eben Feiertag blieb, nur von einer Rückkehr zum Werkeltage wollte das "Volk" Nichts wissen.

In der That waren die meisten Barrikaden nach vierzehn Tagen noch immer nicht weggeräumt, waren die Verkehrsadern mit der Provinz noch nicht überall gesäubert, obschon unausgesetzte Expeditionen der Mobilgarde die Verbindungen herzustellen, die Herbeisührung der Lebensmittel zu sichern bemüht waren; an eine Wiederaufrichtung der Octroistellen wagte noch Niemand zu denken. Noch immer hausten in den Tuilerien die ungebetenen Gäste, welche dort seit dem 24. Februar ihre Orgien seierten und erst am 6. März sollte es Caussidiere's Montagnards gelingen das betrunkene Gesindel hinauszubringen, unter'm Versprechen ihre Taschen nicht zu untersuchen, und an ihrer Stelle die Verwundeten in den vergoldeten Sälen des Königspalastes unterzubringen; doch blieben noch immer etwa 150 bewasseneral Vollsmänner darin zurück, dis endlich der Generalstad der Nationalgarde unter General Courtais sich darin einrichtete.

Meist waren die Leute selber sich kaum bewußt, in wessen Diensten fie standen und in welchem Interesse man ihre Aufregung wach zu halten suchte. Die alten Saupter der geheimen Gefellichaften, die bei der Stellenvertheilung leer ausgegangen waren, so namentlich Blanqui, hatten bald die Zügel wieder an sich zu ziehen gewußt. Selbst Barbes, dem man doch das Gouvernement des Luxembourg gegeben — das des Louvre war einem jungen Polytechniker anvertraut worden! - hörte nicht auf zu conspiriren. Blanqui hatte sein Hauptquartier im Conservatorium aufgeschlagen, und dort eine dritte Gegenregierung gegen das Stadthaus eingerichtet, die sich freilich auch mit der Bolizeipräfectur und dem Luxembourg schlecht vertrug. Die meiften jener Deputationen, die von früh bis spät das Stadthaus belagerten und die Minifter in ihren Sitzungen bedrängten, gingen von ihm aus. Seine Leute waren es, welche Lamartine und Dupont die Bersehung Guizot's in Anklagestand abgetrott hatten. Um 7. März erschien er gar selber an der Spite eines nie endenwollenden Zuges vor der Regierung, verlangte die sofortige Absehung aller Richter, die Entfernung der letzten Truppen aus der Umgegend, vor Allem jedoch den Aufschub der Wahlen. Damit aber berührte er ja die Lebensfrage, welche ausgesprochen oder unausgesprochen alle Gemüther beschäftigte und von deren Beantwortung in der That Alles abhing; denn daß Frankreich, wenn es jum Worte gelaffen wurde, dem ganzen Barifer Treiben ein Ende machen werde, das war wohl für Niemanden, am Weniasten für Blanqui, eine Frage. So lange das aber nicht geschah, war nicht abzusehen wie der heillosen Verwirrung ein Ziel gesett werden tonne. Die herren im Stadthause waren ficher nicht im Stande es zu thun. "Das Volk," sagte später einer berselben vor dem Untersuchungsausschuß, "das Bolf war mehr herr der Regierung, als die Regierung des Bolfes herr war."

VII.

Die entschiedensten Anhänger ber republikanischen Staatsform waren auch Diesenigen, welche sich am Wenigsten über die Gefühle des Mißtrauens und ber Furcht täuschten, welche dieselbe der Nation einflößte. Niemand war denn

auch eifriger befliffen den Ausspruch der Ration zu umgehen ober hinauszuschieben als Ledru-Rollin und Louis Blanc innerhalb der Regierung, Blanqui, Barbes und Genoffen außerhalb derfelben. Während die Gemäßigteren republi= fanischen Bekenntniffes der Ueberzeugung lebten, daß es genugen wurde den Freistaat thatfachlich herzustellen, um die Nation mit dem einmal Geschehenen aus= zusöhnen — und die Beitrittserklärung aller Behörden und fo vieler Unab= hängigen schien diese ihre Neberzeugung zu bestätigen — war die kleine, aber entschloffene Gruppe der revolutionären Republikaner von jeher der Meinung gewesen, daß die Staatsform, die fie einzuführen wünschten, der Nation aufgeawungen, Diefe erft nachträglich dazu erzogen werden mußte. Schon nach dem Tehlschlagen des letzten Umfturzversuches im Mai 1839 hatte das Flüchtlings= comité in London das Programm entworfen, das bei einem zukunftigen erfolgreicheren Aufstande einzuhalten sein würde. Danach wäre "im ersten Augen= blick eine provisorische Regierung von revolutionären Fortschrittsmännern nicht durch das Bolt, das fich täuschen könne, sondern durch die Urheber des Aufstandes felber zu ernennen." Diefe Regierung aber folle fofort "die Abichaffung des Königthums beschliegen und die Republit ausrufen", "ben Ur= beitern ihren Unterhalt verbürgen, indem fie fich zum erften Fabrikanten und Oberleiter aller Industrie aufwerfe" und Arbeitshäuser einrichte, "die man Nationalwerkstätten nennen könne", vor Allem aber felber "die neue republika= nische Verfassung entwerfen, dieselbe mit den Clubs erörtern und vereinbaren, um die Wahlen der zufünftigen Conventsmitglieder wohl vorzubereiten und um fich im Boraus zu versichern, daß die Berfassung, welche dieser Convent zu befoliegen habe, auch wirklich den Gedanken und Bedürfniffen der Zeit entspreche." "Da die Clubs nur folche Leute zu Bolksvertretern bezeichnen wurden, von welchen fie wußten, daß fie diese Berfassung billigten, so wurde dieselbe sofort von dem Convent bestätigt werden; denn jedes Mitglied hatte fie ja vor feinem Gintritt in besagte Bersammlung angenommen."

Nicht ohne Borbedacht hatte Ledru = Rollin, deffen Chrgeiz, wie er felbft fagte, es war, "die Schreckensherrschaft ohne die Buillotine" zu verwirklichen, das Ministerium des Innern übernommen, das ihm die Mittel an die Sand gab, jenem Programm gemäß zu handeln, d. h. bie Wahlen vorzubereiten und Die Clubs in der Proving einzurichten, welche diese Wahlen zu leiten hatten. Sein Erftes war, sammtliche Prafecten abzuberufen und an ihre Stelle Leute feiner Bartei in die Departements zu ichicken. Diefe "Regierungscommiffare" nun, wie er sie mit dem revolutionären Ramen von 1793 nannte, wurden nach feines eignen Unterstaatsfecretars Zeugniß gang "ohne Wahl ernannt. Man nahm die erften Beften dazu." Da nun die Partei bis dahin ausschlieflich aus Literaten und Berichwörern vom Sandwerk bestanden hatte, - fie gahlte in der That teine Staatsbeamten, fast gar teine Abgeordneten, Departemental= oder Gemeinderathe - fo konnte der Minister selbst bei dem besten Willen teine Männer von politischer oder adminiftrativer Geschäftserfahrung senden; feine Wahl mußte meist nothwendig auf Zeitungsschreiber und Geheimbündler fallen, die natürlich nicht dazu angethan waren das Vertrauen der Bevölkerung in die neue Regierung zu erwecken. Allerdings wurden auch einige Nichtrepubli=

kaner, wenn sie nur unter Louis Philipp der Opposition angehört hatten, zu diesen Sendungen verwandt; doch das waren seltene Ausnahmen. Die Departements, welche, wenn auch keine Berühmtheiten, fo doch wenigstens wiffenschaft= lich gebildete Advocaten und Aerzte, wie Jules Grevy oder Bictor Lefranc, wie Trelat und Guepin, oder aber Sohne bekannter Männer wie Emmanuel Arago und den jungen Emile Ollivier erhielten, mochten sich glücklich preisen. Lille herrschte ein Ch. Delescluze, in Bourges ein Felix Phat, in Lyon und Saint Etienne ein Martin Bernard, deren Namen ichon damals in der Geichichte der Verschwörungen. Aufstände und politischen Vergeben eine wenig beneidenswerthe Berühmtheit erlangt hatten und fie feitbem in blutigen Lettern in den Jahrbuchern der Geschichte eingetragen haben. Schlimmer noch war die Wahl gewisser Freiheitshelden, deren Brivatleben nicht gang fleckenlos war: so erfuhr man bald, daß Einer der Commissäre ein der Saft entlassener Sträfling war, der unter Polizeiaufsicht ftand und feinen Bann gebrochen hatte, mahrend ein Andrer noch im felben Jahre bor die Affifen tam und zur Zwangsarbeit verurtheilt wurde. Mochte auch die Mehrzahl aus noch so wohlgefinnten und redlichen, wenn schon ganglich unerfahrenen Leuten bestehen: die Gegenwart weniger Anrüchigen genügte, um die ganze Gesellschaft in Berruf zu bringen, die Unfähigkeit fast Aller sie lächerlich und gemeinschädlich zu machen. Natürlich mußten fie fich an Ort und Stelle auf die kleine Schar der Provinzial= republikaner ftüten und das ängftliche Migtrauen, welches diese örtlichen Oligarchien der Masse der Bevölkerung, sowie den Gebildeten und Besitkenden ein= flögte, war um fo größer, als damals die republikanische Partei, welche seitdem fo viele Anhänger im feghaften und ordnungsliebenden Mittelstand erworben. bamals noch fo gut wie gar teine Parteiganger, fei's aus bem niederen, fei's aus dem höheren Bürgerstand an fich gezogen hatte. Das hauptgeschäft aber der neuen Proconsuln bestand in der "Organisation der Municipalitäten", d. h. in der Auflösung der Gemeinderäthe und ihrer Neubildung aus "bewährten Leuten", sowie in der Einrichtung von Wahlcomite's und republikanischen Clubs. welche dann mit den hauptstädtischen in eine Art Filialverhältniß, gleich dem der 93er Töchtergesellschaften zur großen Muttergesellschaft im Jacobiner Rlofter, zu treten hatten: Alles in Boraussicht der Wahlen. Sing doch von den Wahlen die Zukunft, ja das Dasein der vom Barifer Bobel willfürlich eingesetzten Landesregierung ab.

Ein erstes geheimes Kundschreiben (vom 8. März) hatte den Commissären anempsohlen, nur "Männern von vorher, nicht solchen von hinterher" (hommes de la veille et non du lendemain) d. h. nur bewährten Republikanern irgend welche Aemter zuzuwenden. Dasselbe war das Werk Jules Favre's, jenes berechten und verhältnißmäßig maßvollen Vertheidigers der Lyoner Aufständischen vom April 1834, den Ledru-Kollin zu seinem Unterstaatssecretär gewählt. Noch entschiedener war ein zweites Kundschreiben vom 11. März, in welchem der Minister die Commissäre einsach versicherte, "ihre Vollmachten seien undeschränkt". Selbst unabsehren Staatsdiener dürsten sie zeitweilig ihres Amtes entheben (suspendre). "Wertzeuge einer revolutionären Obrigkeit," redete er seine Agenten an, "seid Ihr selber Kevolutionäre. Der Sieg des Volkes macht

es Guch jur Aufgabe fein Werk zu verkunden und zu befeftigen . . . Und Ihr mußt Guch feinen Selbsttäuschungen über ben Buftand des Landes bingeben: es ift nothwendig, die republikanischen Gefinnungen lebhaft zu erregen . . . " Denn "die Wahlen find Eure Hauptangelegenheit. Die Versammlung muß von revolutionarem Beifte befeelt fein. Die Erziehung des Landes ift nicht gemacht: Ihr mußt es leiten . . . Der Tag der Wahlen muß der Triumph der Revolution fein." Und dies einschüchternde Schriftstud, das der Minister "etwas blaß" fand, war kein geheimes; es ward in dem neugegründeten "Bulletin der Republit", das der Minister des Innern an alle Gemeinden des Landes jum öffentlichen Anschlag verschickte, abgedruckt. Am Erschrockensten waren die Collegen Ledru-Rollin's, welche erft durch die Berichte der Polizei über den im Mittelftande und der Finanzwelt durch das Rundschreiben hervorgerufenen Eindruck erfuhren, was sich zugetragen hatte. Es tam zu einem fturmischen Auftritt im Stadthaus: Lamartine erklärte laut, er habe an folden Rundgebungen keinen Theil und drohte seinen Collegen mit dem Austritt, wenn sie das Circular nicht verleugneten; und die Mehrzahl der Minister scharte sich um ihn.

Nur Louis Blanc mit Flocon und Albert ftand zu Ledru-Rollin: denn auch er war überzeugt, daß die Dictatur der Regierung berechtigt fei, daß man fie von Rechtswegen noch ein Jahr langer behalten folle, um den Geift des Landes por der Berufung des Convents zu bearbeiten und die nothwendigsten Reformen au erlaffen, ohne von diefem im Werke der Regeneration Frankreichs behelligt gu werden. Er beschwor die Regierung nachzugeben und die Wahlen aufzuschieben. fonft wurden 100,000 Mann auf's Stadthaus marschiren. Gine folche Drohung aber reizte mehr, als fie einschüchterte; erft als er und sein Schatten Albert wiederum mit ihrer Entlaffung drohten - und man wußte, fie hatten wirklich Die 100,000 Mann des Lurembourg hinter sich —, als Ledru-Rollin von Neuem darauf bestand, diesmal aus praktischen Brunden, daß die Wahlen aufgeschoben tourden, gab man in soweit nach, daß die ganze Frage für den Augenblick un= entschieden bleiben folle. Dagegen tam man überein, daß bas bedenkliche Rund= fcreiben gelegentlich widerrufen oder doch gemildert würde. In der That crflarte icon folgenden Tages ein von Lamartine abgefaßtes Manifest der gefammten Regierung, fie wurde die Gewalt nicht einen Tag langer als nothwendig behalten. "Wir zählen die Tage. Wir find ungeduldig die Republik in die Hande der Nation zu legen. Die provisorische Regierung wird nicht jene Regierungen nachahmen, welche die Souveranetat des Bolfes mit Befchlag belegten oder die Wähler beftachen. - - Die alten Barteien find in drei Tagen um ein Jahrhundert gealtert. Die Republik wird auch fie überreden, wenn sie nur sicher und gerecht gegen sie ift. - - Sie hat den Vortheil für sich eine Rothwendigkeit ju fein; bas Rachdenken wird uns zu Statten kommen; -man wird Republikaner aus Vernunftgrunden werden. Schafft nur Sicherheit, Freiheit. Achtung für Alle; fichert den Andern die Unabhängigkeit der Abftimmung, die Ihr für Guch felber wollt." Das waren goldene Worte; aber wer glaubte ihnen? Und wer handelte in ihrem Sinne? Sicherlich nicht die Commiffare, die nur ihren unmittelbaren Borgefetten, den Minifter des Innern und seine freilich gang anders lautenden Inftructionen kannten. Und was follte los Polificm berier, wern idan am 10 Mitre bas Bullerin der Gewielltdes Weschieft eines dusichuffes bruchte, bas der Verrifter fich babart anstoriete, und woren ist hieß "Burger, wirt beilongen ben Auffchab ber Weblem für bie Remonalerade wie für die configuration Berfammland. Die Warlen würden ein Golge fein. . . Wienn bie Contreversolution allein feit fünfzig Jabren bas Moont hat, ist ab benn quoiel ber Preigent ein Stänlein au gönnen? ... Die Boofler, menn be mutlich Stott bober, werden reactionar quefallen. Auf bem Lande gehort aller Er-Auf der An kalvaten on. Das Bolf weiß nicht, es muß lernen Los ift nicht bie arbeit nois Loves, noch eines Monars .. Bebentt, beh ber Tromog ber Gemer ber Gevolft ben Bürgenfrieg bedeutet! Pans, dos him und bas here Gronfreiche, marie nicht gurudmeiten! Denti an die fandtboum Poloen eines Palammenflohes zweichen der Haufer Besolfenung und einer Derfommlung, welche die Rotion zu beutreten glaufte und fie richt beiträte! Guft bas Curt erft republifanisch werben! Certagung ber Molten! Dos ift ben Ruf bes Popier Bolies. Und nicht allem die recolutionare Unnberheit ber Begierung foruch fich in biefem Sinne aus; felbst Batglieder ter veniugloten Weehriet fuchten in ihrem Geichfreineise bie Wahlen qu beeinflussen. "Neue Beinner verlangt Frantreich," einenerte ber Unterrichtsminister Casnot ichon am 6. Ware bie Schalbesinfasoorkande (Rie teum . Gine Kevolution muß nicht nur die Einrichtungen, fordern auch die Manner eineuern. . . . Wechselt man bach inn Bertzeug, wenn man iene Arbeit wechielt. . . Warum iollen die Schullehrer jelber nicht ihren Plat unter ben neuen Minnern einresmen ? . . . Weine sie ein hochheniger Chrysis entklammen. . . . Wie sie die Rinber mit ber nabigen Ause bie einen Burgevoflichten lebren konnen, follen fie bie ben Grwochsenen lehren .. Der größte Jerthum, bor bem man bie Lanbbecollenung wannen muß, ift, bas man Eilbung (Aducation) oder Bermögen haben muffe um Bolisventreter gu fein."

Mie mor die Bewegung ber Propinz gegen Paris heftiger und entschiedener, ols nach biefen kundgeburgen und aud in ber Haupiftabt begann ber Mittelfton't fich aus feiner Bonit aufzurütteln. Der gewandtefte Journalift ber Zeit, Emile be Gloonin, ftellte feine ein Tugreiche Zeitung, Die Dreffe", ber Cache ber Drinung zu Gebot; ein neues Blott, mit bem bezeichnenden Namen "Die Notionolosejummlung (Exite Rummer 1. Marz) gab mit ebensoviel Talent als Muth, ben Gefinnungen bes Burgerftandes Ausbrud; es bilbete fich ein Club für bie Greiseit ber Wahlen (13. Marg, aus Britgliebern ber legitimitiichen Partei, ber ehemaligen bynaftifden Dupofition, fowie bes rechten Centrums; und eine Leputation biefes Bereins bot Camartine, der fie herzlich und bankbar emofing, feine Unterftutung an. Bucleit regte fit bie Rationalgarbe, b. f. ber organificte Mittelstand, und verlangte laut die Rückerufung ber Truppen, da, berm Behlen aller Polizei und Gendarmerie, ber Dienft für fie allein zu beichmerclich fel. Bon ber Boloffung ber Arbeiter in ihre Reihen borte fie nur ungern. Beionbert ungehalten war fie uber bie Auflofung ber Elitecompagnien foren dier- und sollieurs, welche die Minderheit der Regierung durchgelett hotte, weil es ihr barum zu ihne mar, bas ganze Burgerheer zu geriegen, die camecabichaitlichen Bunde, welche fich gehilbet, qu loien, die Dificiere von ihren riebemben Unterbebenen, diese von einander zu trennen und in der Masse ber neuen ons dem Arreiterstand rekrutisten Billis zu extrênten, denn ichon war die Geiommissell iein sem 24. Februar von Stadt auf Zattale Mann gestjegen. An genem Medraer bes Ir. Mitre wo fich im Staltbaufe bie bestigen Auftritte britreiten, au benen bie Auntidmeilen lebru-kallin's ben Unlag begeben, verfammegen fic eina 4 199 Pearionelourden, um unbewaffnet nach dem Grebering au gegen, angebirch um die Berbebaltung der Kärenmuge zu ertrogen, melde ine Frencereremponnen ausserdnere, einentlich um der gemäßigten Weetrbort der Resperand gu gewen, daß fie über em organifirtes Heer verfagen tonne. Bener aber fragerate ibr einemer Therbefehlabober, General Courtais, brobend entregen, berrichte be en bebandelte be als Auffandiche. Es tam zu einer Renderer smein en feinen Beileitern und ben Nationalgarauften: bald mischte sich das Colf under die mossenlese Surgermehr, extradre kie unter ihrer Nebergahl, vermene he gum Kildere ein vermeen, welde bië in's Stadtbaus brangen, wurden von Gormen Pag-s und Avavo wie Schulinaben gurechtzewiesen: ibre Kundvekung kinne pur ichumme Weisen baben und was der Keden mehr waren. Ja, in Neinemme veh fich nach Krittermann der überenfingen Areunde başu berbei, die Marcieficaran que in iárem finieres e democái morden, qui a Strenoste qui tabeln : rever inkene Drud moder er auch komme, brest es in der Proclamation, werde re previferite Recepting enrichten ficeen ibre Beschluffe aufrecht zu er------

Wir sie Importen aber war der Borwant da, ihre Macht zu entfalten: en "Licermiger vermerfrecher" fellet eine wierfenkemenftretion auf dem Fuße frigen ore fic mit fo leidt abfoeifen lieb, ole bie ber braben Birroereleute an I-form Nos in ber Racht galen ise Mitalieber ber Minderheit ihre Liste Derre-Verlim nut der Prostentiternur, Eraik Flanz im Auxembourg, minore Planear um: Borb-i ou Clais isnechmanisen. Zoch empfail man Lifterfie Keite und Selffestjeriftung Im. Libr Webrgenk 17. Mary war gert ind die gange Rollseser mit Rusnichne der Regionalmerkkation auf dem Marculateristics restammely, who must ben Concestionality. Place Louis XV., now sem Concerns von III vertieft botte. Die Reihen wurden entfaltet une umorem Aofender der "Morfe Adrie" unt bes die dreit morfchrete ber unoutcome Rus son nabes. It is Wishn nach tem Ge-veplog: noch war ber Sames am Doeratm bie ine Sorgen iden bas Stattbouk erreichten, geführt granden und dem Club der Manichennechte. Rim folgeng die Montgone, in Acuteur in the Contenent ord mar he U.C. Siefen mit Einnender Werfit und orfin margelian Cumme. Die Startinie klift mar nur von blaufenmennen bening Die if weier 2 Jum mei Lemoning der In August wird nicht aufrigeren. Aller aus et moire fr men o als emft koomig XVI. biefem I dergift berin eine errichteffene Belbarg borbbellen. Zuches, jener farbo-. a. Karin inner veffer farman mannet for a sur Wenderschied bes Betruit erhaute komonten und die order Torach die Stadtenmaltung bilgete, Bus a figur com por ca Milien por popolifer ont ha cina Wentens festrominum Lianumine ome auf den Loriaum måd ein und Einnign. Bories, Ciner Rosson. Soover, Greibe Comiten unbeibeligt bei Regierung bie Denfiche Munibidian. VIII. ft.

Forderungen des "Volkes" vorlegen: vollständige Entfernung der Truppen, Aufschub der Officierswahlen der Nationalgarde bis zum 5. April, Aufschub der allgemeinen Wahlen bis zum 31. Mai. Der trotige und gebieterische Ton der Wortführer verrieth selbst einem Louis Blanc und Ledru-Rollin, daß fie schon überflügelt waren und rasch entschloffen, hielten fie zu ihren Collegen gegen die Boltsmänner, die fie felber entfesselt hatten, deren fich aber ichon andere Chefs bemächtigt hatten. "Du bift also auch ein Berrather," rief Einer der Gin= gelaffenen Louis Blanc zu, als diefer die Bertheidigung feiner Collegen übernahm, für die Freiheit der Regierung plaidirte. "Wir werden nicht gehen ohne eine Antwort, die wir dem Bolk bringen konnen," drohte ein Zweiter. Je deutlicher es aber wurde, daß Blanqui und Genoffen der Regierung das Heft aus den Händen zu winden bestrebt waren und daß nicht nur die Clubs, sondern auch die Leute des Luxembourg unsicher wurden, desto entschiedener fochten Louis Blanc und Ledru-Rollin für die Sache der Regierung, die ja ihre eigene war. Lamartine hatte sich im Hintergrund gehalten. Auf das Drängen der Rädels= führer, welche fürchteten, Louis Blanc möchte seinen alten Einfluß auf die Arbeiter wiedererlangen, sprach auch er: "Es seien nicht mehr als 1500—2000 Mann Truppen in der Umgegend von Baris, zur Bewachung der Thore und der Eisenbahnen; nie hätte man daran gedacht mehr herbeizuziehen. . . . Die Republik wolle ja keine anderen Bertheidiger als das bewaffnete Bolk. . . Aber um geachtet zu sein, musse eine Regierung nicht nur frei sein, sondern auch frei scheinen. Wolltet Ihr mir die Aechtung der ganzen Nation, die nicht Paris ift, ihren Ausschluß von einer Bertretung auf drei oder sechs Monate aufzwingen, fo würdet Ihr meiner Bruft diesen Beschluß nur entreißen, nachdem Euere Rugeln sie zerrissen." "Aber das Volk ist ja nur da, um die provisorische Regierung zu unterftüten," sagte Einer der Abgefandten schon halb gewonnen. "Ich zweifle nicht daran, erwiderte Lamartine, aber die Nation könnte sich darüber täuschen." Und es gelang ihm denn auch eine Frist zu erlangen, während welcher die Regierung fich berathen würde, um dann dem draugen versammelten Volke das Ergebniß dieser Berathung mitzutheilen. Die Abgeordneten kehrten zu den Ihrigen zurück, welche auf dem Blake warteten. Gin großer Tisch ward berbeigetragen und eine Art Estrade aufgerichtet, auf der die Regierung Plat nehmen follte. Um fie her stellten Barbes, Etienne Arago und Sobrier, lauter Leute Ledru-Rollin's und der "Reform", jum Schutze der Minifter zuberläffige Männer ihrer Clubs auf; denn fie fürchteten, Blanqui mit den Seinen möchte einen Sandstreich ausführen. Die Minister waren fich der Gefahr bewußt, der fie ausgesetzt waren: "Ich glaube, das Bolk will uns zum Fenster hinauswerfen," fagte Carnier-Pages. "Ein Tollkopf und wir werden Alle niedergemetelt." meinte Lamartine. "Gottes Wille geschehe," antwortete Bagnerre. In der That fturzte fich, als fie herunterkamen, ein Parteigänger Blanqui's mit blanker Waffe auf U. Marraft, mährend ein Andrer Garnier-Pages am Rragen faßte. Es gelang beide Regierungsmitglieder aus den Sanden der Buthenden zu befreien und fie erstiegen mit den Uebrigen die Estrade, wo Louis Blanc die Bersammelten anredete, mit Bersprechen und Schmeicheleien zu beruhigen suchte. Seine Popularität, die Unbekanntschaft des Volkes mit dem, was drinnen awischen ihm und Blanqui vorgefallen, verschafften ihm einen leichten Triumph.

War doch die große Mehrzahl der Arbeiter, vor Allem die des Luxembourg, nur gekommen, um ihn und Ledru-Rollin gegen die gemäßigte Mehrheit zu fcuten; und war es doch nur Blanqui's, Cabet's, Raspail's Gedanken gewesen, die Gelegenheit zu benuten, um fich felbst des heftes zu bemächtigen. Jubelnd marschirte die ungeheure Menschenmenge in geordnetem Zuge wieder ab: das Defile dauerte nicht weniger als drei Stunden. Dann eilten die Minister nach dem Luxembourg zu einer geheimen Sitzung, worin es nochmals zu heftigem Bufammenftofe und einem Entlaffungsanerbieten Louis Blanc's und Albert's fam. Die Mehrheit gab bald nach: fie hatte erfahren, wo die wahre Macht war: die Wahlen der Nationalgarde wurden auf den 5. April verschoben; eine Proclamation an's Bolk aufgesett, welche alle Regierungsmitglieder unterschrieben und worin die Arbeiter eben fo fehr für ihre Mäßigung belobt wurden, als die Nationalgarde Tags vorher für ihre Indiscretion getadelt worden war. "Bürger, die Regierung halt es für ihre Pflicht Guch für die fo impofante Rundgebung zu danken, deren herrliches Schauspiel Ihr gegeben . . . Sie hat ihre Gewalten von 200,000 Bürgern bestätigt gesehen, die, wie eine Armee organi= firt, mit der Ruhe der Macht vorgingen . . . Ihr habt eben fo viel Größe in biefer fo regelmäßigen, fo wohlgeordneten Kundgebung an den Tag gelegt, als Muth auf den Barritaden." Und General Courtais, der feine eignen Leute, die Nationalgarde fo hart angelaffen hatte, beglückwünschte die Arbeiter in einem Tagesbefehl für ihre treffliche Haltung. Er fei ftolz auf fie; er geize nur noch nach dem Titel eines "Boltsgenerals". Tags barauf aber begab fich die Regierung feierlich nach dem Luxembourg, um den Arbeiterabgeordneten für die Demonstration zu danken. Dann verschob fie die allgemeinen Wahlen auf den 23. April.

Der Aweck Ledru-Rollin's und Louis Blanc's war erreicht; fie waren fortan Herren der Regierung und die augenblickliche Gefahr, felber von den noch weitergehenden Revolutionar's überfluthet und fortgeschwemmt zu werden war beseitigt. Die definitive Anstellung Cauffidiere's als Polizeipräfect war die Belohnung für feinen Beiftand gegen Rechte und Linke. Sieger und Befiegte waren sich der Bedeutung des Tages voll bewußt: "Die Mehrheit der Regierung." geftand Lamartine felber, "beuchelte Zufriedenheit und Dankbarkeit; aber die Redheit und der Erfolg der Berfchwörer gerriß ihr Berg. Sie begannen einer Macht zu mißtrauen, über die keine Controle war. Lamartine fah wohl, daß die gemäßigte Mehrheit eine Niederlage erlitten hatte und daß die, welche fich ihre Stüten nannten, in der That ihre Tyrannen waren. Denn die Voltsarmee laftete auf allen Gemuthern und fagte allen Augen, daß Paris fortan in der Sand der Proletarier allein lag." Und die "Sieger bes 17. Marz", wie fie fich selber untereinander nannten, wußten wohl, daß die gemäßigte Mehrheit in der Regierung gebrochen war: "Wohl waren noch immer fieben Stimmen auf der einen, vier auf der andern Seite; allein hinter den Bieren zeigte das Andenken an den 17. Marz ftets eine fünfte Stimme, die des Bolfes." Bald auch fanden fich leber= läufer ein, wie's nach entscheibenden Tagen zu geben pflegt. Der Erfte mar Cremieur; ihm folgte, nach turger Neutralität, Lamartine felber. Garnier=Pages blieb unficher; nur Arago, Marraft, Marie blieben der Sache der Ordnung treu.

Wo steht der deutsche Techniker?

Ein Gespräch unter vier Augen

bon

M. M. von Weber 1).

Graf C. Lieber Baron, ich gratulire Ihnen zu Ihrem Sohne! Er ift ein ganz charmanter junger Mann. Ich bin erstaunt gewesen über die Menge von guten Kenntnissen in Literatur, Kunst und Wissenschaft, die er prätensions= los mit seinem Tact in der Conversation erkennen ließ. Durchaus comme il faut erzogen. Was denken Sie aus ihm zu machen?

Baron E. Er foll Techniker werden, Graf C., und demnächft die Ge-

werbe-Atademie zu B. beziehen.

Graf C. Sie scherzen! Mit Ihrem uralten Namen, Ihren Connexionen in den besten Kreisen! Dieser elegante junge Mann, geschaffen für diplomatische oder Militär-Carrière — eine Art höherer Duvrier! — Berzeihen Sie, wenn ich lache.

Baron E. Ihr Lächeln wurde mich in Erstaunen setzen, wenn ich nicht glauben mußte, daß wir mit dem Worte Techniker sehr verschiedene Begriffe

verknüpfen.

Graf C. Sie irren, wenn Sie mich für ganz unbewandert in der Materie halten! Mir waren diese ganzen Affairen von Handel, Industrie, Verkehr, und wie die Schlagwörter der Neuzeit sonst noch lauten, geradezu affreur und ich hatte mich von denselben so fern gehalten wie möglich. Polternde Maschinen, schmuzige Hände, schweißtriesende Kerls, langweilige Zahlen — voilà die Technik!

Da heirathete ich, wie Sie wiffen, die Cousine der Prinzessin Albina. Man war hohen Orts nun verpflichtet, mir ein sort zu schaffen. Man schwankte, ob man mich zum Intendanten des Hoftheaters zu D. machen oder mir die Präsi-

dentschaft der hiesigen Eisenbahn-Direction übertragen follte.

²⁾ Wir geben obiges geistvolles Gespräch aus dem Nachlaß unseres unvergestlichen Mitarbeiters, welcher seinem Beruf und seinen Freunden allzufrüh entrissen ward. Als sein letztes Wort an und für die Techniker, deren Interessen er während seines Lebens sowohl amtlich wie schriftstellerisch unermüdlich vertreten hat, wird diese Publication allseitiger Aufmerksamkeit begegnen. Die Red. der "Deutschen Kundschau".

Ich verstand weder vom Theaterwesen, noch von der Eisenbahn das Geringste, doch das entzückte gerade den Herrn Minister, der mit der echten seinen Weissheit des Staatsmannes alter, guter Schule daran sesstheit, daß wahrhaft unbefangen nur von Nicht-Sachverständigen verwaltet werde — ensin — er machte mich zum Eisenbahndirector.

Was wollen Sie, ich lernte regieren — und ich regierte gut, denn als die Altdorf-Bergener Eisenbahn eröffnet wurde, die ich nie gesehen hatte, die aber zu meiner Registrande gehörte, decorirte mich der Herzog. Da habe ich denn Ihre Techniker kennen gelernt.

Baron E. Und diese Bekanntschaft hat Sie so wenig günftig von den Technikern denken gelehrt, daß Sie es mir verargen, meinen Sohn zu einem solchen heranbilden zu wollen?

Graf C. Aber wie konnte ich anders, bester Baron. Hätten Sie das Tohuwabohu ihrer Verhandlungen gehört, mit dem sie uns gebildete Menschen halb einschläferten, halb zur Verzweislung brachten! Welche Uncivilisirtheit der Debatte, welche brüsken Behauptungen, welcher Wechsel, und dabei welches Entêtement der Meinungen, welcher Mangel an Logik der Folgerungen! Ich wollte, Sie hätten es zum Wohle Jhres charmanten Sohnes mit erdulden müssen!

Wir hatten drei Techniker bei der Berwaltung, einen Maschinenmeister, einen Oberingenieur und einen Assesson. Bon diesen waren zwei, so sagte der Minister und man merkte es ihnen auch an, ausgezeichnete Braktiker.

Baron E. Unzweiselhaft universell gebildete Leute von Wissen und Ersfahrung.

Graf C. Oh, hören Sie an.

Der Maschinenmeister war ein Friese von Geburt, derb, breitschulterig wie zum Anpacken der Maschine geschaffen und seine Hände sahen aus, als hätten sie eben erst die Feile weggelegt. Er stand so früh auf und ging so zeitig an sein Geschäft, daß er zum ordentlichen Waschen und Kämmen eigentlich niemals gelangte — kurz ein ausgezeichneter Praktiker! — Er hatte ein Paar verdammt pfifsige Augen und die Cigarre stak ihm immer halb zerkaut im Backen und so saß er verschmitzt lächelnd da, dis von Allen Alles gesagt war, und dann kam es wie ein Orakel aus ihm heraus: "Das ist Alles Unsinn, so ist's! Ich hab's berechnet." Und natürlich, da er es so bestimmt wußte — so mußte es wohl richtig sein.

Baron E. Die Weisheit prüft und mißt es, Beschränktheit ruft: So ift es! —

Graf C. Plaît-il? Ja, es war ein ausgezeichneter Praktiker. Der Minifter fagte es und wir konnten es mit Händen greifen.

Zwar wollten die von ihm erfundenen Maschinen niemals recht gehen, aber er versicherte, ihr Nutseffect, oder wie er das nannte, sei vortrefflich. Er bewies durch Experimente und Zahlenreihen — à donner le vertige — und wir staunten und glaubten natürlich. Er war außerordentlich tüchtig. Man sah ihm ben geborenen Maschinenbauer an.

Baron E. Und der Oberingenieur?

Graf C. Ein Mann in seiner Praxis zuverlässig wie Gold! — Er war

ein dickföpfiger, phlegmatischer Landsmann und hatte vor dreißig Jahren schon eine Gisenbahn gebaut, bei der er so gute Ersahrungen gesammelt hatte, daß er mit vollem Rechte auf das Conservativste an ihr sestheit. All die neuen Constructionen und halsbrecherischen Neuerungen belächelte er überlegen als "theorestischen Schwindel". Er war so recht mein Mann darin — denn:

"Grün nur ift des Lebens goldner Baum"

fagt Goethe, und warum foll das, was vor dreißig Jahren das Beste war, nicht auch heute noch gute Geltung haben?

Er setzte niemals seinen Ruf als ausgezeichneter Praktiker und das Geld des Staates durch Studium der Fragen, die gerade in Nede waren, oder kühne Bauten, oder Anwendung neuer Baumethoden und Werkzeuge, oder Experimente auf's Spiel, wodurch die Techniker ihre sogenannte Kunst zu fördern meinen, aber sast sture ihrer Eitelkeit dienen, sondern besolgte, ohne rechts und lints zu schauen — er war ein Beamter comme il kaut — die ihm von hoher Stelle gegebenen Vorschriften und hielt seine Registrande in exemplarischer Ordnung. — Mon Dieu! war es seine Schuld, daß mit dem exacten Schreiben und Gehorchen und Festhalten an alterprobten Wethoden tüchtige Förderung der Arbeiten an Wegen und Werken draußen absolut unmöglich war und häufig — ich will es gestehen — viel Geld verloren gehen mußte? Schon an seinem Lachen über die Weinungen der Reuerer hörte man, daß er ein ausgezeichnet praktischer Mann war, hätte der Minister es auch nicht gesagt!

Baron E. Sie waren da an eigenthümliche Modelle zur Gestaltung Ihres Begriffes von Technikern gekommen. Welche Branche vertrat denn der technische Asserts

Graf C. Oh, von dem ift nicht viel zu sagen. Er glich zu fehr andern Leuten der Gesellschaft, als daß er technisch apart hätte sein können. Oh, ich execuirte diesen Menschen. Er war von allen Technikern der insupportavelste. Der Kerl unterstand sich auszusehen und Manieren zu haben wie unsereiner, mit uns zu sprechen wie unsereiner. Man hätte ihn wahrhaftig für einen Officier in Civil oder Regierungsrath halten können. Der tolle Bursche hatte, um Techniker werden zu wollen, Jugendjahre mit Cäsar, Horaz und Xenophon todtgeschlagen, statt hinter der Feilbank zu stehen, war guter Leute Kind, hatte stranzösische Bonne gehabt, hörte auf der Universität Dove und Hegel — du großer Gott, wo sollte da der Techniker herkommen, denn, daß er das berühmte Polhtechnikum zu Z. mit großem Lobe absolvirt, in großen Fabriken construirt und praktisch gearbeitet, unter sogenannten großen Meistern an Eisenbahnen gebaut, von unten auf durch saft alle Branchen des Eisenbahnwesens gedient hatte — das konnte ihn nach solchen Antecedentien doch unmöglich zum praktischen Techniker machen! — Das meinte auch der Minister.

Baron E. Sonderbar. Mir hätte nun geschienen, als ob der Mann nach diesem Bilbungsgange so recht zum praktischen Dirigenten geschaffen getvesen ware.

Graf E. Baron, ich kann Ihnen nicht sagen, wie unbequem und vorlaut bieser Mensch war.

Kommt z. B. da irgend eine große, Dieu sait, welche technische Frage auf's

Tapet! Da war ganz einsach der Maschinenmeister zu fragen, wie es sich damit verhält, und dieser hätte es mir als wahrhaft praktischer Mann gewiß ohne Weiteres gesagt. — So machte es der Minister als geistreicher Mann stets. — Nein, unser Asserverwaltungen, Experimente aller Art, Verschickung und Reisen von Sachverständigen dahin und dorthin, und bringt endlich aus allem dem Wust von Nachrichten und Resultaten tant dien que mal ein Elaborat zu Stande — so langweilig, dick und unpraktisch — zum Lachen. — Ich hütete mich sorgsam es zu lesen, schiedte es ad acta!

Ich frage Sie, war das nicht ein execrabler Mensch, ein Pfahl im Fleisch

der Verwaltung?

Baron E. Er scheint Ihnen diese Empfindung gemacht zu haben. Wahrscheinlich sesselten den Mann diese Arbeiten zu sehr an den grünen Tisch, so daß er mit Praxis und Leben nicht in wirksame Wechselthätigkeit trat?

Graf C. Das war ja das Desperate, daß er gerade das Gegentheil that. In Alles steckte er in loco seine Nase. Wurden ein paar Wagen durch die Tölpelei eines Weichenwärters zertrümmert, gleich saß er draußen und befragte und protokollirte, daß ihm, so recht rotüremäßig, der Schweiß von der Stirne lief, und sast niemals sand er die unleidlichsten Burschen als die Schuldigen herauß!

Wenn aber gar irgend einem unvorsichtigen Schlingel bei Nacht, Nebel oder Schneetreiben einmal Arm oder Bein abgefahren wurde, da gab es für den Herrn Asselfen nichts Nöthigeres zu thun, als herauszuklauben, ob er denn wirklich so grob unvorsichtig gewesen wäre, und nur selten hatte er so viel Pflichtzgefühl zu finden, daß die Unterstühungscasse dem besossen Kerle nichts schuldig sei.

Es war ein execrabler Mensch!

Baron E. Diese rücksichtslosen Erörterungen müssen Sie häufig mit der Bresse in Conslict gebracht haben.

Graf C. Mais certainement! certainement! Nirgends eine Möglichkeit einem Uebelstande, einer Mißeinrichtung, einer Unfallsursache hie und da das harmlose Mäntelchen büreautratischer Nächstenliebe umzuhängen. Ueberall las man die schamlose, nackte Wahrheit —

Baron G. Mit boshaften Randgloffen -

Graf C. Das Proletariat vom Pregbengel fühlte fich von der Nacktheit der Wahrheit pöbelhaft angemuthet und brachte sie mit wahrem Behagen.

Raum wollten wir fie aber einmal decent coftumiren, wurden wir faft dafür feptemberifirt.

Auch darin war der execrable Assessor unpraktisch, obwohl es die öffentliche Meinung nicht zugeben wollte, wie ja auch die Genossen seines Faches, die ich kenne, dieu merci, nicht seine Schriften praktische Thaten nennen wollen. Lächertich! Wie kann ein praktischer Techniker Alluren haben, sprechen und gehen und stehen und Damen grüßen wie unsereiner. — Lächerlich!

Baron E. Sie haben einen scharfen, sichern Blick und doch möchte ich glauben, daß die Erscheinung des gebildeten Menschen, seine Ausdrucksform und Lebensart dieselbe sein müsse, gehöre er einem Fache an, welches es sei. Graf C. A la bonne heure! Zugegeben, wenn das Fach ein gebildetes ift, bessen Gertreter man in der guten Gesellschaft als ebenbürtig begrüßt. Aber sans comparaison parsaite! Sie können sich kaum über seinen Beruf beim Ansblick eines Schornsteinsegers, oder Müllers, oder Matrosen, oder Schmiedes, oder Maurers täuschen, auch wenn er sich auf das Sauberste endimanchirt hat. Sie fühlen die Roture, verstehen Sie mich nicht fallch, die Gewohnheit des Lebens in einem Fache, das in der guten Gesellschaft noch nicht emancipirt ist, heraus, als gene, als Unsicherheit, wenn unser Herr Maschinist so, oder Herr Ingenieur so und so auch noch so brüsk und selbstbewußt durch den Salon tappt.

Diese Leute sind laut und begagirt aus demselben Grunde, aus dem das furchtsame Kind im Dunkeln pfeift. Sie fürchten sich vor ihren eigenen Bhantasien.

Baron E. Sie gehen, wie es scheint, von der Voraussetzung aus, daß Techniker selten oder nie eine gute Erziehung genießen, wobei ich unter wohlerzogen sein, nicht etwas gelernt haben, sondern ein Gentleman sein, verstehe. Ihr Alfessor beweist das Gegentheil. Au contraire. Ich sollte ihn für einen unpraktischen Techniker halten, weil er ein Gentleman war?

Graf C. Seltene Ausnahmen beweisen nichts. Sagen Sie, was Sie wollen, ein Mensch, der 12 Stunden des Tages so viel Unsauberes anzurühren hat, daß er mit seinen Händen seine Kleider zu verunreinigen fürchten muß, hält seine Hände, auch wenn sie gewaschen sind, so als ob sie unsauber wären. Die Art, wie sich der Techniker am Schraubstock hält, wie er, nach unten sehend, mit Fachgenossen um ein Maschinenstück steht, wie er den Arm bewegt, der gewohnt ist, Feile oder Drehstahl zu sühren, verwischt sich niemals wieder und kennzeichnet untrüglich das niedere Geschäft!

Baron E. Das niedere Geschäft! Das niedere Geschäft! Graf, ich will Sie nicht verstehen, um Sie nicht beleidigen zu müffen. Die Technik, die Berlebendigung des großen Geistes unserer Zeit, ein niederes Geschäft!

In derselben Nacht, Graf, in der Michel Angelo starb, wurde Galilei geboren. Die Natur selbst bezeichnete durch diesen gewaltigen Act des Vergehens und Entstehens zweier der größten Menschen, die je gelebt, den Schluß des Regiments der Künste und den Uebergang desselben an die exacten Wissenschaften. Die Technik ist die Verkörperung der exacten Wissenschaften zu ihrer Anwendung auf das Leben des Genius' des Zeitalters, und daher ihre Ausnuhung eben so wenig ein "niederes Geschäft", wie die der Kunst und abstracten Wissenschaft.

Graf C. Pardon! Diese Gleichstellung ist eben so wenig ganz berechtigt, als wenn Sie behaupten wollten der Fuß oder die Hand seien eben so edle Elieder des Menschen, als der Kopf.

Lassen Sie mich das etwas boiteuse Gleichniß fortspinnen. Die Kunft, die Wissenschaft, die Moral fördern die edelsten Facultäten des Menschen auf den Flügeln der Aesthetik und Ethik unmittelbar nach oben, während die alleinige Tendenz der Technik die Manipulation der leblosen Masse ist. Kunst und Wissenschaft gleichen daher dem erhabenen Haupte der Menscheit, die Technik ist nur der grobe, derbauftretende Fuß, die materielle Hand derselben.

Baron E. Sollte man fie nicht noch eher den felbstgeschaffenen Flügel

nennen können, der die Maffe bon ihrer Schwere, mit der fie auf der Geiftesthätigkeit laftet, befreit?

Der Geift der Technik ist der des Lösens der Vorurtheile, des Zueinandersführens des Heterogenen zum segensreichen Wirken, des Befreiens vom Sklavensjoche der materiellen Arbeit und in diesem Sinne der gute Geist, die Humanität selbst.

Graf C. Eh bien. Zugegeben meinerseits, daß der neue namenlose Gott, der Ihre Technik regiert, an Noblesse und Macht Apollon und Minerven ebensbürtig sei — so müssen Sie Ihrerseits gestehen, daß die Priester dieses Gottes, die Techniker, sehr wenig beredte Apostel der Erhabenheit ihrer Mission sind.

On se trouve où l'on se met! Nur wer sich selbst ehrt, wird geehrt. — Und nun schauen Sie sich einmal um und prüfen Sie, wohin sich Ihre Techniker selbst gestellt haben!

Treten Sie in die gute Societät, die Societät der wahren Bildung und tactvollen Erziehung, die sehr weit von der einseitigen Gelehrsamkeit verschieden ist, möge sie sich nun in den Hallen einer Kirche zum gesammelten Genusse ernsten Musikwerkes, vor den Schildwänden einer Gallerie tiessinniger Gemälde, vor dem Pulte eines geiskvollen Borlesers versammeln oder sich im eleganten Salon einer liebenswürdigen, geiskvollen Frau zum heitern Genusse der Bildung selbst zusammensinden — und Sie werden beim Mustern der Reihen der Beschauer, Hörer oder tactvollen Causeurs die sinnigen Köpse der Künstler, die denkenden Gesichter der Gelehrten, das seine Lächeln der Diplomaten, den schnitt aristokratischer Complexion, alle und alle in Menge sinden — aber — Ihre Techniker werden Sie vermissen — oder doch nur in seltenen Exemplaren entdecken, denen Sie häusig die Sorge auf dem Gesicht ansehen: was werden Collegen zu dieser "Thee= und Aesthetik-Kneiperei" sagen und wird es dir nicht an deinem Kuse als "tüchtiger Praktiker" schaden, wenn man dich auf solchen "Allotriis" ertappt?

Baron E. Sie malen draftisch, Graf — —

Graf C. Aber wahr und ich bin noch nicht zu Ende. — Sie mögen sagen, das sind Formen, ohne die jeder Grad der Tüchtigkeit denkbar ist — sehr wohl der sachlichen Tüchtigkeit, aber nicht der Stellung in der Gesellschaft und im Staate. Gesellschaft und Staat besteben aus Formen. Wer in die Formen nicht hineinpaßt, die für eine gewisse Schicht der staatlichen Gesellschaft bestehen, muß eben draußen oder drunten bleiben. — Das Volk als solches hat dasür einen correcten Tact, daß die universale Vildung das erste Ersorderniß für jede hervorragende Position in Gesellschaft und Staat ist. Sie können deshalb getrost die Keihen der Vertreter der Völker auf Keichs= und Landtagen, und wo Sie sonst wollen, mustern und werden Männer aus allen Vranchen der geistigen Thätigkeit, selbst Handwerker, vertreten sinden — Techniker — sehr selten oder saft nie —

Baron G. Sie irren hierin, Stephenson, Locke, Reverin, Charles Lanyon saßen im Parlamente von England, Morin ist Senator von Frankreich — Graf C. A la bonne heure in England, Frankreich, Amerika — da ist die Bosition der Techniker eine ganz differente — wir sprechen jeht von Deutschland. —

Baron E. Absurd genug, daß das Bolk der abstractesten Intelligenz in dieser Beziehung civilisatorisch eine noch so viel unreisere Anschauung hegt, als jene praktischeren Bölker.

Graf C. Nicht so absurd, als es scheinen mag. Denn forschen Sie nach, wo die Techniker, die Sie an jenen Stätten der Pflege hoher Cultur und Bildung vermißten, ihre innere Unregung und hebung, ihren geiftigen Austausch suchen, so finden Sie dieselben - gefteben Sie mir es zu - nur zu häufig im dicken Tabaksqualm der Club- und Kneipenzimmer, beim Klappen ber Bierkrugdeckel, dem Klirren der Gläfer und im wirren Gebraufe in wenig civilifirtem Tone geführter Gespräche und allzuzwanglosen Gelächters in Ideen= freisen verkehrend, die fich über Strafen und Brücken und Dampfmaschinen und Boll- und Metermaße felten erheben. — Und geben Sie fich die Mühe, den Reihen von apodittisch hingeschleuderten Behauptungen, den unglaublichen Folgerungen aus Bor- und Mittelfähen, den Paradogen, den Ideensprüngen, die da zu Markt gebracht werden, zu folgen, zu beobachten, wie für die Meiften nur das Wahrheit ift, was fie bei uns in ihren kleinen Beobachtungstreifen felbst sahen und ergriffen - und ich habe das oft erduldet, wenn unsere Techniker und die Ehre anthaten, und in ihre Clubs zu invitiren - fo werden Sie mir zugeftehen muffen, daß die Recht haben, welche, wie ich, den Gefichtstreis der Techniter eng nennen, fie noch nicht zu den regierenden Rategorien der Gefell= ichaft rechnen und ihnen die Berechtigung zum Selfgovernment ihrer Branche absprechen.

Baron E. Ich beklage es, daß ich Ihre Schilberung von dem Verhalten zumeist treffend sinden muß, durch welches ein großer Theil der deutschen Techeniker bestissen ist, ihr Fach in der Meinung der gebildeten Welt auf einem Niveau zu halten, das wenig über das des Handwerkers sich erhebt; behaupte aber, daß eine sehr kräftige Wechselwirkung der Anschauungen daran Schuld trägt, daß dieser Zustand ein so dauernder ist.

Indem die Behörden, und dem zu Folge natürlich in Deutschland auch die Privatleute, sich einen vertrauenswürdigen praktischen Techniker nicht anders vorstellen können, als einen Mann ziemlich ordinären Exterieurs, in Wasserftieseln, mit einem Zollstab unter'm Arme, einer Papierrolle in der Hand, zwingen sie gleichsam die Techniker, sich, um des Friedens und Vertrauens willen, in ihrem Aeußeren auf dem Niveau zu halten, das diesem Bilde entspricht.

Weitaus am verhängnisvollsten tritt aber diese Wechselwirkung in's Leben, wenn die veralteten Unschauungen vom Wesen der Technik und der Techniker auch die der maßgebenden Persönlichkeiten im Staate sind und in den Behörden die Stimme erheben dürsen, welche endgültig über das Geschick der heranblühensden technischen Jugend entscheiden, nämlich derzenigen, vor welchen sie ihre Tüchtigkeitsprüfungen zu bestehen hat.

Die Denkweise dieser technischen Jugend wird naturgemäß in einem Staate, wo dies Plat greift, die von oben ber reflectirte sein, bis sie wieder an die obere Stelle tritt und so ad infinitum, wenn nicht ein bedeutsamer Geist oder ein

gewaltiges Greigniß das Gewebe des hin und wieder schießenden Schlendrians mit dem Einschlage von Philisterei zerreißt.

Exempla sunt odiosa; aber wir haben diese Wahrheiten allzudeutlich in einem sonst blühenden, wohlregierten Mittelstaate Deutschlands illustrirt gesehen, in dessen technischer Welt schön Wetter und Sonnenschein mehrere Jahrzehnte hindurch von einem alternden Militärtechniker, dessen Studien sich nie über die paar hundert Quadratmeilen seines Baterlandes hinaus erstreckt hatten und eines noch älteren Bürgermeisters einer kleinen Stadt befunden hat, der in Abgang allen berechtigten persönlichen Urtheils nothgedrungen auf das Wort der wenigen Techniker schwor, die er zufällig kennen gelernt hatte und nach ihren guten, alten Principien, Herr Graf, für trefsliche Praktifer hielt.

Die Technik dieses Landes wird ihrer ganzen Lebenskraft bedürfen, um durch die redlichen Mühen verschiedener Generationen ihrer Jünger der lähmenden Wechselwirkungen zwischen den Einflüssen ihrer Oberleitung auf ihr inneres Leben, ihre Schulung und die Entwickelung ihres Nachwuchses einerseits und der Ergänzung der Oberleitung aus den Kreisen der so herangebildeten Technik andererseits ledig zu werden! Inzwischen müssen die Folgen getragen werden!

Graf C. Ah nous voila! Sie plaidiren für mich, mon cher! Kann ein Stand, der, um solchen Zuständen zu steuern, nicht wie ein Mann zusammenssteht und dem Ungehörigen mit den Waffen der Wissenschaft und Bildung entzgegentritt, Anspruch auf selbständige Verwaltung seiner Angelegenheiten, auf entscheidende Stimme in derselben, auf völlige Gleichberechtigung mit den andern älteren Ständen erheben? Wann hat je die Entwickelung der Medicin, der Jurisprudenz, der Philosophie in einem Lande den Verwaltungseinschissen eines Sinzelnen unterlegen? — Statt dessen unter den Technikern Zwiespalt und Hader, um des Kaisers Bart. Querelles d'Allemand sollte man besser Querelles d'Ingenieur nennen. Die Form eines Ragels hat die sämmtlichen Techniker unserer Verwaltung, zu unserem Spotte, oft in zwei seindliche Lager gespalten. Divide et impera! Nirgends leichter als den Technikern gegenüber angewandt. Die Andern rusen's und herrschen. Der Stand ist unreis, — glauben Sie mir's, cher Baron — und die Verbindung Ihres charmanten Sohnes mit ihm eine pure Mesalliance.

Baron E. Schiller fagt: "Haft du die Trauben wohl je im Reller reifen geseh'n?"

Das laftende Gewölbe des Kellers, das das Reifwerden des Standes der Techniker zurückhält, ift der Organismus desfelben im Staate.

Dieser macht aus den Technikern allerdings nur die Werkzeuge in der Hand höheren, reiseren Ermessens. — Aber blicken Sie doch hin auf die gewaltigen Erscheinungen im Bereiche der freien Technik, auf die Niesenschöpfungen eines Krupp, Borfig, Hartmann, weit imposanter als irgend Etwas, was jemals dieser Art der Staat geschaffen, organisch aus kleinen Anfängen herausgebildet, aus sich selbst heraus nach gesunden, selbstwerständlichen Nothwendigseiten das Riesengessecht ihrer Organe entwickelnd und dem Winke ihrer Meister ohne Regierungsapparat gehorsam folgend, wohlseil verwaltet, nur nach Zweck und Kraft sachgemäß organisirt, ohne Schlendrian, ohne Usus, ohne In

ftructionenwuft, ohne vielschreibenden Formalienkram ein gewaltiges Leben exzeugend, in dem es keine faulen, mitschleppenden Elemente gibt, alle Kräfte unvereidigt und nicht durch Zwang, sondern durch reges Interesse am großen Ganzen, auf's Aeußerste ausbeutend — auf diese, mit einem Worte, wahrhaft technischen Organismen, dei deren Gestaltung kein anderer Stand die Hand im Spiele hatte, blicken Sie und gestehen Sie dann, daß die Fähigkeit der Selbstwerwaltung der Technik wohl innewohnt — wenn sie eben frei ist.

Graf C. Sie haben vollkommen Recht und ich hatte auf diese Erscheinungen der Technik nicht restectirt. In der That irritiren sie meine Ansichten und corrigiren sie in gewisser Beziehung, denn jene großen Fabrikkönige sind wirklich höchst respectvolle Individualitäten, die Fürsten ja selbst nicht unverzient mit hohen Orden und selbst dem Adel begnadeten und die — leider — so viele schöne Schlösser auskausen. — Aber was verstehen sie unter der Freiheit der Technik?

Baron E. Frei ift der Mensch, der Volksstamm, der Stand, der sich unbehindert, seinen Zwecken gemäß, entwickeln und dann mit Ehren thun und Lassen kann, was er will, ohne den Nächsten zu schädigen.

Graf C. A la bonne heure! Das läßt sich hören, aber jede Individualität muß der Fähigkeit theilhaft sein, in dieser Freiheit ihrer würdig zu wirken und zu existiren. Und wie wollen Sie diese Fähigkeit einem solchen neuen Eindringslingsstande beibringen? Châteaux en Espagne! Luftschlösser, cher ami!

Baron E. Durch die Erziehung, Graf, nur durch die Erziehung. Jede Art der Freiheit hat ihre Art der Erziehung, welche die Individualitäten für sie reift. Die wissenschaftliche, wie die politische Republik besteht nur durch Republikaner. Nur ein Stand, der aus ganzen Technikern besteht, ist der freien Entwickelung, der selbständigen Bethätigung der eigenen Bertretung seiner Interessen würdig. Es kann aber Niemand ein ganzer Techniker werden, der nicht vorher schon ein ganzer Mensch war.

Zieht ganze Menschen, die an allgemeiner Bildung und Lebensform auf der Höhe des Bölkerlebens und der civilisirten Gesellschaft stehen und macht aus diesen dann Techniker — das ist das ganze Geheimniß und die alleinige Lösung des Broblems.

Graf C. Leicht gesagt, aber —

Baron E. Auch nicht schwer gethan! Was gibt den älteren Ständen, den Juristen, den Medicinern, den Theologen, den Philosophen die gleichhohe Lebensbasis —? was läßt sie einander sich als ebenbürtig anerkennen? Die gleichen Ausgangshöhen der Bildung, die gleiche Grundentwickelung von Geist und Gemüth und Geschmack nach scientifischer, ästhetischer und ethischer Richtung. Sie wissen, daß sie sich verstehen, wenn sie zu einander sprechen, daß sie mit denselben Worten dieselben correcten Begriffe verbinden. Dieselbe Grammatik und Logik hat ihr Denkverwögen geschult, dieselbe Beschäftigung mit den edeln Schöpfungen der Alten und Neuen ihren Blick erweitert, ihren Geschmack geläutert. Einer weiß vom andern, aus welchem Holze er gehauen wurde und was aus ihm zu schniken ist. Die Vildung der Techniker hingegen steht ihnen fremd gegenüber. Sie sind nicht sicher, daß sie verstanden werden, wenn sie in

ihrer Sprache zu ihnen reden und jedenfalls glauben sie, und leider sehr oft mit Recht, die Lage ihres Ausdruckes um eine Octave herabstimmen zu müssen, wenn sie mit Technikern sprechen, um mit ihnen auf gleichem Riveau zu verkehren. Das ist das Eine, was die Techniker im Staatsleben noch in der gewissen Art von Unmündigkeit erhält, über die sie sieh beschweren und die Sie und Ihreszgleichen, Graf, von Ihrem Standpunkte aus vielleicht nicht mit Unrecht, für eine verdiente halten.

Graf C. Unsere Techniker behaupteten, daß das Studium der Mathematik und der inductiven Wissenschaften den Geist schärfer und präciser schule, als das der classischen Sprachen und der streng gegliederten Werke der Alten.

Baron E. İrrthum! Zugegeben vielleicht, daß jenes gewisse Richtungen der Urtheilskraft gleich klar entwickele, als dieses, aber das Versenken in die Wahrheiten aus dem Bereiche der Kraft und Zahl allein reicht nicht aus zur Ergründung alleitiger Bildung und die guten Geister der ästhetischen und ethischen Erziehung, die der Freude an dem Sbenmaß der Erscheinung, an der Gesammtheit einer schönen Lebensführung, die Grazien der Existenz, die eben den ganzen Menschen heranbilden, bleiben sicher dabei aus — und das ist's, was bisher meistenorts der Bildung der Techniker gemangelt hat.

Graf C. Also wäre, Ihrer Ansicht nach, Alles gethan, wenn die Techeniter auf Ghmnafien für die Fachbildung vorgeschult würden, wie die älteren Stände?

Baron E. Bieles wäre damit gethan und beginnt jest gethan zu werden, aber es fehlen dann noch zwei Clemente der Gestaltung des Mannes in seinem Bildungsgange. Das erste kann ihm die Schule gewähren, das zweite nur das öffentliche Leben.

Graf C. Und das Erfte ift?

Baron E. Die frühe Uebung in der Selbstbestimmung durch die Freiheit des Fachstudiums und des Lebens auf der hohen Schule. Der Student der Medicin, der Jurisprudenz ist sleißig und träg nach seinem Entschlusse, er reibt sich an Commilitonen oder verträgt sich, übt den Muth, prüft die Araft frei unter seines Gleichen. Der Mann wird zum Manne noch während des Lerens und tritt als solcher sertig in's Leben, wenn das Studium geschlossen ist. Diese energischen Lebensthätigkeiten zu entwickeln, boten die Techniker-Bildungsanstalten, welche die lebende, fertige Generation von Technikern erzogen, selten die Gelegenbeit. Die Form der wirklichen Hochschule sehlt ihnen bis in die neueste Zeit. Heut als Schüler überwacht, in jeder selbständigen Bethätigung gehindert, sollte der Techniker morgen im Kampf des Lebens den älteren Ständen gegenübertreten. Was Wunder, daß er fast immer unterlag und in Unmündigkeit erzhalten wurde.

Die Lehrjahre waren fast überall gut für den Techniker bestellt, aber nur wenigen war es vergönnt, durch reichdurchlebte Wanderjahre, freilich das beste aller Erziehungsmittel, die freie Sebstbestimmung der akademischen Zeit der älteren Stände zu ersetzen.

Aber dafür ift jetzt durch die erleuchtetsten Erzieher der technischen Jugend träftig Bahn gebrochen. Die technischen Hochschulen beginnen den Borgang

der allgemeinen Menschenbildung zu verlangen, sie nehmen mehr und mehr die Form der Universitäten an und es ist nicht gleichgültig, daß sie auch danach trachten, die Namenbezeichnung der Schule abzustreisen. Nomen et omen! Ein Student ist eben nicht bloß dem Namen nach ein anderes Wesen als ein Schüler.

Graf C. Was verlangen Sie nun endlich vom öffentlichen Leben für den Techniker?

Baron E. Nichts weiter als Ehre für den, dem Ehre gebührt. Ich verlange den Ruhm für den Techniker, wenn sein Werk rühmenswerth ist, so gut wie für Schriftsteller und Künstler. Ich verlange, daß der Name des Technikers, der eine gute, große That in seiner Kunst gethan hat, genannt werde von Behörden und Privaten, die es angeht. Ich verlange für den deutschen Techniker seinen Ehrenplat in den Ruhmeshallen seiner Nation, seine Bilbsäule wie sie England im Westminster Stephenson und auf öffentlichen Plätzen Locke und Brunel errichtete, — seinen Namen im Munde des Bolkes!

Jedes Nähmädchen kennt die Namen der Verfasser der Bücher, die sie lieft, jedes Bild erhält seinen Nimbus durch das Schildchen mit dem Namen seines Schöpfers, der Ungebildetste schämt sich, wenn er sich im Namen des Urhebers eines unbedeutenden Kunstwerkes irrt — und dann fragen Sie den Gebildetsten des deutschen Volkes, wenn sie über die kühnsten Eisendahnbauten dahin sliegen, mit dem edelsten Schisse reisen — ob einer unter Hundertausenden sich auch nur dafür interessirt, wer diese wunderbaren Bogen schlug, jene belebten Mechanismen erdachte. — Keine Antwort. —

Diese Schuld hat das öffentliche Leben an die Technik abzutragen, an dies ebelste und stärkste Werkzeug der Humanität und der Befreiung der Thätigkeit des Geistes vom Gewichte der Masse — und die Besten und Hervorragendsten des Bolkes haben die Pflicht, jeder an seiner Stelle das Seinige daran zu geben, daß dem Leben die Stellung für die Techniker abgerungen werde, deren sie bebürsen, um die Schätze ihrer Kunst vollwichtig ausmünzen zu können. Aber auch diese haben die noch heiligere Pflicht, nur solche Streiter in die Reihen zu stellen, auf die Niemand herabzublicken im Stande ist, und sehen Sie, bester Eraf, deshalb glaubte ich nicht besser thun zu können, als meinen alten Namen in die Wagschale zu wersen und meinen wohlerzogenen Sohn mit in jene Front treten zu lassen, die nach den wahren Zwecken der Technik hin, Schulter an Schulter gereiht, in unwiderstehlichem Vormarsche begriffen ist.

Graf C. Ah ma foi! Diese Anschauung ist mir neu. Also vogue la galère. Reugierig bin ich, wie die Sache abläuft. Präsentiren Sie mir Ihren Sohn wieder, wenn er ausstudirt hat — und dann noch präsentabel ist!

Die deutsche und die sateinische Schrift.

Bon Projeffor Dr. Johann Kelle.

Die beutschen Stämme wußten in der Zeit, in der fie mit den Römern in Berührung tamen, die Laute bereits durch dem Auge wahrnehmbare Zeichen für den inneren Sinn lebendig erftehen zu laffen. Sie haben die Runft des Schreibens aus ihrer früheren Heimath in jene Gegenden mitgebracht, in denen wir fie in dem Jahrhundert vor und nach Chriftus feghaft treffen. Nach Tacitus bedienten fic fich der Schriftzeichen zur Wahrfagung. Und eben wegen diejes Zusammenhanges mit dem Heidenthume find die Mönche, welche den Alemannen, Franken und Baiern das Chriftenthum verkundeten, den heidnischen "Nunen" ebenso feindlich entgegengetreten, wie der heidnischen Dichtung, die fie allmälig durch eine chriftliche zu ersetzen versuchten. Zur Aufzeichnung derselben fowie alles deffen, was mit der Bekehrung zusammenhing, oder auf das Er-Ternen der deutschen und den Unterricht in der lateinischen Sprache abzielte. bedienten sie sich fortwährend ausschlieklich jener Buchstaben, welche sie auch zur Niederschrift lateinischer Rede gebrauchten. Diese waren aber durch allmälige Umbildung der verwilderten altrömischen Schrift entstanden und glichen seit der Karolingischen Zeit unseren jegigen lateinischen Lettern. Gegen Ausgang des zwölften Jahrhunderts, in welchem fich die Buchftaben verlängern und nach unten verdicken, wurden an den früher gerade abgeschnittenen untern Enden ftarke Abschnittslinien angebracht. Dann biegen sich diese Striche selbst unten nach vorn in die Höhe, wodurch die Schrift ein wesentlich verändertes Aussehen gewann. Im vierzehnten Jahrhundert endlich wird die bis dahin immer aus geraden und gebogenen Linien zusammengesetzte Schrift edig. Es entstand bie im Begenfage gur früheren Zeit mit Ubfurzungen überladene Donch sich rift, so benannt, weil fie namentlich in den Klöftern ausgebildet wurde.

Und diese eckige Schrift wurde jeht gerade so ausschließlich angewendet, wie früher die runde gebraucht worden war, sei es daß man deutsche, sei es daß man lateinische Rede auszeichnen wollte, bis in jene Zeiten, in welchen der menschliche Geist die Buchdruckerkunst ersann, ohne welche alle jene Fortschritte undenkbar wären, die die Menscheit ihrem Endziele immer näher gebracht haben.

Man wurde indeg irren, wenn man annahme, daß jene Beglucker ber Menfch= heit irgendwie die Segnungen geahnt haben, welche wir dieser Erfindung verbanken, man wurde irren, wenn man glaubte, daß fie in dieser Erkenntniß des Entschlusses fähig waren, den Dank von Millionen Menschen dem Gewinne von etlichen hundert Gulden vorzuziehen. Der ebenso schlaue wie eigennützige Fuft würde Gutenberg, der der Erfindung bereits fein ganzes Bermögen geopfert hatte, niemals das zu weiteren Bersuchen nöthige Geld vorgestreckt haben, wenn er nicht gehofft hatte, durch die Idee feines Compagnons große Summen zu verdienen. Und auch Gutenberg selbst dachte nur daran, seine Erfindung in materiellem Sinne auszunüken. Er wollte seine auf mechanischem Wege rasch bergestellten Bucher zu demfelben Breise verkaufen, den die mühigm durch Abichreiben angefertigten Codices erzielten. Und zu diesem Zwecke wurden die billigen Bervielfältigungen der theueren Handarbeit so ähnlich gemacht, als es möglich war. Wie den Handschriften fehlen den ersten Drucken Seitenzahl und Titel. Die Anfangsbuchstaben wurden anfänglich bisweilen von den Mumina= toren in den Druck eingemalt, welche die Initialen auch in die Handschriften eingezeichnet hatten. Durch Aenderungen namentlich auf den zunächst in die Augen fallenden ersten und letten Seiten wurde eine Berschiedenheit der einzelnen Druckezemplare erftrebt. Die Inpen endlich haben die erften Drucker, worauf sie indeß schon an und für sich gewiesen waren, genau nach dem Mufter iener Buchftaben geschnitten, welche gleichzeitig in den Sandschriften üblich waren.

Wie theuer Handschriften bezahlt wurden, läßt fich freilich nur unvollstänbig ermitteln. Man kennt die Breise nämlich nur aus feltenen, gang aufälligen Notigen, welche Eigenthumer hierüber in ihre Bucher eintrugen, sowie aus Unschreibebüchern, die, stets privater und erhemerer Natur, nur in geringer Unaahl auf unfere Tage gekommen find. Doch wiffen wir, daß die Sanbichriften= preise, ungeachtet sie seit dem dreizehnten Jahrhundert aus verschiedenen Ursachen bedeutend sanken, noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts so hoch waren, daß es sich, so lange nicht alle Aussicht geschwunden war. Bücher auf mechanischem Wege rasch herzustellen, wohl lohnte, immer neue Summen an die Erfindung zu magen. Eine auf Pergament geschriebene Bibel koftete in den Zeiten des Fuft in Paris 400 bis 500 Kronen. Fuft felbst aber erhielt in Paris für ein Exemplar des erften größeren Werkes der neuen Runft, die fogenannte 42 zeilige Bibel, anfänglich 60 Kronen. Bald verkaufte er fie aber um 40 Kronen, ja noch billiger, da der Absatz in demselben Grade ftockte, in dem die völlige Gleichheit aller Exemplare, die man sich nur durch Zauberei erklären konnte, entdeckt wurde. Es scheint, daß die Räufer, welche fich für betrogen erachteten, ba man ihnen keine Sanbichriften verkauft hatte, fogar Schadloshaltung beanspruchten. Und doch wichen die Bücherpreise bald darauf noch mehr zurud. Ein unvorhergesehenes Ereigniß machte es nämlich den Erfindern ganz gegen Wunfch und Willen unmöglich, ihr Verfahren egoiftisch auszunüten. Papst Bius II. ernannte durch die Bulle vom 21. Aug. 1461 den Grafen Adolf von Naffau zum Erzbischof von Mainz. Der gleichzeitig abgesehte Erzbischof Diether von Jenburg ließ bei Schöffer und Fuft am 4. Aug. 1462 ein Manifeft drucken -- hier ift die neue Runft zum erften Male zu publiciftischem Zwecke angewendet worden -, in welchem er fein Recht zu vertheidigen und Hilfe gegen seine Teinde zu erwirken suchte. Adolf von Raffan überrumpelte Mains in der Racht vom 27. auf den 28. October desfelben Jahres und die Berrather ftectten den bewohntesten Theil der Stadt in Brand, durch welchen auch Tuft's und Schöffer's Bertftatte ein Raub der Flammen wurde. Ihre, sowie Guten= bergs Arbeiter gerftreuten sich und verbreiteten, wie fie glaubten durch die Umftande berechtigt, das Geheimniß, das zu bewahren fich die ersteren sogar eidlich verpflichtet hatten, nicht blog über Deutschland, sondern auch in fremde Länder. Behn Jahre nach dem Brande von Maing druckte man in Deutschland bereits in 9 Städten (in Mainz, Bamberg, Coln, Eltwill, Augsburg, Beromunfter, Nürnberg, Speier und Strafburg) und zwar überall mit jener eckigen oder et= was verrundeten, später sogenannten gothischen ober halbgothischen Schrift, welche die Erfinder der Kunft, die schneller als irgend eine ihrer Bollendung entgegenreifte, - Schöffer's Pfalterium, das 1457 gedruckt wurde, ift noch jett ein unübertroffenes Meisterftuck - bereits in mancherlei Abstufungen geschaffen hatten.

Gothisch oder halbgothisch, nur theilweise individuell gestaltet, ist die Schrift auch in den ältesten Drucken der Schweiz, Spaniens und Portugals, Schwedens und Dänemarks, Böhmens und Polens, der Niederlande und Englands.

In Frankreich haben die ersten Drucker ihre Thpen wohl genau den Buchstaben nachgesormt, welche sich damals in den Handschriften sanden. Sie waren runder, dünner als die gothischen. Aber später wählte Gering, dem Zeitgeschmacke hulbigend, die inzwischen verbessert gothische Schrift, Alemand ge-

nannt, die bald darauf zur ausschließlichen Geltung gelangte.

Mit gothischer Schrift druckten endlich auch einige der deutschen Meifter, welche die Erfindung nach Italien brachten, wo diese Dienerin der Wiffenschaft unter gunftigen außeren Berhaltniffen rafcher und herrlicher erblühte, als irgendwo. 1480 war fie ichon an 40 Orten jenes claffischen Bodens angefiedelt, mahrend fie gleichzeitig in Deutschland erft an 15 Orten heimisch geworden war. Andere haben die gothische Schrift dem damals in Italien herrschenden Schrift-Ductus niehr oder weniger anbequemt. So icon Swehnhehm und Pannart, welche aus Mainz in das bei Rom gelegene Klofter Subiaco gekommen waren. Richt lange aber begnügten fich diefe chemaligen Behilfen Gutenberg's mit diefen halbgothischen, unserer lateinischen Schrift ähnlichen Typen. Zwei Jahre nach Bollendung des erften italienischen Druckes, 1467, haben fie diefen den deutichen Bertftatten noch unbekannten romischen Schrift = Charakter, der über die Beit der Gothit in das achte und neunte Jahrhundert gurudreicht, ebenfo vollftändig wie meifterhaft nachgebildet. Sie ichufen neben der eckigen gothischen oder halbgothifden die runde römische oder lateinische Type, welche etliche Jahre barauf Johann von Göln und namentlich Nikolaus Jenfon aus Tours, ber die Runft gleichfalls in Mainz erlernt und nach Benedig gebracht hatte, ohne 3weifel nach Sandichriften aus der berühmten florentiner Schreiberschule noch mehr verrundeten und außerordentlich vervollkommneten.

In kurzer Zeit sanden diese sogenannten Benetianer-Lettern in den Deutsche Runbissau, VIII. 6. meisten italienischen Druckereien Eingang, deren zum Theil gelehrte Besitzer damals in edlem Wetteiser ihr hauptsächlichstes Streben darauf richteten, die Werke des classischen Alterthumes, auf welchen sich eine neue Bildung ausbaute, so rasch als möglich den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Und vorzugsweise mit den Werken der wiedererstandenen antiken Literatur verbreitete sich diese direct auf die antike Technik zurückgehende runde, später Antiqua genannte Schrift, welche die Humanisten, der eckigen Schrift abgeneigt, schon am Ansfange des Jahrhunderts bei Abschriften der alten Autoren angewendet und zu restaurien versucht hatten, rasch auch nach Deutschland. Schon 1472 druckte der Augsburger Drucker Günther Zainer aus Reutlingen, ein Gehilse Fust's und Schöffer's, des Isidorus Liber de responsione mundi et astrorum ordinatione mit Antiqua-Schrift.

Die Neuerung fand indeß nur sehr langsam Eingang. Fortwährend druckte man lateinische wie deutsche Bücher mit gothischer oder halbgothischer Schrift. Pfifter in Bamberg druckte z. B. zwischen 1456—1460 seine lateinische 36 zeilige Bibel mit denselben gothischen Theen, mit denen er 1461 Boner's Fabelbuch herstellte, das erste deutsche Buch, welches die Presse verließ. Und ebenso hat noch 1499 Koelhof aus Lübeck seine deutsche: "Cronica van Cöllen" mit denselben Buchstaben hergestellt, mit denen er 1472 sein lateinisches: Fraecoptorium divinae legis gedruckt hatte. Erst seit dem zweiten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts gewann die neue runde Schrift rasche Berbreitung. Man brauchte sie indeß wie ansänglich nur zum Drucke lateinisch geschriebener Bücher namentlich der antiken Schriftseller. Wer zuletzt ein in lateinischer Sprache abgesaßtes Buch mit gothischer oder halbgothischer Schrift gedruckt hat, kann ich nicht angeben. Ich weiß nur, daß in den achtziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts alle classischen mit Antiqua gedruckt sind.

In deutscher Sprache geschriebene Bücher wurden ununterbrochen ausschließlich mit halbgothischen oder gothischen Lettern gedruckt, die indek, obwohl fie fortwährend technisch verbeffert und künftlerisch verschönert wurden, auch noch am Anfange des fechzehnten Jahrhunderts einer einheitlichen Grundform und eines bestimmten Berhältnisses unter einander und ihrer einzelnen Theile entbehrten. Rachweislich haben sich denn auch Schönschreiber und Maler, welche für die Formschneider die Buchftaben zeichneten, unausgesetzt bemüht, diesem Mangel abzuhelfen. Daß aber unfere deutsche Druckschrift durch Albrecht Dürer geometrische Berhältnisse erhalten habe, ift ein Jrrthum des in Druckfachen fo erfahrenen Breitkopf, den nachzuschreiben man endlich aufhören follte. Durer fagt felbft, daß er feine Buchftaben für "die bauleut auch maler und ander", welche "etwan schrift an die hohen gemeuer pflegen zu machen" gezeich= net habe, "das fie recht buftaben lernen machen". Es ift nicht einmal richtig. "daß der nachahmende Diffverftand und die Achtung gegen den verdienftvollen Dürer eben dasselbe Berhältniß in die nachmalige Schönschreiberei und in die Druckschriften gebracht habe", wie Breitkopf an einer anderen Stelle behauptet. Denn man kann keinen Druck nachweisen, in welchem die Buchftaben fich finden welche dieser vielseitige Mann im dritten Büchlein seiner berühmten: "Underwenfung der meffung mit dem Zirdel und Richtscheht" conftruirt und gezeichnet

hat. Daß die Schrift, mit welcher der Augsburger Bürger Schönsperger im Auftrage Maximilian's I. "in der kahserlichen stat Kürnberg" 1517 den "Theuerbank" druckte, von den beiden Dürer'schen Alphabeten ganz unabhängig ist, zeigt schon die slüchtigste Bergleichung. Die Probe zu diesen Theen zeichnete der kaiserliche Hofsecretär Vincenz Rockner nach eigener Ersindung. Auch Johann Neudörsser der ältere war bei dieser vom Kaiser gebilligten Schrift unbetheiligt. Dieser um die Schönschreibekunst hochverdiente Mann zeichnete vielmehr, was Breitsopf allerdings aus der ihm vorliegenden mittelbaren Quelle nicht klar entnehmen konnte, später sür den Formschneider Heronhmus Andrea selbst "eine Prob von Fracturschriften, die schrift in Holz und darnach in stählerne Punzen und verändert dieselbige Schrift in mancherlei Größ".

Auch die Theuerdank-Schrift wurde bald in mancherlei Abstufungen gegoffen. Und diese auf die alte Mönchsschrift zurückgehenden, aus ihr vervollkommneten gothischen Theen fanden allmälig in allen Druckereien Eingang. Neben ihnen verschwand gleichzeitig nach und nach die alte regellos unvollkommene gothische Schrift.

Die halbgothische Schrift, welche später, man weiß nicht bestimmt aus welchem Grunde: Schwabacher Schrift genannt worden ist, wurde der Hauptsache nach wenig verändert, nur kleiner gegossen lange neben der gothischen, wegen ihrer gebrochenen Ecken jetzt auch Fractur genannten Schrift zum Druck sowohl lateinischer wie deutscher Bücher verwendet. Allmälig verschwand aber auch sie. Sie wurde nur mehr als Unterscheidungsschrift gebraucht, um in einem mit Fractur gedruckten Buche Titel, Citate, wichtige Stellen und dergl. hervorzuheben. Dermalen ist auch dieser Gebrauch selten geworden. Dagegen fängt man neuestens wieder an, ganze Bücher mit einer nach alten Mustern geschnittenen Schwabacher Schrift zu drucken; z. B. das eben in Wartig's Verlag erschienene Ceben Cessing's von H. Dünzer. Man sucht eben, wie es auch in anderen Dingen geschieht, die guten alten Formen wieder hervor.

Ob ihrer Schönheit drangen die Neudörffer'ichen Fracturtypen auch nach den Niederlanden und nach Frankreich, das ein Jahrhundert fpater felbft auf das deutsche Drudwesen seinen Ginfluß ausübte. Die frangofischen Wörter, welche in Folge der geiftigen und materiellen Abhängigkeit von Frankreich in immer wachsender Angahl in die deutsche Sprache einströmten, wurden, um fie fcon äußerlich als vornehmer erscheinen zu lassen, mitten in einem mit Fracturschrift gedruckten deutschen Buche mit lateinischen oder vielmehr mit frangofischen Lettern gesett, gerade so wie man gleichzeitig und schon früher mitten in einem mit Fractur gedruckten deutschen Buche die eingedrungenen lateinischen Wörter und Redensarten mit Antiqua drucken ließ. Ja so weit ist man im Laufe des der Fremdländerei ergebenen siebzehnten Jahrhunderts endlich in der Geschmacklofigkeit gekommen, daß man in einem und demfelben Borte ben beutschen und fremden Beftandtheil durch Fractur = und Antiquadruck unterschied; 3. B. ver= obligiret, geemployeert. Es entstand neben der Sprachmengerei eine Drudmengerei, der felbft jene huldigten, welche die Sprachmengerei aus Bergensgrunde hakten und verabscheuten.

Wann man angefangen hat beutsch geschriebene Bücher ganz mit lateinischen

Typen drucken zu laffen, darüber wiffen heut zu Tage felbst jene keine Auskunft ju geben, welche fich mit der Geschichte des Druckes beschäftigen. Ende des vorigen Jahrhunderts behauptete man gang allgemein, daß die lateinischen Inpen jum erften Male amischen 1740-1750 jum Druck deutscher Bücher verwendet worden wären. Ein Gelehrter widerlegte diese Anficht mit der, wie er glaubte, wichtigen Entdeckung, daß schon 1737 die deutsche Rede, welche der dänische Gefandtschaftsprediger Korthold zum Gedächtniß des Fabricius zu Wien gehalten hat, sowie Richen's beutsche Epicedia auf Fabricius lateinisch gedruckt sind. Indeß auch er hat sich um fast hundert Jahre geirrt. Schon 1654 ist ein deutsches Buch mit lateinischen Typen gedruckt worden, nämlich die erste Auflage der Uebersetzung des Tacitus von Melchior Grotnit. Und das ist wahrscheinlich überhaupt das erste deutsche Buch, bei welchem die lateinischen Lettern verwen= det wurden, wenn man von deutsch-lateinischen Wörterbüchern absieht, in welden der Gleichmäßigkeit wegen der lateinische Druck auch für das Deutsche schon im fechzehnten Jahrhundert vorkommt. So g. B. bei der 1512 gu Coln gedrudten gemma gemmarum.

Die deutschen Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts haben ihre lateinisch geschriebenen Werke mit lateinischen Theen seigen lassen, weil die aus Italien gekommenen Werke des classischen Alterthums mit lateinischen Lettern gedruckt waren. Und als sie jeht im Gegensah zur früheren Zeit wissenschaftliche Fragen immer allgemeiner in deutscher Sprache behandelten, ließen sie ihre deutsch geschriebenen Bücher mit derselben Schrift drucken, mit der bisher ihre lateinischen gedruckt worden waren, "um sie den ausländischen Litteratoren lesbarer zu machen." — "Es haben auch sonsten," sagt Leibnit 1697, "viele dasür gehalten, man sollte zu einem guten Theil teutscher Bücher beim Druck keine anderen als lateinische Buchstaben brauchen, und den unnöthigen Unterschied abschaffen, gleich wie die Franzosen auch ihre alten Buchstaben — — im gemeinen Gebrauch und sonderlich im Druck sast nunmehr ausgehoben." In Anbetracht der Bortheile, die sich daraus ergeben würden, war Leibnit selbst entschieden der Meinung, daß man die gothischen Buchstaben in Schrift und Druck überhaupt aufgeben sollte.

Indes sein Wort und Beispiel wurden nicht beachtet. Man druckte auch noch im beginnenden achtzehnten Jahrhundert, abgesehen von einzelnen wissenschaftlichen, namentlich philologischen Werken in der Regel ausschließlich mit Fracturschrift. Da regte Ramler 1749 unter den preußischen Dichtern die Idee an, die römischen Autoren nachzuahmen und zu übersehen, und diese Rachsahmungen und lebersehungen, wie es scheint, mit Rücksicht auf Friedrich II., der an die deutschen Lettern nicht gewohnt war, mit römischen Theen drucken zu lassen. Und wahrscheinlich in Folge dessen ließ Gleim noch in demselben Jahre seine zweite Sammlung "Lieder" lateinisch drucken. Die erste war mit deutschen Lettern geseht. Die lateinischen Theen gesielen Ewald Kleist so sehr, daß er am 2. Mai 1749 an Gleim schrieb: "Ich wollte, daß mein "Frühling" auch so gedruckt würde." Er ließ dann auch wirklich die erste, für seine Freunde bestimmte Auflage des Gedichtes 1749 mit lateinischen Buchstaben drucken. Gleim schrieb am 8. Januar 1761 an Kamler: "Lassen sie es (er meint die

neuen Oben) doch nebst dem Text mit lateinischen Lettern drucken; der junge Breitsops will es so sauber machen, als möglich ist. Er ist sehr für die lateinischen Lettern; die Franzosen, sagt er, hätten für unsere gothischen Buchstaben einen rechten Abscheu gehabt und alle Bücher mit lateinischen Lettern gedruckt weggesaust. — Lassen Sie doch unseres Kleist's kleine Ausgabe mit lateinischen Lettern drucken in klein Quart, wie ihre Cantaten." Sie wollten dadurch den Ausländern die Erlernung der deutschen Sprache erleichtern und sie gleichsam dazu einladen.

Und aus diefem Grunde mählten später auch Geffner, Jakobi, Bodmer, Denis, Blum, Ramler u. A. die lateinische Schrift, deren allgemeine Ginführung 1782 ein Ungenannter — wahrscheinlich Wieland — im "Teutschen Merkur" abermals verlangt. Denn "was damals," fagt er, "zu Bleims Zeiten, da viel= leicht noch kein Ausländer daran dachte, sich mit Erlernung unserer Sprache eine Mühe zu geben, mehr eine provisorische Fürsorge für einen fünftigen Fall, als ein wirkliches Bedürfniß war, scheint dermalen, da unsere Literatur die Aufmerksamkeit von Europa erregt, eine Art von dringender Nothwendigkeit zu fein." - "Damit die Deutschen mit allen gebildeten Bölkern Europas einerlei Buchstaben bekämen," schlug ein anderer Ungenannter das Jahr darauf im "Deutschen Museum" vor, "es möchten sich ungefähr acht ober neun der beften periodischen Schriften, die in Deutschland herauskommen, vereinen, mit Anfang des Jahres 1784 ihre Tagebücher und Monatsschriften mit lateinischen Lettern drucken zu laffen." Wieland, Adelung, Nitolai, Lichtenberg, Forster, Schlözer, Beiße, Bufching, Boie, Gedite, Biefter wurden aufgefordert, fich biefen Borfclag gefallen zu laffen, "ba fie alle über die größere Schonheit der lateinischen Buchstaben einig seien. Sie follten fich zeitig genug erklären, ob fie diesen Borfolag verwerflich finden."

Ubelung psichtete dem Ungenannten in seinem "Magazin" darin ausdrücklich bei, "daß Journale, welche häusig und mit Beisall gelesen werden, dazu am geschicktesten seien, weil ihre meisten Leser aus Liebhabern oder Dilettanten bestehen, welche sich am schwersten zu dieser Beränderung gewöhnen werden." Die eigentlichen Gelehrten seien bereits an die runde Schrift gewöhnt. Er verhehlte sich indeß keineswegs die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens und wünschte auch, daß mit dem sogenannten deutschen Druck auch die deutsche Schrift aufgegeben werde, "die nichts weiter ist, als eine klüchtige eckge Schrift".

Die runden Buchftaben hatten sich auch wirklich in kurzer Zeit so außersordentlich verbreitet, daß Wieland 1793 schreiben konnte: "— es ist endlich mit dem Gebrauch der lateinischen Settern dahin gediehen, daß diese letzteren zwar die sogenannten teutschen nicht gänzlich verdrungen, aber doch so viel über sie gewonnen haben, daß sie dermahlen saft ausschließlich zum Druck solcher Schristen und Werke, die man eines schönen Druckes vorzüglich würdig hält, oder denen man wenigstens durch eine zierliche Außenseite eine gefälligere Aufnahme zu verschaffen hofft, um so mehr gebraucht werden, da durch Baskerville's, Didot's u. A. Bemühungen die verschiedenen Arten der lateinischen Lettern an Schönheit der Form ungemein viel gewonnen haben." Als Druckwerke berühmt waren namentlich Baskerville's Vergil und Didot's Imitation de Jesus Christ, denen

bie Deutschen gleichzeitig keine ähnliche Arbeit an die Seite sehen konnten. Am nächsten kamen ihnen etwa Oberlin's Horaz und Teller's Sallust. Man begnügte sich nämlich in ganz Deutschland bis zum Ende bes siebzehnten Jahr-hunderts mit Copien der lateinischen Schrift, welche durch die Werke Froben's in Basel beliebt geworden war. Diese war aber mehr eine Nachahmung der römischen als der verbesserten venetianischen Schrift. Erst als durch die schönen holländischen Drucke der fast erstorbene Sinn für thyvographische Schöneheit wieder geweckt worden war, dachte man an eine Verbesserung der lateinischen Schrift. Ehrhardt in Leipzig ließ Matrizen aus Holland kommen und Jinck in Wittenberg ahmte die holländischen Then mit Geschick nach.

Gleichzeitig suchte man aber auch die feit der Mitte des fiebzehnten Jahr= hunderts ganglich vernachläffigte Fracturichrift zu verbeffern, deren Beibehaltung 1792 in Grater's "Bragur", 1793 im "Teutschen Merkur" und in anderen Zeitfcriften nachdrücklich befürwortet wurde. "Die deutsche Nation hat jest einmal ihre Lettern, fie mogen nun her fein, wo fie wollen, ihren Urfprung hat fie vergeffen, und halt fie für die ihrigen, ift damit zufrieden und will keine anderen." Auch Breitkopf in Leipzig, der früher für den lateinischen Druck Bartei genommen hatte, trat 1793 lebhaft für die jest sogenannten deutschen Lettern ein. "Warum," sagt er, "will man einer Nation eine Schriftart nehmen und verächtlich machen, die der Buchstaben wegen ihrer Sprache angemeffener ift jals Die, welche man ihr dafür aufdringen will? Diese Berachtung des beutschen Schriftcharafters ichreckt die Runftler ab, fie zu verbeffern und gang auszubilden, wie es mit dem Lateinischen des allgemeinen Beifalls wegen ganz natürlich hat geschehen müffen. Die beutschen Rünftler brauchen nur Ermunterung, an die deutsche Schriftart eben die Bemühung anzuwenden, welche an die lateinische in drei Jahrhunderten angewendet worden ift." Es fand fich aber trot diefer und noch anderer Ermunterung niemand, der auch nur das erreicht hätte, was Pankraz Lobinger in Nürnberg in der Schriftgießerei geleistet hatte.

Die neuen deutschen Didot'schen Lettern, die Unger in Berlin einführen wollte, fanden wenig Beifall. Besser gesiel Unger's 1793 veröffentlichte Probe einer "neuen Art deutscher Lettern", mit der dann auch z. B. das Jahr darauf Ricolai seine "Geschichte eines dicken Mannes" drucken ließ. Aber am Anfange unseres Jahrhunderts war diese hohe und schmale, magere und seinstrichige, mit Ecken, Spihen und Schnörkeln überladene Schrift, die nach der Fractur der damaligen Schreibmeister gezeichnet war, ebenso vergessen, wie jene, die der gesschickte Stempelschneider Gollner in Halle auf Anregung Campe's 1790 geschnitten hatte. So viel ich weiß, ist damit überhaupt nur Campe's "Einsiedler von

Wackworth" gedruckt worden.

"Man darf sich eben bei der Schrift, wenn sie gelingen soll, nicht auf sein Auge allein verlassen, sondern muß geometrische Regeln zum Grunde legen," sagte Breitkopf im Jahre 1793. Und von dem letzteren Standpunkt ausgehend verlieh Breitkopf der Fracturschrift wieder jenes seit Entartung der Neudörffer's schen und Theuerdankschrift mangelnde Ebenmaß, das sie der längst vervollkommneten, unaufhaltsam vordringenden lateinischen Schrift gegenüber mehr schrift, die alle theoretischen Bertheidigungen es vermochten. Die Breitkopsische Schrift, die

wohl gleichfalls auf der alten Fracturschrift beruht, aber mehr abgerundet ift, fand auch bald in allen Druckereien Eingang und liegt noch heut zu Tage direct oder indirect unserer |gewöhnlichen Druckschrift zum Grunde. Nur ift unvertenndar, daß neuestens die breiteren und runderen Formen der Schwabacher Schrift immer mehr Einfluß auf den Schnitt der Fracturschrift gewinnen, deren Bervollkommnung das "Archiv für Buchdruckerkunft" 1879 für dringend nöthig erachtete. Man findet sie zu mager und schmal.

Welche Schrift aber überhaupt absolut schöner sei, die deutsche oder die lateinische, auch diese ganz subjective Frage wurde vielsach in Zeitschriften ersörtert und selbstverständlich ganz verschieden beantwortet. Behaupteten die einen, "die Rundung der lateinischen Schrift sei unbedingt schöner," so sagten die andern, "eben diese einförmige Rundung der lateinischen Schrift — namentlich der Modelettern mit gleich dünnen Strichen — beleidige das Auge; dagegen sei das Ectige in der deutschen Schrift selbst ein Stück ihrer Schönheit." Im Allgemeinen aber hielt man seit den achtziger Jahren die lateinische Schrift sürschöner. Und deshalb ließ auch Wieland, der beredte Gegner der deutschen Schrift, außer seinen "Auserlesenen Gedichten" und seinen "Kleineren prosaischen Schriften" die große Prachtausgabe seiner Werke 1794 mit lateinischen Typen drucken.

Spater gab er jedoch den Fracturbuchstaben ebenfo wieder den Borzug, wie andere Schriftsteller, da fich das große Publicum mit den ungewohnten Typen nicht befreunden wollte. Campe mußte fein "Sittenbuchlein" bei der fünften Auflage wieder deutsch drucken laffen, weil die vierte, lateinisch gedruckte, bon vielen zurückgeschickt wurde. Roch weniger war man geneigt, die deutschen Buchstaben auch in der Schrift mit den lateinischen zu vertauschen, was jett gleichfalls wieder von einigen gerathen wurde. "Ich habe seit drei bis vier Jahren Gelegenheit genug gehabt," schreibt Wieland 1799 an seinen Berleger Göschen, "von Herren und Damen aller Classen und Stände aus ihrem eigenen Munde die Berficherung zu hören, daß fie deutsche Werke lieber mit den deutschen d. i. mit den gewöhnlichen Lettern gedruckt lefen, als mit lateinischen; auch ift, wenn man die Wahrheit ehrlich gestehen will, unleugbar, daß die Breitkopfischen Formen der deutschen Lettern das Auge weniger angreifen, als die lateinischen." Breitkopf felbst fagte, "daß niemand das Lesen lateinischer Schrift für feine Augen fo lange aushalte, als der teutschen," und derfelben Meinung war, abgesehen von vielen anderen weniger bekannten, auch Kant, der 1797 energisch gegen die Mode, mit den Didot'schen Thpen Ungers oder mit lateinischen Lettern au drucken, auftrat.

Auch später wurde die Ansicht von der Schädlichkeit der lateinischen Buchstaben für die Augen noch manchmal ausgesprochen, "daß aber diese Lettern an und für sich den Augen nicht nachtheiliger sind, als unsere teutschen, erhellt daraus, weil sonst in England, Frankreich und anderen Ländern, wo man sich ihrer bedient, die Augensehler häusiger sein müßten als bei uns, welches aber nicht der Fall ist," sagt bereits Hufeland, der selbst, freilich nicht ohne Widerspruch von Seite des Publicums, seine "Wakrobiotik" mit lateinischen Typen drucken ließ. "Wenn also die lateinischen Lettern," meint er, "einen Teutschen,

der gewohnt ist, teutsch zu lesen, etwas mehr anzugreisen scheinen, so liegt die Ursache bloß darin, weil er sie nicht gewohnt ist und das Angreisende verliert sich, sobald er sich daran gewöhnt hat, und fällt ganz weg, wenn wir gleich von Jugend auf an diese Lettern gewöhnt werden."

Und damit hat Sufcland den Grund eines neuen Vorwurfes angedeutet. der gleichfalls ebenso oft erhoben wie bestritten worden ist. Nach Zeitungs= berichten hat das Specialbureau des Fürsten Bismarck am 24. Mai 1881 einen Leipziger Berleger benachrichtigt, "daß nach allgemeinen Bestimmungen es unterfagt ift, dem Herrn Reichskangler Werke vorzulegen, welche in beutscher Sprache mit lateinischen Lettern geschrieben find, weil deren Lecture Gr. Durchlaucht gu zeitraubend ift." Ebenso sagte man auch schon am Ende des vorigen Jahrhunderts, daß sich die lateinischen Lettern schwerer, langsamer lesen als die deutschen. Das Auge fasse das Charakteriftische der einzelnen Buchstaben an den Eden und gebrochenen Linien viel rascher auf als an den runden und geraden. Man erkenne also die deutschen Buchftaben, welche fich scharfer von cinander unterscheiden, leichter wie die einformigen lateinischen. Indeß eigene Bersuche können jeden leicht überzeugen, daß diese Annahme unrichtig ift und daß der Grund, warum manche den lateinischen Druck vielleicht wirklich nicht jo rasch lesen wie den deutschen, lediglich darin zu suchen ift, daß wir von Jugend auf mehr an den deutschen gewöhnt werden.

Wieder aus einem anderen Gesichtspunkte zog 1798 Goethe's Mutter in den Kampf gegen die "neumodische Frake", wie sie die lateinischen Typen nannte. Sie schreibt am 12. März an ihren Sohn: "Nun ein Wort über unfer Gespräch ben deinem Siersehn über die lateinischen Lettern. Den Schaden den sie der Menschheit thun, will ich Dir gang handgreiflich darthun. Sie find wie ein Lustgarten der Aristokraten gehört, wo niemand als Roblesse — und Leute mit Stern und Bandern hinein durfen, unfere deutsche Buchstaben find wie der Prater in Wien wo der Kahser Joseph drüber schreiben ließ Vor alle Menfchen - wären beine Schriften mit den fatalen Ariftokraten gedruckt, fo allgemein wären fie ben all' ihrer Bortrefflichkeit nicht geworden — Schneider — Nähterinnen — Mägde alles lieft es - jedes findet etwas das so ganz vor sein gefühl paßt gehen mit der Literatur Zeitung - Doktor Hufnagel u. a. m. pele mele im Prater spatieren, ergöten fich seegnen den Autor und laffen ihn hoch leben!!! Was hat Hufland übel gethan fein vortreffliches Buch mit den vor die größte Menidenhälfte unbrauchbaren Lettern drucken zu laffen - follen den nur Leute von Standt aufgeklart werden? foll den der Beringe von allen guten ausgeschloffen sehn — und daß wird er — wenn dieser neumodischen Frate nicht einhalt gethan wird. Bon dir mein lieber Sohn hoffe ich daß ich nie solches menschenfeindliches Brodukt zu sehen bekomme." Schon 1770 hatte Bernhard Christian Breitkopf und Sohn in Leipzig Goethe's "Neue Lieder" mit lateinischen Typen hergestellt. Kurz vor diesem Briefe, 1789, wurde "Das Römische Carneval" von Unger in Berlin lateinisch gedruckt. Sat sich Goethe's Mutter deffen nicht erinnert? Die 1790 gleichfalls mit lateinischer Schrift gedruckte Abhandlung: "Bersuch die Metamorphofe der Pflanzen zu erklären" hat fie vielleicht nicht zu Gesicht bekommen. Auch nach diesem abfälligen Urtheil hat aber Goethe verschiedene Werke, die sich durch gefälliges Aeußere empschlen sollten, mit lateinischen Lettern drucken lassen; z. B. 1804: "Die natürliche Tochter" als Taschenbuch, 1819: "West Destlicher Divan." Im Allgemeinen war indeß Goethe, der sich auch beim Schreiben der lateinischen Schrift nur selten bediente, gleich allen andern Dichtern und Prosaisten den von Kästner verspotteten lateinischen Lettern abhold. In Folge der sich immer mehrenden Angrisse sind sie seit dem Ansange des Jahrhunderts überhaupt nicht bloß in der Literatur, sondern auch in der Wissenschaft entschieden wieder zurückgetreten. Zur Zeit der Befreiungskriege ist man den "undeutschen" runden Lettern auch aus politischen Gründen entgegengetreten.

Doch bald kamen die lateinischen Typen, namentlich in philologischen, medicinischen und naturwissenschaftlichen, technischen und kunstwissenschaftlichen Werken wieder in Aufnahme, in denen sie unbestreitbare Vorzüge besitzen und daher auch heut zu Tage sast ausschließlich gebraucht werden. Die in solchen Werken häusig vorkommenden lateinischen Kunstausdrücke und Citate können nicht mit Fractur gesetzt werden, es muß also der Text mit Untiqua gedruckt werden, soll durch den Wechsel zwischen Fractur= und Antiquaschrift nicht ein allen Schönheitssinn verletzendes Schriftgemisch entstehen.

Rechts- und staatswissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen werden theils mit Antiqua, theils mit Fractur gesett. In der historischen, philosophischen und theologischen Literatur herrscht noch die letztere. Schristen für das Volk endlich, schöngeistige Literatur, Andachts- und Unterrichtsbücher, Unterhaltungsschristen, Rachschlagebücher, populärwissenschaftliche Werke, sowie namentlich Zeitungen werden mit ganz geringen Ausnahmen — die Kölnische Zeitung druckt z. B. ihre Handelsnachrichten, die Berliner Börsen-Zeitung ihre Abendelungsabe mit lateinischen Lettern — ausschließlich mit Fracturschrift gedruckt. Karl B. Lorck in Leipzig, der alle im Jahre 1880 erschienenen Bücher mit Kückschausschlich wissenschaftlichen Werken (die theologischen ausgenommen) 40 Procent mit Fractur und 60 mit Antiqua gedruckt sind. Bon der allgemein belehrenden und unterhaltenben sowie der geschäftlichen und gewerblichen Literatur wurden 79 Procent mit Fractur und 21 mit Antiqua gedruckt. Im Ganzen sind 60 Procent aller im Jahre 1880 erschienenen Bücher mit Fractur und 40 mit Antiqua hergestellt.

Wir Deutsche stehen also hinsichtlich unseres Druckes ungefähr auf demselben Standpunkte, auf dem sich die Dänen und Norweger besinden, die erst am Ende des vorigen Jahrhunderts anfingen, in der Landessprache geschriebene Bücher mit lateinischen Theen (latinsk stil) zu drucken. Bei den Schweden dagegen ist die Fracturschrift (svensk stil) fast verschwunden. Sie sindet sich nur noch in ganz kleinen Provinzblättern und in wenigen für das Volk berechneten Gesang- und Gebetbüchern.

In Holland, wohin die Antiqua durch Albertus Pafroet von Deventer um 1510 vordrang, druckt man dermalen mit der alten gothischen Fracturschrift (gotische letter) gleichfalls nur noch Bibeln, Psalm-, Gesang- und Gebetbücher für die Orthodoren, die sich an die neue, lateinische Schrift erst allmälig und ungern gewöhnen. Auch in vlämisch Belgien, wo schon 1483 Johannes

von Westksalen mit Antiqua (romeinsche letter) druckte, hielt sich die gothische Type am längsten in jenen Kreisen, welche in ihrer Lehre und ihrem gottessbienstlichen Leben am Alten sesthielten. Roch um 1830 druckte man damit ferner einzelne Schulbücher. Gegenwärtig kann sie aber als völlig verschwunden betrachtet werden. Denn auch der Versuch etlicher Mitglieder der Akademie zu Brüssel, die Texte mittelniederländischer Schriftsteller, z. B. J. von Maerlant, mit einer nach älteren Mustern geschnittenen gothischen Schrist drucken zu lassen, fand keine allgemeine Rachahmung.

Nach solchen Borbilbern sind auch die sogenannten Kenaissance-Theen geschnitten, welche in Frankreich, wo Mickel Bascosan in der Mitte des sechsehnten Jahrhunderts zuerst die gothische Thee mit der Antiqua vertauschte, als Zierschrift gebraucht werden. Abgesehen davon aber herrscht in Frankreich seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts ausschließlich die lateinische Schrift (Romain), die die gothische fast gleichzeitig auch in England verdrängte, wohin die Antiqua (Roman) durch Whnkyn de Worde am Ende des fünfzehnten Jahrshunderts gekommen ist.

In Italien gelangte die runde römische Schrift schon am Ansange des sechzehnten Jahrhunderts zum Durchbruche. Seit Francesco de Bologna auf Beranlassung des berühmten Druckers Aldo Pio Manutio nach der römischen Kanzleischrift eine liegende lateinische Schrift, die sogenannte Cursiv, von den Franzosen Italique, von den Engländern Italica genannt, geschnitten hatte, verschwand die halbgothische allmälig auch aus den Citaten, zu denen sie am längsten benützt wurde.

Ob der Fracturdruck auch in Deutschland einmal außer Gebrauch kommen wird? — Er wird dermalen mehr bekämpft, als vertheidigt, und zwar, wie bekannt, auch noch aus anderen Gründen, als früher dafür oder dagegen geltend gemacht worden find.

"Es kann," sagen z. B. die einen, "nicht in Abrede gestellt werden, daß der sogenannte deutsche Druck die Verbreitung deutscher Bücher im Auslande erschwert. Und soll diese Erschwerung, die schon Leibnitz beklagte, in einer Zeit fortbestehen, in der die Eulturvölker in gegenseitigem Interesse die möglichste Erleichterung des internationalen Verkehrs erstreben und nicht Anstand nehmen, ihr auf allen Gebieten die werthesten heimischen Ueberlieserungen zu opfern?" — "Es unterliegt keinem Zweisel," sagen die anderen, "daß nur der inhaltliche Werth es ist, der den Büchern im Ausland wie im Inland Leser gewinnt. Je ausgezeichneteres unsere Schriftsteller leisten werden, um so mehr werden sie von den Nachbarn gelesen werden, ungeachtet sie der Druck derselben nicht anheimelt." Ja man hat gesagt, wenn die Ausländer von uns lernen, wenn sie sich mit uns wissenschaftlich unterhalten wollen, so sollen sie sich auch bequemen, unsere Schrift lesen zu lernen.

"Unsere Buchstaben sind doch ursprünglich lateinisch und nur durch Künstelei der Mönche etwas verändert." — "Das gehört nicht hierher und hat keine beweisende Kraft; denn die Frage ist nur diese: ob unsere gegenwärtigen deutschen Buchstaben bequeme Ton= und Lesezeichen sind. Geset, die lateinischen wären

beffer, so sind sie es doch nicht deswegen, weil sie älter sind. Wenn die Veränderungen der Buchstaben keine Verschlimmerungen sind, so kommt Alter oder Neuheit so wenig in Betrachtung wie das Absolutschöne der Lettern."

Tadeln die einen, daß die Fracturschrift für manchen eigenthümlichen Laut kein besonderes Zeichen besitze, so entgegnen die anderen, daß die Antiquaschrift derselben gleichsalls entbehre. "Die Fracturschrift," wurde gesagt, "zwingt alle Drucker sich mit einem zweisachen Borrath lateinischer und deutscher Thyen auszurüften, während anderwärts Latein und Bulgär mit denselben Lettern gesetzt wird." — "Dieser Borwurf," ist erwidert worden, "ist so nichtig wie jener, daß die deutsche Schrift nöthige, in der Schule die Zahl der Alphabete zu versdoppeln." Man dürse einem Bolke nicht zumuthen aus so ganz äußerlichen Kücksichten seine Druckschrift aufzugeben, die mit seiner ganzen geistigen und tünstlerischen Entwickelung zusammenhange, in die es seine Individualität gezossen habe.

Indeß — und das ist die hauptsache — die Fracturtypen find kein specifisch deutsches Erzeugniß, fie find keine Nationalschrift. Sie reproduciren bem Wesen nach eine Schrift, welche gleich bem gothischen Bauftil nach Ort und Zeit individuell geftaltet feit dem vierzehnten Jahrhundert über alle germanischen, romanischen und theilweise flavischen Länder verbreitet mar. Böchftens, daß Deutschland das Meifte jur Ausbildung der Fracturtnben beigetragen hat, die einst dieselbe Berbreitung hatten, wie die ihnen jum Grunde liegende gothische Schrift. Man kann also von einem deutschen Druck nur in dem Sinne reben, in dem man von einem deutschen Bauftil, dem romanischen gegenüber, redet. Ectige und runde Buchftaben reprafentiren einen nach der Beit berichiedenen Runftgeschmack und tein nationaler Grund kann uns beftimmen, diese eckigen Typen, die durch Breitkopf ihres gothischen Charakters vollends entkleidet worden find, beizubehalten. Es ift auch kein nationaler Grund gewesen, aus dem die anderen Bolter zu der runden Schrift guruckgekehrt find, an deren Ausbildung, Beredlung und Reinigung von allen gothijchen lleberreften gleichfalls alle Bolker Guropa's Theil genommen haben. Die gothische Schrift ift bei diefen Bolfern in demfelben Berhältnig allmälig guruckgetreten, in dem die eingelebte Gothit der antifen Architettonit, der Renaiffance, wich.

In Deutschland hatte die Kenaissance mehr und länger gegen die Gothik zu kämpfen als in allen übrigen Ländern Europa's, England ausgenommen. Es erklärt sich also, warum die gothische Schrift hier länger bestand. Und als auch hier endlich die Gothik der Kenaissance unterlag, da war die gothische Schrift, abgesehen davon, daß die Zeit des Barockstils die Rückkehr zur einsacheren, edleren Form nicht begünstigte, durch Erziehung und Gewohnheit so festegwurzelt, daß die von äußeren Verhältnissen ausgehenden Bemühungen einzelner, sie durch die Antiqua zu ersehen, nur theilweise von Ersolg begleitet sein konnten.

Es wird auch kein Einsichtiger glauben, daß man diese durch jahrhundertlangen Gebrauch eingebürgerte Schrift, mit der Tausende von Büchern gedruckt sind, die von Generation auf Generation vererben, jest mit einem Male aufgeben könne. Ich meine, daß es nicht einmal räthlich wäre, auf plögliche Beseitigung der Fracturthpen direct, sei es in der Schule, sei es im Amt, allzusehr hinzuarbeiten. Reformen dürsen nicht durch äußeren Zwang gemacht werden, sondern müssen aus inneren Berhältnissen entstehen; denn jede von einzelnen ausgehende Berbesserung ist ersolglos, wenn die Gesammtheit zu ihrer Aufnahme nicht befähigt ist. Doch bin ich überzeugt, daß die lateinische Schrift auch ohne äußeres Eingreisen aus innerer Nothwendigkeit immer mehr um sich greisen, und daß schließlich die Fracturschrift auch in Deutschland untergehen wird, wie sie in Italien, Frankreich, England, Schweden, Belgien untergegangen ist. Alle romanischen und germanischen Bölker werden sich einmal zur Aufbewahrung ihrer Gebanken der gleichen Zeichen bedienen.

Karen.

Stigge aus Bütlanb

nad

Alexander Kielland.

Es war einmal im Kraruper Kruge ein Mädchen Namens Karen.

Sie besorgte allein die Bedienung der Gäfte, denn die Wirthsfrau ging fast immer umher und suchte nach ihren Schlüffeln. Und es kamen Biele in den Kraruper Krug, sowohl Leute aus der Umgegend, die sich hier versammelten, wenn es am Herbstadend zu dunkeln ansing, und in der Wirthsstude saßen und Kasseepunsch so ganz im Allgemeinen, ohne bestimmten Zweck tranken, als auch Reisende und Wanderer, die blau vor Kälte und durchweht, stampsend eintraten um sich etwas Warmes zu Gemüthe zu führen, damit sie es bis zum nächsten Krug aushalten könnten.

Karen aber konnte mit Allem allein fertig werden, obgleich sie ganz still

einherging und niemals Eile zu haben schien.

Sie war klein und schmächtig, noch fast ein Kind, ernst und schweigsam, so daß die Handelsreisenden keinen Gefallen an ihr sanden. Aber den gesetzten Leuten, für die der Wirthshausbesuch eine Sache von Bedeutung war und die darauf hielten, daß ihnen der bestellte Kassee rasch und siedendheiß gereicht ward, war Karen um so lieber. Und wenn sie sich zwischen den Gästen hindurchwand mit ihrem Präsentirbrett, wichen die wohlbeleibten friesbekleideten Gestalten zur Seite; man machte ihr Plah, das Gespräch stockte einen Augenblick, Alle mußten ihr nachsehen, sie war gar zu niedlich.

Raren hatte jene großen grauen Augen, die gleichzeitig zu sehen und weit weit vorbei zu sehen scheinen und die Augenbrauen waren wie voll Ber-

wunderung hoch gewölbt.

Deshalb glaubten Frembe, daß fie nicht richtig verstehe, was sie bestellten. Uber Karen hörte es gut und machte nie einen Fehler. Sie hatte nur so etwas Besonderes an sich — als ob sie in weite Ferne nach etwas aussähe — oder horche — oder warte — oder träume.

Der Wind kam von Weften her über das flache Land. Er hatte lange schwere Wellen über die Westsee hin gewälzt; salzig und seucht von Schaum und Gischt hatte er sich auf die Küste geworsen. Aber in den hohen Dünen mit dem langen Strandgras war er trocken und sandig und etwas müde geworden, und als er den Kraruper Krug erreichte, hatte er noch gerade soviel Kraft, um das Thor des Reisestalls aufzureißen.

Und das Thor fuhr auf und der Wind erfüllte den großen Kaum und drang in die Küchenthür, die angelehnt stand. Und zuleht ward der Druck der Luft so stark, daß auch das Thor am anderen Ende des Stalles aussprang. Und nun suhr der Westwind triumphirend hindurch, schwenkte die Laterne, die unter dem Dache hing, hin und her, riß dem Stallknecht die Mühe ab und rollte sie hinaus in die Finsterniß, warf den Pserden die Decken über den Kopf, und wehte ein weißes Huhn von der Hinersteige hinab in den Wassertrog. Und der Hahn erhob ein surchtbares Geschrei und der Knecht fluchte und die Hühner schrieen und die Küche war voll Rauch und die Pserde wurden unruhig und schligen Funken aus den Steinen, selbst die Enten, die sich nahe bei den Krippen zusammengekauert hatten, um gleich bei der Hand zu sein, wenn Hafer verstreut ward, singen an zu schnattern und der Wind brauste mit einem Höllenlärm hindurch, dis ein paar Männer aus der Wirthsstube herauskamen, sich mit dem Kücken gegen die Thorslügel stemmten und sie wieder zusammenfügten, während die Funken aus den großen Tabakspseisen ihnen in den Bart slogen.

Nach Bollbringung dieser Thaten warf sich der Wind über die Haide hin, suhr längs den tiesen Gräben und rüttelte den Postwagen, auf den er etwa eine halbe Meile vom Kruge stieß, tüchtig durch.

"Welch' fürchterliche Eile er doch immer hat nach dem Kraruper Krug zu kommen," brummte der Postillon Anders und klatschte mit der Peitsche über die dampfenden Pferde.

Denn wohl zum zwanzigsten Mal hatte der Conducteur das Fenster herabgelassen, um ihm etwas zuzurufen. Zuerst war's eine freundschaftliche Einladung auf einen Kaffeepunsch, dann aber nahm die Gemüthlichkeit immer mehr ab, das Fenster suhr klirrend nieder und einige kurze Bemerkungen suhren hinaus über Pferde und Kutscher, die wenigstens für diesen nicht sehr schmeichelhaft sein konnten.

Der Wind aber strich tief am Boden hin und lange unheimliche Seufzer zogen durch die steisen Haidekrautbüschel. Es war Bollmond, aber der Himmel von dichten Wolken bedeckt, so daß nur ein weißes Dämmerlicht über die Nacht ausgebreitet lag.

Hinter dem Kraruper Kruge lag das düstere Moor mit den schwarzen Torfstichen und den tiesen gefährlichen Löchern. Und zwischen den Haidekrautbüscheln schlängelte sich ein Streisen Gras, der wie ein Weg aussah; aber es war kein Weg, denn er endete jählings an der Kante einer Grube, die größer und tieser war als die anderen.

Im Grasftreisen aber lag der Fuchs glatt niedergekauert und lauerte, und ber Hase hüpste leichtfüßig über die Haide.

Der Jucks konnte mit Leichtigkeit berechnen, daß der Hase so spale so spät am Abend keinen langen Kreis laufen werde. Er streckte die Schnauze vorsichtig in die Höhe und machte einen Ueberschlag, und indem er in der Richtung des Windes zurückschlich, um einen guten Platz zu finden, von wo er sehen könnte, wo der Hase den Kreis schließen und sich niederlegen würde, dachte er selbstgefällig, wie doch die Füchse immer klüger und die Hasen immer dümmer werden.

Raren. 447

Drinnen im Wirthshaus war ungewöhnlich viel zu thun, denn ein Paar Handelsreisende hatten Hasenbraten bestellt; der Wirth war zu einer Auction nach Thisted gesahren und die Frau war nicht gewohnt, mit etwas Anderem zu schaffen zu haben, als mit der Küche. Nun aber tras es sich so unglücklich, daß der Advocat den Wirth sprechen wollte, und da dieser nicht zu Hause war, mußte die Frau einen langen Bescheid anhören und einen äußerst wichtigen Brief entgegennehmen, was sie ganz außer Fassung brachte.

Am Dsen stand ein fremder Mann in geölten Schisferkleidern und wartete auf eine Flasche Sodawasser; zwei Fischhändler hatten dreimal Cognac zu ihrem Kassee verlangt, der Knecht des Wirths stand mit einer leeren Laterne in der Hand und wartete auf ein Licht, und ein langer dürrer Bauersmann versolgte Karen ängstlich mit den Augen: er sollte 63 Dere auf eine Krone heraus haben. Karen aber ging und kam, ohne sich zu übereilen und ohne sich zu irren. Man hätte kaum glauben sollen, daß sie sich in allen diesen Dingen hätte zurecht sinden können. Die großen Augen und die verwunderten Augenbrauen waren wie gespannt in voller Erwartung; den kleinen seinen Kopf hielt sie still und sest, als wolle sie sich nicht verwirren lassen in all' dem, woran sie zu denken hatte. Ihr blauwollenes Kleid war ihr zu eng geworden, das Halsqueder schnitt etwas in die Haut ein und bildete eine kleine Falte am Halse unter dem Haar.

"Die Mädchen von Agger haben eine so weiße Haut," sagte der eine Fisch= händler zum anderen. Es waren junge Leute und sie sprachen von Karen als Kenner.

Es ftand Jemand am Fenster; der sah nach der Uhr und sagte: "die Post kommt früh heute Abend."

Es raffette über die Pstaftersteine draußen; das Thor des Stalls ward aufgeschlagen und der Wind rüttelte wieder an allen Thüren und trieb den Rauch aus den Oefen.

Karen trat zur Küche hinaus, in dem Augenblick, wo die Thür zur Gaststube geöffnet ward. Der Conducteur trat herein und begrüßte die Gäste mit einem "Guten Abend".

Er war ein großer hübscher Mann mit dunkelen Augen, ein krauser schwarzer Bart umrahmte sein Gesicht und lockiges Haar bedeckte den kleinen Kopf. Der lange saltige Mantel von dem prachtvoll rothen königlich dänischen Tuch war mit einem breiten Kragen von schwarzem Pudelsell, der über die Schultern herabsfiel, geziert.

Das ganze Licht von den beiden kärglichen Parafinlampen, die über dem Tische hingen, schien sich verliebt auf die rothe Farbe zu werfen, die gegen all' das Graue und Schwarze, das sich in der Stube besand, so grell abstach. Und die hohe Gestalt mit dem kleinen krausen Kopf, dem breiten Kragen und den langen purpurrothen Falten wurde, indem sie durch die niedrige rauchgeschwärzte Stube ging, zu einem Wunder von Pracht und Schönheit.

Karen kam rasch von der Küche herein mit ihrem Präsentirbrett; sie neigte den Kopf, so daß man ihr Gesicht nicht sehen konnte, während sie von einem Gaft zum anderen eilte.

Den hafenbraten fette fie den beiden Fischhändlern bor und brachte den

beiden Handelsreisenden, die in der anstoßenden Stube saßen, eine Flasche Sodawaffer. Dann gab sie dem bekümmerten Bauersmann ein Talglicht, und indem sie wieder hinausschlüpfte, steckte sie dem Fremden am Ofen 63 Dere in die Hand.

Die Wirthsfrau war in der größten Berzweiflung; allerdings hatte sie ganz unvermuthet ihre Schlüssel gesunden, aber gleich darauf hatte sie den Brief des Abvocaten verloren und nun entstand in der Wirthsstube eine grenzenslose Berwirrung; Keiner hatte bekommen, was er bestellt hatte, Alles rief durchseinander, die Handelsreisenden klingelten unaufhörlich mit der Tischglocke, die Fischhändler wollten sich über den Hasenbraten, der sich vor ihnen auf der Schüssel spreizte, halb todt lachen; der bekümmerte Bauersmann tupste der Wirthsfrau mit seinem Talglicht auf die Schulter, er war so aufgebracht wie ein Puterhahn. Und in all' dieser verzweiselten Berwirrung war Karen spurslos verschwunden.

Der Postillon Anders saß auf dem Bock; der Stallknecht stand bereit, die Thorslügel zu öffnen; die Reisenden drinnen im Postwagen wurden ungeduldig, und auch die Pserde, obgleich sie keine Freude zu erwarten hatten, und der Wind rasselte und pfiss durch den Stall.

Endlich kam der Conducteur, auf den man wartete. Er trug feinen großen Mantel über dem Arm, als er an den Wagen trat und machte eine kurze Entschuldigung, daß man gewartet habe. Das Licht fiel ihm in's Gesicht; er sah sehr erhist aus, was er lächelnd auch selbst zugab, indem er den Mantel anzog und sich neben den Kutscher setzte.

Das Thor ging auf und der Postwagen rollte von dannen. Anders ließ die Pferde sachte gehen, jeht hatte es ja keine Eile mehr. Bon Zeit zu Zeit schielte er nach dem Conducteur an seiner Seite, der noch still vor sich hin lächelte, während ihm der Wind durch das Haar suhr.

Der Postillon lächelte auch auf seine Weise; er mochte wohl etwas ahnen. Der Wind begleitete den Wagen bis zu einer Wendung des Weges und warf sich dann wieder über die Ebene und lange unheimliche Seufzer zogen durch die dürren Haidekrautbüschel. Der Fuchs lag auf dem Posten, Alles war genau berechnet, der Hase mußte bald kommen.

Drinnen in der Wirthsstube war Karen endlich wieder aufgetaucht und die Berwirrung legte sich allmälig. Der bekümmerte Bauer ward von dem Licht befreit und erhielt seine 63 Oere und die Handelsreisenden machten sich an den Hasenbraten.

Die Wirthsfrau wehklagte ein wenig, aber fie zankte Karen nicht aus, kein Mensch auf der Welt hätte Karen schelten können.

Ruhig und ohne sich zu übereilen ging sie einher, und die stille Gemüthlichsteit, die immer ihren Spuren folgte, breitete sich wieder über die trauliche halbdunkele Wirthsstube. Die beiden Fischhändler aber, die außer dem ersten noch einen zweiten Cognac zum Kaffee erhalten hatten, waren ganz von ihr eingenommen. Ihr sonst bleiches Gesicht war leicht geröthet und trug halbeverborgen den Schimmer eines Lächelns, und wenn sie einmal die Augen ausschlug, suhr es ihnen durch alle Glieder.

Als fie aber fühlte, daß die Angen der Männer fie verfolgten, ging fie in

Raren. 449

das Zimmer, wo die Handelsreisenden saßen und machte fich daran, einige Theelöffel am Schenktisch zu pugen

"Bemerkten Sie den Conducteur?" fragte der eine der Reisenden.

"Nein, ich sah ihn nur so im Vorübergehen; er ging wohl gleich wieder hinaus," erwiderte der Andere mit vollem Munde.

"Berteufelt hübscher Kerl! Ich habe seine Hochzeit mit gefeiert."

"So, ift er verheirathet?"

"Jawohl, seine Frau wohnt in Lemvig; ich glaube, sie haben zwei Kinder. Sie war die Tochter des Gastwirths in Ulstrup, und ich sam dort gerade am Hochzeitsabend an. Das war eine lustige Nacht, versichere ich Sie!"

Karen ließ die Theelöffel fallen und ging hinaus. Sie hörte nicht, was ihr in der Gaststube nachgerusen ward; sie ging über den Hof auf ihre Kammer, schloß die Thür ab und begann halb bewußtloß das Bett aufzumachen. Ihre Augen wurden starr in der Dunkelheit, sie faßte sich am Kopf, sie faßte sich vor die Brust — sie stöhnte — sie konnte nicht begreisen — nicht begreisen.

Als sie aber die Wirthsfrau kläglich: "Karen! liebe Karen!" rufen hörte,

fuhr fie auf, zum Hofe hinaus, hinter das haus, in die haibe.

Im Halblicht schlängelte sich der kleine Grasstreisen zwischen dem Haidekraut, als ob es ein Weg wäre; aber es war kein Weg, Niemand durfte es für einen Weg halten, denn er führte jählings an die Kante der großen Grube.

Der hase schnellte empor, er hatte ein Plätschern gehört. Er rannte wie beseffen in langen Sprüngen von dannen; bald mit zusammengezogenen Beinen, bald unglaublich langgestreckt hüpfte er wie eine fliegende Handharmonika über die Haide.

Der Fuchs streckte die spitze Schnauze empor und starrte erstaunt dem Hasen nach; er hatte das Plätschern nicht gehört. Denn nach allen Regeln der Kunst hatte er sich in einem tiesen Graben herangeschlichen, und da er sich keines Fehlers bewußt war, konnte er das Benehmen des Hasen durchaus nicht verstehen.

Lange stand er da mit emporgehobenem Kopf und gesenktem Hinterkörper, den buschigen Schwanz im Haidekraut versteckt; und er sing an darüber unschlüfsig zu werden, ob die Hasen klüger, oder die Füchse dümmer geworden seien.

Aber als der Weftwind eine lange Strecke gelaufen war, ging er in Nordwind über, dann ward er Oftwind, dann Südwind und kam zuletzt wieder über das Meer als Weftwind, warf sich in die Dünen und lange unheimliche Seufzer zogen durch die dürren Haidekrautbüschel.

Aber da fehlten im Kraruper Kruge zwei verwunderte graue Augen und ein blautvollenes Kleid, das zu eng geworden war. Und die Wirthsfrau wehklagte mehr als gewöhnlich; fie konnte es nicht begreifen — Keiner konnte es begreifen — den Postillon Anders und noch Einen ausgenommen. —

— Wenn aber alte Leute der Jugend eine recht ernste Warnung ertheilen wollten, pflegten sie wohl so zu beginnen: "Es war einmal im Kraruper Kruge ein Mädchen Ramens Karen."

Die Berliner Theater.

Berlin, den 8. Februar 1882.

Den Liebhabern der höheren dramatischen Dichtung hat die Saison in ihren verssossen von der Monaten mehr Auregung und Unterhaltung geboten, als eine ihrer Borgängerinnen seit Jahren. Außer jenen classischen Dramen, welche zum stehenden Kepertoire des Theaters gehören und sich, wenigstens im Schauspielhause, bei jeder Aufsührung des Zusaus und des Beisals einer andächtigen und ergrissenen Menge ersreuen, sind in dieser Zeit drei neue Tragödien: Kriemhild, von Adolf Wilbrandt; Die Karolinger, von Ernst von Wildenbruch; Die Patricierin, von Kichard Boß, und eine Komödie von Calderon: Ueber allen Zauber Liebe, die bisher noch auf feiner deutschen Bühne erschienen war, dargestellt worden. Rechnet man dazu die beiden Bearbeitungen des Shatespeare'schen "Sturmes", die das National-Theater und das Victoria-Theater beinahe gleichzeitig brachten, so kann man billiger Weise kaum von einer Vernachlässigigung der Poesse zu Gunsten der Schristsellerei sprechen,

die für den Tagesgebrauch der Bühne arbeitet.

Sätten nur die Erfolge annähernd den Bemuhungen entsprochen! Aber die Chronit des Theaters muß junächst die leidige Thatsache verzeichnen, daß der Director des Victoria-Theaters Ernst, dem wir die Aufführung des "Kaufmanns von Benedig", des "Sturmes", der "Karolinger", der "Patricierin", der "Medea" und der "Sphigenie" auf dieser bisher nur den lächerlichsten Feerien und Zauberpossen gewidmeten Buhne verdanken, fein Streben nach ben Idealen mit einer beträchtlichen Einbuße seines Bermögens und der Schließung seines Theaters bezahlt hat. Und auch den Dichtern der hohen Tragödien, der aufgeführten wie der nicht aufgeführten, blieb eine Enttäuschung nicht erspart. Das Urtheil der Commission, welche über die Zuertheilung des Schillerpreises beräth, ging dahin, daß in dem Triennium vom 10. November 1878 bis jum 10. November 1881 tein des Preises würdiges Drama in Deutschland erschienen fei. Wie jedes Urtheil erfuhr auch diefes von den Ginen Billigung, von den Andern Anfechtung. Sehr Biele waren der Meinung - und ich gehöre zu ihnen — daß Wilbenbruch's "Karolinger", Herrig's "Konradin" des Preifes eben fo würdig feien, wie Niffel's "Agnes von Meran", das denfelben am 10. Rovember 1878 erhalten hatte. Mir will es überhaupt scheinen, als stände diefe Preisertheilung zu dem wirklichen Theater in gar keiner Beziehung. Für das erfolgreichste, volksthumlichfte, ergreisenofte feiner Schaufpiele, "Die Bluthochzeit", hat Albert Lindner keinen Preis erhalten, fondern für die schwächliche, an Bonfard's Borbild sich anlehnende Kömertragödie "Brutus und Collatinus". Von den bürgerlichen Schauspielen, den Romodien, die Jeder gesehen hat, die, und wenn auch nur für eine Woche, das Stadtgefpräch in Berlin und Wien, in hamburg und Frantfurt am Main gebildet haben, ist hier nie die Rede gewesen, obgleich fie einen Baragraphen des Statuts, welches die Ertheilung des Preises regelt: die Förderung lebenbiger Buhnenwirtsamkeit, in zweiselloserer Weise erfullten, als die gekrönten die

andere Forderung — literarischen Werthes. Denn was ist literarischer Werth? Daß eine Bosse, wie "Der Mann im Monde" ober "Der jüngste Lieutenant", teinen literarischen Werth hat, darüber find wir ja Alle einig. Aber hat Putlig's Schaufpiel "Rolf Berndt" weniger literarischen Werth, als Geibel's "Sophonisbe"? Guttow's "Urbild des Tartuffe" weniger als Hebbel's "Judith"? Jeder wird biefe Fragen nach feinem Geschmad entscheiden, allein ber objective Rritifer wird diefen wie jenen Werten, in ihrer Sphare, das Zugeftandniß literarischen Werthes nicht verweigern. Die Urtheile ber Schillerpreig-Commiffion wurden eine beffere Aufnahme im Bublicum finden und eine ftarfere Wirtung auf die Dichtung ausüben, welche fich bemuht, für das wirkliche Theater zu schaffen, wenn die Preisrichter einsach aus ben im Laufe des Trienniums aufgeführten Studen dasjenige auswählten, das ihnen das wurdigfte und werthvollste zu fein scheint. Sier ware, was fo fehr zu wunschen ift, eine Berichtigung des Urtheils möglich, das im Theater von der leicht bewegten Menge im erregten Augenblick gefällt wird; diefer Wahrspruch ftutte fich auf Die volle Renntnig des Gegenstandes, mahrend die Preisrichter gar nicht im Stande find, alle innerhalb dreier Jahre in Deutschland gedruckten dramatischen Werke auch nur durchzublättern, von den geschriebenen gang zu schweigen.

Nicht mir allein sind diese oder ähnliche Gedanken gekommen: die Aufführung bes Trauerspiels in drei Acten von Adolf Wilbrandt, "Griemhild", am Dienstag ben 3. Januar 1882 im Schaufpielhause mußte fie erregen, da es diefe Dichtung in erster Reihe gewesen war, die Wilbrandt 1878 neben Angengruber und Riffel ben Preis erworben hat. Alle Dramen, die bis jest gefront worden sind: Hebbel's Nibelungen, Lindner's Brutus und Collatinus, Geibel's Sophonisbe, Kruse's Gräfin haben eine gewisse classifiche vornehme Form und eine schwungvolle Diction sur sich: beibe Vorzuge besitzt, durch beibe besticht auch Wilbrandt's "Kriemhild"; was dagegen die Neuheit der Erfindung und die Originalität der Haubtgestalten betrifft, so steht sie, nach meiner Ansicht, sowohl hinter seinem "Gracchus", wie hinter "Arria und Messalina" zurück. Das Trauerspiel versucht die Ribelungenfage, mit Ausscheidung aller Elemente des Bunders und der Phantaftit, in die knappfte dramatische Form zu bringen. Drei Acte zeigen uns nacheinander die liebende Rriemhild, die Umwandlung der Liebenden gur haßerfüllten Königin, die Racherin. Rraftig und lebendig pragt fich der dramatifche Vorgang in den erften beiden Acten, in Ginführung und Steigerung, aus, die Löfung freilich verläuft, den gewaltigen Maffen des Völkerkampfes gegenüber, in durchaus epischer und auf der modernen Bühne wirkungsloser Weise. Wenn die fünf Burgunden Bunther, Berenot und Bifelher, Sagen und Volter fich in eine, auf bem weiten Sofe der Chelsburg errichtete Capelle werfen und ihnen nun das gesammte Sunnenheer, drei Dugend Mann ftark, nachsturzt, fo ift der Eindruck im Bergleich zu den gigantischen Vorstellungen, welche das Gedicht in unserer Phantasie erweckt, ein halbwegs fomischer. Aber es macht sich bei dieser Umwandlung des Epischen in das Dramatische nicht nur die außerliche Unzulänglichkeit der Darstellung geltend, auch die inneren Widersprüche treten schroff genug herbor, um in ber Seele des Buschauers feine volle Besciedigung aufkommen zu laffen. Wohl kann man mit dem Dichter von dem gehörnten Siegfried, dem erschlagenen Drachen, der Tarnkappe und dem Bauberschwert absehen, allein es ift unmöglich, den Zuschauern Siegfried's Tod und Kriemhild's Befen ohne die Geftalt der Brunhild menschlich nahe zu ruden. So innig und ftart ift die Erscheinung und das Geschick Brunhilbens mit ber gangen Berwickelung verknüpft, daß es auch Wilbrandt nicht gelungen ift, fie völlig zu beseitigen. Unsichtbar beherrscht Brunhild, das "unholde" Weib, wie ein Nachtdamon, für den Kenner des Gedichts, bennoch den ersten Act des Trauerspiels; Egel und Siegfried reden wiederholt von der Abwesenden, die dem scheidenden hunnenkönig nicht das Geleit von ihrem Hoje geben will; weil Siegfried das boje Wort, das er gegen fie beim Weingelage ausgestoßen hat, jurudzunehmen fich weigert, ermorbet ihn Hagen. Das Alles ift begreiflich, wenn wir uns des Gedichts erinnern; es ift

unverftändlich, sobald wir nichts von ihm wiffen. Dann find die Burgunden nur Reidlinge, Die Siegfried's Ruhm begeifern und feine Rraft fürchten; Gunther, ber den Mord des Freundes gestattet, ein "gemeiner Rönig" und hagen, der dem Ahnungslosen hinterrucks ben Speer in ben Rucken ftogt, ein Erzschelm; was ihn im Gedichte auszeichnet: seine Lehnstreue, was hier feine That entschuldigt: Siegfried's Unverwundbarkeit, fallen im Trauerspiel fort. Siegfried ift ein Mann wie die Andern, sein Schwert ist ein Schwert, wie sie es tragen. Gebbel's Hagen kann mit einem gewissen Rechte fagen: "Den Recken hätte ich gefordert — allein er war vom Drachen nicht zu trennen, und Drachen schlägt man todt": Wilbrandt's Hagen, ber es nur mit dem Recken zu thun hat und bennoch den Unbewehrten beimtücklich anfällt, ift zugleich ein Reiber und ein Feiger. Seine tropige Belbenhaftigfeit im letten Acte steht im Widerspruch mit feiner Mordthat im ersten. Aber nicht nur Siegfried, auch Kriemhild bedarf Brunhildens, ber Gegenfat hebt fie. Auf fich allein angewiesen, bleiben viele Seiten ihres Wesens verborgen. Gegenüber der Gestalt des Epos ericheint die des Drama's verfürzt. In dem Gedicht sehen wir die Jungirau, die liebende und stolze Gattin, die zur Furie gewordene Kächerin; Wilbrandt zeigt uns Kriemhild nur in einer Beleuchtung als überschwänglich liebendes Weib, das selbst in der Hinschlachtung ihrer Brüder und Stammesgenossen einzig dem Gebote bes Gatten folgt, beffen Geift fie zu der Rachethat aufgefordert hat, und nach Ber-

übung derfelben am gebrochenen Berzen ftirbt.

Diese Schwächen der Dichtung find auf das Engste mit ihren Vorzügen, der Rnappheit ihrer Form, der Durchsichtigkeit ihrer Borgange, aus denen, bis auf die gespenftische Ericheinung des Ermordeten im zweiten Acte, alles Mythische und Phantaftische entsernt ift, der greifbaren Leiblichkeit ihrer Figuren verbunden. Ueberall merkt und empfindet man den modernen Menschen, den das Un- und Ueberfinnliche der Bebbel'ichen Ribelungen ftort und der das Trauerfpiel einzig aus dem Gegenfat und Widerstreit ber Charaftere aufbauen will, in den Grenzen und Schranken diefer Die Anordnung hat gleichsam eine lakonische Rurze. Rasch hinter einander, Welt. in trefflichfter Steigerung, folgen die Scenen im erften Ucte aufeinander: Ronig Etel in fröhlichfter Weinlaune nimmt Abichied von ben Burgunden, von feinem geliebten Bruber Siegfried und beffen Weibe Kriemhild; je mehr er Siegfried ruhmt und über Brunhild fpottelt, defto mehr ergrimmen Sagen und Gunther, nur Gifelber im Liebesgeflufter mit Dietlind, die ihrem Bater, herrn Rudeger, an den Rhein gefolgt ift, hört nichts von alledem; während dann Siegfried und Kriemhild Egel und bie Seinen durch den maiengrunen Bald geleiten, treten die Burgunden gur Berichwörung gegen Siegfried zusammen; in ber hereinbrechenden Abenddammerung halten Siegfried und Kriemhild unter ber Linde Raft — ein entzudendes Liebesgefprach, von einer Frische und Wahrheit der Empfindung, die nicht einmal durch das hineinspielende Echo, fo tunftlich uns nachher die Erfindung dunkt, beeinträchtigt wird; nach der Entfernung Kriemhild's fordern die Burgunden, Gunther an ihrer Spite, Siegfried zur Rechen= schaft und Guhne wegen der Beleidigung Brunhilbens auf, und da er fie zu geben sich weigert, ermordet ihn Sagen; ber tobtlich Getroffene fann nur noch Rache rufen, ein Ruf, ben das Echo wiederholt, Gifelher, der träumend durch den Wald kommt, findet schon einen todten Mann und muß den Sippen Schweigen geloben; ber Klang bes Echo's, eine buntle Angft führen Rriemhild zur Linde zurud, im bleichen Schein bes Mondes liegt der Mann, den fie in der Fulle des Gluds und hochgemuthen Sinnes verlaffen, im wilden Wald erschlagen. Diefer Act in seiner Geschlossenheit ift eine Tragodie für sich, lebensfreudig anhebend und erschütternd ausklingend, eine unaufhaltfam fortbrangende Sandlung, im Bechfel ber Scenen eine meifterhafte Gipfelung : es begreift fich, daß die folgenden Acte die Ruhnheit und Driginalität desfelben nicht erreichen und ftatt die Wirtung des Gangen gu fteigern fie nur schwächen konnten. Ein Jahr ift feit Siegfried's Tode vergangen; wieder erneut sich der Tag desfelben. Merkwürdig genug, die Burgunden kommen heut, an feinem Sarge, ber auf der Stelle, wo Siegfried geftorben, fteht, zu beten. Dort hat fich Rriemhild ein Baldhaus erbaut, in

bem sie einsam und ungesellig, racheburftend, noch immer den Mörder bes geliebten Mannes fuchend, weilt. Zugleich mit den Burgunden ift Markgraf Rudeger eingetroffen, als Bote Ronig Chel's, um die Wittme Siegfried's für feinen Beren gu werben. Schon in feinem Gefprach mit Gifelher beutet er an, daß er die Burgunden für die Mörder des helden halt, und wenn er auch vor Kriemhild feine Ueberzeugung weniger laut werden läßt und gur Berfohnung rath, erfennt fie doch feine innerften Gedanken und fühlt, daß fie sich mit ben ihrigen begegnen. Ihrem Bruder Gifelher weiß sie darauf durch Lift und Zorn, durch Rlage und Trot das unselige Geheimniß ju entreißen. Als die Burgunden nun ju Siegfried's Leichenfeier erscheinen, beschuldigt fie hagen des Mordes und fordert Gunther auf, ihn zu ftrafen. Dreimal fordert sie, dreimal weist sie der König mit nichtiger Ausflucht zuruck. Allein geblieben, duntlen Racheplanen nachfinnend, erwägt fie die Werbung Ggel's, durch fie ju ihrem blutigen Biele ju kommen. Sin und ber fcmantend, ruft fie den Geift Siegfried's an, ihrem Willen die Bahn ju weifen. Der Beift erscheint, zweimal, und fie deutet die Bewegung seiner Rechten in ihrem Sinn. Nachdem sie den Markgrafen hat schwören lassen, ihr beizustehen, "geschäh" ihr Unrecht je im Hunnenland", willigt fie ein, Egel's Weib zu werden. Ift in diesem Acte auch die dramatische Bewegung und der Fortgang der Handlung schwächer, als im ersten, so ist doch die Einheit derselben, die ansteigende Entwickelung der Scenen auseinander, nicht nur nach einander, noch gewahrt, während ber britte in lauter Einzelheiten außeinandergeht. Chel, der im erften Aufgug einen fo breiten Raum eingenommen und durch feine Driginalität die Theilnahme des Zuschauers gewonnen hat, tritt im dritten nur auf, feine burgundischen Gafte zu empfangen und zum Trinten einzuladen, um ihr Schidfal bekummert er sich so wenig, daß er erst wieder erscheint, als der Kampf zwischen ihnen und feinen hunnen fcon in wilder Raferei tobt. Gifelher's und Dietlind's Liebesgespräch, so naiv und herzig es für sich betrachtet ist, hat mitten in dem Graus des drohenden Gesechts einen unfreiwillig komischen Ausdruck — wie anders reden in einer gleich gespannten Situation May und Thekla mit einander! eine Komik, Die dadurch noch verftärtt wird, daß es auf den Ausgang der handlung feinen Ginfluß ausubt. Die vielen genrehaften Buge: Bolfer's Lied, die Charafteriftit Blodel's, eines Bruders des Sunnenkönigs, die Ginführung Gotelind's, der Frau Rudeger's Liesern nur den Beweiß, daß dem Dichter der straffe dramatische Kaden ent= fallen ist.

Die größte Schwäche der Dichtung liegt für mein Empfinden in dem ungewissen, schisernden Colorit, das Wilbrandt ihr gegeben. Seltsam mischt sich darin Minnepoeste, hier und dort ein Nachhall aus dem ungeheuerlichen Reckenton des alten Helbenliedes und modernes Gestühl, Alles auf die theatralische Wirkung zugespist. In diesem Punkte vor Allem steht sie hebbel's "Ribelungen" nach, die das Halbunkel der Zeit, den Gegensah und die Verdindung germanischen Heidenthums mit der Abstüttund dem Schauer des Christenthums bewunderungswürdig zum Ausdruck deringen. Auch Wilbrandt's "Kriemhild" löst die Quadratur dieses Kreises — aus dem Nibelungenepos ein Drama zu gestalten, das unserer Bühne und unsern modernen Anschauungen und Empfindungen, sowohl den künstlerischen wie den sittlichen, entspräche — nicht: ich wünschte, die Dichter wendeten sich sortan anderen Stossen zur diesem Gebiet hat sie Richard Wagner sür ein Menschenalter aus dem Verles geschlagen. Die Darstellung auf der Bühne wurde den Schönheiten des Wertes nicht böllig gerecht, ich kann sie mir im Neußerlichen stilvoller, im Vortrag schwungvoller derten; troßdem hat das Trauerspiel eine Keise von Vorssen bestätigt haben.

Ein neuer, dem weiteren Publicum durchaus noch unbekannter Dichter, erschien Ernst von Wildenbruch Mittwoch, den 26. October 1881 mit seinem Trauerspiel in 4 Acten "Die Karolinger" auf der Bühne des Bictorias Theaters: zuerst ist das Werk in Meiningen, am 6. März 1881, ausgesührt worden. Engeren literarischen Kreisen hatte sich Wildenbruch schon durch zwei

Schlachtgedichte "Bionville" und "Seban", die im Auftact und Accord an die befannten Scherenberg'schen Gedichte erinnern, und eine Reihe von Schauspielen, die von Hand zu Hand gingen, als ein sprachbeherrschendes Talent voll lebhaster Empfindung und reicher Phantasse empfohlen. Diese Herrschaft über den sprachlichen Ausdruck, der leidenschaftliche Ton, die phantastische Bilderpracht, etwas wie ein Schiller'scher Anhauch sind es denn auch, welche "Die Karolinger" vornehmlich außzeichnen. Der Schiller des Don Carlos würde wahrscheinlich in dieser durchauß ibealistischen Weise die Kämpse der Söhne Ludwig's des Frommen mit ihrem Bater und untereinander dargestellt, würde sich mit dieser äußerlichen und un-

gefähren Unlehnung an die Geschichte begnügt haben. Dies ift im Umrift ber Anhalt bes Wilbenbruch'ichen Trauerspiels. Ru Worms. wo der frankische Reichstag um den Kaifer Ludwig versammelt ist, trifft der Graf der ipanischen Mark Bernhard ein, seine maurische Geliebte Hamatelliwa und der Stlave Abdallah begleiten ihn. Am Hose, im Reichstage Zwietracht, hochgespannte Cr= bitterung. Die Theilung des Reiches, die der alte, schwache Raifer bordem zu Nachen unter seine drei Sohne, Lothar, Ludwig und Pipin, beschloffen hat, wird er bon feiner zweiten Gattin Judith zu Gunften ihres Cohnes Rarl in Worms ju andern gedrängt. Die Geiftlichen, an ihrer Spige Bala ber Abt von Corven, fuchen seinen schwankenden Willen bei der erften Entscheidung feftzuhalten; die Schmeicheleien der Gattin, der Anblick des Sohnes giehen ihn auf die andere Seite hinüber. Ungestüm bricht Lothar's Feindschaft gegen den jungen, eben erst den Rnabenjahren entwachsenen Stiefbruder und Die Stiefmutter in bigigen und herausfordernden Worten aus, Ludwig und die franklischen Abeligen stimmen ihm zu. In ihrer Berzweiflung sleht Judith, die an dem entschlußlosen Kaiser keine seste Stütze findet und selbst für das Leben ihres Sohnes fürchten muß, den himmel um einen Mann und Beschützer an : "D Welt der Feiglinge, die fich verschwören wider eine Frau! So viele taufend Manner und tein Mann!" Dieser Mann will Bernhard fein, er bietet ihr seine Treue, seine Dienste und fein Schwert an, noch mehr, er waat es, der Kaiferin feine Liebe zu gestehen. Vor siedzehn Jahren hat er sie einmal gefehen, gerade an dem Tage, als Ludwig fie gur Gemahlin mahlte, ihr Bild im Bergen ist er nach den Byrenäen gezogen, im Rampse mit den Arabern feine Leidenschaft auszutoben. Judith nimmt sein Anerbieten an und reicht ihm jum Zeichen ihres Bertrauens und ihrer Suld die Band. Zwei hochgeartete ehrgeizige Menichen ftellt der Dichter in Judith und Bernhard dar, gleichfam das Weib und den Mann, die von Anbeginn für und zu einander gehören und fich fuchen und finden, gleichviel auf welchem Wege. Aber biefelbe Mischung von Ehrgeiz und Leidenschaft, die das Wefen beider ausmacht, die fie über ihre Umgebung erhebt, trubt fie auch zugleich. Der Zuschauer weiß nie, aus welchem Motiv fie handeln; was ift Bernhard die Liebe? Mehr, als eine Staffel, um die Herrichaft des Reiches zu erlangen? Und wird Judith, die liebende Mutter, in dem entscheidenden Augenblick nicht den Sohn dem Geliebten vorziehen? Shakespeare's Edmund, der dem Dichter als Mufter für feinen Selden vorgeschwebt, ift gegenüber diefem Bernhard ein durchsichtiger Charafter, nur fein Ehrgeiz nimmt, Regan und Goneril zu täuschen, die Maste der Liebe bor. Mit der Naivetät des dramatischen Dichters fummert fich Wildenbruch nicht weiter um die tiefere Motivirung der Geftalten: er gebraucht die Liebe wie den Chrgeiz und spielt bald auf diefer, bald auf jener Saite, wie es ihm fur die Situation am besten paßt. Im zweiten Acte, der ein theatralisch wirksames Bild bes Reichstages ju Worms entrollt, ift Bernhard gang auf Ehrgeiz gestimmt. 3mei maurische Ritter find zu ihm gekommen, von ihm die Auslieferung hamatellima's, der Tochter ihres Emirs, ju fordern; fie laffen merten, daß fie noch an einen andern Berrn des Bofes. an den Ronig Lothar, eine Botichaft haben. Für die Offenbarung Diefer Botichaft verspricht Bernhard, ihnen die Maurin, deren er längst überdruffig geworden, ju übergeben; fo erfahrt er, daß ber Konig Bipin mit einem Beere eine Tagesreife bor Worms fieht, bereit, über feinen Bater herzusallen, wenn diefer die in Aachen

feierlich gelobte Theilung aufheben follte. Auf dem Reichstage flagt Bernhard nun, mit dieser Runde bewaffnet, Lothar und Ludwig des Berrathes an, reißt den Raifer mit fich fort, der im Beifein der Großen feinen jungften Sohn. ben alteren jum Trot, jum Könige front, und sprengt die Berfaminlung. Der leidenschaftlich und verbrecherisch Liebende kommt im dritten Acte jum Worte. Er will das Hinderniß, das sich zwischen ihn und Judith drängt — "dies grau-haarige, das seiner greisen Tage dürst'gen Rest auf Borg vom Leben hat" — den armen Kaiser Ludwig aus dem Leben schaffen. Abballah, der Stlave, kennt ein ichleichendes Gist und wird es ihm verschaffen. Auch hier klafft wieder in der Motivirung eine Lude. Wie kommt Bernhard bagu, diefem Mauren fein Bertrauen gu ichenken? Ginem Sklaven, der ihm wie fein Schatten folgt, beffen Unheimlichkeit und aufopfernde Singabe für Samatellima ihn eher erschrecken mußten? Inzwischen haben die arabischen Sendboten die Unglüdliche aufgefunden und wollen fie fortführen. Um Schutz flebend wirft fie fich bem jungen Rarl ju Gugen. Da erscheint Bernhard. Bat fie ihn nicht im Garten bor Rurgem in ben Armen eines Weibes gesehen? Als er fie, unbarmherzig ihre und des Prinzen Bitte gurudweisend, den Rittern ihres Baters übergeben will, halt fie ihm feine Treulofigkeit vor. Um ihre weiteren Enthullungen zu hindern, welche die Raiferin des Chebruchs zu beschuldigen droben, ftogt er ihr ben Dolch in's Herz. Unmittelbar barauf erschienen die drei Herolde der Könige Lothar, Pipin und Ludwig, ihren Vater und ihren jüngsten Bruder zum Kampf auf das rothe Feld bei Colmar zu laden. Bon der dramatischen Bewegung, der tuhnen Geftaltung und der Wirtung diefes Actes tann eine folche knappe Ergahlung , tann felbft die Lecture des Studes teine rechte Borftellung geben. Dem Lefer drängt fich die Unwahrscheinlichkeit, die jähe Ueberfturzung der Vorgange viel fchroffer auf, als dem Zuschauer, den das Bild vor feinen Augen blendet und die Leidenschaft des Dichters in ihren Bann zwingt. Abdallah's Gift hat gewirft. Der Raifer liegt hinwelfend im Sterben. Aber auch der Argwohn Rarl's, den das Geftandnig des maurischen Madchens und Bernhard's blutige That, ihm ben Mund gu schließen, erregt haben, ist in seiner Seele gewachsen, er betrachtet seine Mutter mit Mißtrauen. Diese Scenen spielen sich, bei dem Beginn des vierten Actes, im Zelte auf dem Felde bei Colmar ab. Gegenüber erheben fich die Zelte Lothar's und Lud-Geschickt hat es Bernhard verstanden, die Großen im taiserlichen heere für feine Plane zu gewinnen und das Gerucht zu verbreiten, der Raifer fei bon feinen ungerathenen Sohnen vergiftet worden; unmittelbar nach Ludwig's Tode will er den jungen Rarl jum Raifer ausrufen laffen und in feinem Ramen Die Berrichaft führen. Da trifft ihn die Nemefis. Bon Lothar und Ludwig dem Deutschen gefandt, erscheint der alte Abt Wala im Belt, er bringt ihrem Bruder die Runde von ihrer verfohnlichen Gefinnung und zugleich von der Berratherei und Unthat Bernhard's; der Maure Abdallah ift im jenseitigen Lager und hat dort den Frevel befannt. Zwischen Mutter und Sohn bricht ein leibenschaftliches, ungeheuerliches Gefprach aus: ber Sohn ift immer im Begriff, ber Mutter den Bruch der Che, die Ermordung des Gatten vorzuwersen; von ihrem Schuldbewußtsein ergriffen, finkt Judith in die Kniee: "Schrecklicher Sohn! Gott, sprich zu ihm!" und Karl darauf: "Der Gott in meiner Bruft ift todt!" Darüber tommen Lothar und Ludwig, dem fterbenden Raifer ihre setzte Chriurcht zu erweisen. Die Leiche des Todten wird hereingetragen. Bernhard, der die Söhne des Mordes bezichtigt, wird durch das Zeugniß Abdallah's überführt: die Wittme des Raifers foll über ihn das Todesurtheil fprechen. Ohnmächtig bricht Sudith zusammen, im furgen Rampfe todten die Rarolinger Bernhard.

Aus der geschichtlichen Ueberlieferung hat der Dichter, wie man sieht, nur die allgemeinen Jüge genommen: den Zwist im Hause der Karolinger, die Verbindung Judith's mit Vernhard, dem Markgrasen von Barcclona, und dieselben idealistich verwerthet, gerade wie er die Gestalten und Charastere mehr auf das Allgemeine als das Charasteristische hin betrachtet. Die Begebenheiten auf dem Lügenselde zu Colemar hat er durchaus umgeändert und sie mit Ludwig's Tode in unmittelbare Versachten.

bindung gesett, obwohl ein Zeitraum von sieben Jahren beide Ereignisse trennt; von den realistischen Zügen der Zeit, die uns Nithard's Chronik ausbewahrt, hat er nicht einen einzigen benutt. Dafür kommen die großen Gegensätze zu einem starken, auch sür uns noch verständlichen und ergreisenden Ausdruck. Trot der Unwahrscheinlichkeit in der Berbindung der einzelnen Borgänge und der schwachen Motivirung gerade der entscheidenden Handlungen hat das Trauerspiel, sür den Zuschauer, eine strenge Folgerichtigkeit. Die schnelle Bewegung, die lebhaste Steigerung, das herauswachsen der Seenen auseinander im zweiten und dritten Acte, deren Bau am glücklichsten gelungen ist, versehlen ihren Eindruck nicht. Mehr noch der Instinct als die Kunst des Dramatikers offenbart sich in dem Werke; die Originalität und das Feuer der Sprache geben den Situationen, die schon an sich start und fühn ersaßt sind, noch

einen höheren Blang.

Geringer an Werth und schwächer in der Wirkung erwies fich bas Trauerfpiel in 5 Aufzügen "Die Patricierin" von Richard Boß, das mahrend eines Gaftspiels des Fris. Clara Ziegler, Sonnabend, den 5. November 1881, zum ersten Male auf der Bühne des Victoria = Theaters aufgeführt wurde. Die historische Grundlage vildet der Stlaven- und Gladiatorenauistand bes Spartacus gegen die Römer in den Jahren 73-71 vor Chrifti Geburt. Leider entspricht die von dem Dichter erfundene Fabel weder den Buftanden noch den Menichen jener Zeit. In seiner Heldin, der Gattin des Marcus Licinius Craffus, Metella, stellt er eine Art vorzeitiger Meffalina dar, eine durchaus moderne Figur, die ihren Etel an ber Welt und am Leben von Schopenhauer und hartmann, ihre freche Sinnlichkeit und ihre abenteuerliche Begierben aus frangösischen Romanen und Dramen entlehnt. Trog der Bolksscenen und der politischen Unterhaltungen über Rom's Größe und Berfall — eine folche Rede ist dem Cicero in den Mund gelegt, der in der Schilderung des Dichters halb als Hojnarr, halb als pathetischer Declamator erscheint läuft das Canze auf eine ebenfo unwahrscheinliche wie unerquickliche Liebesgeschichte zwischen Metella und Spartacus hinaus. Weil sie ihn gezwungen hat, bei einem Gladiatorenspiel den eigenen Bruder zu tödten, hat Spartacus dieser Frau den Tod geschworen; als sie ihm aber bei dem Ausbruch des Aufstandes in Capua in die hand fällt, verschont er fie nicht nur, sondern halt fogar in der Racht, nach dem Aufstande, eine romantisch-leidenschaftliche Zwiesprache mit ihr. Spartacus hatte ein Stelldichein mit der schönen Bero, einer Stlabin der Metella, verabredet und bie Batricierin zwingt die Dienerin, ihr ben Plat zu raumen. Naturlich betrachtet Metella feit biefer Stunde Bero mit glühender Gifersucht und ergreift die erfte Gelegenheit, sich durch Gift von der Nebenbuhlerin zu befreien. Unmittelbar nach diesem Berbrechen ergeht fie fich wieder in phantastischen Entzückungen mit Spartacus, der aus seinem Lager in das der Römer herübergekommen ift und erst durch den Anblick ber Leiche bes schonen Griechenmädchens zur Besinnung gebracht wird. Daß Beld und helbin nach biefer Scene fterben, verlangt bas Gefet bes Trauerspiels, ichabe nur, daß Furcht und Mitleid ausbleiben, die sie uns nach eben diesem Gesetz ein= flößen follen. Im Bergleich zu diefer Dichtung, der sowohl in den Borfallen wie in den Charafteren jede Wahrscheinlichkeit abgeht, besitt die Tragodie des Franzosen Saurin "Spartacus", aus dem Jahre 1760, trot ihrer akademischen Rüchternheit und Steifheit, einen viel lebendigeren römischen Ausdruck. Die Sprache wie die Phantafie unseres Dichters scheinen fich noch im Gahrungsproceß zu befinden, ein wildes Begehren ohne schöpferische Kraft, die wunderlichen Situationen, welche die eine erfinnt, stehen mit den Uebertreibungen der anderen im innigsten Zusammenhang, überall fehlt die Klarheit und das Maß des Schönen.

Einen gleich geringen Erfolg hatte der Bersuch Otto Debrient's, ein Festspiel Calderon's "Ueber allen Zauber Liebe" für die moderne Bühne zu bearbeiten. Das "phantastische Schauspiel in 3 Aufzügen", mit der Musik von E. Lassen, hatte in Weimar, wo es im November 1881 ausgesührt worden war, Beisall gesunden; die kleinen Hostheater mit ihrem stehenden Publicum sind solchen

Experimenten durchweg gunftiger, als die zweiten Theater der hauptstädte. Wochenlang bildete in Weimar die Ginftudirung des Schauspiels den Stoff des Gefprachs für die große wie für die tleine Gefellichaft; in Ermangelung größerer Ereigniffe ward die Aufführung des Studes zu einem Ereignig, baran ein Jeder Theil nahm. Man tonnte fich in die gute Beit des deutschen Theaters gurudversett glauben, wieder wie zu König Philipp's IV. Tagen ward "Ueber allen Zauber Liebe" ein Festspiel. Richts von alledem in Berlin. Ein ironisch gestimmtes Publicum fieht in der Calberon'ichen Schilderung der Liebe des Uluffes zu der Zauberin Circe, bon der er nur burch das Ericheinen des Schattens des Achilles geheilt wird, einen prächtigen Stoff für eine Operette, in der Beife der "Schonen Belena", mit Balger = und Cancanmelodien, fühlt fich aber von der Iprifchen Schonrednerei der Gelbin wie des Gelden bald gelangweilt. Die Motive der Gifersucht und des Wettstreites der Liebhaber -Arfidas, der wegen Circe's, Lyfidas, der wegen Flerida's dem Ulyffes grout - mit benen Calberon burchaus im Sinne und Geschmad seiner spanischen Buschauer seinen Borwurf anmuthig erweitert, erwecken in uns feinen Nachtlang mehr. In dem Theaterfaal des Buen Retiro erkannte die Sofgesellichaft, Berren wie Damen, in den dichterischen Gestalten sich wieder, für uns find die Einen wie die Anderen zu gleichgultigen Schatten geworben. Der einsame Lefer, ber bem Stude El mayor encanto Amor in Calberon's prachtiger Sprache ober in Aug. Wilh. Schlegel's trefflicher lleberfetjung eine Stunde widmet, wird von dem phantaftischen Spiel, den bunten Ericheinungen, bem Wit und bem Bilberreichthum ber Berfe gefälliger angemuthet werden als der Bufchauer, dem diefe Lowen und Riefen, diefe in Baume verwandelten Liebenden, Galathea auf ihrem Bagen mit Tritonen und Nereiden in der durftigften Unzulänglichkeit entgegentreten. Um glänzen zu fönnen, muffen die Calberon'schen Wunder ein naives Bublicum haben. Selbft in der Zeit, wo das spanische Drama über ben Rreis der Literarhiftorifer und der Hochgebildeten in Deutschland hinaus= gedrungen war, hat es auf der Buhne fich niemals zu behaupten vermocht, von dem überwältigenden Reichthum der dramatischen Literatur der Spanier ift nur ein einziges Wert, Moreto's "Trot wider Trot" in der West'schen Bearbeitung als "Donna Diana", auf der deutschen Buhne ewig jung und ewig neu geblieben. "Ueber allen Bauber Liebe" tann fich in feiner Beife mit diefer Mufterkomodie vergleichen und schwerlich dürfte der Berfuch, den das Victoria-Theater am Sonnabend ben 21. Januar mit der Aufführung der Deprient'ichen Arbeit magte, auf Nachfolge rechnen.

Den Trauerspielen, ihrer Wirkung wie ihrem Werth gegenüber hatte diesmal die Komodie einen schweren Stand. In die jest fo beliebt gewordene Berabsegung des Luftfpiels, der Werte, die nichts als die heitere Unterhaltung des Publicums beaweden und, wie man höhnisch bemerft, mit bem Ende der Saifon für immer berichwinden, vermag ich nicht einzustimmen. Sie entspringt einer vollkommenen Untenntniß bes Theaterbeduriniffes. Rokebue und Affland gehören gerade fo gut jum beutschen Theater, wie Schiller und Goethe; Charlotte Birch = Pfeiffer und Roderich Benedix find die Mitftrebenden von Gugfow und Bebbel, Thorheit, fie aus der Beschichte der modernen Bühne streichen zu wollen. Mit feiner Theorie, mit dem Joealismus fo wenig wie mit dem Raturalismus, wird man um die Aufgabe herumfommen, der Menge, die fich in das Theater brangt, Anregung und Berftreuung gu gewähren. Gine Buhne, die nur über ein claffisches Repertoire verfügte, wurde fich bald von Allen verlaffen sehen. Die geringe Waare bedingt den Markt, nicht ein Dugend Brachteremplare. Aber es ift eine alte Beschichte, daß diejenigen, die nicht tangen fonnen, über die Runft bes Tangers die Achfeln guden. Diesmal ift es indes in der That feinem Komodiendichter gelungen, einen erften Preis, auch nur hinficht= lich bes vorübergehenden Erfolges zu gewinnen.

Sustav zu Putlit, der im Gerbste 1879 mit seinem "Rost Berndt" die Höhe seiner Kunst erreicht, hat diesem Schauspiel, vielleicht zu rasch "Die Ibealisten folgen lassen, die am Dienstag den 8. November 1881 im Schau-

fpielhause zum ersten Male ausgeführt wurden. Zu rasch, weil er sein Problem und feine Fabel nicht tief genug burchbacht, weil andererfeits wir, noch unter bem Eindruck von "Rolf Berndt", unfere Erwartungen zu hoch gespannt. Putlit's "Idealisten" begegnen sich in der Idee mit Ernst Wichert's "Realisten" (1874) und dem noch alteren Stud Eduard Tempelten's "Daheim". Allen gemeinsam ift bas Bereinfpielen der Fremde, der Gegenfat der idealiftischen und der realistischen Belt= anschauung. Nur ichade, daß teiner dieser Dichter sein Thema in intereffanten Fiauren, in symbolischer Handlung durchzuführen gewußt hat. Das neue Schauspiel leidet zumeist an seiner Liebenswürdigkeit. Reine Berson hat, wie man so sagt, den Teufel im Leibe, kein Gegensatz arbeitet auf einen stärkeren Conflict hin. Gin hübsches junges Mädchen, Eva, irrt fich in seinem Herzen: es glaubt, den Arzt, der ihm das Leben gerettet hat, lieben zu muffen und auch zu lieben, während es doch in Wahrheit den Better, einen flotten Officier, liebt; die Stiesmutter Eva's, die reiche und anmuthige Wittwe Helene, die ihrerseits den Doctor Bernhard verehrt und ihn gern mit ihrer Sand beglücken möchte, traut ihren Reizen nicht und will der Butunit der Tochter nicht hindernd im Wege stehen: Bernhard endlich wagt nicht, weil er arm ist, um die reiche Wittwe zu werben und beschließt, um der Bersuchung zu entgeben, bem Antrag eines Hollanders zu folgen, der ihn liebgewonnen hat, und ihn nach Batavia zu begleiten. Diefer Hollander, ein mehrsacher Millionar, der fich zuerst charafteris stisch, vom Huß zur Sohle ein eingefleischter Materialist und Feind der deutschen Sentimentalität, einführt, dem die klingende Münze als einziger Werthmesser im Leben gilt, entpuppt fich zu seinem Schaden im Berlauf des Studs als der Bater Bernhard's: er hat die Mutter verlassen und in der Fremde sein Glück gemacht, während der Clavierlehrer Bach und die alte Sanna fich der Baife angenommen haben. Nach bieser Erkenntniß läßt van Halden die Maske des Versuchers fallen und fängt, wie der richtige fentimentale Deutsche, nach Familienglud und dem häuslichen herbe zu feufzen an. Go trefflich bas Migverständnig in der Romodie wirkt, so verderblich erweist es sich in den meisten Fällen für das Schauspiel. hier erwartet der Zuschauer einen Conflict aus der Handlung oder dem Charakter herauß; je leichter er in den "Idealiften" das ganze Gewebe von Migverftandniffen übersieht, defto schneller erkaltet seine Theilnahme. Die liebevolle humoristische Schilderung des Zuständlichen, die breite Ausmalung der Figuren der Pflegeeltern Bernhard's find nicht im Stande, den Mangel einer bewegten Fabel und energischer, sich bekämpfender Charaktere zu ersegen. Gine Reihe der gefälligsten Genrebilder macht eben noch kein Drama aus.

Zwei Dichter, deren Werke wir bisher nur auf der Bühne des Schauspielhauses ju sehen gewohnt waren, Paul Lindau und Hugo Burger, find diesmal nicht ju ihrem Bortheil auf dem Wallner-Theater erschienen. Noch ehe der Zuschauer sich eines Fehlers oder Mangels in ihren Komödien recht bewußt geworden, empfand er, daß ihnen der Genius des Ortes widerftrebe. Denn jene kleinburgerliche Sarmlofigfeit, welche die Seele der L'Arronge'ichen Luftspiele ift und in den Künftlern des Wallner-Theaters ihre leibliche Erscheinung findet, geht Lindau wie Bürger ab; ihr Streben richtet fich auf die Darstellung der Gesellschaft der oberen Zehntaufend, fie wurzeln im Salon, im hauptstädtischen Treiben. Im Wallner-Theater fehlt ihren handlungen das Berftändniß, ihrem Dialog der Resonanzboden, ihren Figuren die paffende Berkörperung und Beleuchtung. Noch schwerer als Bürger's "Jourfix", hat Lindau's "Jungbrunnen", Lustspiel in 4 Acten, Freitag den 23. December 1881 zum ersten Male aufgesührt, dies empsunden. "Jungbrunnen" ift eine Komödie mit sentimentalischem Anhauch, wie "Johannistrieb". Wie an jeder schärferen Satire, jeder stärkeren Bezichung auf Tagesfragen gebricht es ihr zugleich an einer bewegteren Fabel, an dem bunteren Wechfel ber Situationen. Die eingehende Schilderung der Charaktere soll dafür eintreten. Rur daß in dieser breiten Ausführung der verschiedenen Charaktere, eines zerstreuten Brosessors der Archäologie, dessen Steckenpjerd die Fontana Trevi ist, seines lustigen, ein wenig verbummelten Kamulus, einer

ehemaligen tragischen Schauspielerin, die jett die würdige Gattin des Projessors ift, eines früheren Tenoristen, ber seine Frau wiederfindet, die Joee des Ganzen mehr verdunkelt als offenbart wird und die handlung ihren Mittelpunkt verliert. Statt einer dramatischen Fabel haben wir eine Aufeinanderfolge von Scenen: die Ueberfetzung einer Stelle aus dem Frontin, das Zusammentreffen der beiden Freunde, des Brofeffors Reigner und des Tenoriften Thiemann, einen Blid hinter die Couliffen des Theaters am Abend einer Festvorstellung. So ergötlich diese einzelnen Vorfälle geschildert find, voll Humor und scharfer Beobachtung, so schwach ift das Band, das fie verbindet. Roch mehr, die Thatsache, um die sich Alles dreht, ift eine durchaus unwahrscheinliche. Frau Friederite wird von dem Intendanten des Hoftheaters aufgefordert, an einem Jubiläumstage des Instituts einen Prolog zu sprechen - und nun follen wir es für möglich halten, daß diefe Frau, die vor achtzehn Jahren der Stern ber Bühne gemesen, die jest als Frau Profefforin in der besten Gesellschaft der Stadt eine Rolle fpielt, mit der Recitation des Prologs eine vollkommene Niederlage erlebt, bom Publicum ohne Beifall empfangen und entlaffen und von der Kritit verhöhnt wird. Will der Dichter uns die Bergangenheit, die Jugend als den "Jungbrunnen" bezeichnen, in dem wir, hinabtauchend, neue Frische und Rraft gewinnen, fo widerspricht das Beispiel Friederikens seiner Absicht: fie wird für ihre Anhänglichfeit an ihre Theatererinnerungen, für ben Berfuch, noch einmal aus diefem Brunnen ichopfen zu wollen, graufam beftraft. Auf der Buhne des Wallner-Theaters wirkte diefe Fabel, diefe Figuren geradezu befremblich, weder von den Runftlern noch von dem Publicum wurde das Feine und humoristische in ihnen verstanden, indem nur die Meußerlichkeiten betont wurden, tam ftatt eines in den Farben fanft ausgeglichenen

Bildes ein verdriegliches Berrbild heraus.

hugo Burger's Luftspiel in 4 Acten "Der Jourfix" - hatte es das deutsche Wort "Der Empfangsabend" nicht ebenso gut gethan? — wurde am Sonnabend ben 14. Januar jum erften Male aufgeführt und fand wegen feines zweiten draftisch wirkenden Aufzuges eine beifällige Aufnahme : kritisch betrachtet, leidet es an derfelben Inhaltlofigkeit und Zersahrenheit der Composition wie die Lindau'iche Romodie. Gin großer Vorzug der fruheren Werte Burger's war fur mich gerade die Geschloffenheit ihrer Fabeln, das Streben, eine mahrhaft dramatische handlung ju geftalten, in diefem neuesten Luftfpiel bagegen laufen Scenen und Figuren bunt und luftig, ohne jeden Zusammenhang durcheinander. Sein eigenes Werk gleicht auf ein Haar den lächerlichen Gesellschaftsabenden, die er verspotten will. Der erste Act führt uns in die Wohnung eines jungen Doctors, Emil Bolfart, der in Juterbog ein trefflicher, feinen wiffenschaftlichen Studien und feiner gemüthlichen Säuslichkeit lebender Argt war und der in Berlin in das odefte und leerste Gesellschaftsleben gerathen ift. Seine Frau ift ungludlich darüber; fie benutt die vielen Stunden, die er ohne fie, im Club, in Gesellschaften zubringt, ein wiffenschaftliches Werk, das er begonnen und faft vollendet hat, zu ordnen und in's Reine zu schreiben; einen Freund ihres Mannes, einen Afrika-Reifenden, Alfred Müller, der eben heimgekehrt ift, gieht fie in ihr Beheimniß und beschwört ihn, ihren Gatten zu retten. Bon diefem Berhältniß, das dem Anschein nach die Grundlage des Ganzen bilden und die Absicht bes Romödiendichters : den Sieg der Gemuthlichfeit über den leeren Prunt der großen Gesellschaft, der Bildung über das hohle Geschwätz des Salons, der wahren Freundschaft über die faliche Freundschaft und das Sandeschütteln mit Berr und Frau Toutlemonde zum Ausdruck bringen foll, ift in den übrigen Acten nur noch einmal Die Rede, als nämlich Bolkart eine größere Summe verspielt hat und mit bem Honorar bes von Sophien abgeschriebenen Werkes dieselbe bezahlt. Gine andere Geschichte, die noch dazu außerhalb des ganzen, von dem Titel angedeuteten Ideentreises bleibt, tritt mit dem zweiten Act in den Vordergrund. Auf dem "Jourfix" der Frau Adele Buchholz verliebt fich der Afrika-Reisende in die Tochter des hauses. hedwig ift ein echt Burger'scher, liebensmurdiger und nedischer Badfisch, die Liebesscene, anknupfend an Desdemona's Reigung zu Othello und das Thema: "fie liebte mich, weil ich Gefahr

bestanden, ich liebte fie um ihres Mitleids willen", gefällig variirend, im besten Bürger'ichen Stil. Der Bater, ber madere, reich gewordene Rentier Otto Buchholz, bem ber Salon und die Geiftreichigkeit und die Gefellichaft feiner Frau eigentlich ein Gräuel find, hatte gegen die Berbindung Beider nichts einzuwenden, die Mutter bagegen möchte bie Tochter lieber mit bem Bojaren Georgios Botuschanu verheirathen und ift überhaupt dem Dr. Muller nicht wohlgefinnt, da er fie vor ihrer Berheirathung als arme Künftlerin gekannt hat. Man follte meinen, für eine Komödie hatte ber Berfaffer Faden genug in der hand; weit gefehlt, er erfindet noch eine neue Berwickelung. Georgios Botufchanu beschütt in allen Ehren junge Runftlerinnen, als er eine diefer aufblühenden Bierden der Butunftsoper nach Saufe gefahren, hat er wegen des Jahrgeldes mit dem Droschkenkutscher Streit bekommen und ift vor bas Schöffengericht zur Berantwortung geladen worden : einer ber Schöffen ift Berr Otto Buchholz. Es ware unmöglich, alle Ginzelheiten des Luftfpiels zu erzählen, ohne den Lefer zu ermüden. Was auf der Buhne noch halbwegs wie ein Scherz aussieht, die Symphonie mit den zwei Pautenschlägen, das als hymnus gefungene Recept, die Benutung von Preiscouranten, um der Geliebten die Stunde des Stellbicheins anzuzeigen, wird in der nüchternen Berichterstattung jur Fadheit. Dies tolle Imbroglio dient keiner andern Absicht, als aus Hedwig und Alfred ein Baar zu machen. Der etwaige moralische oder fatirische Gedanke, der dem Dichter bei bem Entwurfe vorschweben mochte, ift ihm in diefem Scenenwirrwarr verloren gegangen. Wenn die Probe eines guten Drama's darin besteht, daß seine Fabel in wenigen Worten erzählt werden kann, so ist Burger's Komödie gar nicht in diese Runftsorm zu rechnen. Weder in den Charakteren Originalität und Entwickelung, noch in der Scenenreihe Folgerichtigfeit und Steigerung. In dem zweiten Acte pulfirt wenigftens eine Aber bramatifchen Lebens und die burlegte Schilberung eines Empfangsabends, zu dem gewisse allgemein bekannte Berliner Salons das unerfreuliche Borbild gegeben haben, mit der anmuthigen Liebesscene als Gegenstück berräth, was der Satirifer ursprünglich beabsichtigte, was der Dichter konnte, wenn er feine Stoffe gründlicher durchdenken, feine Figuren vertiefen und feine Sandlungen von allem überflüffigen, die hauptsache überwuchernden Beiwerk befreien wollte.

Die ganze Unfertigkeit unserer dramatischen Technik, die Unfähigkeit auch unserer befferen Dichter aus einer Fulle gleichgültiger Borfalle und Erfindungen ben tragischen oder komischen Kern herauszuarbeiten, offenbart sich, sobald mit ihren bürgerlichen Schauspielen oder Lustspielen zugleich ein französisches Drama auf einem unserer Theater, felbst in der unzulänglichsten Weife, zur Darftellung fommt. Die Zeit der großen Schöpfungen icheint für Alexander Dumas, wie für Victorien Sardou vorüber ju fein, bennoch beweisen bes Ersteren dreiactiges Drama "Die Pringeffin bon Bagdad", am Freitag den 25. November 1881 im Rational=Theater aufgeführt und des Letteren Schaufpiel in 4 Acten "Obette", im Refidenz = Theater am Sonnabend den 4. Februar zum ersten Male gespielt, einen Scharfblid für das Ergreifende und Fesselnde, eine Runft der dramatischen Gestaltung, die unter und Riemand befigt. Zwei Bedenten find bon vornherein gugugeben: die auf die Spige getriebene Unwahrscheinlichkeit der Handlung einer= und das leidige Chebruchemotiv andererseits. Sat man aber in Diefen Buntten fich den Dichtern gefügt , welch' lebendige Figuren , welch' kunftvoll ausgearbeitete Scenen begegnen Wie viele das Gemuth oder den Berftand beschäftigenden Fragen uns dann! werden aufgeworfen, wie ftart werden wir in Mitleidenschaft gezogen, wie find alle hilfsmittel des Theaters, alle hebel ber Spannung in Bewegung gefett! Beiden Studen ift der Chebruch und die Mutterliebe gemeinsam, das find die zwei Pole, um die beide treiben; im Uebrigen trägt ein jedes den eigenartigen Stempel seines Urhebers. Dumas' "Prinzessin von Bagdad" ist ein Drama der knappften Form; im Grunde nur drei Personen; die Fabel, die Charaftere, bie Reden auf das Aeußerste zugespist, ohne verbindende Mittelglieder; ein Stud ohne Runftpaufen, ein einziger Wirbelwind. Die Borausfegungen fo abenteuerlich

wie möglich: Lionette ift die Tochter eines "Rönigs von Bagdad" und einer hubschen Pariferin aus bem Bolte, in allem Luxus erzogen, verschwenderisch, phantaftisch, nicht ohne Sitten, aber ohne jedes tiefere ethische Empfinden. Ihr Bater ift geftorben, eine Frau, der ihre Erziehung anvertraut war, hat die Millionen, die der König der Tochter hinterlaffen, zum guten Theil für fich eingesteckt, dennoch hat ein reicher junger Mann, Jean de hun, feiner Familie jum Trop, das reizende Madchen geheirathet. In achtjähriger Che, da weder er noch fie zu rechnen verstehen, haben beide ihr Bermögen durchgebracht und feben fich jest von der Roth bedroht, von ihren Gläubigern verfolgt. Sich einschränken? Unmöglich, fagt Lionette. Ihr einen Bunfch abschlagen? Unmöglich, fagt der noch immer in seine Gattin verliebte Jean. So scheint ihnen denn wirklich kein anderes Rettungsmittel als das todbringende Rohlenbecken zu bleiben. Einen Ausweg gabe es wohl: Lionette befigt eine Anzahl von Briefen ihres foniglichen Baters und feine fürftlichen Berwandten laffen ihr unter der Hand für die Auslieferung dieser Papiere eine Million Franken anbieten. Aber Lionette ift eine zu gartliche, eine zu großbenkende Tochter, um sich von diefen Briefen, den einzigen Erinnerungszeichen an ihren Vater, zu trennen. Da erscheint ein Retter in der Roth. Ein gewiffer Nourvady aus Wien, der Sohn eines unermeglich reichen Banquiers. "Madame," sagt er, "ich liebe Sie, seit ich Sie kenne; ich achte Sie biel zu sehr, um Ihnen irgend welchen Antrag zu machen, doch die Umstände könnten Sie zwingen, aus diesem Hause zu gehen. In den Champs Elpsées liegt ein Hotel, das Ihnen gefiel, wir find neulich daran vorüber geritten, es gehört Ihnen, mit Allem, was darin, mit Wagen und Pferden: hier ift der Schluffel, der es öffnet." Und er überreicht ihr einen kleinen goldenen Schluffel. "Sie find ein Unverschämter!" brauft Lionette auf und wirft den Schlüssel zum Fenster hinaus. Freilich nur in ben Garten, wo fie ihn leicht wiederfinden tann: eine Bemerkung, Die Nourvadh macht, indem er fich entfernt. Naturlich treffen wir fie im zweiten Act in dem geheimnisvollen Haufe. Sie hat einen Entschuldigungsgrund für ihr Kommen: Nourvady hat sich erlaubt, ihre Rechnungen bei dem Schneider, den Modiftinnen und den Juwelenhandlern zu bezahlen und fie fucht ihn auf, um ihn darüber zur Rebe zu stellen. "Wie können Sie eine anftändige Frau in dieser Beise com-promittiren?" fragt sie. Denn so still und einsam es in bem Hause ist, Nourvady ift erschienen, so wie sie auf den Knopf des Telegraphen gedrückt hat. "Ich liebe Sie!" antwortete er zwischen berausfordernder Frechheit und unterdrückter Leidenschaft. "Hier in diefem Raften befindet fich eine Million in Gold, neugeprägtes, jungfräuliches Gold, das noch keine Hand berührt hat, es ist Ihr Eigenthum; Sie follen nie erfahren, mas die Roth ift." Lionette tann der Bersuchung nicht widerstehen, wenigstens in dem Golde zu muhlen, aber da fie ihn nicht liebt, weift fie feine Werbung jurud und will geben. Stimmengewirr, das Geräusch von Schritten tont aus dem Corridor herein. "Mein Gatte!" schreit Lionette auf. Wohl ist es herr Jean de hun, aber er kommt nicht allein, sondern in Begleitung der Polizei. Dies emport Lionette bis zur Tollheit, fie löst ihre Haare, sie reißt ihr Kleid auf, um sich als Schuldige überraschen zu lassen. Gin Protocoll wird in diesem Sinne von dem Polizei Commissar aufgenommen. Daß im nächsten Acte Lionette ihre Berhältnisse geordnet hat und sich anschieft, mit Nourvady nach Italien zu reisen, ist durchaus ertlärlich; um fo unbegreiflicher dagegen die Löfung des Conflicts. Nourvady fie fortführen, als ihr kleiner Sohn in das Zimmer fturzt, fich an das Rleid der Mutter hängt und fie bittet, nicht von ihm zu geben. Ueber die Bogerung ärgerlich, ftogt Nourvady das Rind unfanft bei Geite, fo dag es hinfchlägt. Dies sehen, aufschreien und wie eine Löwin auf Nourvady losfahren, ihn zu erwürgen, ist für Lionette eins. Rach folchem Beweis ihrer Bartlichkeit raumt Rourvady felbitverständlich das Feld; der Gatte — "der Dummkopf", wie sie ihn genannt hat tommt herbei, gegenseitige Umarmung, gegenseitige Berzeihung. Und damit der Baushalt weiter geführt werden tann, werden die Briefe des "Konigs von Bagdad", die im erften Acte für feinen Breis täuflich waren, für die bewußte Million ausgeliesert. Die Grundlage des Ganzen ist ebenso phantastisch, wie der Ausgleich. Nach der schmählichen Beleidigung, die Jean ihr angethan, kann die bei all' ihren Untugenden hochstunge Lionette nicht langer mit ihm zusammenleben; eine solche Frau verzeiht vielleicht den Schlag, den Dolchstoß, den ihr der Mann in der Raserei Gommissar, das ist schlag, den Dolchstoß, den ihr der Mann in der Raserei Gommissar, das ist schlag, aber niemals ihre Bloßtellung vor dem Polizei-Commissar, das ist schlichner und niederträchtiger, als die Geschichte von Kandaules und Gyges. Borgetragen indessen ist die Handlung mit einer Leidenschaft, einer Geschlossen, der Ersindung, einer Nothwendigkeit in der Scenensolge, die, weil sie nirgends einen Bruch, eine Lüse zeigen, auch keinen Zweisel an der Möglichkeit des Dargestellten aussommen lassen, der zweite Act gehört in fünstlerischer Technik zu dem Bollendetsten, was Dumas geschassen hat. Die Ausstücknung des Schauspiels gab einer interessanten Wiener Schauspielerin, die Verstand und Temperament mit schauspielerischem Talent vereinigt, Frl. Kathi Frank, Gelegenheit, sich dem Berliner Publicum wieder annuthig und bedeutsam in's Gedächtnis zu rufen.

Wie Dumas' Stärke in der Concentrirung, liegt die Sardou's in der Auseinanderjaltung seines Stoffes; der erste scheibet Alles aus seiner Fabel, was nicht unumgänglich jum Ausdruck der Idee, jur Berkörperung feiner Absicht nöthig ist. Nebenfiguren, Nebenvorfälle aus und geht darin oft so weit, daß seine Schauspiele mehr dem mathematischen Beweise einer philosophischen Thefe, als freien Schöpfungen der Laune und der Phantasie gleichen; der andere gieht im Gegentheil aus jedem Umstand, jeder Geftalt, die in den Rahmen feines Wertes treten, feinen Bortheil und bereichert seine Komödien durch eine Reihe von Genrebildern und in dieser theatralisch bewegten Art unvergleichliche Sittenschilderungen. In der "Odette" führen uns der zweite und dritte Act das fröhliche Carnevalsleben in Nizza und einen internationalen Salon von zweibeutigen Männern und Frauen, mit ber unerläglichen Spielbant im Sintergrund, vor, die in der geschicktesten Beise mit der eigentlichen Sandlung verbunden find und zugleich deren Dürftigkeit mannigfaltig ausschmücken. "Doette", als Drama, hat nur drei Scenen und bildet, auf die Tendenz hin betrachtet gibt keine Sittenkomödie ohne Tendenz — das Gegenstud zu "Divorgons". Sardou fümmert sich wenig um Principientreue; hatte er sich in "Divorçons", im Palais-Royal-Theater, über die Chescheidung luftig gemacht, fo tritt er in "Odette", im Baudeville-Theater, für dieselbe ein und verlangt, daß die geschiedene Frau auch den Namen ihres Gatten verliere. Die Durchführung des Sages ift einleuchtend, folgerecht, außerordentlich theatralisch, sogar nicht ohne ergreifende Züge. Unerwartet mit dem Rachtzuge von seinem Schloffe in der Proving nach Baris jurudgefehrt, findet der Graf von Clermont-Latour einen Fremden in feiner Wohnung, den Liebhaber feiner Frau. Er entschließt sich furg, sein dreijähriges Töchterchen Berengere läßt er zu einem Berwandten bringen, seine Frau Odette wirft er noch in berfelben Racht aus bem Saufe. Dies ber erfte Act. Bei bem Beginn bes zweiten find darüber fünfzehn Jahre vergangen. In dem Trennungsproceg ift die Gräfin für schuldig erklärt und die Tochter ihr abgesprochen worden. Einmal noch hat sie einen Berfuch gemacht, fich in den Befit der Rleinen zu feten; als diefer miglungen ift, hat fie jede Beziehung zu ihrem fruheren Leben abgeftreift. Nur den Ramen Gräfin Clermont-Latour hat fie behalten und entehrt ihn täglich. Ihr erfter Liebhaber hat fie bald nach der Trennung von ihrem Gatten verlaffen, die leichtsinnigere Tochter einer leichtfinnigen Mutter, gerade wie Dumas' Lionette, ift fie aus einer Sand in die andere, von Stufe zu Stufe gefallen. Trop des ansehnlichen Jahrgeldes, das ihr der Graf gahlt, ift fie von Schulden bedrängt. Wider feinen Willen muß fich ber Graf all' dieje Nachrichten von einem Freunde mittheilen laffen, das Schickfal macht ihn von diefer Fran abhängig. Seine Tochter liebt einen Herrn von Merhan, nichts fteht diefer Berbindung im Wege, als die Weigerung der Mutter bes jungen Mannes. In ihrer Sittenftrenge will diefe ihre Ginwilligung nur bann geben, wenn die übelberufene Gräfin auf den Ramen Clermont-Latour verzichtet und für immer aus Frankreich verschwindet. In Nizza trifft nun der Graf, unter biesen Umftänden.

mit Obette aufammen. Sie ift die Geliebte eines falichen Spielers, ben fie haft, ber fie ausplündert und schlägt; eben ift er bei feinen Betrügereien ertappt worben, als der Graf erscheint. Rach gegenseitigen Borwürfen beftigster Art gesteht ihr ber Graf den Zweck feines Rommens: er will ihre Schulden bezahlen, ihr Jahrgeld verdoppeln, unter der einzigen Bedingung, daß fie feinen Ramen ablege. "Um feinen Preis," entgegnet sie, "ist er mir seil;" sie klammert sich daran, wie der Schiff-brüchige an ein Brett. Als der Graf ihr sagt, daß er nicht seinetwegen, sondern um des Glückes ihrer Tochter willen seine Forderung erhoben, verlangt fie eine Zufammentunft mit Berengere und droht, bei der Beigerung des Grafen, diefelbe gewaltsam berbeiguführen. Go wird der Graf gezwungen, ihr nachzugeben. Berengere weiß nichts von ihrer Mutter, man hat ihr ergahlt, daß diefelbe bei einer Spagierjahrt im Meere verungludt und ihre Leiche nicht aufgefunden worden fei, das lebensgroße Bild ihrer Mutter, deffen fie fich aus ihrer erften Kindheit entfinnt, ift berbrannt. Odette wird ihr als eine Freundin ihrer Mutter vorgestellt. Schweigsam, ohne fich mit einem Borte hineinzumischen, wohnt ber Graf bem Gespräch zwischen Mutter und Tochter bei. Wohl suthält es den einen und den andern melodramatiichen Bug, diefe und jene Wendung, in der das Gefünstelte das Natürliche verdrängt hat, aber wie viel konnten die deutschen Dramatiker aus der Führung diefer Unterhaltung lernen! Wie wirft diefer schweigende Batte und Bater! Einmal broht Odette fich zu verrathen, ein Wort des unschuldigen Madchens ichlagt fie nieder. Es ist von Frauen die Rede, die einen Fehltritt begangen. "Was hatte die Ungludliche, die man jo graufam verstoßen hat, thun follen?" hat Odette gefragt. "Go lange bereuen, bis man ihr verzeihen mußte," antwortet Berengere. Als Obette das Zimmer verlaffen, fühlt man, daß fie jum Tode geht. Gie ift zu viel in ber Belt, sie hat zu schwer gefündigt und zu Bitteres erlitten, um noch langer leben und das Glück ihres Rindes hindern zu können: sie fturzt sich in's Meer. Der Leicht= finn und die Genuksucht der Odette, die uns in den erften Acten geschildert wird, ftimmt freilich nicht mit dieser Resignation des Ausgangs überein; eine Mutter, die fich fünigehn Jahre lang nicht um ihre Tochter gefümmert, sondern das Erdenklichste gethan hat, um zwischen sich und dem Rinde eine unübersteigliche Schranke aufzurichten, wird faum ihre Butunft für eine Unterredung mit demfelben auf bas Spiel feten. Richtsdestoweniger ift die unmittelbare Wirtung eine ergreifende, von der auch der Raltere erfaßt wird. Bu ben besten Schauspielen des Dichters rechne ich "Dbette" nicht, nach "Daniel Rochat" und "Divorgons" ift es jedoch ein Fortschritt, oder beffer ein Ginlenken in die Bahn, die ihn früher zu "Unfere Freunde" und "Fernande" geführt; rein vom Theaterstandpunkt betrachtet, ift es eins der ftartften und effectvollsten Stude des letten Jahrzehnts.

Rarl Frenzel.

Berthold Auerbach.

Berlin, 9. Februar.

Hart an der Schwelle des siebzigsten Geburtstages hat der Tod den Dichter hinweggerafft. Er war am 28. Februar 1812 in Nordstetten geboren, am 8. Februar 1882 ist er nach längerem Leiden zu Cannes verschieden. Ein reiches Lebenswerk ist abgeschlossen, ein Mann von uns genommen, einer der besten unserer Nation, der in ersolggekröntem Wirken weit über die Grenze des Baterlandes hinaus den Ruhm deutscher Literatur gemehrt hat, ein treuer Freund und ein ebler Mensch, dessen

idealer Sinn auf die höchsten Ziele menschlicher Cultur gerichtet war.

Für die weitans größte Zahl seiner Leser war und blieb Berthold Auerbach, troty Allem was er auf anderen Gebieten Werthvolles geleistet, der Dichter der Dorfgeschichten. Weder seine Bemühungen um Spinoza, noch seine Schilderungen aus dem Leben der Juden, noch seine großen Zeitromane haben auch nur annähernd die gleiche Berdreitung gesunden, wie "Die Frau Prosession", "Barsüßele", "Joseph im Schnee", welche zu Tausenden und aber Tausenden in der ganzen gebildeten Welt gelesen worden sind. Es mag darin eine Ungerechtigkeit gegen den Dichter liegen, eine vorwiegend uns Deutschen eigene Boreingenommenheit, die den Autor thrannisch bei der einmal mit so viel Glüß behandelten Gattung seschalten wollte, und es ist ein gutes Zeichen sür die Bestimmtheit von Auerbach's Wollen, daß er sich dennoch nicht abhalten ließ, seinen eigenen Weg, nicht den Weg, welchen sein Publicum sonderte, zu gehen; aber die Thatsache bleibt dennoch bestehen, daß die meiste Aussicht, auf die Rachwelt zu kommen, Auerbach der Dorsgeschichtenschreiber hat, nicht Auerbach der Komanschriftsteller.

Es sind jest genau vierzig Jahre her, daß die ersten Dorsgeschichten erschienen: 1842 wurde der erste Band ausgegeben. 1846 kam "Die Frau Prosessien", 1852 "Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg". Wir Jüngeren, die wir den Eindruck der Dichtungen bei ihrem ersten Erscheinen nicht selbst ersahren haben, können doch aus der Wirkung, die sie auf die literarische Production der Anderen geübt haben, und aus gleichzeitigen Documenten die außerordentliche Stärke dieses Eindruckes exischließen. Mit welcher Begeisterung hat zum Exempel Ferdinand Freiligrath die

erften Dorfgeschichten Auerbach's begrüßt:

Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen, Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele, Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle, Wie ich bei dem die Lippen hab' gebiffen, Und wieder dann hell auf hab' lachen müffen!

Das Alles aber ist dir nur gelungen, Weil du bein Werk am Leben ließest reifen, Was aus dem Leben frisch hervorgegangen, Wird wie das Leben selber auch ergreifen Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen Sturmschritts erobern warme Menschenherzen.

Auch David Strauß, Friedrich Bischer und so viele Andere können uns als historische Zeugen für den großen Gindruck der Dichtungen dienen, einen Eindruck, welchen wir heute, wenn wir die Werke rein poetisch auf uns wirken lassen, doch nicht mehr in seiner ganzen Stärke empfinden. Es scheint also, daß Auerbach's Dichtungen, neben ihrem tünftlerischen Werth, auch ein historisch bedingter zukommt, eine zeit- und culturgeschichtliche Bedeutung neben oder über der poetischen.

Damit ist sehr bestimmt der Punkt bezeichnet, welcher Auerbach — zumeiste wenngleich nicht ausschließlich zu seinem Vortheil — von seinem unmittelbaren Vorgänger, dem Schweizer Jeremias Gotthels, unterscheidet. Gotthels hat einen engen, beschränkten Horizont, Auerbach einen weiten, der erst da eine Schranke sindet, wo auch die Cultur seiner Zeit inne hält. Gotthels sigt an einem entlegenen Winket, Auerbach steht mitten inne in der literarischen Entwickelung und betheiligt sich an ihr in Regation und Position. Genremaler sind sie beide, aber nur der Deutsche sindet dem Fortschrift zum historischen Genrebilbe, wie der Schweizer lebenswahre, aber dennoch zeitlose Idhlen entwirkt. Mit einem Worte: Auerbach steht auf der Höhe der Bildung seiner Epoche und verhisst, wollend oder unsreiwislig, ihren Ideen zum Ausdruck, er ist auch in der Dorzgeschichte ein völlig moderner Dichter und das erst gibt ihm die volle Vedeutung und sichert ihm seine literarhistorische Stellung.

Als der Dichter heranwuchs, war die Romantit eben am Berscheiden, und ihr ungerathenes Kind, das junge Deutschland, noch in den Flegelsahren. Bon Anbeginn an widersetzte Auerbach sich diesen Strömungen: er bekämptte die Zerrissenheit, die Blasirtheit und die Ziellosigfeit der Helben der Salonliteratur und stellte neben die Bitilanten Taugenichtse und die unpolitischen Weltverbesserer den derben, trohigen Bauer mit seiner ganzen Beschränktheit, aber auch mit seiner ganzen Willensstärke und seiner rücksichen Tüchtigkeit. Dem unsruchtbaren Weltschmerz stellte er die ernste Weltsreudigkeit des Spinozisten entgegen, der ausdringlich tendenziösen Schriftsstellerei die scheinbar tendenzireie.

3ch fage die scheinbar tendenzireie, denn in Wahrheit besteht der Werth dieser Dichtungen ja gerade in ihrem, im besten Sinne, tendenziöfen Gehalt. Auerbach felbst hat fich darüber, mit der Schärfe der Selbstbetrachtung, welche ihn auszeichnet, auch niemals getäuscht, er weiß, daß es zweierlei Arten von Tendenz gibt, eine schlechte, außerlich angetlebte, gewollte und eine jo zu jagen immanente. Nur daß der Poet in ihm gerade in jener Zeit der Tendengfreudigkeit fich tendenzlos erhalten mochte und an dem Gelbitzweck ber Poefie nicht zweifeln mag, mahrend ber Denter erkennt, daß erst da, wo die zweite Art sich eingefunden hat, ein wahres Runstwerk entsteht. Gehr entschieden spiegeln fich diefe zwei Geelen in den Wesprächen zwischen dem Maler und dem Collaborator in der "Frau Professorin" wieder. Der Maler hat eine Stigge begonnen und als er fie bem Freunde zeigt, ruft jener: "Du haft mein Gefetz verbildlicht, das Bild gewinnt eine tiefe Tendeng". "Bleib mir vom Bals mit beiner Tendeng", entgegnet der Maler, "die Menschen haben den Teufel zur Welt herausgejagt, aber den Schwanz haben fie ihm ausgeriffen, und der heißt Ich möchte einmal Etwas machen, bei dem fie gar teine Tendenz herausqualen fonnten, wo fie bloß fagen mußten: das Ding ift fcon." "Du haft Recht (erwidert der Collaborator), das Symbolische und Typische, was jedes Kunstwert in fich hat, muß fich auf naturwüchsige Beise gestalten. Das ift nicht Tendenz, wo man in die magere Milch Butter gießt, um glauben zu machen, die Ruh gebe von felbst Milch mit folden Fettaugen, das Gedankliche ift vielmehr als Saft und Praft in jedes Atom vertrieben. In jedem Kunftwerke ift Symbolisches und Typisches; die Situation, das Ereignig ift für fich da, bedarf feiner außeren Ideenfage, ift felbftändig; in der tieferen Betrachtung aber muß sich ein sinnvildlicher oder vorbildlicher

Gedanke darin offenbaren, das Concrete wird ein Allgemeines."

Solche typischen Büge, die das unmittelbare Leben der Gegenwart treu und scharf reflectiren, lassen fich in den meisten Dorfgeschichten Auerbach's ausweisen. Beitaus der Mehrzahl feiner Erzählungen tonnte man die Bezeichnung beifugen, "Beit: Die Gegenwart"; und so sicher spiegeln sie Die Epoche ihrer Entstehung wieder, daß man fehr genau auch in den Fällen, wo äußere Rennzeichen fehlen, nach inneren Gründen es erkennen kann, welche Dichtungen 3. B. vor der Revolution und welche nach ihr fich zutragen. Man nehme etwa eine Erzählung wie "Diethelm von Buchenberg", die auch rein poetisch zu bem Bedeutenoften gehört, was unserem Dichter gelungen ift. Es ift die Geschichte eines ursprünglich reichen Bauern, der durch faliche Speculation bis dicht vor den Banterott gelangt, und nun, um dem Aeußersten zu entgehen, zum Brandstifter an feinem eigenen Gute wird. Durchaus liegt der Rachdruck auf der psychologischen Ausmalung der graufigen Vorgange in der Seele des Berbrechers und mit der größten Rraft und bewunderungswürdigem Tiefblick hat Auerbach diese seine Aufgabe gelöst; aber mas uns in diesem Zusammenhange intereffirt, ift etwas gang Anderes, ift der fociale Sintergrund, den die Dichtung geigt, das Bild des Schwindels und der Speculation auf dem Dorfe, welches, scheinbar ganz nebenfächlich und im Borübergehen, vor uns entrollt wird. Das war ein gang neues und äußerst fruchtbares Motiv, was Auerbach hier aufgegriffen hatte. Man muß nur immer fefthalten, daß es im Jahre 1852 war, wo er die Dichtung veröffentlichte, drei Jahre bor "Soll und Saben" (erschienen 1855). Unverkennbarer noch fteht eine andere bedeutende Erzählung, Otto Ludwig's "Zwischen Himmel und Erde" (gleich= falls von 1855) unter dem Einfluß der Auerbach'ichen Dichtung: wie Diethelm verftridt auch der Schieferdeder Frit fich immer mehr von Luge zu Luge, bis er beim schwersten Verbrechen endigt und je mehr er innerlich unsicher wird, desto größer wird der außere Bomp feines Auftretens. Es geht eine gerade Linie von diefen Figuren über viele, viele andere hinmeg bis zu Björnftjerne Björnson's Großhandler Tjälde (im "Fallissement") und manches Werk mußte geschrieben werden seit "Diethelm von Buchenberg", bis ein neuerer Schriftsteller das Baradoron aussbrechen durfte : "der Bankerott ist das wahre moderne Trauerspiel".

Bleich wie hier Auerbach an der Spige einer ganzen großen Entwickelung fteht, und neue Wege für unfere Poefie gefucht und gefunden bat, fo läßt fich Aehnliches noch von andern seiner Dichtungen nachweisen. Um nur ein Beispiel noch zu geben, exinnere ich an die "Frau Professorin", in welcher ein altes Problem der deutschen Literatur neue Gestalt gewonnen hat. Durch Rousseau und die Sturm- und Drangperiode war das Thema des Standesunterschiedes aufgefommen und hatte schnell große Beliebtheit erreicht, wie zahllose Dichtungen von der "neuen Helvisse" bis "Kabale und Liebe" und von da weiter bis in die neuere Zeit beweisen. Ueberast ift der Mann der höherstehende, der sich zu dem niedrig geborenen Mädchen herab-läßt. Gleichviel nun, ob das Thema zu tragischem oder glücklichem Ausgang geführt wurde — stets hatte man sich polemisch gegen die Standesvorurtheile gewendet und sich darauf beschränkt, zu zeigen, entweder wie die Liebenden an dieser Klippe scheitern und zu Grunde gehen, oder ihre Gefahren überwinden und in den Glucks= hafen der Che einlaufen. Auerbach aber verstand es, dem Problem noch eine ganz originelle Wendung zu geben: er zeigte, daß nicht vor der Che, sondern erft in der Che die wahre Tragödie beginne, daß es mit der bloßen Polemit gegen ftändifche Borurtheile nicht gethan sei, sondern neben der Frage des Standesunterschiedes die Frage des Bildungsunterschiedes als das wichtigste Moment hervortrete. wiederum hat unfer Dichter auch auf diesem Wege Zustimmung und mehr ober minder felbständige Nachfolge gesunden: auf die "Frau Prosessorin" folgt unter Undern Frentag's "Berlorene Sandichrift" und ein literarhiftorischer Zusammenhang awischen ben beiben Werken kann vollkommen gultig bewiesen werden. Seitdem hat das Problem sich auf der poetischen Tagesordnung erhalten bis auf den heutigen

Tag: Beweis deffen 3. B. Gottfried Reller's "Regine" im "Sinngebicht".

Die "Frau Brofefforin" ift auch in der hinficht mertwürdig, daß fie, im Gegenfat ju der "reinen" Dorfgeschichte Gotthelf's und Anderer, grade bas Bufammentreffen der ftädtischen und der bäurischen Lebenssphäre jum Thema sich nimmt. "Dorf und Stadt" war darum ein treffender Titel der Frau Birch-Bfeiffer; treffender noch ware vielleicht "Dorf und Sof" gewesen. Denn um den Gegenfat diefer beiden Kreife ift es dem Dichter am meiften zu thun; ware Reinhard nicht in Berbindung mit dem Treiben des Sofes, vielleicht konnte Alles anders tommen. Sier haben wir wieder das sociale Interesse des Dichters, das später zu ähnlichen Contraften in "Auf der Höhe" (und minder pointirt auch im "Baldfried", im "Forftmeister") geführt hat. In das Leben des Dorses drängt sich das Leben der Stadt hinein, unheilbringend und zerstörend; oder die Cultur wird der Natur entgegen-gesetz, Irma der Walpurga und das Ende der hochstiegenden Heldin ist die Weltflucht und die Resignation. Bon allen diesen Dingen wußte Gotthelf nichts, seine Schulmeister 3. B. find gang anderer Natur, als etwa Auerbach's Lauterbacher, und vollends eine Figur, wie der Collaborator, der Rohlebrater, wie der Lindenwirth fagt, würde bei ihm völlig undentbar sein. Diese Charaftere (und ähnlich bie geistreiche Jübin Annette im "Walbsried") sind, was man auch dagegen fagen mag, ale Selbitportrate des Dichters aufzufaffen, versteht fich ale carrifirte; gewiffe Gigenthumlichkeiten feines Wefens, die von Auerbach ebenfo fcarf beobachtet worden find, als die Dinge der Augenwelt, find in ihnen ftark potengirt und wie in einem Sohlspiegel aufgefangen.

Diese Art der Selbstironie ist um so auffallender, als Auerbach im Uedrigen nichts weniger als ein Satirifer ist. Der einschneidende, ditterscharse Spott, die underschaftliche Polemik sind seine Sache keineswegs, dasibr ist sein ethisches Pathos allzu positiv, sein Empfinden zu warm und voll; es ist ihm saft unmöglich, dem Gegner etwas vollkommen Schlechtes zuzutrauen, und seine ganz schwarzen Figuren (wie der "Rihlisst" im Forstmeister) haben kein selbständiges Leben gewonnen. Wenn er in der "Frau Professorin" die Hosgesellschaft persistiren zu wollen schwester des Kohleibt es doch zumeist beim Wollen; der Fürst, Leopoldine, die Schwester des Kohleibt es boch zumeist beim Wollen; der Fürst, Leopoldine, die Schwester des Kohleibt es für Henbaren zuleht einen guten Kern unter den wunderlichen Hüllen. Wie es für Henbaren zuleht einen Menschen zu zeichnen, der nichts Liebenswürdiges hat, so sür Auerdach Sinen, der nichts Gutes hat; er lacht auch nicht über seine Helden, wie Gottsried Keller ost, sondern ernt, fast ehrsurchtsvoll steht er ihnen gegenüber. Zumal vor seinen Heldinnen, dem Lorse oder Barjüßele, verharrt er in dieser Haltung und verzeichnet bewundernd ihre Thaten, ihre schönen

Worte. . . .

Aber es ist an der Zeit, diese Betrachtungen abzubrechen; die stüchtigen Bemerkungen, welche sich unter dem unmittelbaren Eindruck der schmerzlichen Kunde geben ließen, mögen zu einer ruhigeren Stunde Erweiterung und Bervollkommnung sinden. Die beste Art, einen bedeutenden Mann zu ehren, bleibt es doch, in der Erkenntniß seines Lebenswerkes sortzuschreiten, und sür Auerbach ist za diese Sebenswerk, zu unserer Trauer, nun abgeschlossen. Sein Wirken gehört der Geschichte an, aber in den Blättern deutscher Literaturgeschichte nicht nur — auch im Herzen seines Volkes wird das Angedenken an den Geschiedenen noch lange sortleben.

Otto Brahm.

Aunft und Aunftgeschichte.

Meine Gemälbesammlung. Bon Abolf Friedrich Grafen von Schack. Stuttgart, 3. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1881.

Graf A. F. von Schaft gehört zu den in Deutschland seltenen Männern, welche die Anlage einer Gemäldegalerie zu ihrer Lebensausgabe machen und machen dürsen. Neben dem Grasen Kaczynski ist er der hervorragendste Vertreter dieser eblen Art, ein großes Vermögen anzuwenden, und, gleich jenem, hat auch ihn die Liebhaberei zur Kunsthistorie getrieben. Unter dem Titel "Meine Gemäldesammlung" läßt er ein kleines Buch erschenn, das die Genesis seiner Sammlung in einer Reihe zwanglos aneinandergesügter biographischer Notizen erzählt, welche sich theils auf die Künstler, theils auf den Versasser selbst beziehen. Man sieht, wie aus dunkler Liebhaberei sich bewußtes Kennerthum bildete, und hat am ganzen Phänomen seine Freude.

Der Zusall hat den Grasen S. zum Runstsreunde gemacht. Seine Absicht war anfangs nur, Genelli zu unterstützen, der in München in Bedürstigkeit und Berlaffenheit Zeichnungen auf Zeichnungen fchuf, für die fich teine Räufer und Befteller fanden. Genelli war durch den alten Roch, welcher einfam Carftens' Schule in Rom fortsekte, zu dessen Rachfolger gleichsam geweiht worden. Es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie Schack, im hellen Erstaunen über die Schäte der Genelli'schen Mappen, zu wählen, zu kaufen und Gemälde zu besteilen beginnt. Dennoch steigt der rückfichtslofen Bewunderung gegenüber, die dem Meifter hier gezollt wird, das Bedenken auf, ob diefe nicht zu weit gehe. Carftens' Schicfal flößt uns ein Gefühl ber Rührung ein. Wir sehen den armen, franken, vom Geschick mit barbarischer Laune niedergedrückten Mann in Rom mit seinen schwankenden Schritten umherwandeln und den letten freundlichen Melodien lauschen, die ihm kurz vor seinem Ende noch in's Ohr tonen sollten. Seine garten Umriffe füllen fich für uns mit vollem Leben, wir taffen uns von ihnen erzählen, was Carftens vielleicht anders zu leiften im Stande gewesen ware. Bei Genelli haben wir nur die Empfindung, daß er einem Schickfale Trot bieten wollte, das er felber fich heraufbeschworen hatte. In der gebankenvollen Wildnig - man barf die römische Campagna wohl so nennen - hatte er gleichsam eine einzige Saite von Felsen zu Felsen gezogen und entlockte ihr wunderbare, aber monotone Rlange. Es find lauter Traume, die ihr enttonen, Schattenbilber in ben Formen der antiken Kunst. Anziehend und abstoßend, inhaltsreich und leer zu gleicher Zeit. Man bewundert, aber es überläuft uns falt dabei. GeneUi's Bestes ift "Das Leben einer Horze". Das ist Gespensteregistenz in das Dasein des Tages hineingetragen. Und fo find alle feine Götter und Göttinnen mehr Gefpenfter als Geister. Das ändert nichts an dem Factum, daß Genelli Unrecht geschah von Menschen und Schickfal und daß er mehr konnte, als die, die neben ihm, der darben mußte, Gold einstrichen und nicht einmal Gespenster malen konnten.

Der nächste Maler, der aussührlich besprochen wird, ist Feuerbach. Auch in ihm erkennen wir einen, der einsam bei Nacht und Nebel an den verschlossenen Thüren vergangener Zeiten herumlungert, deren Sonnenschein vorbei ist. In Feuerbach's besten Werken ist keine rechte Wärme, man möchte einheizen, auch wo er nackte italienische Kinder auf dem warmen Sande des Meeres spielen läßt. Diese Kinder schweigen alle, keines schreit oder scherzt, sie spielen ernsthaft und wo sie, etwas älter, die Laute spielen oder singen, ist es gewiß ein Lied, wie "Es waren zwei Königeskinder" oder "Die salske Konn, die put die Lichter aut" oder dergleichen, wobei schließlich ertrunken und geklagt wird. Feuerbach's Jphigenien sehnen sich nach keiner Heinath, in die man sie begleiten möchte, und was Dante den Frauen von Kavenna vorsprach, dei dem Spaziergange, den Schack so hoch stellt, waren gewiß die Verse von Francesco da Kimini.

Run tommt Böcklin, und diefer ift offenbar mit der eingehendsten Reigung behandelt worden. Auch Bödlin hat seine leidermüthige Seite. Auch er läßt die Wellen des Meeres am liebsten ein Ufer beströmen, an bem Chpreffen ftehen. Aber Böcklin hat noch andere Seiten, er ist nicht nur Mensch und Künstler, sondern auch Schweizer, und man lese dazu Ferdinand Meyer und Keller und vergleiche den nationalen Bug bes Didehinterbenohrenhabens, ber biefe brei, jeden in feiner Beife, auszeichnet. Bodlin hat es nach langem Rampfe mit den bofen Mächten, die ihn nicht auftommen laffen wollten, nun schon babin gebracht, auch in feinen weniger gelungenen Arbeiten höchlichst verehrt zu werden. Was ihm von Bergen zu gönnen ift. Denn eine uppigere, reichere, kindlichere Phantafic kennen wir nicht, als die feinige. Babe es feine Marchen auf ber Belt, fo murde er zu benen gehoren, die Dies Genre mit erfunden haben. Un jeder Geftalt, die er malt, führt, näher oder weiter, die Straße vorbei, die in's Märchenland führt. Man denkt fich ihn mit Bion, Moschos und Theofrit, oder mit den echten Schauspielern, die in Plautus' Stücken auftreten, an einem Tische figen und aus alten Krügen antiken Falerner trinten. Zu frischen, eben gepflückten Feigen, auf Marmorbanke gelagert, über benen Rosen wachsen und über die die Wolken ziehen, die die Spihe des Olymp gestreift und fich im griechischen Meere gespiegelt hatten. Schad's Bewunderung für Bödlin begreifen wir am beften, auch ift fie am überzeugenoften bargeftellt, mabrend er fich bei Biloth dann ichon Muhe geben muß, den rechten hohen Ton zu finden, und bei Lenbach nicht ben rechten Glauben erweckt.

Von nun an geht es schon mehr in aufgelöften Eliedern vorwärts, bis noch einmal zu Lenbach zurückgekehrt und vom "hohen, bisher noch nicht gehörig gewürzbigten Werthe guter Copien aller Meisterwerke" gesprochen wird. Diese Stelle des Buches wird denjenigen Lesern am meisten zu denken geben, die sich mit der Erziehung

angehender Rünftler zu beschäftigen haben.

Graf S. ift wohl der einzige Kunstliebhaber heute, von dem Bestellungen auf gute Copien classischer Werke ausgehen. Er hat deren eine ganze Keihe zussammengebracht und zwar nicht, indem er zusüllig sich Darbietendes ankauste, sondern indem er systematisch vorgehend, die Werke und die Künstler, die sie copiren sollten, aussuchte. Sehr anzichend ist seine Darstellung diese Verkehrs, seiner Verhandlungen und ihrer Resultate. Man glaubt sich in die Tage des vergangenen Jahrhunderts zurückverseht, wo es Leute gab, denen dergleichen Interessen lebenswichtig waren. Wodie Kaiserin Katharina die Loggien Kaphael's, die Architestur miteinbegriffen, in natürlicher Größe copiren lassen wollte. Graf S. spricht wie ein echter Besiger von seinen Copien mit einer Begeisterung, als sei ein Theil der Wicktigkeit der Originale auf sie übergegangen.

Wir erinnern uns des betreffenden Theiles der Schack'schen Galerie nicht mehr so genau: schön und gut, wenn diese Nachbildungen ausnahmsweise sactisch den Originalen wirklich so nahe kommen, wie ihr Besteller meint: aber man vergleiche, was übrigens an neueren Copien alter Sachen in Deutschland vorzukommen pstegt, mit gleichzeitigen alten Copien oder gar mit den Originalen selber, und die ganze Roheheit der heutigen Malerei, im Durchschnitte genommen natürlich, tritt grell hervor. Unserer Ersahrung nach kann man heute überhaupt nicht mehr copienen. Kein Künstler wird heute etwas zu Stande bringen, das eine Verwechselung mit dem

Original nur denkbar erscheinen ließe. Roch im vorigen Jahrhundert fabricirte man Fälschungen von Sachen des Cinquecento, durch welche Kenner getäuscht werden konnten: heute versteht man auch das nicht einmal mehr. Man kann weder soviel zeichnen, noch soviel malen, um aute Copien zu machen, und es pslegt das sogar

furzweg eingestanden zu werden.

Unfere Meinung ift, daß die Bortheile, welche Anfangern aus dem Studium älterer Meifterwerte erwachsen mußten, heute foviel wie gar nicht mehr in Anschlag gebracht werben und daß dies jum Theil die Schuld trägt, warum technisch so unfolide gearbeitet wird. Man follte keinen jungen Maler nach Italien schicken ohne bie Berpflichtung, burch eine aute Copie ben Beweiß zu liefern, bag er bas, was er in Italien fand, auch in ber That zu würdigen im Stande gewesen fei. Und es follte, wie in Frankreich ber Fall ift, bei jebem Stipendium felbftverftandlich fein, bag nach bem erften Jahre die forgfältige Copie eines claffifchen Werkes in Berlin eingefendet Sind die Copien in Befitz des Grafen S. wirklich fo vortrefflich, als er fie beschreibt, so hatte er mit biesem Theile feiner Sammlung allein schon etwas geschaffen, das fehr ernfte Beachtung verdient. Mir scheint in der Geschichte ber Copiensammlung ber Schwerpuntt bes Buches bes Grafen von Schad zu liegen. Schade ift, daß er hier die Darstellung durch eine gewiffe Beftigkeit beeintrachtigt und daß die Beschreibung von Gemalden, die es gibt, nicht immer fo durchgearbeitet und gefeilt zu fein icheinen, als fie follten. Gerabe berartige Schriften, Die den Eindruck des Gelegentlichen, Leichten machen sollen, muffen stylistisch am forgfältigsten behandelt werden. Es ist hier auch historisch Giniges mituntergelaufen, was fcharfere Durchsicht wohl fortgenommen hatte. Go lakt der Berfaffer (S. 86) Leo X. den Parnag und Die Bertreibung des Heliodor bei Raphael beftellen, ober läft (S. 102) Michelangelo Francia und Berugino vorwerfen, fie feien "weibisch und weichlich", was nie geschehen ift. Michelangelo wurde von Berngino verklagt, weil er diefen für einen Tolpel in der Runft erklärt hatte, und ließ Francia burch feinen Sohn bestellen, die lebendigen Jungen geriethen ihm besser als die gemalten. Auch ift unrichtig, was Graf S. (S. 112) gegen Sebaftian bel Piombo's coloffale Arbeiten fagt: die coloffalen Figuren z. B., die wir in Berlin von ihm haben, gehören zu ben koftbarften Studen unferer Sammlung. Ueberraschend mar uns das Urtheil über Rembrandt, der (G. 99), im Bergleiche mit jenen Leitgeftirnen der Kunst (Raphael, Michelangelo, Tizian 2c.), doch nur ein Künstler zweiten Ranges genannt wird. Meiner Unficht nach war Rembrandt vielleicht großer als Alle.

Graf S. ift ein Mann, der offendar über bedeutende pecuniäre Mittel verfügt. Er hat als Gelehrter durch seine Werke über spanische, indische, persische Literatur sich eine schöne Anerkennung erworben. Er hat, wie das vorliegende Buch beweist, nicht als egoistischer Kenner, sondern als menschenfreundlicher Mann, der seinem Herzen solgend, das eigene Schickfal lebender Künstler sür jast noch wichtiger hielt als ihre Werke, eine Sammlung geschaffen, die München zur Ehre gereicht, er ist noch mitten in der Sorge sür deren Vergrößerung und endliche Sicherstellung begriffen: wir würden gern mehr solche Bücher lesen, in denen von so wohl angewandter Lebenszeit und so wohl angelegten Geldern die Rede ist.

B. A. N.

Literarische Rundschau.

Voltswirthichaftliche Literatur.

Ueberfichten der Boltswirthichaft. Bon Dr. F. X. von Reumann: Spallart, Sofrath und Brofessor in Wien, Jahrgang 1880. Stuttgart, Julius Maier. 1881.

Jum britten Male stellt Herr von Neumann = Spallart für ein Jahr die Facta der Weltwirthschaft statistisch zusammen: zuerst die wichtigsten Welthandelsgüter, nämlich Getreide und Brotsrüchte, Kartosseln (wir sähen gern auch Keis aufgenommen), Viehstand und Fleischversorgung, Zucker, Kassee, Thee, Tabak (hier scheinen sich Wein, Vier und Branntwein zu künstiger Aufnahme zu melden), Koble, Cisen, Baumwolle, Wolle, Seide, Flachs, Hanf und Jute; dann die Umlaussmittel, nämlich die zu Münzen verwandten Edelmetalle und die Gelbsurrogate von bedrucktem oder beschriebenem Papier; drittens die Verkehrsmittel: Post, Telegraph und Eisenbahnen, sowie die Handelsschischurt und als den wichtigsten Weltweg derselben den Suezcanal; endlich viertens den Welthandel.

Aller guter Dinge find drei, fagt bas Sprichwort; macht man aber ein gutes Ding jum britten Mal, fo geht es aus einer tuchtigen Sand noch beffer hervor, fo fteigert fich die Leiftung aus der gunehmenden und bewußten Bewältigung der Aufgabe. Profeffor von Reumann-Spallart fchidt diesmal feinen Bahlenreihen eine Ginleitung vorauf, in welcher er aus ihnen gewisse allgemein interessante und man möchte fagen weltwichtige Ergebniffe ableitet. Er bespricht nämlich die Entwidelung der Weltwirthschaft; verweilt danach bei ihrem gegenwärtigen Zuftande, indem er über Meffungen des Boltswohlstandes, Schätzungen des Bermögens und Ginkommens der Bolfer wie der allgemeinen Capitalbildung handelt, und diefen generellen Erörterungen primare, fecundare und reflectorifche Sumptome ber weltwirthichaftlichen Lage im letten Jahrzehnt folgen lagt, um mit einer Prognofe der bor une liegenden wirthschaftlichen Entwickelung zu schließen. Als primare Symptome werden Production, Confumtion, Berkehr und Sandel ihrem Umfange nach angesehen, als fecundäre Symptome Güter(Waaren-)preife und Arbeitslöhne, Discontofäße, Gründungen und Emissionen, Rentabilität, Curswerth, Fallimente; als restectorische Symptome endlich Arbeiter-Entlassungen und Streits, Ein- und Auswanderung, Bevölkerungsbewegung, jocialethische Symptome wie Selbstmord, Bettelei und Berbrecherthum. Wir würden vorschlagen, diefen negativen Symptomen aus der Sphare der socialen Ethit zufünftig auch noch einige positive Symptome hinzugufugen, namentlich Sparcaffen, Berficherungsanftalten und Genoffenschaften. Die Thatfachen find hier nicht schwerer greifbar als auf manchem ber schon betretenen Gebiete und fagen über das Emporsteigen des Arbeiterstandes oder ber unteren Claffen überhaupt nicht wenig aus, wie 3. B. die ichon 1879 vorgenommene Schätzung der Ersparniffe des englischen Arbeiterstandes durch J. M. Ludlow, die, ohne vollständig ju fein, etwa 550 Millionen Mart herausrechnete.

In dem Jahrzehnt 1870/80, fagt unfer Gewährsmann, war die civilifirte Menschheit so gewaltigen socialen und ökonomischen Schwankungen ausgeseht wie noch nie. 1870-73 zuerst "eine Reihe der fraftigsten Impulse, alle Kennzeichen ber rapiden Bermehrung bes Bermogens und Ginkommens, ber gunehmenden Brofperität, eines Aufschwunges ohne Gleichen: nachher eine Anzahl von Jahren allgemein finkenden Wohlstandes, Berminderung der Erwerbsgelegenheit, Berlufte, die nach Milliarden gablen, Sinken des Bertrauens und der Unternehmungsluft; endlich feit ber Mitte des Jahres 1879 die Ungeichen neu erwachender Arbeitsthätigleit, Wiederaufleben der großentheils ruhenden Capitalien, neue Antriebe zu ihrer Beichäftigung, Rührigkeit auf ben Borfen und Martten in Guropa und Amerika." Diefe lettere, jungfte Bhafe ber Entwidelung hat über den Beffimismus ben Stab gebrochen. "Ber glaubt heute noch an die Spothese, daß man die Depression der Jahre 1874-78 als den formlichen Abschluß einer Beriode commercieller und industrieller Bluthe betrachten burfe, die einem neu anbrechenden Cyclus von Jahren und Ereigniffen Blat machen muffe, in welchem die Erzeugung von Wirthschaftsgütern nur langfam vorangehen und als natürliche Folge bas Wohl aller Claffen fich weniger fchnell entwickeln werde? Wer glaubt an den Sat, daß die Rrife des Jahres 1873 einen eigentlichen Wendepunkt bedeutet habe und das Wert der großen Neuerungen auf wirthickgitlichem Gebiet vollendet fei? Wer glaubt noch baran, bag in ben civilifirten Landern alles Erreichbare auf den Gebieten der Production und des Berkehrs erreicht und fein Ziel weiterer großartiger Unternehmungen mehr vorhanden fei? Wer wollte die peffimiftische Weltanschauung noch theilen, daß überhaupt von der Butunft eber eine Abnahme der allgemeinen Brofperität als ein neuer Aufschwung zu erwarten fei? Der Auffcwung ift schon gekommen"; und auf dem Wege, fügt Professor von Neumann-Spallart bingu, welchen er im Jahre der tiefften Berabstimmung, Anfangs 1878, in der "Deutschen Rundschau" Bd. XIV S. 464 vorausgesagt habe. "In der That waren es die reichen Ernten Amerika's, welche in den Jahren 1878 und 1879 dem Lande Ginnahmequellen eröffneten, die feine Gifeninduftrie, feine Spinnereien und Webereien wieder beschäftigten, seine Gifenbahnen neu belebten, eine ungeheure Sandelsthätigkeit erregten und die continentalen Staaten (Europa's) mit in den frischeren Lebenslauf einbezogen. Da wir es gegenwärtig nicht bloß mit schwachen Anfängen, sondern ichon mit fraftigen Erfolgen der Wiederbelebung zu thun haben, konnen wir mit um fo größerer Zuversicht der Fortdauer eines Zeitraums neuer Prosperität entgegenbliden. Daß es nicht an Mitteln fehlt, um eine folche Aera einzuleiten, dafür bürgt bas intellectuelle Culturleben der Gegenwart. Das Reich der Erfindungen, deffen Grenze die Peffimiften gieben wollten, ift unbegrengt: wer vermochte gu fagen, gu welchen neuen technischen Fortschritten die Anwendung der bereits befannten Naturfrafte, insbesondere des Chemismus und der Magneto-Clektricität führen, welche neuen Combinationen dieselbe schon in allernächster Zeit herbeiführen wird? Wer vermöchte die fortwährenden Berbefferungen des Maschinenwesens zu leugnen? Und daß es auch nicht an Aufgaben fehlt, beren Löfung die großartigsten Unternehmungen erfordert und welche Capitalien und Arbeitstrafte für viele Jahre beschäftigen, ift zweifellos. Erinnern wir uns nur an die vielen Projecte der Orientbahnen, welche Millionen verschlingen mußten, um den fernften Often mit der europäischen Culturwelt in directe Berbindung ju fegen; erinnern wir uns an das bereits in Angriff genommene Broject der Canalifirung des Afthmus von Bangma, welche fast eine Milliarde Francs und vieljährige Arbeit beanspruchen wird; gedenken wir der Colonifirung bon Central-Afrita und bes Bordringens im Suben und Often biefes Continentes, der Umwandlung eines Theiles der Sahara in ein Binnenmeer, der großen Projecte transcontinentaler Bahnen im Westen Diefes Erbtheiles, im Sudan, und ber vielen anderen, theilweise schon durchgearbeiteten Borschläge, welche bestimmt find neue Wirthschaftsgebiete zu erschließen und badurch Broduction und Consumtion wieder auf eine breitere Bafis zu ftellen. Diefe Thatfachen und die immer mehr organifirte Theilung ber Arbeit gwischen ben bunnbefiedelten Sandern, welche Rohftoffe liefern,

und den dichtbevölkerten Industriestaaten bringt uns die Gewähr einer langeren Fort-

dauer des ichon gludlich inaugurirten Aufschwunges."

Der Prophetenton in diesen Sähen würde Prosessor von Neumann-Spallart mit Unrecht in den Credit mangelnder Rüchternheit und Selbstbescheidung bringen. Umfassende genaue Beobachtungen des wirthschaftlichen Weltlaufs besähigen in der That immer mehr zu einer gewissen Boraussage der Zukunst, gerade wie das Weiterstudium den wissenschaftlichen Meteorologen; und ein ebenso exacter Forscher wie er, der Franzose Paul Leroy-Beaulieu, bedient sich nicht selsen desselben Tones mit demselben Klück. Niemand aber ist bessen bedient sich nicht selsen Ausmertsamteit beständig, mit den Fernzläsen der besten Methoden ausgerüsstet und auf die Nachrichten der zuverlässigigten Fachgenossen gestührt, in die Weiten der gesammten wirthschaftenden Menschheit hinaus gerichtet ist!

Zwei Trauerspiele von Heinrich Kruse.

Wiglaw von Rügen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, S. Hirzel. 1881. Naven Barnekow. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, S. Hirzel. 1880

Es dürste wenige Dichter geben, welche sich die Frische schöpferischer Kraft so lange erhalten haben wie Heinrich Kruse. Biel später als die meisten zeitgenössischen Dramendichter hat er sich der Bühne zugewandt: er war dreiundsünzzig Jahre alt, als sein erstes Werk "Die Gräsin" verössentlicht wurde, welches bekanntlich mit dem Schillerpreis ausgezeichnet worden ist, und jeht, wenn wir nicht irren in sünster Auflage vorliegt. Seitdem hat er saft Jahr sür Jahr neben kleineren dichterischen Arbeiten, ein dramatisches Wert geschaffen. Aber täuschen wir uns nicht, so ist das züngste Werk "Wihlaw von Rügen" trastvoller als die Schöpfungen der vorhergehenden Jahre, vielleicht die geschichtliche Stimmung hier noch lebendiger ersaßt, als sogar im "Wullenweber".

Der Stoff des Trauerspiels hat den großen Borzug, daß sich ein geschichtlich wichtiger Gegensat, der zwischen der alten Fürstenmacht und den frisch aufftrebenden Städten ohne jeglichen Zwang zu tragischem Conflict fteigern läßt; daß ein berechtigter fittlicher Gedante den nothwendigen Sieg des einen Princips begründet. Die Trager der fich befämpfenden Gedanken Wiglam (III.) von Rügen und Arnold Brandenburg, ber Burgermeifter bon Stralfund, find fo gezeichnet, daß der Bufammenftog ber Strebungen und der tragifche Musgang fich naturnothwendig aus der Anlage ber Charaftere ergibt; gerade diefe Belebung der allgemeinen Ideen im Rahmen der Individualitäten bringt uns den Stoff menschlich nabe, fo ferne uns der Principienfampf fonft auch liegen mag. Geschickt weiß der Dichter durch Scenen, in welchen fanjtes Empfinden oder gute Laune ju Worte tommt, ben Lefer von der Spannung gu beireien; und gibt durch humoriftische Buge ben Geftalten zweiten Ranges anmuthende Frische, wie dem fernig gezeichneten Kraffow. Ueber verschiedene fleine Abweichungen von der Geschichte werden wir nicht mit dem Dichter rechten, so fehr das heute Mode geworden ift; er war um fo mehr dazu berechtigt, als die handlung nicht wie die großen Thaten beutscher Geschichte im Bewußtsein des gangen Bolfes lebt - je weiter entjernt ein Stoff vom beleuchteten Mittelpuntte ber Bergangenheit fteht, desto mehr wird er den Dichter reizen, deffen bildende Rraft nicht durch hertommliche Unschauungen eingeenat ift.

Un dichterischer Klarheit und an straffem Bau steht "Raven Barnekow" nicht unter dem ersten Werke. Auch hier ist der Conflict der gleiche, auch hier treten dieselben Gegenfähe in Wratislaw, dem Herzog von Pommern, und in Otto Voge, dem ältesten Bürgermeister von Stralsund einander gegenüber. Manche Scenen sind von wahrhaft dramatischem Leben ersüllt (III. Act 4. Scene z. B.) und müßten auf der Bühne von ganz bedeutender Wirkung sein. Aber troz dem größeren Keichthum an Empfindungen und der seineren poetischen Stimmung des Ganzen ist es als dramatisches Werk nicht so einheitlich gedacht, wie der "Wislam". In diesem entwickelt und vollender sich das Geschick des Helden von Ansang die zum Schluß in strenger Golgerichtigkeit; die Motive sind überall volltommen hinreichend, jede Wandblung zu begründen. Das ist in "Raven Barnekow" nicht der Fall, der Held ist nicht genug Mittelpunkt des Ganzen; er tritt zu frühe vom Schauplag ab und die beiden Gestalten des Herzogs und des Bürgermeisters sind ihm so gleichartig, daß die Theilsnahme allzusehr zersplittert wird.

Es ist Beweis einer großen und echten Begeisterung für Poesie, daß Kruse trot ber unberechtigt fühlen Zurücksaltung der Bühnen seine volle Krast dennoch der dramatischen Dichtung bewahrt. Er hat sich einen großen Kreis von Lesen geschaffen und er dars überzeugt sein, daß derselbe sedes neue Werk mit gleicher Freude in die Hand nehmen, daß er auch für die zwei neuen Gaben dankbar sein werde. Den Lesern der "Aundschau" gegenüber bedars es keiner Empsehlung, sondern nur einer Anzeige. Doch den deutschen Bühnen, wolche sich dem Mittelgut so leicht öffnen, möchten wir abermals in Erinnerung bringen, daß hier Schätze wahrer Poesie zu heben sind. Ueber die Bühnensähigkeit der Kruse'schen Dramen könnte nur die Aussischung

entscheiden, und daß diese ihnen verweigert wird, ift ein Unrecht.

Ritter von Leitner. Wien, Sartleben.

Der breinnbachtzigjährige Poet bietet hier eine Nachlese, die Niemand ohne pietätvolle Anerkennung durchmustern wird. Leitner hat ju fingen und ju fagen begonnen mit Anastafius weniger ein Buch, als Materialien ju einem Grun, mit Ritolaus Lenau; man gablte ibn, da fein Talent sich vorwiegend in der Ballade offenbarte, ju ben Bermanbten ber ichwäbischen Dichterschule. Die Schlichtheit im Ausbrucke und ein entschiedenes Gestaltungsvermögen | machten ftets feinen poetischen Charafter aus und feine echt beutsche Gesinnung hat niemals aufgehört, sich bei jeder Gelegenheit zu manifestiren. Seinen achtzigsten Geburtstag feierte gang Deutsch=Desterreich. Wir wurden etwas fehr Ueberflüffiges thun, wenn wir biefe Rachlefe feiner Novellen und Gedichte unter bie fritische Lupe nähmen, obwohl manche berfelben auch bas schärffte Urtheil zu bestehen vermöchten. An einem Greife von foldem Abel fieht man mit ftiller Bewunderung binan und man erblickt in ihm einen Gewährsmann bafür, bag bas mahr= haft Gute ewig ift, wie er benn auch felbst an feinem fiebzigften Geburtstage gefungen:

Rings noch fampfet aller Orte Wiffensbrang und Wahrheitsichen, Schallen wiift bie Lofungsworte: "Borwarts! Rudwarts! Alt und Neul" Doch es schaut, wer tam ju Jahren, Sonder Furcht auch biefen Rrieg; Sat er boch icon felbit erfahren, Endlich bleibt bem Licht ber Sieg!

v. Margaretha Chner und Seinrich von Nördlingen. Gin Beitrag zur Geschichte ber beutschen Douftit von Philipp Strauch. Freiburg und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Ciebed). 1882.

Wer sich in bas Seelenleben vergangener Zeiten versenken will, findet hier reichlich Gelegen= heit dazu. Eine Nonne schreibt ihre Memoiren; biefelbe Nonne und ihr Beichtvater correspondiren; theilen fich außere Erlebniffe und innere Erfahrungen mit, tauschen Geschenke aus und versorgen sich mit erbaulicher Lecture; ein über= schwänglich empfinbsamer Con berricht in ihren Briefen; und ohne bag auf die Reinheit ihrer Beziehungen ber leifeste Schatten fiele, nimmt ihr Bertehr bie feltsamften Formen, wie gwischen Liebesleuten, an. Die Ueberzeugung von ber Beiligfeit ber Ronne führt ben Freund gu bem fonderbaren Bunfch nach einem ihrer Schlafrode: er will ihr ben feinigen bafür schicken und motivirt feine Bitte mit ben Worten: begehre burch bie Berührung beines feuichen beiligen Rockes gereinigt gu werben an Leib und Seele." Diese Correspondenz ift die alteste und erhaltene Briefsammlung in deutscher Sprache, sofern man von Briefen intime Mittheilungen erwartet : benn Predigten und geiftliche Ansprachen hatten icon fonft epiftolarifche Form angenommen. Der culturbiftorifche Werth einer folden Bublication leuchtet von felbst ein. Der herausgeber Einleitung bereitet auf die Lecture vor.

Novellen und Gedichte von A. G. v. Caroline Neuber und ihre Reitge= noffen. Gin Beitrag jur beutschen Cultur= und Theatergeschichte von Friedr. Joh. Freiberrn v. Reben- Cobed. Mit fieben Runftbeilagen. Leipzig, Johann Ambrofins Barth. 1881.

Der Berfaffer liefert in iconer Ausstattung Buche. Gelbst Documente, bie schon genau bekannt waren, werden noch einmal in extenso abgedruckt. Zuweilen aber treten statt ber Originalquellen moderne Darftellungen ein, wo es boch nicht so schwer war auf die älteften Berichte jurudzugreifen und wo andere bem Berfasser barin vorangegangen sind. So bietet er uns einen besonderen Abschnitt über die Berbannung bes Hanswurstes (S. 202—212); aber bie gründliche Erörterung bes Gegenstanbes von D. W. Greigenach in der Schrift: "Aur Entiftehungsgeschichte bes neueren deutschen Littlichen. (Salle, niemener 1879) S. 20-28 ift ihm unbekannt geblieben und ebenso die Zeugnisse über ben vielbesprochenen Act, welche bort einsichtig geprüft werden und auf benen unsere — sehr mangelhafte - Renntnig von ber Sache beruht. Daß Sarletin nicht verbrannt, fondern nur ver= bannt murbe, ergibt sich mit völliger Evidenz; und was ber Berfasser S. 210 von einer Puppe, von einem Scheiterhaufen, von bem Ort und Tage ber Berbrennung zu erzählen weiß, ift eitel Phantafie. Auch wenn er bas beutsche Borfpiel ber Neuberin von 1734 nicht zu erlangen wußte (S. 358), fo batte er bei Creizenach S. 187 darüber alle wünschenswerthe Austunft gefunden und bem Abschnitte "Neuber und Muller im Streit" eine wesentliche Bereicherung guführen fonnen. Gleichwohl muffen wir bas Gebotene mit Dant annehmen; die mitgetheilten Documente und urfundlichen Feststellungen werden ber Geschichte bes deutschen Theaters unter allen Umftanden zu gute tommen und auf einem Bebiete, welches der Aufhellung überall so bringend bedarf und bis jett verhältnigmäßig fo wenig erfolgreiche Pflege gefunden bat, ift jeber ernfte und fleißige Forscher willfommen. o. Briefe und Berichte bes Generals

und der Generalin von Riedesel während bes nordamerikanischen Rrieges in ben Jahren 1776—1783 geschrieben. Freiburg und Tü-bingen, J. C. B. Mohr (Baul Siebed). 1881.

Friedrich Abolf von Riedefel, aus bem befannten beffischen Gefchlechte, General in braunschweigischen Diensten, war bekanntlich ber Führer jener Truppen, welche ber Bergog an bie Englander im Rriege gegen bie, um ihre Unabhängigfeit tämpfenden Ameritaner "vermiethet" hatte. Seine bochberzige Gemahlin war eine Tochter be8 preußischen Bräfidenten und nachmaligen Minifters von Diaffow, und ihre Briefe an ben Gatten, fo lange fie von ihm getrennt, sowie ihre Berichte und Aufzeichnungen, als fie nebst ihren Rindern in feltenem Beroismus fich mit ihm in bem unwirthlichen Amerika wieder vereint und nach ber Capitulation von Porttown feine Rrieg8= gefangenschaft theilte, bilden ben Inhalt bes por= hat für Correctheit des Textes und fachliche liegenden Buches. Die Briefe und Berichte ber Erfäuterung feine Mühe gespart; eine forgfältige ausgezeichneten Frau wurden von einem ihrer Einleitung bereitet auf die Lecture vor. Schwiegersohne gnerft im Jahre 1799 für die

Kamilie und die Freunde gebruckt, und im öfterreichischen Rechtslehrer Dr. Wilhelm Luftkandl, folgenden Jahre durch eine im Berlage der Spener'schen Buchhandlung veröffentlichte Ausgabe auch bem Publicum zugänglich gemacht. Aber fie maren feitbem vergriffen und nur in einzelnen Exemplaren noch fehr schwer, wenn überhaupt zu erlangen; wir wissen es baber bem gegenwärtigen ungenannten Berausgeber Dant, bag uns bas treffliche Buch in einem Neubruck wieder zugänglich geworden, welchem er ein er= örterndes Bor- und Nachwort hinzugefügt hat. Bir empfehlen das fehr icon ausgestattete Buch auf bas Barmfte; nicht nur die Begebenheiten und Buftande jener benfwurbigen Zeit werben uns von ber genau beobachtenben und feingebildeten Frau, welche nur schreibt, was fie gesehen hat, in einer gang andern Beise nabe gebracht, als ein Geschichtswerk es vermöchte: sondern es ist vor Allem die Persönlichkeit bieser Frau selbst, welche ans der naiven Darstellung als ein Muster muthigen Sinnes und ernster Pflichttreue hervors tritt, unfere Bewunderung erwedt, unfere Liebe gewinnt und vielleicht manche Leferin gur Rachfolge von Tugenden aneifert, welche sich auch in der engeren Sphäre des Hauses und der Familie bewähren.

y. Reifebriefe eines Diplomaten. Bo Charitles. Wismar, hinftorff. 1880.

Der "Diplomat" ist Aristarchi Ben, ehemaliger tilrtischer Gesandter in Berlin, ein geistreicher Mann, welcher wohl berufen ift, seine Beobachtungen über die Zustände im Orient zu veröffent= lichen. Aristarchi Ben sah das Schicksal der Türkei fich vollziehen, als noch in gewissen westländischen Kreifen die Actien des Halbmondes aukerordentlich hoch standen, und er konnte der besser Infor= mirte fein, ba ihm die entsetliche Wirthschaft ber Stambuler Efendis tein Geheimnig mar. Recht= zeitig trat er benn auch aus bem Dienste bes Gultans guriid. Bir miffen nicht genau, ob por ober nach diesem Zeitpunkte biese an eine Dame gerichteten Briefe gur Beröffentlichung gelangten, aber gleichviel, es ift Wahrheit, mas fie enthalten. Dlag man bie Schilderungen bie und da minutiös, fleinlich, ja trivial finden, im Ganzen wird man nicht umbin tonnen, gu fagen, es sei in benfelben ein Beitrag zur mobernften Geschichte ber Türkei geliefert, ben gewissenhafte hiftoriter nicht unterschätzen werben, auch wenn fie fonst nicht gewohnt waren, aus belletriftischen Quellen ju ichopfen. Wenn die Berlagshandlung aber in einem Borworte die "poesiereiche, oft aphoristische Form" anpreist, so ift das freilich eine Hoperbet und noch dazu eine sehr überscussische Denn bie Form biefer "Reisebriefe" ift an und für sich nichts weniger als bebeutent; sie wird es nur burch ben Umstand, bag ber Berfasser

fein Deutscher ist.

Die Josephinischen Ideen und ihr Exfolg. Hestrebe zur hundertjährigen Gebensteier des Regierungsantrites Kaiser Josephs bes Zweiten gehalten in der Ansa der Universität zu Wien am 29. November 1880 von Prof. Dr. W. Lustandt. Wien, Konegen.

Der wadere Rampfer für Liberalismus und angewandten Chemie von Dr. D. Dammer, Deutschthum, zugleich einer ber ausgezeichnetsten ber alten Geschichte von Dr. S. Beter und

hat recht gethan, Diefe Festrede zu veröffentlichen. Es ift fehr an der Zeit, daß die Deutsch=Defterreicher in bem Rampfe, ben fie gegen bas Glaventhum zu führen haben, daran erinnert werben, wem Maria Theresia und Joseph ber Zweite mit ihren Thaten angehören. Der Josephinismus, biefes golbene Bermachtniß ans ben Tagen erwachenben Freiheitssinnes, ift heute bedroht und gefährbet, doppelt bebroht, da die letzten seiner Träger, welche noch unter dem unmittel= baren Ginfluffe Josephinischer Ibeen ihre Bilbung empfingen, Greise find, beren Lebensbauer faum noch eine lange sein kann, ber einzige Schmerling ist heute -noch eine flarke Säule des Josephinismus in Desterreich. Was aber auch die heutigen Realpolitiker vom Josephinismus fagen mögen, er bilbete, wie ber Friedericianismus in Breufen, den Geift, ber eine neue Zeit brachte, bie Beit ber humanität, ber Gleichberechtigung. Die Festver Himanitat, der Eleiaberentigung. Die Fellered Lyfikandl's stellt in schlichter, streng wissenschaftlicher Form die Thätigkeit Josephs des Zweiten der und die Ideen, welche den großen Kaiser leiteten, springen dabei von selbst in die Augen. Heute ist zweiten große centralissende Gedanke, der dem Deutschteibum so wesentralissende ftatten tam, in Defterreich verpont; bem Dualismus, ber nothgebrungen jugestanden murbe, will der Trialismus folgen, der vielleicht den Keim zur Zerstörung Desterreichs enthalten würde, wenn er nicht - im besten Falle - Defterreich gu einem Staate machen follte, ber, um feine Existenz gegen die Ungarn sicher zu stellen, fich ben Slaven auszuliefern gezwungen mare. Der Josephinismus sicherte aber in Desterreich mit bem Einflusse ber Deutschen auch ben Geist ber Bilbung; ihm hätten es die Czechen nicht zu-muthen dürfen, daß er die Karl-Ferdinands-Universität, die älteste in Deutschland, in eine flavische verwandle. Da ift es dann erklärlich, bag man fich wehmuthig bes Josephinismus erinnert und Luftkandl nicht ohne Resignation am Schlusse seiner Festrebe ausruft: "Ja es wehte unter Raifer Joseph eine scharfe Morgenluft, Die uns aber ben Tag gebracht hat! Es wehte eine scharfe Frühlingsluft, die uns aber die Zeit ber treibenden Rrafte, der wachsenden Blätter, ber blühenden Rosen gebracht hat. Ob Joseph umfonst gelebt?" Filr ben Augenblick scheint es fast so, boch hat es keine Noth; es ist ein geschicht= licher Zwang, daß Desterreich beutsch sein muß, wenn es überhaupt fein will.

e. Meher's Fachlegika. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Seitbem wir die beiben ersten Bände bieses mitglichen und zeitgemäßen Unternehmens, das Staatslezifon von Dr. A. Baumbach und das Künftlerlezifon von Dr. A. Haumbach und das Künftlerlezifon von Dr. A. H. Müller anzeigten, sind mit auerkennenswerther Pilntklicheit einander gefolgt: Das Lexifon vor Handelsgeographie von Dr. K. E. Jung, der Deutschen Beschichte von Dr. H. Brosien, der Physis und Meteorologie von Prof. E. Kommel, das Militärlezifon von Jauptmann B. Castner, das Lexifon der angewandten Ehemie von Dr. D. Dammer, der alten Geschichte von Dr. D. Dammer,

Stern bemnächst folgen), bie Beschichte ber Litein welcher das Wesen der Hauptformen sehr verständlich bargelegt und die rhetorischen Figuren befinirt werben. Das Biographische Schriftftellerleriton, welches die bekanntesten Reitgenoffen der Nationalliteratur aller Bölfer mit Angabe ihrer Werke vorsührt, ist ein Werk, wie wir es in Deutschland bisher nicht gehabt haben, ja wie es in dieser Universalität überhaupt noch nicht existirt. Die Aufgabe, in einem handlichen Banbe von 800 Seiten, Die Biographien von 2250 Schriftstellern und Schriftftellerinnen ber Gegenwart zu geben, war keine leichte; boch hätte man sich auf Thatsachen beschränken und Urtheile vermeiben sollen, die, wo es sich um Zeitgenossen handelt, immer etwas Schwanken-bes, Unsicheres, Subjectives haben. Die Allt: lichkeit eines solchen Buches beruht auf der Information über Dasjenige, was fest steht; außerbem besaft man ein Mittel, ber größeren ober geringeren Bebeutung bes einzelnen Schriftftellers burch ben Umfang bes ihm augemeffenen Raumes gerecht zu werben. Die Redaction empfindet felbft, bag biefes Mag nicht überall ftreng eingehalten worben ift. Aber ber Stoff war ungeheuer, die Arbeit groß und wir burfen bankbar fein für bas Gebotene. Das Schrift= flellerlegiton wird fortan eines ber wichtigften und unentbehrlichsten Rachschlagebücher für Jeden fein, ber fich mit ber Literatur professionell ober als Liebhaber beschäftigt. Ein am Schluffe binzugefügtes Berzeichniß ber in ber neueren Lite-ratur gebräuchlichen Pfeudonymen verdient be-

sondere Anertennung. o. Die deutsche Nationalliteratur bes neunzehnten Jahrhunderts. Literarhistorisch und fritisch bargestellt von Rubolf von Gottschall. Fünfte vermehrte und verbefferte Auflage. Bier Banbe. Breslau,

Eduard Trewendt. 1881. Das Erscheinen einer neuen Auflage bieses Werkes gilt uns als erfreuliches Zeichen bafur, bag in weiten Rreifen unseres Boltes ber Antheil an ben Bestrebungen ber zeitgenössischen Literatur sich erhalten hat und vielleicht sogar im Steigen ist. Freilich hat die Literatur in Deutschland keinen gunftigen Stand neben den berrichenden Dlächten bes Tages; wir leben in teinem literarischen Zeitalter. Rein literarische Fragen bewegen unfer gegenwärtiges Geschlecht nur mäßig. Man macht fich bie Sache bequem, indem man mit ben Claffifern abidiließt, ben Reft als Epigonenthum abfertigt, und höchstens einige Ausnahmen mit größerem Ernft behandelt. Diefer wenig ermunternden Unschauung gegenüber erhebt und vertritt Gottschall ben Unspruch,

ber allgemeinen Beltgeschichte von Dr. baß ber Lebenbe Recht habe, auch ber lebenbe K. Hermann. Die neuesten Banbe sind bas Schrifteller; und über diesenigen Erscheinungen Lexikon ber allgemeinen Literatur von hinaus, welche ben Blid auf sich gezogen haben, Dr. G. Borhat und bas Biographische wil sie von einer Partei auf den Schild gehoben Schriftftellerlexikon der Gegenwart ober auß andern Gründen Mode sind, versucht von Frang Bornmuller (unter Mitwirfung er ein Bilb ber gesammten bichferischen Production namhafter Schriftsteller.) Ersteres giebt neben ben ber Gegenwart ju geben, ihre Tendengen ju Biographien der hervorragendsten Dichter und Pro- charafteristren, ihre Ziele ju bestimmen. Bir saisten ber außerbeutschen Literatur (die deutsche kennen gut genug die Fehler von Gottschall's soll in einem besonderen Bande des Prof. Ab. umfassender Arbeit: ihre ftart subjective Färbung und die Ungleichheit ber Behandlung. raturen bei ben einzelnen Boltern nebft einer Poetit, man barf ein Wert wie bas vorliegende nicht unter bem Besichtspuntte ber eracten Befdicht= schreibung betrachten. Gine Geschichte ber beutschen Rationalliteratur bes neunzehnten Jahrhunderts tann erft eine folgende Generation schreiben. Wer felber betheiligt ift am Rampfe, tann nicht wohl ein unbefangenes Urtheil abgeben. Auch ftrebt Gottschall gar nicht nach Objectivität. Mit glänzender Beredtsamkeit vertheidigt er, mit außerorbentlicher Schärfe greift er an. einen Partei gegenuber wirft er bas Panier der andern auf. Aber er hat ein Herz für die vertraubern unferer Schriftseller und bringt ihnen die Wärme, die Liebe, die Begeisterung entgegen, welche, wenn sie vielleicht manches Mittelmäßige zu hoch schätzt, im Ganzen boch nur dazu beitragen kann, die literarische Arbeit ber Gegenwart zu fördern und fie zu einer Un-gelegenheit von mehr als fecundarer Bedeutung in unferem öffentlichen Leben zu machen.

o. 8. Schweizersagen. Erzählt von Abolf Mit Holgichnitten nach Original-Freb. Beichnungen beutscher Künstler. Leipzig, Alphon8 Dürr. 1881

Ein begabter junger Autor, der sich bisher vornehmlich auf literarhistorischem und fritischem Gebiete, namentlich auch ben Lefern ber "Rund= icau", befannt gemacht hat, führt fich bier zu= erst als producirender (ober reproducirender) Autor mit gutem Glüde ein. Aus ber reichen Kille ber Schweizer Sagen hat er mit verständiger Auswahl eine Anzahl hervorragender Stude herausgegriffen meift von fürzerem Umfange, welche mehr Stimmungen und Situationen an uns vorüberziehen laffen, als daß fie größere, ausgeführtere, novellistische Fabeln, bramatische Borgange gestalteten, und er hat fie mit berfelben Einfachheit, in welcher sie angelegt find, auch nachzuerzählen gewußt, und sie nirgend stilwidrig ausgeschmudt, ober bem Effect zu Liebe mit ftärkeren Accenten versehen, als die Natur ber Sagen gulaft. Richt nur engeren Landsleuten bes Berfaffers, wie bie Borrebe bescheiben in Anspruch nimmt, sondern auch ben kleinen und ben großen Kindern bei uns werden biefe "Schweizersagen" eine willtommene Gabe fein.

Aus der Zeit für die Zeit. Bunte Stiggen aus bem Leben bekannter und unbefannter Tagesgrößen. Bon Baul Linbenberg. Stuttgart, Abolf Bong & Co. 1881.

Der Inhalt bieses Blichleins besteht aus einer bunten Reihe moderner Rünftler-Unetboten beiterer ober ernfter Natur: "Der erste Lorbeer' (Guftav ju Butlit), "Wie P. R. Rofegger Anaftafius Briin fennen fernte" u. f. w. Go bescheiben

e. Die Seffen in den Heldzügen in der Champagne, am Maine und Abeine 1792—1794.
Bon Maximilian Freiberrn von Ditfurth, weil. hurstlift, hest. Generalstabs-Officier. Aus Berf. Nachtaß berrunsgegeben. Marburg, N. G. Elwert'sche Universität8=

buchhandlung. 1881.

Das Vorwort ist "Cassel im Februar 1846" batirt. Der Berf. war einer ber ausgezeichnetsten turbeffischen Officiere, von umfaffenden Renntniffen nicht nur in seinem Fach, sondern auch von einer gediegenen allgemeinen und pundangen. Wir übergehen die zweisethafte Einnenge. Bildung. Er start, ein noch rustiger Mann, Wir übergehen die zweiselhaften Wortes Anfangs der sechziger Jahre zu Marburg, wenn obenein an sich selber zweiselhaften Wortes Anfangs der sechziger Jahre zu bei in Angangbe, denn dem Kurstürsten (Herodot schreibt es den Achristen stetz ein anderes Wort einer gediegenen allgemeinen und humanistischen waren die Schriftsteller, besonders aber schrift= ihren eigenen Schriften stets ein anderes Wort ftellernde Staatsbeamte und Officiere zuwider. für Phonix gebrauchen), um auf den Kern von Burbe boch bem verbienten Manne, als er für Brof. Caffel's Ausführungen gu tommen. Gie fein 1840 erschienenes Wert "Die Dessen in den geben auf die Bezüge des Phönir zur herrichenden Feldzügen von Flandern" den babrischen driftlichen Zeitrechnung. Nachdem die Bebeutung St. Michaelsorden erhielt, nicht einmal gestattet, bes Phönix fur die alte christliche Symbolit und denfelben anzunehmen und zu tragen. Das seine Rebeneinanderstellung mit dem wieder= erklärt auch, weswegen er bei Lebzeiten vor= kehrenden Jesus nachgewiesen, fragt der Bersaffer, liegendes Buch nicht mehr erscheinen ließ, welches warum Dionyfius, entgegen dem früher acceptirten viel Kraft und Blut ohne jeglichen Erfolg vergendet wurde, weil es, wie der Berf. sagt, an dem Bindemittel sehlte, durch welches allein irgend entfprechenbe Birtung und Bebeutung gu erlangen gewesen - an ber Gintracht eines größeren beutiden Befammtvater= lanbes!

αβ. Der Phönig und seine Aera. Bon Brof. Dr. Baulus Caffel. Berlin,

3. Windolff. 1880.

Nicht leicht wird sich in der muthologischen Wirrniß ein geistvollerer Führer finden als Prof. Caffel. Die vorliegende, außerordentlich Geburt find 874 Jahre (46 × 19); von Abam's

bie Gabe geboten ift, fo freundlich wird fie ber | karan, glangen, entspricht. Während bemnach gefer entgegen nehmen; sie wird ihm ein ansgenehmes Stündigen bereiten.

e. Die Heffen in den Feldzügen in der Chamspape, am Maime und Kheine 1792—1794.

Bon Maximilian Freiherrn von Thieren eine besondere Verwandtschaft mit dem Licht gefeben, und ber einmal beliebten Unnahme gemäß, beiben bie Gigenschaften ber Sonne, bie Allwiffenheit, die Langlebigteit u. f. w. zugefchrieben haben. Beibe Puntte werden burch eine ungemeine Mille von Beziehungen in ben betreffenden Minthologieen erläutert. Ebenso foll nun auch ber Name Phonix, ben wir bem herodot verbanten, als ägyptisches Wort für Sonne, Sonnenjahr, Zeitalter erflärt werben. liegendes Buch nicht mehr erscheinen ließ, welches wir nunmehr, allerdings sehr verschaften der datum des 25. December 751 a. u. a., die inmer noch willfommen auß seinem Nachlaß Seburt Christi auf den 25. December 753 gelegt erhalten. Der Stil desselben hat etwas Obsoletes; dabe und damit durchgedrungen sei. Mit umaber die Lüchtigkeit der Gesinnung und der Krische darunk hervor. Alls ein mit minutiöser Krische darunk dervor. Alls ein mit minutiöser Krische darunk dervor. Alls ein mit minutiöser Krische darunk dervor. Alls ein mit wielem urkundlichen Material außgestatteter Beitrag zur hessischen Arbeit dangen Material außgestatteter Beitrag zur hessischen Arbeit den Kriegsgeschichte, liesert von Ditsurth's Arbeit manchen interessantlich ausgeschichten Park von Die 33½ Jahre ab, die Christus nach von die 33½ Jahre ab, die Christus nach von die Kraft und Blut ohne jeglichen Erfolg ververlichten von Arbeit sich ein anderer sehr in welcher so verbindet sich ein anderer sehr interessantlich verbinder sich darun Denstützen der Verläusen der V verbindet sich ein anderer sehr interessanter Nachweis. Während man bisher die Erkenntniß bes neunzehnjährigen Mondjahrcyclus bem Athener Meton zuschreibt, weift ber Verfaffer fie Chalbäern und Juden gu. Die Daten ber biblischen Batriarchen sind nämlich meift Multipsicat von 19. Abam lebt außerhalb bes Paradieses 930 Jahre $(49 \times 19 - 1)$ bem Paradiesjahr), Seth lebt 912 Jahre (48 × 19), Methusalem lebt 969 Jahre (51 × 19), Roah 950 Jahre (50 × 19). Von Abam bis Lamech's Geburt und von Lamech's bis zu Sarah's anziehende Schrift behandelt zunächst die drei Tod bis Lamech sind 56 Jahre $(3 \times 19 - 1)$, alten Connenthiere ber griechischen Mythologie, von Abam's Tob bis an Benoch's Tob 57 Jabre alten Sollientistere der grechsichen Achtvologie, von Adam's Lod die Jenod's Lod der Jahre bie Kräße, den hirfd und den Raden. Warum (3×19). Bon Gva die Scrach's Geburt sind alle drei den Lichtgöttern geweiht und gelten 1957 Jahre (103×19); von Abraham's Geburt für besonders Langledig? Die vorgeschlagene, und die Voad's Tod 57 Jahre (203×19); von Noah's durch ähnliche falsche Bolksethmologieen gestützte Geburt die Abraham's Geburt 893 Jahre Crkstung ist die zufällige Achnsichtet des indos (47×19) u. f. w. Das kleine Bichelien enthält germanischen Wurzellauts der deiden ersten mit sür Freunde der Symbolik und Geschichte eben dem Sanskrit khar, lenchten, dem das ebräische so viel Bedeutendes wie Ueberraschendes. Bon Renigkeiten, welche ber Redaction bis zum 20. Februar zugegangen, berzeichnen wir, näheres Ein-gehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

achen nach Kanim und Gelegenheit uns vorbehaltend:
lianchl. — Document relativi ad alcune asserzioni del
Jenichpe di Motternich, informo al re Carlo Felice ed a
Carlo Alberto principe di carginano con osservazioni Motternich in Moomede Bianchi. Torino, Fratelli Bocca. 1882.
Sibiliotifet ausführlicher Rehr- und Selediürer ber modernen Sprachen und Motteraturen nach Motertion's Methode. Druchen und Mitteraturen nach Motertion's Methode. Inter Mittoirfung nationaler Gelehrten herausgegeben von Dr. phil. J. Bood-Arfolfh. IV. Band: Englitiges Lehr- und Kefebuch in 2 Eurfen nehn Erplichement. Sethig, Metertopf & Hirtel.
Böhme, — Der Einfluss der Architektur auf Malerei und Flastik. Ein Buch für Freunde und Studierede der bildenden Kunst von Karl Böhme, Architekt. Mitzahleriehen Illustrationen. Dresden, Gibers'sche Kgl. Hof-Voeragsbuchbandlung. 1882.
Voerthel. — Die fürftlichen Minnefinger der Manefie

bildenden Kunst von Karl Böhme, Architekt. Mitxahlreichen Inustrationen. Dressden, Gibere'sche Kgi. HofVerlagsbuchhandlung. 1882.

Boerkef. — Die fürstligen Minnesinger ber Manesse's

fügu Lieberhandichtiger Darhesung von Alfred Boerkef.

Mit is Abbitdungen. Mainz, B. b. Zabern. 1882.

Brehn's Abbitdungen. Mainz, B. b. Zabern. 1882.

Brehn's Historian in Marken der Migabe. Mit is Abbitdungen. Mainz, B. b. Zabern. 1882.

Brehn's Historian in Marken der Migabe. Mit is Abbitdungen. Mainz, B. b. Zabern. 1882.

Brehn's Hobitdungen. Mainz, B. b. Zabern. 1882.

Brehn's How Der Dr. Alfanginger, Breh. D. Geginth und Bro'd Dr. Alfanginger, Breh. D. Geginth und Bro'd Dr. Alfanginger, Breh. De Hebelgig, Bibliographisides Antitut. 1882.

Brod's Mitteratur den Stepton. Drehgehnte bost fürsing umgearbeiter Auslage. Mit Abbitdungen und Karten auf 400 Tafeln und im Teget. Deft 11–18.

Beipzig, J. M. Brodhuns. 1882.

Broo's — Kunzer Leitighen der Geschichte ber engfüschen Litteratur den Stophord M. Mroofe, M. A. Deutsig bearbeitet und mit Aumertungen berlehen bon Dr. J. Maithjas. Autorifierte bentlige Ausgabe.

Brod's — Schoelzer Album Mittert 1881. Mon B. B.

B. Ghrulen. — Genoelzer Album Mittert 1881. Mon B. B.

Classies, foreign, for onglish Readers edited by Mrs.
Oliphant: — Schoelzer Album Mittert 1881. Mon B.

Classies, foreign, for onglish Readers edited by Mrs.
Oliphant: — Schoelzer Album Mittert 1881. Mon B.

B. Schuletton Demann. Deutsige Jand- und Saus
bibliothet. Bb. 14. Det Brautmartig und andere Gräghlungen von Bejorntjerne Björnion. Ineberleigt und einer Gimeletiet von Ghond Nobelma, — Bb. 15.

Sochlandsgeschächten von Stophord Kirtefiner. Einttgart,

Bit einer Gimeletiet von Sobebang. — Bb. 15.

Sochlandsgeschächten von Wielen Schriftene. Einttgart,

Broofer. — Kirteratur von Stophord Kirterion's des Grossen. VI. W. Spemann.

Correspondenz, politische, Friedrich's des Grossen. VI. VII. Band. Berlin, Alexander Duncker, kgl. Hofbuch-

handlung. 1881.

Diederichs. — Ueber die Aussprache von sp. st, g und ng. Ein Wort zur Verständigung zwischen Nord und Sud von Aug. Diederichs. Rostock, W. Werther's Verlag.

naate koolman. — Wörterbuch der Ostfriesischen rache. Von J. ten Doornkaat Koolman. Heft 14. den, H. Braams. 1881. r. — Rotre Dame bes Hots. — Eine Slödner-rt. Zwei Robellen bon Karl Erdm. Ebler. Wien, B. Kaelp. 1882. Doornkant Koolman. - Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache. Norden, H.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. Herausgegeben ncyatopaedie der Auturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömich, Prof. Dr. G. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg., 28. Lfg. Enthalt: Handbuch der Botanik. Breslau, Ed. Trewendt.

aller. — Das Gigeidtlinger Dichteralbum. Voe-tifcher Blüthenftrauß, gesammelt im Schof einer süb-deutschen Kleinftadt von Emil Faller. Aarau, H. A.

Samrigari streining om sint ydure. Sattal, 2, 9. S.
Samrifariorie 1882. Renen Zeframentes. I. Zond.
Die bier Ebangelten und bie Mpolielgeldiche überleit und erflart bon Emil Zittel. Ratisruhe, E.
Zraun iche Sofiouchjandlung. 1882.
Faulmann.— Ilustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst, ihrer Erfindung durch Johann Gutenberg und
ihrer technischen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von
Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck, 12 Beilagen und 300 in den Text gedruckten
Ilustrationen, Schriftzeichen und Schrittproben. Lig.
6—11. Wien, A. Hartleben's Verlag.
Feller und Odermann.— Das Ganze der kaufmännischen
Arithmetik von Dr. F. E. Feller und Dr. C. G. Odermann. Zum siebenten Male bearbeitet von Professor
Dr. Carl Gustav Odermann, emer, Direktor der öffentl.
Handelsjehranstalt zu Leipzig. 14. wesentlich umgearbeitete u. vermehrte Auft. Leipzig, O. A. Schulz. 1882.

Ferraris. — Il Tolografo ed il Giornalismo in Inghilterra ed in Italia di Maggiorino Ferraris. Roma. 1882.
Funt. — Arbeiter-Katedismus. Die einfaditen Lehren ber Bottsbritthfdaft unb bes glewebilden Berfehrs in Leicht faßlicher katedistünger Form. Bearbeitet bon Bal. Hunt. Gießen, E. Koth. 1881.
Genée. — Rehr- und Manderjahre des deutschen Schappiels. Dom Beginn der Meromation dis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Bon Andolph Genée. Berlin, W. Hofmann & Comp. 1882.
Genverbehalle. Organ für den Fortfäritt in allen Jivotgen der Kunfinduirte, unter Mitivirlung der vöhrter Frachmänner redigit den Ludwig Effentofr und Carl Weigle, Architecten in Stutigart. 20. Jahrg. pet 2. Stutigart, 3. Engeloorn. 1882. Seft 2. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882. Grassmann. — Das Pflanzenleben oder die Physiologie

der Pflanzen. Von Robert Grassmann. Stettin,

der Pfianzen. Von Kobert Grassmann. Stettin, ko. Grassmann. 1882.
Grun. — Göfer Borgie, Arauerspiel in fünf Aufgügen bon Ernst Erne. Berlin, E. H. Schroeder. 1881.
Grun. — Kasser Friedrich der Erste. Schauspiel in fünf Aufgügen den Ernst Grun. Berlin, E. Hansen. — Vlaanderen Gered. Heldeuvers met Opdracht in Naamklinklicht aan den hooggeachten Heer en Vriend August Michiels. Hofdman der vlaamsch- vrijzinnige

Beweging te Antwerpen. Door Dr. C. J. Hansen, Ant-

Raturgefchichte bes Menfchen bon Fried-Sellmald.

Delivald. — Raturgeldichte bes Menicien von Friedrich von J. Kellen Bellen Bell

Kleinpaul. — Kom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 11. 12. Leip-zig, H. Schmidt & C. Göntber. 1882. Strafft. — Johannes. Moman bon Guitab Arafft. Fronffurt a. Mr. G. Koentiger. 1882. Künstler-Jahrbuch, deutsches. für 1882. Geruss-gegeben bon Jans Abam Schopt. I. Jahrgang. Dresben, Gilbers'fche Königl. Dof-Berlagsbuch-bonblum. handlung.

Lartey.— Gastmahl der Verwaltungsräthe von Edgar Lartey.— Properz in Paris.— Altenglische Sitten und mosaische Geologie.— Die Handbibliothek eines auf-geklärten Junkers.— Dr. Grammatobarnum.— Das Gastmahl.— Der sichere Haften der Ultramontanen und der Epilog eines Culturpolitikers. Budapest, W. Lauffer.

lesze. Unfer Jahrhunbert. Ein Gefammtbild ber vichtigften Ercheinungen auf dem Gebiete der Ge-chichte, Kunft, Wiffenschaft und Jnouhrte der Reu-zeit. Bon Otto den Keirner. Mit zahlreichen Jun-trationen Iga 37. 38. Sinttgart, J. Engelhore. Lichtenberger. Etnde son les poésies lyriques de Goethe par Ernest Lichtenberger, Professeur. Ouvrage conronne par l'Académie française. Deuxième édition.

couronne par l'Academie française. Deutseine cuitoin. Paris, Haodistie et Gie. 1882. Meires Tiberius don Erich Affien. Mit einem Bor-wort don Dr. Andolf Aleinhauf. 2 Bände. Belgig. B. Friedrich. 1882.

29. Hyteorig. 1882.

24. Hyteorig. Service Strain Feiner. Bon Paul Lindau.

Breslau und Leipzig. S. Schottlaender. 1882.

Litteraturdenkmale, doutsche, des 18. Jahrhunderts
in Neudrucken herauggegeben von Bernhard Seuffert.

Heft 4. Preussische Kriegslieder von einem Grenadier
von J. W. L. Gleim. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882.

von J. W. L. Gleim. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882, Manteuffel. — Filet-Guipure-Album. Eine Samminung inhouser praiftig ausgeführer Originalmuster. Rebit illustrirter Anleitung von Erna von Manteuffel. — Monogramm Album. Sechshunder ihrbool verföhungene Auchtleben für Platflichflicherei in verschiedenen Eröfen. Rebit dielen Berzierungen. Entworfen und gezeichnet von Erna von Manteuffel. — Det III. Harburga a. E. G. Elfan. Meyer's Sprachführer. — Französischer Sprachführer. Konversations- und Worterbuch für Reisende. Leipzig, Bibliographisches Institut.

dem Gebiete der Kinder-Erziehung speciell des Volks-schulwesens. Ein Blick in die Volksschulgesetzgebung des 19. Jahrhunderts von Man-su-faer. Köln und Leipzig, Ed. Hnr. Mayer. 1882. **Nohr.** – König Saul. Trauerfpiel in fünf Aufzügen bon Eb. Mohr. Leipzig, Siegismund Bottening.

Moldenhauer. — Das Weltall und seine Entwidelung. Darlegung ber neuesten Ergednisse ber tosmologischen Jorigung von C. F. Theodor Moldenhauer. Lyg. 4.5. Köln, E. D. Maher. 1882. Raumann. – Julitrirte Musikaschicke. Die Ent-

Naumann. — Julitrirte Musitgeschichte. Die Ent-wicklung der Tontunit aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Enil Raumann. A. Professor und Hoffirchemmissbireftor. Heft 12, 18. Stuttgart, B. Spemann. 1881.

Neményl. — Hungaricae res. Ein Commentar zu dem Aufruf des "Allgemeinen deutschen Schulvereins" in Angelegenheit der Unterdrückung der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Von Dr. Ambros Neményl.

Budapest, Fr. Kilian. 1882.

Neubauer. — Die Ideonen. Ein Gedicht in fünfzig Liedern. Von Ernst Rudolf Neubauer. Hamburg, J. F.

1882

Richten. 1882.
Rordlandschrein. — Maleriige Wanderungen durch Korwegen und Schweben, Irland, Schottland, England und Wales. Wit befonderer Berückfichtigung den Seigendo Gefoliche. Airentaur und Kunft. Derausigegeben dom Sogenno Eefgiche. Airentaur und Kunft. Derausigegeben den Prof. Dr. A. Brennede, Francis Broemel, Dr. Hoolf Wolenberg, Hougo Schenbe, d. down Wobeler. Publiftert durch mehrere bundert Hoolf with end Original Zeichnungen, don den derbehreiten Künftlern an Ort und Stelle eigens für dies Mert aufgenommen. Eig. 16. Leidzig, Jerd. Hit Sohn.
Rovificien Buldne, Frankfurter. Ru. A. Auf Regen folgt Sommenligen. Dramatliche Klauberei in einem Act dom Ferd. Exieden. Frankfurter. Auf., G. Koeniber. 1882.

niger. 1882.

niger. 1882. 34 Kreud und Leid, Sammlung leidt ansführbaver Lieber für beutiche Männerchöre alterer, sowie der herboragendlen jest lebenden Tondichter, herausgegeben vom A. Kalme, Königt. Musikbirettor und Organitt. Leipzig, M. Heffel Verlag, 1882. 20st. – 30steh Hand vom der Freder Verlag, 1882. 20st. – 30steh Hand vom der ihren Portrait. Leipzig, Vereitfopf & Hart. 1882. oppe. – Alphabetisch-chronologische Vedersicht der Erfindungen, Entdeckungen und Fortschritte auf den Gebiete der Physik, Chemie, Mechanik und industriellen Technik von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage von Dr. Adolph Poppe, vormal. Direktor der höheren

von Dr. Adolph Poppe, vormal. Direktor der höheren Gewerbschule zu Frankfurt a. M. Dritte neu bearbei-tete und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., H. Keller.

Report of the Commissioner of Education for the year 1879, 2 Vols. Washington. 1881.
Nithard. — Phaeton, ober der Menligen Mingen und Streben. Drama in vier Aufgügen von Oscar Michard. Handung, Hrünften. 1882.
Nichter. — Bilder auf der beutchen Gulturgefchichte von Albert Micher. I. Baub. 3. Lfg. Leipzig, Fr. Aranbikister.

Arandietter.
Roeber. — Brijde und epijde Gedicke den Friedrich Koeber. — Unijage. Bertin, D. Janke.
Roeber. — Das Märchen vom König Drojjelbart von Friedrich Hoeber. Merchon, J. Addeler. 1881.
Rofegger. — B. E. Wietogn, J. Addeler. 1881.
Rofegger. — B. E. Wolegger's ausgewählte Schriften.
Ig. 41–50. Wien, A. hartleben's Berlag. 1882.
Rindert. — Friedrich Andert's gefammelte Werfe. Weue billige Ausgade. Afg. 12–13. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Berlag.
Rundfigd. Deutfige, für Geographie und Statifikt.
Unter Mitwirkung herborragender Hachmänner herausgegeben dom Krof. Dr. Kart Arendis in Minden.
IV. Jahra. Helt 55. Wien, A. Hartleben. 1882.
Saar. — Gedickie von Frechtand den Saar. Seibel-berg. E. Weis 1882.

berg, &. Weiß. 1882.

Meyer-Markau. — Der Parzival Wolframs von Eschen-bach. Eine Abbandlung von Wilhelm Meyer-Markau. Mit dem Wappen Wolframs von Eschenbach in Holz-schnitt. Magdeburg. Heinrichshofen's Verlag. 1882. Mhan-su-faer. — Die Nothwendigkeit und die Möglich-keit einer kräftigeren Zusammenwirkung der Völker auf dem Cabieth, dar Kinday-Kwishmung anvaisill dar Volke-1882.

1882.

Sammlung gemeinberständlicher wissenschaftlicher Vorstäge. Hernügegeben bon Rub. Birchow und Fr. d. holgeieborsf. AVI. Serie. Heft 1882. Das Seleit ber Pfianzen. Bon Henry Potonich. Mit 17 holgeichnitten. — Setz 885. Kaiser Friedrich der Jweite. Bon Dr. E. Boesser. — Hert 1884. Tivol als Gebrygs land, Erreistlicher auf Bergangenheit und Gegenwart. Bon Karl Kögler. Berlin, G. Hackel. 1882.

Schabkammer deuticher Alluftratören, enthaltend Ori-ginal-Zeichnungen zu beliebten Dichungen. 1. Band. Der Mattenfänger von Hameln. 25 Zufchzeichuungen zu Julius Wolff's Benetiure dem Karl Karger. Heft Z. Wünden, Abolf Adermann, Hof-Buch und

Runfthandlung. 1882.

Schlegel. - Roswitha. Eine altgermanische Sage aus Kärnthen von Thomas Schlegel. Wien, Carl Gerold's

Sohn. 1882. Schule für die Mittelstufe des Klavier-Unterrichts. Aus Werken von Beethoven, Bertini, Clementi, Corelli, Dussek, Field, A. Förster, Gelinek, Hummel, Kalk-brenner, Mendelssohn, Mozart, A. E. Müller, Steibelt, K. Urbach, R. Wohlfahrt progressiv zusammengestellt und als eine Fortsetzung zu den bekannteren Klavier-schulen, ganz besonders zu Karl Urbach's Preis-Klavierschule herausgegeben und mit ausführlichem Fingersatz versehen von Karl Urbach und Robert Wohlfahrt. Op. 140. Leipzig, M. Hesse's Verlag.

Schweiger-Lerchenfeld. - Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des Hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illu-strationen. Lfg. 23. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Straßburger Kapitulation. Zur Gefdichte ber Straß-burger Kapitulation von 1681. Kiftveische Müdblicke eines Glishjers auf die Zeit von 1688 die 1697. Straß-burg, R. Schulf & Comp. 1882.

Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. I. Hans Sebald Beham, Maler und Kupfersteller (geboren 1500 zu Nürnberg, gestorben 1550 zu Frankturt a. M.) und seine Zeit. — Deutsche Trinkgläser des 16. und 17. Jahrhunderts. Von G. K. Wihelm Seibt. Frankturt a. M., H. Keller. 1882.

a. M. H. Keller. 1882.

Benifch. — Schwarzburg. Hitoriiche Erzählung aus dem Siebenbürger Sachjentande. Bon Traugott Zeutich. Lig. 8. Kronifacht, H. Drehnandt. 1882.

Balera. — Kepita Jimenez. Ein andalupiicher Koman bon Don Juan Balera. Aus dem Spanichen überfeit von Baultine Schanz. Bit einer Einleitung von D. n. J. Hart. Berlin, A. B. Auerdach. 1882.

Bertwunder und geheilt. Dramatiiches Gebicht in finir Aufzingen. Jreiburg. Jr. Wagnerlige Buch-handlung. 1881.

Bifcher. — Apriche Gänge von Friedrich Theob. Bicher. Stuttgart, Deutiche Berlags-Austalt (vormals Edward darferver). 1882.

mals Chuard Hallberger). 1882. orträge, herausgegeben vom deutschen

ortrage, herausgegeben vom deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereine von New-York. Nr. 1. Die Johns Hopkins Universität von Dr. A. Jacobi.— Nr. II. Gegenwart und Zukunft der grossen Kultur-sprachen, besonders des Englischen und des Deutschen. Von Alexander J. Schem.— Nr. III. Das Theissland und sein Dichter. Von Udo Brachvogel.— Verhand-lungen des Vereins. Heft. I—IV. New-York, E. Stei-ger. & Co.

ger & Co. **Baiß.** — Caroline und ihre Freunde. Mittheilungen aus Briefen von G. Wats. Letyzig, S. Hirzel.

Wallvoth's Klaffiker-Wibliothek. 1. Schiller's Worke. 1. Bond. Juhalt: Die Mäuber. Kabate und Liebe. Der Mentdienfeind. Beelin und Leizig, E. Walivoth, Wildenbruch. — Harold. Krauerspiel in fünf Atten von Ernft von Wilchendruch. Bertin, Freund's Zedek.

Rildenbruch. — Der Menonit. Trauerjpiel in bier Aften von Ernst von Wilbenbruch. Berkin, Freund & Jeckel. 1882. Wildenbruch.

Berlag von Gebrüder Bactel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg. Für die Redaction verantwortlich: Elwin Pactel in Berlin. Unberechtigter Nachdrud aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterfagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.







